(P.)
88
Ge. LiF.
D
15
1

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LII.

(Juli — August — September 1887.)

309148
35
1
11

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Capstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.52

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundfünfzigsten Bande (Juli — September 1887).

		Seite
I.	Schönheit. Novelle von **Karl Frenzel.** I./II.	1
II.	Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Schriften. 1623—1693. I. . . .	37
III.	Goethe und Herder. Vortrag, gehalten in Weimar den 21. Mai 1887 bei der zweiten Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft von **Bernhard Suphan**	63
IV.	Die Märchen der Tausend und Einen Nacht. Von **August Müller**	77
V.	Josef Victor von Scheffel und Anselm Feuerbach. Von **Adolf Hausrath**	97
VI.	Aus den Briefen Leopold von Ranke's an seinen Verleger. Von **Hans Blum**	123
VII.	Die Maifeste in Florenz. Von **Herman Grimm** . . .	139
VIII.	Politische Rundschau	145
IX.	Julian Schmidt's Literaturgeschichte. Von **Wilhelm Dilthey**	151
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Bibliographie	160
XII.	Schönheit. Novelle von **Karl Frenzel.** III./IV.	161
XIII.	Reliquien von Sophie Brentano. Mitgetheilt von **Bernhard Seuffert**	199
XIV.	Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Schriften. 1623—1693. II. . .	215
XV.	Einheitlichkeit des Naturerkennens. Von **B. Carneri**	242
XVI.	Geschichte einer vornehmen Dame im achtzehnten Jahrhundert	256
XVII.	Erinnerungen an Franz Liszt. Von **Fanny Lewald.** I./V.	270
XVIII.	Rathsmädelgeschichten. **Von Helene Böhlau.** Fünfte Geschichte. Wie Frau Rath über das Leben, über Erziehung und über die ersten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte	291

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Politische Rundschau	299
XX.	Briefe über die neuere philosophische Literatur. Von **G. v. Gizycki**	305
XXI.	Literarische Notizen	318
XXII.	Bibliographie	320
XXIII.	Die Weinprobe. Novelle von **Hans Hoffmann**	321
XXIV.	Sophie Charlotte, die erste preußische Königin. Nach ungedruckten Briefen. Von **Reinhold Koser**	353
XXV.	Erinnerungen an Franz Liszt. Von **Fanny Lewald.** VI./VII. (Schluß.)	370
XXVI.	Schönheit. Novelle von **Karl Frenzel.** V. (Schluß.)	385
XXVII.	„Station Burgtheater!" Die Directionsepisode Wilbrandt's. Von **Sigmund Schlesinger**	407
XXVIII.	Die fünfzig Regierungsjahre der Königin Victoria. Von **Lady Blennerhassett**	422
XXIX.	Rathsmädelgeschichten. Von **Helene Böhlau.** Letzte Geschichte. Das Gomelchen	445
XXX.	Heinrich Laube über Heinrich Heine. Ein ungedruckter Aufsatz Laube's. Mitgetheilt von **Gustav Karpeles**	458
XXXI.	Politische Rundschau	468
XXXII.	Ueber Literatur-Studium als Mittel der Erziehung	474
XXXIII.	Literarische Notizen	478
XXXIV.	Bibliographie	480

Schönheit.

Novelle

von

Karl Frenzel.

I.

Langsam und verwundert schritt an diesem Faschingsdienstag ein junger Mann durch die Straßen von Florenz. Vom Thore San Gallo, wo er sein Pferd in eine der vielen Herbergen eingestellt hatte, die sich hier für die Reisenden aufthun, dem Domplatze zu. Der Carneval fiel diesmal früh im Jahre: ein kalter Nordwind wehte von den Abhängen der Berge in die Arno-Ebene, und die Februarsonne machte vergebliche Anstrengungen, die stahlgrauen Wolken zu durchbrechen. Fröstelnd so von innerem wie von äußerem Unbehagen wickelte sich der Jüngling fester in seinen dunklen Mantel und zog die Kapuze tiefer in das Gesicht. Unwillkürlich verglich er in seinem Geiste die Stille und Einsamkeit der Straßen, die von seinen scharfen Schritten auf den glatten Steinplatten widerhallten, mit dem Glanz und der Fröhlichkeit seiner Erinnerungen, als er selbst, ein blühender Knabe, rosenbekränzt, in dem prächtigen und lustigen Carnevalszuge Lorenzo de' Medici's, unter den Klängen der Trompeten und Pauken, die dann wieder im gefälligen Wechsel von den sanfteren Tönen der Flöten und Zimbeln abgelöst wurden, eine, wie er damals glaubte, wichtige Rolle gespielt. Elf Jahre war es her, und doch stand das Bild wie hingezaubert vor seinem inneren Auge. Der kostbare Wagen, der Bacchus und Ariadne trug; das jubelnde und singende Getümmel von Bacchanten und Bacchantinnen darum, mit Thyrsusstäben, mit goldenen Weinkrügen und silbernen Bechern; die Chöre der Jünglinge und der Jungfrauen; die Menge, die zu Tausenden gedrängt auf den Plätzen sich an dem Schauspiel nicht satt sehen konnte; die Frauen, die aus den Fenstern und von den teppichbehängten Altanen herab Frühlingsblumen auf sie gestreut; das buntfarbige, jauchzende Maskengewirr . . wie ein flüchtiges Traumgebild, als ob es niemals dagewesen, so war es vorübergegangen. In dem Florenz, das ihn heute, unter dem lichtlosen Himmel, mit seinen trotzigen dunklen Palästen, den engen wie ausgestorbenen Gassen, so kalt und traurig anstarrte — „als ob es von der

Pest heimgesucht wäre," murmelte er vor sich hin — erkannte er die fröhliche Stadt seiner Jugend nicht wieder.

Wohl wußte er, daß in der Verfassung der Stadt und in der Stimmung des Volkes, von den reichen Kaufleuten und den oberen Zünften bis hinab zu den Arbeitern in der Wollmanufactur, zu den Walkern und den Lastträgern, ein gewaltiger Umschwung sich vollzogen. Hatte er doch selbst an jenem 9. November 1494, als Piero de' Medici, der Sohn Lorenzo's, vor dem aufgestandenen Volke aus Florenz entfliehen mußte, zu denen gehört, die am lautesten: „Nieder mit den Kugeln! Freiheit! Freiheit!" geschrieen, und war einer der Ersten im Thurm des Bargello gewesen, die dort aufgespeicherten Schwerter, Streitkolben und Partisanen an die waffenlosen Bürger zu vertheilen. Denn die Albizzi's, aus deren einer Seitenlinie er stammte, waren seit beinahe achtzig Jahren die geschworenen Feinde der Medici; mit Verbannung und Vermögenseinziehung hatten die Sieger die Häupter der Albizzi's heimgesucht, und nur den ärmeren Mitgliedern des Geschlechts, die sie nicht zu fürchten hatten, den Aufenthalt in Florenz gestattet. Aber seit jenem Novembertage hatte Giuliano von den Parteiungen und Bewegungen in der Stadt nur spärlich durch Briefe eine oberflächliche Kunde erhalten. Ein Verwandter seiner Mutter, ein reicher alter Hagestolz, der an dem schönen und begabten Jüngling sein Gefallen gefunden, hatte ihn bald nachher auf die hohe Schule nach Padua geschickt, die Arzneiwissenschaft zu studiren. Dort und in Venedig hatte er zwischen Arbeit und jugendlichen Vergnügungen zwei Jahre behaglich zugebracht und sich nur widerwillig aus den heiteren Kreisen der Genossen losgerissen. Aber die Aufforderungen seines Wohlthäters, zu ihm zurückzukehren, waren immer dringender geworden; Dankbarkeit und Klugheit riethen Giuliano, ihnen zu folgen, so hart es auch seiner Jugend fiel, sich mit einem alten Manne in die Einsamkeit einer Villa zu vergraben.

Seit dem November des vergangenen Jahres wohnte er in dem Vall' Ombrosa genannten Landhause auf der Anhöhe von Fiesole. Dorthin hatte sich Jacopo del Nero nach der Vertreibung der Medici aus Florenz zurückgezogen. Seiner Zeit hatte er zu den vertrautesten Freunden Lorenzo's gehört und war zu den feinsten Kennern des Alterthums, zu den eifrigsten Mitgliedern der Platonischen Akademie, aber auch zu den munterſten und keckſten Lebemännern der Stadt gerechnet worden. Noch dem sechzigjährigen Manne erzählte die immer geschäftige Florentiner Chronik allerlei Liebesabenteuer und nächtliche Trinkgelage nach. Um politische Angelegenheiten hatte er sich nie gekümmert, niemals ein verantwortliches Amt in der Verwaltung inne gehabt: dennoch mochte er nicht länger in einer Stadt, die für ihn nach dem Tode Lorenzo's und dem Sturz seines Hauses gleichsam all' ihren Glanz verloren hatte, bleiben; hatte er auch nichts von der Feindschaft der Republicaner zu besorgen — so wollte er ihnen doch lieber, so weit er konnte, aus dem Wege gehen. Jetzt im Winter waren die zwei Meilen, die sein Haus von dem Domplatz in Florenz trennten, zu zehnfacher Länge angewachsen. Selten nur verirrte sich eine Nachricht durch einen Freund Messer Jacopo's, der den Weg zu ihm nicht scheute, gelegentliche Briefe oder den Mund der Diener, die außer den gekauften Waaren auch mancherlei Neuigkeiten aus der

Stadt heimbrachten, in das stille, abseits gelegene, von seinen Pinien und Steineichen wie von einer Mauer umgebene Haus. So hatte Giuliano wohl von einem Dominicaner, dem Frate Girolamo Savonarola, gehört, der die Stadt durch seine Predigten nach seinem Willen lenke, und daß Alles darin, wie der alte, trotz seiner Gicht unverbesserliche Epikuräer spöttisch sagte, auf geistlich und bußfertig gestimmt sei, aber weder kannte er den Frate, noch hatte er sich eine Vorstellung von seinem Regiment gemacht. Ganz andere Töne als die der Litaneien klangen um sein Ohr — Nachklänge der frohen Feste, die er in Padua mitgefeiert, der Serenaden, an denen er auf dem großen Canal in Venedig an der Rialto-Brücke theilgenommen, des Bacchuszuges aus seiner Knabenzeit; ganz andere Pfade, als die der Büßenden, die den Berg des Fegefeuers mühsam, wie es Dante geschildert, hinanklommen, wandelten seine unruhigen Gedanken.

War dieses tiefe Schweigen, diese Verlassenheit der Straßen und Plätze an einem Tage, der sonst dem Uebermuth und der Ausgelassenheit gewidmet gewesen war, ohne daß Jemand, weder ein Alter noch ein Junger, je daran Anstoß gefunden, das äußere Zeichen der mönchischen Herrschaft? Aber scholl da nicht aus einiger Entfernung ein wunderlicher Gesang? Eine Mischung aus der eintönigen Weise und dem Klageton einer Procession, die eine Leiche zum Grabe geleitet, und dem wilden Geschrei einer Schar von Tollen . . Kinderstimmen, hell und durchdringend, verbunden mit den tiefen Baßtönen der Männer . . keine Melodie, die sich dem Ohr einschmeichelt, sondern der Rhythmus eines heftigen Windes, der heranbrängenden Fluth, wie er sie ein und ein anderes Mal auf dem Lido bei Venedig das Gestade hinanstürmen gesehen und gehört hatte . . Die Worte konnte er, da eine Reihe hoher Häuser ihn von den Sängern trennte, nicht verstehen. Aber er beeilte nun seine Schritte und hatte bald die südöstliche Ecke des Domplatzes erreicht, wo er im Gedränge der Menschen halb unfreiwillig und halb doch gern aus Neugierde dem Zwange nachgebend, seinem raschen Lauf ein Ende machen mußte.

In anderer Stimmung würde Giuliano seine Augen bewundernd auf dem majestätischen schwarzweißen Marmorgebäude des Domes, das er so lange nicht gesehen, und der kühnen Kuppel Brunelleschi's, die nicht ihres Gleichen in der Welt hatte, haben ruhen lassen, jetzt hatte er keinen Blick dafür, wie sehnsüchtig er auch oft von der Höhe von Fiesole auf diese Kuppel herabgeschaut. Ein seltsames Schauspiel nahm seine Aufmerksamkeit übermächtig in Anspruch. Unter dem eigenthümlichen Gesange, der ihn schon eine geraume Weile begleitet, kam eine unabsehbare Procession daher, von der Nordseite des Platzes, und bog in die lange Straße ein, die von dem Domplatze zum Platze der Signoria, nach dem Palaste der Regierung und des großen Rathes und der säulengetragenen offenen Halle führte, in der die Stadtwache ihren Standort hatte. Dem Zuge voran wurde von Knaben und Mädchen auf einem Holzgerüst eine Gruppe: ein von vier Engeln mit bunten mächtigen Flügeln emporgehaltenes Christuskind getragen. Während das Kind mit den großen, dunklen, starren Augen seine Rechte segnend über das Volk ausstreckte, wies es mit der Linken auf die Dornenkrone, die seine Stirn umgab. Sobald die Gruppe sichtbar wurde, erhoben die Menschen, die zu Tausenden auf dem Platze, an den Eingängen der Gassen, an

den offenen Fenstern, auf den Dächern und Zinnen der Häuser standen, ein betäubendes Geschrei, das den Gesang und die Musik der Procession übertönte: „Hosiannah, Christus! Hosiannah dem Könige von Florenz!“ Hinter dem Christusbilde schritten Paukenschläger, Flötenbläser und Harfenspieler. Ihnen nach die Kinder, erst die kleinen, dann die älteren, meist in weißen Gewändern, mit rothen wollenen Kreuzen auf dem Brustlatz, die einen Olivenzweige in der Hand, die anderen mit Würfelbechern, mit Spielkarten und Damenbrettern, mit Schriftrollen und neugedruckten Büchern, mit Schminktöpfen und Carnevalsmasken, mit Bildern und kleinen Figuren aus Erz und Marmor beladen . . Diese Schar wurde von einigen Dominicanermönchen aus San Marco in ihren weißen Röcken und schwarzen Kapuzen geleitet, jene von einer stattlichen Jungfrau, die das lange ausgekämmte Haar schlicht über den Rücken gestrichen, die Blicke am Boden, einher wandelte. Männer und Frauen beschlossen den Zug. Auch sie trugen, wie Giuliano staunend bemerkte, allerlei Gegenstände des Putzes und der Vergnügungen, kostbare Dinge, wie es ihm schien, Kunstwerke der Malerei, eine nackte Venus, eine Ariadne, Bildnisse schöner, berüchtigter Frauen, die ohne Scham ihre Reize enthüllten . . und mit spöttischen Mienen, zwischen Verachtung und triumphirender Freude, hielten sie diese Bilder und Schmucksachen den Umstehenden entgegen und riefen: „Eitelkeit! Eitelkeit! Zum Feuer! Zum Feuer! Anathema!“ Und plötzlich fielen Alle, so viele ihrer in der Procession gingen, und die Mehrzahl der Zuschauer in den Refrain des Liedes ein, brüllend, heulend, die Arme schlenkernd, mit den Füßen wie besessen auf die Steinplatten des Pflasters stampfend, Der dort mit rollenden Augen und verworrenem Haar, Jener unter strömenden Thränen:

„Jeder schreie, wie ich schreie —
Immerdar verrückt! verrückt!“

Als ob er durch einen bösen Zufall unter Irrsinnige gerathen sei, machte Giuliano eine Bewegung halb des Ekels und halb des Schreckens und suchte sich aus dem Gedränge zu befreien. Dabei mochte er seine kräftigen Ellenbogen zu ungestüm gebrauchen, denn eine Hand legte sich auf seine Schulter und eine schnarrende Stimme rief: „Sachte, Tölpel! Hinter Dir stehen bessere Leute!“ Unwillig und zur heftigen Erwiderung bereit, wandte sich der Jüngling seinem Gegner zu, aber statt eines bitteren Wortes, lachte er lustig auf: „Du bist's, Doffo Spini? Feierst Du so den Carneval?“ „Giuliano! Das Murmelthier aus Vall' Ombrosa! Bist Du einmal aus Deiner Höhle herausgekrochen? Aber Du bist hier in eine viel traurigere gerathen . .“ Hier wurde der Sprecher von einem alten weißbärtigen Manne verweisend unterbrochen: „Schert Euch zur Seite und stört die Lieder und die Feier nicht!“ Doffo Spini warf trotzig den Kopf in den Nacken zurück und ballte die Faust. Allein ein Blick auf die Menge, die ihn umdrängte und offenbar denselben Anstoß wie der Alte an seiner bunten stutzermäßigen Kleidung und seinem vorlauten Wesen nahm, ließen ihn schweigen, und zugleich trennte ihn eine neue Kinderschar, die singend aus einer Seitengasse daherkam, sich dem Hauptzuge anzuschließen, und sich Bahn durch die Menge brach, von dem Freunde. Kaum daß er ihm über sie hinweg noch zurufen konnte: „Nachher, bei dem alten Timoteo, gegenüber der heiligen Kreuzkirche!“

Dann hatte ihn die Menschenfluth verschlungen; nicht einmal die hohe Pfauenfeder an seinem Barette war mehr sichtbar.

Giuliano hatte jeden Versuch, seinen eigenen Weg zu gehen, aufgegeben; er war wie ein in den Fluß geworfener Zweig, den die von Frühlingsregen geschwellten Wogen nach ihrem Belieben hierhin und dorthin reißen. Er hatte weder Wunsch noch Willen, dagegen anzukämpfen; beinahe gedankenlos ließ er sich vorwärts stoßen und schieben. In dem immer dichter werdenden Gewühl, unter dem immer lauter und betäubender klingenden Gesange, in den sich jetzt das Geläute aller Glocken, von den Kirchen wie von den Thürmen in den verschiedenen Vierteln der Stadt, um die Bürgerschaft zusammenzurufen, mischte. Nur zuweilen fragte er sich selbst: was soll das werden? und dann wunderte er sich, daß er noch nicht mit den Anderen schrie: „Immerdar verrückt! verrückt!" Würde seine Vernunft noch lange dem allgemeinen Wahnsinn widerstehen? Er fürchtete sich vor der Ansteckung der Tollheit und empfand doch Etwas wie Vergnügen, in dem Taumel Aller mitunterzutauchen. So war er in der Menge und mit ihr auf den Platz vor dem Palast der Signoria gekommen. Finster, eine gewaltige graubraune Steinmasse, mit wenigen Fensteröffnungen, die im Vergleich zu der Breite und der Höhe der Mauern noch kleiner und spärlicher erschienen, als sie es in Wirklichkeit waren, ragte drohend der burgartige Bau mit seinen gezackten Zinnen auf. Unaufhörlich läutete in dem hohen, mit Fahnen geschmückten Thurm die große Glocke. Alle Häuser, die den weiten Platz einfaßten, waren mit Teppichen behängt, die Balustraden der Balkone mit grünen Kränzen umwunden. Menschen an den Fenstern, auf den Dächern, auf allen Mauervorsprüngen, die einen Halt gewährten — überall, wohin Giuliano blickte. In der Loggia dei Lanzi, unter den Bogen der Halle, saßen in der Mitte auf hohen Stühlen die Signoren, rechts von ihnen die anderen Beamten und Obrigkeiten der Stadt, links die Geistlichen und die Brüderschaften, vorn in ihren weißen Röcken, mit den schwarzen Kapuzenmänteln darüber, die Dominicaner von San Marco. In der Mitte des Platzes war eine riesige, wie der erstaunte Giuliano meinte, viele Ellen hohe, achtseitige Pyramide errichtet, in allen Farben schillernd, von Gold und Silber leuchtend, aus den verschiedenartigsten Gegenständen kunstvoll aufgebaut: Masken und Larven, falsche Bärte und Harlekinskleider, Damenbretter und Schachspiele, elfenbeinerne Kämme und silberne Spiegel, die Schmuckgeräthe der Frauen und die Bücherrollen der Gelehrten, Lauten und Geigen, Würfelbecher und Gemälde — das wundersamste und bunteste Durcheinander, wie die Ausgeburt einer Fieberphantasie, und gleichsam zum Beweise dieses Rausches thronte als Krönung des Ganzen eine weithin sichtbare groteske Figur, halb wie ein Teufel, halb wie ein verlarvter Spaßmacher ausstaffirt, mit einem rothen und einem grünen Beinkleid, mit gelben Fledermausflügeln, das eine Bein wie im Tanzschritt erhoben, den langen rothen Schnabelschuh des Fußes wie zur Teufelskralle gekrümmt. Und die Kinder aus dem unabsehbaren Zuge trugen immer neue Dinge zu der Pyramide, und sobald sie dieselben auf den Stufen niederlegten, schrieen die Umstehenden: „Eitelkeit! Eitelkeit! Zum Feuer! Verbrennt den Carneval!"

Dem betäubten und geblendeten Giuliano, denn jetzt hatte die winterliche

Sonne das Graugewölk durchbrochen und ließ die goldenen, silbernen und bronzenen Figuren und Geräthe des gewaltigen Scheiterhaufens wie in verdoppeltem Glanze blitzen und schimmern, schien es einen Augenblick, als wäre da in der That alle Pracht und Fröhlichkeit, alle Kunst und Zier von Florenz zusammengehäuft, um von einem finsteren Dämon der Vernichtung übergeben zu werden. Rings um ihn schwirrte und murmelte es: „Seht den Bruder! Wie seine Augen flammen!" — „Ein Heiligenschein umglänzt sein Haupt!" — „Er ist der Gesandte Gottes." — „Das Schwert des Herrn; er hat den Carneval getödtet." — „Er ist die Stütze des armen Volkes; was wären wir ohne ihn?" — „Alles Geheime ist ihm offenbar." — „Hat er nicht den Kriegszug König Karl's und die Vertreibung der Tyrannen verkündigt?" — „Wie gottlos und nichtswürdig und verbuhlt war Florenz, ehe er zu predigen begann." — „Entsinnt Ihr Euch noch der gottlosen Aufzüge, die Lorenzo aufführte, mit den nackten heidnischen Götzen und den Trunkenbolden?" — „Und der gottlosen Lieder, die unsere Kinder dazu singen mußten?" — „Schande und Schmach über uns, daß wir es so lange ertrugen." — „Aber jetzt ist Florenz eine heilige Stadt geworden." — „Kein Spiel, kein Zechgelage, kein Ehebruch." — „Die Kinder zeigen ihm Alles an." — „Was braucht er der Kinder? Wenn er Dich ansieht, weiß er all' Deine Gedanken." — „Laßt ihn nur weiter predigen, bis Florenz zum himmlischen Jerusalem geworden." — „Ja, ja, Christus ist unser König!" Und aus tausend Kehlen schallte es wie ein Schrei: „Christus ist unser König! Verbrennt die Eitelkeiten!" Darüber zeigte einer mit erhobener Hand nach der Puppe auf der Spitze der Pyramide. „Ja, fletsche Du nur die Zähne und schlenkere mit dem Bein, es hilft Dir nichts; Du wirst zur Asche verbrannt werden, Messer Carneval!" — „Wißt Ihr noch, wie wir im vergangenen Jahre das Bild des Venetianers dort oben hinstellten . . wie hieß er doch gleich?" „Barbaro!" fiel ein Anderer ein. „Es war eigentlich dumm von uns, daß wir ihm nicht die Pyramide der Eitelkeiten verkauften; denkt nur, zwanzigtausend Goldgulden wollte er dafür zahlen, welch' ein Schatz für die Armen!" — „Oho, Du bist ein Feind des Bruders! Sollte all' dieser nichtswürdige Kram wieder unter die lockeren Buben und die lüsternen Weiber gebracht werden?" — „Du gehörst wohl zu den Zechgenossen Doffo Spini's?" — „Und sehnst Dich nach den Fleischtöpfen der mediceischen Tyrannen?" — „Was hast Du hier zu suchen; willst Du spioniren?" drohten Andere. „Schlagt ihn nieder, werft ihn auf den Scheiterhaufen!" — „Aber Ihr kennt mich ja, Gevatter," schrie der Angegriffene furchtsam dagegen. „Fehle ich bei einer Predigt des Bruders? Ihr habt es gesehen, Nachbar Lucio, daß ich ihm erst am Sonntag den Saum seines Gewandes küßte. Jedes Kind kennt mich am alten Markt; Pucci bin ich, der Barbier" . . „Er ist ein Barbier," und nun fingen Alle an zu lachen. „Laßt ihn, ein Barbier!" — „Alle Barbiere sind Philosophen," sagte einer mit bedeutungsvollem Kopfnicken; „sie schinden die Wahrheit und die Gesichter!" — „Er bedauert die Bücher, die er nicht lesen kann." — „Nein, die falschen Zöpfe und Locken, die er den Weibern gemacht." — „Die Bücher sind an dem Unglauben und der Tyrannei schuld" . . „Und an den Haarzöpfen werden die Gimpel von den Weibern gefangen, wie die Fische an der Angel." . . „Woher kömmt die Erbsünde? Von den Haaren Eva's!"

Schon eine Weile schenkte Giuliano, den die hinter ihm Stehenden ohne sein sonderliches Zuthun in die vorderste Reihe gedrängt, so daß er kaum fünfzig Schritte von der untersten Stufe der Pyramide entfernt stand und Alle, die neue Gaben zu dem beabsichtigten Feueropfer hinzuschleppten, an ihm vorüber mußten, dem Geschwätz und Geschrei keine Beachtung mehr. Je klarer ihm die Bedeutung und der Zusammenhang des Schauspiels vor ihm mit den Stimmungen und der Erregtheit der Menschen um ihn her aufging, je mehr er in den Mienen der Vielen, die an ihm vorüberschritten, Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, denselben Ausdruck der Verzücktheit und Hingerissenheit erkannte, als ob ihnen ein unbeschreibliches Glück geschehen, desto unwilliger krampfte sich ihm das Herz zusammen. War diese Fülle des Schönen und Zierlichen, waren diese unschuldigen Mittel des Putzes, diese Geräthschaften der Freude und der Belustigung so unheilbringend, daß sie im Feuer vertilgt werden mußten? War die Erde nur ein Jammerthal zum Heulen und Schluchzen, um sich an die Brust zu schlagen und Asche aufs Haupt zu streuen? Sollte Florenz, der Sitz der Musen, das Zeichen zur Vernichtung der Schönheit auf Erden geben? Heftig arbeitete Etwas in seinem Kopfe und in seiner Brust; es war ihm, als müsse er auf jede Gefahr hin auf die untere Stufe der Pyramide springen und der Menge zurufen: „Haltet ein, Barbaren! Was hat Euch die Schönheit, die Kunst und die Freude gethan, um sie zu vertilgen? Sind es nicht die Söhne Eurer Stadt, die diese Bücher geschrieben, die diese Bilder gemalt haben? Wenn Ihr die Eitelkeiten des Lebens verbrennt, was ist das Leben ohne sie werth?“ Und zornig, als stünde er schon droben und redete, warf er sein Haupt in den Nacken zurück, daß die Kapuze des Mantels herabglitt und die ganze Frische und Jugendlichkeit seines Gesichts und die Fülle seiner schwarzen Locken sichtbar wurde. So stand er, seiner Umgebung nicht achtend, den Arm ein wenig erhoben, sei es zum Schlage oder zur Abwehr, mit flammenden Augen, die Röthe des Unwillens auf den Wangen, da, als eine Jungfrau im weißen Gewande, ein rothes Kreuz auf dem Aermel, ein Buch, um das ein kostbares Perlengeschmeide geschlungen war, in der Hand, dicht an ihm vorüber zu der Pyramide ging. Das Mädchen, über dessen Schultern und Nacken in weichen, leicht gelockten Wellen rothblondes Haar floß, hatte die Augen bisher, ebenso aus Schamhaftigkeit wie aus Sorge vor den Sonnenstrahlen, zur Erde gesenkt gehalten. Jetzt fuhr sie, unmittelbar vor Giuliano, zusammen, weil sie ihn zu berühren fürchtete, und aufblickend blieb sie wie festgezaubert stehen. Mit dem Ausdruck eines tiefen Erschreckens starrte sie ihn an, und ihrer Hand, die wie ihr Fuß jede Kraft der Bewegung verloren zu haben schien, entfiel das Buch und das Geschmeide. Von dem Fall auf die Steine sprangen die silbernen Klammern des Buches auf und zugleich gab es einen dumpfen Klang, der den Jüngling aus seinem Halbtraum zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückbrachte. Er hob das Perlengehänge und das Buch vom Boden auf und wollte Beides, noch immer den verweisenden Trotz, in den sich jetzt ein Zug ironischen Spottes mischte, im Gesichte, der Jungfrau überreichen. Sie aber sagte, bei seiner Bewegung aus ihrer Regungslosigkeit sich aufraffend, mit den Händen abwehrend: „Zum Feuer!“ Um Giuliano's Lippen zuckte ein bitteres Lächeln; einen Blick warf er in das offene Buch und sah dann

sie an, strafend und verachtend. Mit dem Finger wies er auf einen Vers der aufgeschlagenen Blätter und sprach ihn mit seiner wohlklingenden Stimme: „Laßt Mitleid mich, wenn nicht Vergebung finden!“ Seine Haltung und seine Geberde waren freilich nicht die eines Bittenden, und die Jungfrau, die sich selber wegen ihrer Zaghaftigkeit und ihres Schreckens noch mehr grollte, als ihm wegen seiner Kühnheit und seines Spottes, riß ihm die schöngeschriebenen und mit bunten Miniaturen gezierten Sonette Petrarca's und die Perlenkette aus der Rechten, die er ihr entgegenstreckte, und von ihm wegeilend, warf sie Beide auf eine Stufe der Pyramide. Wie im Fluge war Alles geschehen, kaum daß noch der Eine und der Andere von den Umstehenden den Vorfall beachtet. Wie eine weiße Taube, die, eine kurze Frist erkennbar, dem Schwarm der anderen vorangeflogen ist, jetzt unter ihnen für den Blick des Betrachtenden in dem blauen Glanz des Himmels entschwindet, so war für Giuliano das Mädchen auf der anderen Seite des Platzes in den weißgekleideten Kinderscharen untergetaucht, als von dem Altan des Palastes der Signoria drei Trompetenstöße erklangen, zum Zeichen, daß der Scheiterhaufen angezündet werden solle.

Paarweise, lange Wachsfackeln in den Händen, schritten unter einem eintönigen Gesange zwölf Männer, ganz in Schwarz, so verhüllt, daß nur die Augen aus den Löchern der Kapuzen funkelten, von den Stufen der Loggia dei Lanzi durch die Menge, die überall vor ihnen zurücktrat, über den Platz zu der Pyramide hin und steckten durch die Oeffnungen zwischen den Stufen, das Stroh und Reisig, mit denen das Innere des Baues ausgefüllt war, in Brand. Als die erste Flamme züngelnd hervorschoß, erfüllte ein unermeßliches, die Luft erschütterndes Jubelgeschrei: „Anathema! Anathema!“ den weiten Raum. Die Kinder schwangen ihre Palmen- und Olivenzweige; die Männer schleuderten ihre Fackeln in den Brand. Wild und stürmisch wie bei einer Feuersbrunst läuteten die Glocken. In wenigen Minuten loderte die aus so leichten und so brennbaren Stoffen aufgerichtete Pyramide herrlich wie eine riesige Feuersäule, der schwarze Rauch von schlanken, sich tausendfach ringelnden und ineinander verschlingenden gelben und rothen Flammen durchzuckt, zum Morgenhimmel empor. Der Wind vertrieb und zerstreute den Rauch, sowie er in eine gewisse Höhe gestiegen, daß immer von Neuem der glühende Scheiterhaufen in seiner ganzen furchtbaren Schönheit sich dem Anblick der Zuschauer darstellte. Ein Taumel hatte Alle erfaßt, in das Gejauchze mischte sich krampfhaftes Weinen und Wimmern. Das Geschrei artete zum Geheul aus; wie besessen rasten Männer und Weiber, die sich an den Händen gefaßt, im Rundtanz um die niederbrennende Pyramide, bis Diesen der Schaum vor den Mund trat und Jenen unaufhaltsam die Thränen über die Wangen stürzten.

Giuliano hatte, als Alle nach vorwärts drängten, eine Gelegenheit gefunden, sich aus dem Gewühl zu entfernen. Rücksichtslos und von dem Zorn mit doppelter Kraft begabt, hatte er Jeden, der seinen Weg hinderte, zur Seite gestoßen und war eilig von dem Platze geschritten, um durch die hinter ihm gelegenen Gassen die Kreuzkirche und die Schenke Timoteo's zu erreichen, der, ein flüchtiger Grieche aus Morea, seit nunmehr fünfzehn Jahren den besten griechischen Wein in Florenz den Durstigen spendete. Es drängte ihn, das Gefühl des Ekels und

des Mißmuths in einem Becher Wein hinunterzuspülen. Der brennende Durst und eine Empfindung, als ob ihm ein Ungeheuer auf den Fersen wäre, trieben ihn wie einen Flüchtigen vorwärts. Wiederholt blickte er scheu hinter sich, obgleich er doch wußte, daß ihn Niemand verfolgte. Nur die quälende Erinnerung an das eben Erlebte ließ ihn nicht los, unsichtbar lief der Schatten des grausigen und grotesken Schauspiels neben ihm her, und unaufhörlich sauste es ihm in den Ohren: „Anathema! Zum Feuer!" Zuweilen glaubte er dabei deutlich die Stimme der Jungfrau zu vernehmen, die ihm das Liederbuch Petrarca's aus der Hand gerissen und auf den Scheiterhaufen geschleudert hatte. Wie entrückt sie auch seinen leiblichen Augen war, sah er doch das zugleich erschrockene und unwillige Gesicht des Mädchens, den Adel und die Schlankheit ihrer Erscheinung vor sich. Auch als er in den Hof Timoteo's trat, wo unter einer kaum noch mit den ersten graubraunen Blätterknospen dem Frühlingssonnenschein entgegenharrenden Platane Doffo Spini mit einigen jungen Leuten lachend und trinkend saß, schwebten ihm Gestalt und Antlitz der Unbekannten vor.

Mit fröhlichen Zurufen wurde er willkommen geheißen, ein Schemel ihm zurechtgerückt, ein Becher ungemischten cyprischen Weines ihm gereicht. Unter den Genossen Spini's waren zwei Giuliano's Jugendfreunde, die ihn seit seiner Heimkehr von der hohen Schule aus Padua noch nicht gesehen. Er mußte ihnen zutrinken und ihren Fragen nach seinem Ergehen und Erlebnissen widerwillig Rede stehen. Denn seine Gedanken weilten bei dem Außerordentlichen, dessen Zuschauer er gewesen, und es drängte ihn, seinen Empfindungen darüber Ausdruck zu geben und das Echo, das sie erwecken würden, aus dem Munde Anderer zu hören.

Doffo Spini, der den Zustand seines Innern ahnte, kam ihm zu Hülfe: „Laßt doch Eure Neugier noch eine Weile ruhen," mahnte er die Genossen, „schaut ihn nur an! Ist er nicht zum Platzen geladen wie ein Geschütz? Eine Lunte, Freunde, damit die Kugel aus dem Rohre fliegen kann!"

„Wie könnt Ihr hier sitzen und Possen treiben," entgegnete Giuliano, „wo solch' ein Ungeheueres geschieht! Ist das Florenz, die Stadt der Künste und der Wissenschaften, die Bücher und Bilder und Statuen verbrennt? Sind Barbaren bei uns eingebrochen?"

„Barbaren in weißen Röcken und schwarzen Kutten!" lachte Einer. Und ein Anderer: „Die Heuler sind da! Duck' unter, Giuliano!"

„Weinet über die Verderbniß der Welt," näselte Doffo; „ich sehe das Schwert des Herrn am Himmel" —

Und die Andern fielen im Chorus ein: „Jeder schreie, wie ich schreie, immerdar verrückt, verrückt!"

„Schämt Euch!" rief entrüstet Giuliano. „Was steht der Jugend schöner an, als die Musen zu vertheidigen! Nicht um den Zechertisch, vor dem Palaste der Signoria wäre unser Platz, solche Thaten zu verhindern, welche die Ehre unserer Stadt besudeln. Mit Mühen und Geldaufwand, in unablässiger Arbeit hatten unsere Väter Florenz zum Sitz der Musen und des Ruhms gemacht, und nun ist sie eine Stadt der Besessenen und der Heuchler geworden. Aber nicht die draußen, die das gottlose Feuer angezündet, sind allein Schuld daran, Ihr

seid ihre Mitschuldigen. Wie hätte der Wahnsinn so übermüthig werden können, wenn sich die Vernunft nicht feige vor ihm in den Winkel verkrochen? War denn kein Mann unter allen Bürgern, um den Prediger dieses Unheils in seine Schranken zu weisen? In das Kloster mit dem Mönch! Was hat er auf dem Markt des Lebens zu suchen? In seiner Zelle mag er sich kasteien und geißeln und seinen Brüdern seine Träume und Gesichte schildern, diese Ausgeburten seines Hochmuths und seines verbrannten Gehirns, uns laß er die Schönheit und die Kunst!"

„Trink aus," und Spini hob ihm den Becher entgegen, „Du hast geredet wie Cicero!" Und ein Anderer, der sich ein wenig mit der Bildhauerei beschäftigte und sich auf seine Kenntnisse der alten Kunst viel einbildete, sagte: „Der Zorn kleidet Dich gut, Giuliano, Du wärest mir ein treffliches Modell zu einem Apollo, der den pythischen Drachen tödtet."

„Nur daß der Drache fehlte," meinte ein Dritter spöttisch. „Denn mit dem Drachen von San Marco dürfte unser Giuliano nicht so leicht fertig werden."

„Sachte," warnte ein Aengstlicher. „Wenn die Vögel dem Bruder zutragen, was hier geredet wird .. Wir sind Alle längst in dem schwarzen Buche der Heuler verzeichnet .."

„Lionardo sieht sich im Geiste schon als Ketzer brennen," scherzte Spini. „Längst wäre er unter die Heuler gegangen und winselte im Kreuzgang von San Marco zu den Füßen des Meisters, hätte Gott nicht die Weiber geschaffen und Noah den Weinstock gepflanzt. Er kann am jüngsten Tage getrost auferstehen und alle seine Sünden der höchsten Weisheit ankreiden; er wäre ein Heiliger, wenn es keine Reben gäbe."

„Doffo Spini, Dir werden sie es auch noch heimzahlen. Neulich hat Dich der Bruder auf der Kanzel im Dom leibhaftig als einen Verführer der Jugend geschildert."

„Hat er? So bin ich schon bei jungen Jahren ein berühmter Mann geworden. Merk' es Dir, Giuliano, Alle, die der Bruder Girolamo brandmarkt, haben eine große Zukunft; sie sind gut angeschrieben bei dem Herzog von Mailand und bei unserem heiligen Vater Alexander in Rom."

„Vergreift sich der Mönch auch an dem?" fragte Giuliano erstaunt.

„Da er die Welt zu einem einzigen Kloster machen will und die Kirche ihrer Schätze berauben, gilt ihm der Papst als der Feind des Evangeliums. Wiederholt ist ihm die Predigt verboten worden, aber er trotzt dem Befehle; wiederholt hat ihn der Papst nach Rom vor sein Gericht gefordert, aber er dreht dem heiligen Vater eine Nase. Und er kann's; drei Viertel aller Bewohner von Florenz schwören bei ihm und glauben, daß er ein Prophet Gottes sei, der um die Geheimnisse aller Fürsten weiß und den Rathschluß des Himmels kennt."

„Und gibt es unter Euch keinen ungläubigen Thomas?" entgegnete Giuliano. „Der glaubte nicht einmal dem auferstandenen Heiland, bis er seine Hand auf die Wundmale gelegt, und wir sollen einem Mönche glauben? Sind wir nicht Alle Gottes Kinder? Ist er mehr als wir, ist er ein Prophet, so gehe er hin und thue ein Wunder!"

„Das ist's!" rief aufspringend Doffo Spini. „Du hast ins Schwarze ge-

troffen, Giuliano! Ein Wunder! Daran wollen wir ihn festnageln! Haben nicht alle Propheten Wunder gethan? Er hat selbst über jenen Jonas gepredigt, der drei Tage im Bauche des Walfischs lebte; er ahme ihm nach!"

„Ja, ja!" stimmten die Anderen zwischen Spott und Ernst zu. „Ist er ein Wunderthäter, wer dürfte ihm dann noch widersprechen? Und thut er kein Wunder, so wird ihn das Volk von Florenz endlich als einen Betrüger und falschen Propheten erkennen."

„Als ich die Stadt verließ," sagte Giuliano, „war der Bruder nur als ein frommer Mann und als ein Feind des Tyrannen Piero de' Medici bekannt. Seine Anhänger behaupteten, er habe den Feldzug des französischen Königs und seine Ankunft in Italien lange vorher prophezeit. Aber weitaus die Meisten kümmerten sich nicht um ihn. Zu denen gehörte ich; nie bin ich in seine Predigten gegangen und habe ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Und jetzt bei meiner Rückkehr finde ich ihn als Herrn von Florenz wieder. Einen Mönch! Ist seine Herrschaft nicht schlimmer als die der Medici?"

„Drückender und verderblicher," bestätigte Dosso, der als Haupt der Gesellschaft das Wort führte. „Die Medici nahmen uns nur die Freiheit und das Geld, aber Bruder Girolamo will uns das Leben nehmen. Wir sollen Alle zu Heiligen werden, nicht spielen, nicht fluchen, weder dem Bacchus noch der Venus huldigen, sondern uns von Wurzeln und Kräutern nähren und Wasser und Essig trinken. Ehe er nicht die menschliche Natur umgekehrt hat, ist er nicht zufrieden. Aus dem Carneval hat er ein Bußfest gemacht. Heirathet nicht, sagt er zu den Mädchen, warum wollt ihr die Sündenbrut der Menschen vermehren? Nur für die reinen Jungfrauen öffnet sich die Pforte des Himmels."

„Das ist wahr," setzte der dicke Lionardo trübselig hinzu. „Mir selbst hat er die Braut abspenstig gemacht. Das schönste Mädchen der Stadt. Wenn ich darüber sterbe —"

„Wirst Du die hartherzige Elena Ridolfi als Gespenst erschrecken."

„Aber das hat er ja schon im Leben gethan," scherzte ein Anderer. „Floh sie nicht davon, wo er sich ihr auch nur von fern in der Kirche nähern wollte?"

„Ich habe das Wort des Vaters," behauptete zuversichtlich Lionardo. „Ohne die Einrede des Bruders würde sie längst die Meine geworden sein."

„Die Deine? Nimmermehr!" entgegnete heftig und wie aus einem Traum auffahrend Giuliano.

Die Anderen lachten. „Kennst Du sie denn?" — „Wo kannst Du sie gesehen haben?" — „Ich wette, er weiß gar nicht, von wem die Rede ist, so abwesend hat er dagesessen und in den Becher gestarrt."

Beschämt mußte Giuliano dies zugeben; er hatte nur gehört, daß von dem schönsten Mädchen der Stadt gesprochen worden war.

„Und diese Schönste gönnt er natürlich unserem Lionardo nicht," meinte Dosso. „Preise Dein Mißgeschick, guter Freund, es erspart Dir hundert Neider und tausend schlaflose Nächte. Und wäre Deine Elena tugendhaft geblieben, um so schlimmer für Dich, die Tugendhafte würde Dich wie einen Garnichts behandelt haben."

„Wer ist denn diese Elena?" fragte darüber Giuliano. „Von der Ihr sprecht,

als ob sie einen neuen trojanischen Krieg entzünden könnte?" Wie dabei sein Herz pochte, vernahm nur er allein; er war überzeugt, daß es die Jungfrau sei, der er vorhin begegnet.

„Es ist die einzige Tochter des reichen und geizigen Ambrogio Ridolfi."

„Der gegenüber dem Hause der Pazzi wohnt?" rief Giuliano dagegen, das Gesicht von einer fliegenden Röthe bedeckt.

„Woher weißt Du das?"

„Weil ich einen Brief von meinem Ohm an ihn habe; deswegen bin ich heute von der Villa herabgestiegen," entgegnete der Jüngling.

„Welch' ein Zufall!" — „Nein, das ist ein Omen!" — „Möge es ein glückliches sein!" — „Trinkt ihm zu, daß Gott Amor, der Herzenbezwinger, mit ihm in das Haus des Ridolfi tritt!" Lustig klangen die Becher zusammen, und trotz seines inneren Widerstrebens mußte Giuliano, den das seltsame Zusammentreffen der Umstände mehr verwirrte als erfreute, ihnen Bescheid thun. Als aber Doffo Spini ihm zurief: „Mögest Du der Paris dieser neuen Elena werden!" schüttelte er unwillig das Haupt: „Laßt mich in Ruhe mit diesem Mädchen! Wenn sie auf die Worte des Dominicanermönches schwört, was könnte sie mit mir zu schaffen haben? Wir sind wie Feuer und Wasser gegen einander!" Ihnen zu erzählen, welch' ein Abenteuer er schon mit der Jungfrau bestanden, wäre ihm, ohne daß er dafür hätte einen genügenden Grund angeben können, wie eine Schamlosigkeit vorgekommen. Auch die Begleitung, die sie ihm zu dem Hause Ridolfi's anboten, lehnte er ab, und so trennten sie sich auf dem Platze vor der Kreuzkirche mit freundlichen Grüßen und dem Versprechen Giuliano's, sich mit der milder werdenden Jahreszeit öfters in Florenz und in dem Hofe Timoteo's einzustellen. „Wir werden Dich oft genug im Borgo der Pazzi's finden," sagte ihm Lionardo bissig; „Du wirst die Schöne nicht fangen, aber von ihr gefangen werden."

Ser Ambrogio Ridolfi war mit seiner Tochter noch nicht von der Feierlichkeit der Verbrennung der Eitelkeiten heimgekehrt, so erfuhr Giuliano von der Beschließerin des Hauses. Als er indessen seinen Namen genannt und die Ursache seines Besuches angedeutet, ward er in das obere Gestock geführt, zu der Schwester des Hausherrn, die seit dem Tode seiner Gattin der Wirthschaft vorstand. Eine Frau in grauen Haaren, mit strengen Zügen und faltiger Stirn empfing ihn mit kühler Höflichkeit und diese Höflichkeit, wie er bald merkte, galt nicht sowohl ihm selbst, als dem Manne, dessen Bote er war. Die Eindringlichkeit, mit der sie ihn über den Gesundheitszustand und die Lebensweise seines Oheims befragte, schien ihm nicht aus freundlicher Theilnahme, sondern aus eigennütziger Neugierde zu entspringen. Er hatte sich noch eine solche Jugendlichkeit und Reinheit der Anschauung und Empfindung bewahrt, daß ihm niemals der Gedanke an den Reichthum des alten Jacopo del Nero oder gar die Hoffnung, durch den Tod desselben seinerseits zu einem reichen Manne zu werden, gekommen war. Um so peinlicher berührte es ihn, daß die fremde Frau, die er zum ersten Male in seinem Leben sah, so unzweideutig auf diese Verhältnisse und Möglichkeiten anspielte. Seine Zurückhaltung und seine zögernden Antworten schüchterten sie auch keineswegs ein; er möge sich nicht verwundern, sagte sie, daß ihr und ihrem Bruder

Alles nahe ginge, was Ser Jacopo beträfe; ihr Bruder und Jacopo seien Altersgenossen, Jugendfreunde und Gevattern, Elena das Pathenkind Jacopo's und viele und große Dienste in Geld- und Handelsgeschäften hätte Ambrogio dem Freunde geleistet. Giuliano klang aus alledem die Stimme einer kaum verhüllten Habgier hervor, als ob die Frau ihm die Schuld beimesse, daß sich sein Verwandter so lange nicht um die Familie Ridolfi's bekümmert, und er athmete wie erleichtert auf, da die ungestüme Fragerin, von einer häuslichen Sorge abgerufen, sich aus dem Gemache entfernte und ihn allein ließ.

Aber die Einsamkeit brachte seinem verstimmten Gemüthe keine freundlichen Eindrücke. Er glaubte, nie ein kahleres und unbehaglicheres Zimmer betreten zu haben als dieses, in dem er jetzt weilte. Mit einer nicht für die Länge des Raumes ausreichenden Matte waren die Marmorfliesen des Bodens bedeckt. Kein Bild schaute in heiteren Farben von der dunklen Ledertapete der Wände. Einiges Silbergeräth in schweren, alterthümlichen Formen schmückte den Credenztisch. Der hohe, in wuchtiger Masse aufragende Palast der Pazzi's nahm dem kleineren und bescheideneren Hause ihm gegenüber Luft und Licht. So viel Giuliano bei dem Durchschreiten des Hauses wahrgenommen, dienten die meisten Räume dem Handelsgeschäft Ser Ambrogio's. Theils waren es Schreibstuben, theils Vorrathskammern für die Tuche, die er weithin nach Frankreich, Flandern und England verkaufte. Nichts erinnerte hier, auch nur in dürftigen Zeichen, an die Schönheit der Kunst und an den Adel der Wissenschaft. Die Ordnung und Sauberkeit, die in dem Gemach herrschte und das Walten einer geschäftigen Frauenhand verrieth, ließ ihm Alles noch einmal so nüchtern und trübselig erscheinen. Wie viel lustiger war die malerische Unordnung in seiner Studentenwohnung in Padua gewesen! Welch' andere hellere und glänzender geschmückte Räume erwarteten ihn in der Villa Messer Jacopo's! Unwillkürlich wandten sich seine Gedanken von der Wohnung auf das junge Mädchen, das in ihr groß geworden. War es zu verwundern, daß sie den Lehren des Mönchs lauschte und das Liederbuch Petrarca's zum Feuer verdammte? Dies Zimmer war in seiner Einrichtung nicht besser als eine riesige Klosterzelle. Dort in der Ecke stand der Betstuhl von Nußbaumholz und darauf ein elfenbeinerner Christus am schwarzen Kreuz. Dort mochte sie stundenlang knieen und beten. Niemals war ein Sonnenstrahl der Schönheit in ihr Gemüth gefallen. Wie lichtlos und traurig war aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Jugend verlaufen; unter welch' düsterem Banne mußte ihr Sinn liegen! Was bleibt denen, welche die Freude und die Schönheit der Welt nicht kennen, übrig als der Trost des Gebetes und die Verzückungen der Religion? Er fing an, sie zu bedauern; warum hatte das Schicksal sie in diese Umgebung verstoßen?

Darüber war es laut im Hause geworden; erst ein leichter, elastischer und dann ein schwerer, schlürfender Schritt ward auf der Steintreppe hörbar. Die Thür öffnete sich; keuchend, nach Athem ringend, trat ein untersetzter, breitschultriger, kurznackiger Mann, eine schwarze Tuchmütze, unter der spärliche, graulockige Haarbüschel hervorsahen, auf dem Kopfe, ein. Artig verneigte sich Giuliano, als der Alte auf ihn zuschritt und, immer mit dem Keuchen des Asthmatikers zwischen den Sätzen, sagte: „Man hat mir schon Eure Ankunft gemeldet .. Entschuldigt,

daß Ihr habt warten müssen.. Heut ist ein großer Bußtag, he? Nicht meinetwegen, der Mensch ist zum Arbeiten geboren und nicht zum Beten und Singen.. Wenn es auch Gott und dem Bruder gefällt, die ganze Stadt singen, beten und tanzen zu lassen .. Ich — aber man soll kein Aergerniß geben .. Was bringt Ihr mir Neues und Gutes von meinem Gevatter Jacopo? Steht er noch fest auf den Beinen?"

„Leider nein, er liegt in seinem Stuhl, die Gicht plagt ihn. Sonst ist er frischen Geistes, wohlauf und entbietet Euch seinen Gruß" — damit hatte Giuliano einen Brief aus der Gürteltasche gezogen und reichte ihn dem Hausherrn dar.

Ser Ambrogio trat in die tiefe Nische des Fensters, die jetzt von dem Schein der über das hohe Dach der Pazzi's fallenden Sonnenstrahlen erleuchtet war, das Schreiben zu lesen. Nicht ohne Neugier betrachtete ihn der Jüngling, er suchte in dem Vater Etwas von der Tochter. Aber weder in der Gestalt noch in den Gesichtszügen fand er die geringste Aehnlichkeit. Nur als Ser Ambrogio, nachdem er den Brief, der nicht allzu viele Zeilen enthielt, zu Ende gelesen, sich wieder zu ihm wandte und ihn mit einem langen, starren Blick musterte, erschien ihm in der Bewegung des Kopfes, in dem scharfen Gefunkel des stahlgrauen Auges gleichsam das grobe und kolossale Urbild von dem Antlitz Elena's — der rohe Stoff und die Umrisse der Formen, aus denen die Bildnerin Natur die schöne Jungfrau herausgemeißelt.

„Wißt Ihr, was Ihr mir gebracht habt?" fragte der Alte.

„Nein, aber zu einem Boten schlimmer Kunde würde Messer Jacopo mich nicht auserwählt haben."

Ser Ambrogio lachte über das breite Gesicht. „Im Gegentheil, Ihr verdientet einen Botenlohn. Wenn ich nur ein reicher Mann wäre! Aber ein armer Tuchhändler, mein Junge .. Und schlechte Zeiten dabei und noch schlechtere in Aussicht, wie uns der heilige Mann geweissagt hat. Wegen all' der Sünden und Laster in Italien! Davon scheint Ihr auf Euerem Berge nichts zu ahnen. Ja, der Gevatter war immer ein Heide."

„Wir thun nichts Uebles in Vall' Ombrosa," entgegnete Giuliano hitzig. „Wir verbrennen keine Bücher und lassen keinen Bettler hungrig von unserer Thüre gehen."

„Seid Ihr so freigebig? Da möchte man bei Euch leben. Nun, der Gevatter kann's, er ist reich. Wie viel tausend Goldgulden wird er Euch hinterlassen? Habt Ihr schon einmal nachgerechnet? Wie lange kann er noch leben?"

„Herr!" brauste der Jüngling auf. „Er ist mein Wohlthäter; Fluch der Stunde, wo ich auf seinen Tod sänne!"

„Was schreit Ihr so? Will ich des Gevatters Tod? Meines guten, wackern Jacopo's! Ohne daß er sein Testament gemacht hat! Er schreibt hier allerlei krauses Zeug davon. Reckt nicht den Hals, Euch geht es nichts an. Meine Tochter will er sehen, sein Pathenkind, und da er nicht zu ihr kommen kann, soll sie zu ihm kommen. Wie es billig ist; die Jugend läuft, und das Alter sitzt still.. Warum steht Ihr so entgeistert da, als sei Euch eine schwarze Katze über den

Weg gelaufen?" Und schon hatte er die Thür aufgerissen und hinausgerufen: „Elena! komme herauf!"

Unter Giuliano's Füßen wurden die Steinfliesen zu heißem Eisen, und doch rührte er sich nicht von der Stelle. „Da bin ich, Vater!" hörte er die Stimme, deren Klang er diese ganze Zeit über nicht sowohl im Ohre als im Herzen gehabt, hinter sich sagen. Zu seinem Glück kam die Jungfrau nicht allein; ihre Tante hatte es für schicklich gehalten, sie zu begleiten.

„Clarice! Elena!" sprach Ser Ambrogio, halb noch auf der Thürschwelle des Gemachs. „Da ist ein Bote unseres guten Gevatters Jacopo; es ist sein Neffe Giuliano degli Albizzi und der Ueberbringer einer freundlichen Einladung. Dein Pathe wünscht Dich für einige Tage in seiner Villa zu haben. Wie schreibt er? He?" Und er faltete den Brief auseinander. „Seine alten Augen an dem Lenz Deiner Wangen und an dem Sonnenglanz in Deinem Gesicht zu erfrischen .. Altmodische Redensarten, womit er die Frauenzimmer bethörte, als er noch jung war .."

„Ich soll hinauf nach Fiesole?" entgegnete Elena, ohne den Blick vom Boden zu erheben, denn bei ihrem Eintritt hatte sie im ersten Anschauen in Giuliano den Jüngling von dem Platze der Signoria wiedererkannt. „Ist es Dein Befehl, Vater?"

„Befehl oder nicht," fuhr die scharfe Stimme Clarice's dazwischen, „willst Du Deinem Pathen eine so geringfügige Bitte abschlagen und seine Gunst für immer verscherzen?"

„Aber wie kann ich .. allein .. in ein Haus, wo nur Männer wohnen?"

„Glaubst Du, es sind Wärwölfe? Schnickschnack," spottete Ambrogio. „Davon können wir später reden. Hier steht der Bote und wartet auf Antwort. Voll Ungeduld, denn es ist Mittagszeit, und bei uns ist heut Fasten, wie es der heilige Mann will, damit allmälig die Sünden getilgt werden, die Florenz durch seine gottlosen Schwelgereien an diesem Tage auf sich geladen hat. Also heraus mit der Antwort, Fräulein Zimperlich!"

Elena's Wangen hatten sich bei den Worten des Vaters mit dem Roth der Scham gefärbt, weniger weil er sie verspottete, als wegen des niedrigen Geizes, der sich so unverhüllt in ihnen offenbarte, und aus dem unbewußten Gefühl heraus, seine unedle Art, einen Fremden zu empfangen, durch ihre Freundlichkeit in Vergessenheit zu bringen, reichte sie Giuliano ihre Rechte und sagte: „Edler Albizzi, grüßet meinen würdigen Pathen und bittet ihn, mich auch ferner in seiner Freundschaft zu halten. Ich gedenke seiner oft, und wenn mein Vater es mir gestattet und meine Tante und Beschützerin mich begleiten darf —"

„Wer mit Euch kommt, wird bei Messer Jacopo ein gern gesehener Gast sein," antwortete Giuliano. Schneller als sie hatte er sich in die Lage gefunden und das Pochen seines Herzens hatte nachgelassen. Das Mitleid, das er mit dem Mädchen zwischen dem geizigen Vater und der harten Muhme empfand, mit ihrer Verlegenheit und Verwirrung, zerstörte gänzlich den dämonischen Zauber, mit dem seine Phantasie sie bisher umgeben; die Bedürftigkeit, in der er sie jetzt erblickte, entthronte und entwaffnete sie zugleich in seinen Augen.

„Natürlich," eiferte Ambrogio auf Giuliano's letzte Worte, „gerne gesehen!

Was schadet es dem großen Hofe, wenn noch zwei Hühner mehr darauf herumgackern. Ja, wer so reich wäre, wie Gevatter Jacopo! Also, sie kommen, mein junger Herr!"

„Sobald es wärmer geworden und wir uns zur Reise gerüstet haben," entschied Clarice.

„Ueber das Weibergeschwätz! Ihr wißt nun, was Ihr zu melden habt. Gott befohlen und glückliche Reise!" Dem Jüngling war es, als würde er von dem eifrigen Alten gleichsam hinausgeschoben. Kaum daß er noch Elena's: „Habt Dank für Eure Botschaft!" vernahm — dann war er aus dem Gemach und schritt, mühsam ein lautes Gelächter unterdrückend, die Treppe hinunter, zum Hause hinaus.

Auf die ersten mächtigen und erschütternden Eindrücke dieses Tages waren jetzt die spaßhaftesten gefolgt, als hätte es das Schicksal darauf abgesehen, ihn durch Feuer und Wasser zu prüfen und seine Leidenschaft und seinen Verstand wieder in das Gleichgewicht zu bringen. Ueber die Aufnahme, die er in Ridolfi's Hause gefunden, kränkte er sich nicht. Hier hatte die Gastfreundschaft keine Stätte, und es belustigte ihn, daß ihm der Alte, um nur endlich zu der eigenen Mahlzeit zu kommen, kurzer Hand die Thür gewiesen. Allmälig wurden seine Gedanken indessen ernster; der Einblick in die Niedertracht und die Habsucht der Menschen, den er gewonnen, that seinem Herzen weh. Seiner glücklichen Jugend war bisher die unmittelbare Berührung mit der Gemeinheit und der Geldgier erspart geblieben. Seine Eltern hatten in bescheidener Stille, bei geringen Bedürfnissen, in mäßigem Wohlstande gelebt; seit ihrem Tode hatte ihm die Freundschaft und Fürsorge Messer Jacopo's das Dasein leicht gemacht. Weder durch inneren Drang noch durch einen Anstoß von außen war sein Sinn auf den Erwerb gelenkt worden. Nicht mit der Absicht, durch ihren Betrieb die Nothdurft des Lebens zu erwerben, hatte er die Heilkunst studirt. Vielmehr der Ruhm als der Reichthum hatte ihm als das Ziel seiner Arbeiten und Bestrebungen vorgeschwebt. Jetzt hatte er einen Mann kennen gelernt, der, obwohl er für begütert galt, nicht nur in Geringfügigkeiten dem schmutzigsten Geize fröhnte, sondern ohne Zögern seine Tochter an den Meistbietenden verschachert haben würde. Nicht das Mädchen, so dünkte es ihn, habe die Freier ausgeschlagen — dem Vater war keiner reich genug gewesen. Auch Lionardo Varchi nicht. Wie aber war ein solcher Vater zu dieser Tochter gekommen? Denn so geringen Anhalt er auch zur Beurtheilung Elena's haben mochte, geizig und unedel konnte sie nicht sein. Würde sie sonst ihre Perlenkette auf dem allgemeinen Scheiterhaufen geopfert haben? Wenn sie indessen nach Vall' Ombrosa hinaufkäme, wie sie versprochen, würde er ja Genaueres über sie erfahren. Hätte ihm einer unter der Platane Timoteo's gesagt, daß er eine Reihe von Tagen mit der schönen Elena zusammenleben müßte — in welche Verwirrung und Gemüthsunruhe wäre er da gefallen, während er jetzt, wo er sein Mahl in einem Wirthshause an der alten Brücke verzehrte, diesem Besuche beinahe gelassen entgegensah. Er betrachtete das Mädchen in ihrer Weltunerfahrenheit wie eine Blinde, die erst durch seine Kunst sehen lernen würde, eine Arme im Geist, die des Führers bedürftig. Mit einer gewissen

selbstgefälligen Eitelkeit vertiefte er sich in diese Rolle des Arztes und des Lehrers und freute sich daran, noch ehe er sie angetreten.

Voll Behagen sprach er den wohlbereiteten Speisen zu, genoß den heiteren Anblick den blinkenden Arno hinunter und zu dem Kirchlein von San Miniato hinauf, das in seiner schmucken Zierlichkeit auf der Höhe wie ein Krönlein auf dem Haupte einer Braut saß, und hörte mit der Ueberlegenheit eines gelehrten und weit gereisten Mannes, mit einer Miene, die den Ernst eines Fünfzigjährigen nachzuahmen suchte, dem Geschwätz des Wirths zu, der geschäftig seinen einzigen Gast bediente. Obgleich sich der Gevatter nur mit begreiflicher Vorsicht über die neuen Ordnungen, Sitten und Gewohnheiten der Stadt äußerte, merkte ihm Giuliano doch leicht an, daß er keineswegs mit dem König Christus von Florenz und seinem Propheten Savonarola zufrieden sei. Denn nicht bei der Gottseligkeit und dem Fasten konnte sein Gewerbe gedeihen. „Gewiß müssen wir Menschen zuerst für unsere Seelen sorgen," sagte er, „aber welche Figur werden wir bei der Auferstehung mit unsern Leibern spielen? Sollten wir uns nicht schämen, so blaß und mager vor der allbarmherzigsten Jungfrau zu erscheinen?" Durch die Kinder und die Weiber habe der Bruder seine Macht erlangt; allein sie könnte nicht ewig dauern; alle Geschäfte lägen darnieder; Handel und Wandel stockten, während Predigt, Gebet und Prophezeiung ins Kraut schössen, und wenn die Weiber keine Liebhaber mehr haben dürften, was sollte aus den Juwelieren auf der alten Brücke werden? Er sei ein schlichter Garkoch und kein Prophet; aber ein schlechtes Ende würde es doch nehmen.

Von Neuem wurden so Giuliano's Betrachtungen von seiner eigenen Zukunft auf das allgemeine Schicksal gelenkt, und es war natürlich, daß er bei seiner Rückkehr nach der Herberge bei dem Thore von San Gallo, einen Weg einschlug, der ihn an dem Kloster San Marco vorüberführte. Fiel doch der Schatten des gewaltigen Dominicanermönchs, der dort hauste, auch über den Pfad seines Lebens. Der kurze Wintertag verdämmerte in den Abend. Auf dem Platze waren viele Menschen versammelt, die das Vespergeläut der Kirchenglocke zu erwarten schienen. Schon erhellten sich die inneren Räume des Klosters; durch die hohen Fenster der Kirche schimmerte der Widerschein der Kerzen; in die eisernen Ringe an der vorderen Pforte wurden lodernde Fackeln gesteckt. Auch in dem Menschenhaufen, der beständig wuchs, tauchten einzelne Fackelträger auf. Das glührothe Licht verschmolz mit dem letzten Schimmer des Tages zu einer eigenthümlich düsteren und ungewissen Beleuchtung. Nun erhob sich in der Kirche der Gesang der Mönche und der Klang der Orgel. Weder die Worte noch die Melodie des Hymnus konnte Giuliano deutlich verstehen, aber von den Versammelten auf dem Platze mußten sie Manche kennen, denn sie stimmten wie ein Chor in die Schlußworte ein. Um ein steinernes Kreuz, das in der Mitte des Platzes gerade der Eingangspforte gegenüberstand, fand ein feierlicher Umgang statt, erst die Kinder, dann die Frauen, zuletzt die Männer. Darüber läuteten die Glocken aller Kirchen den Abend ein. Immer mehr Fackeln fingen den Platz mit röthlichem Licht zu erfüllen an. Die Pforte des Klosters öffnete sich, und paarenweise schritten etwa fünfzig Mönche, große, rothbemalte Wachskerzen in der Hand, heraus dem Kreuze zu. Einer von ihnen bestieg die Stufen,

die zu dem Kreuze hinaufführten, und die Anderen bildeten in einem weiten Halbkreis geschart und die Kerzen hochhaltend, wie Soldaten ihre Hellebarden, eine Art Leibwache um ihn. Von seinem Nachbar erfuhr Giuliano, daß es der Bruder Silvestro Maruffi sei, ein Vertrauter Savonarola's, den die Heiligen und die Engel im Traume ihres Besuches würdigten. „Meine Brüder, meine Schwestern," sagte der Mönch, „die Pforte des Lebens ist offen; eben ist der Weg, tretet ein; in dem Kreuzgang des Klosters erwartet der Bruder Girolamo die Mühseligen und die Beladenen, die nach der Erleichterung ihrer Herzen und dem Manna des Himmels trachten." Und feierlich, ihre Litanei singend, traten die Mönche den Rückweg zu dem Thor des Klosters an, wo ihrer zwei zu den Seiten der Pforte Posto faßten, um dem ersten Ansturm des Volkes zu wehren. So groß war indessen das Ansehen des Bruders, so mächtig der Bann, der auf Allen lag, so überwältigend der Ernst dieser Vorgänge, daß Keiner vor dem Andern den Vortritt zu gewinnen suchte, sondern Alle geduldig ausharrten, bis an sie die Reihe des Eintritts kam. Je zwei, Männer oder Frauen, schritten die, welche nach einer Zwiesprache mit Fra Girolamo sich sehnten, sich bekreuzigend über die Schwelle und die wachthaltenden Mönche sagten zu Jedem: „Dein Eintritt sei gesegnet." Weitaus die Mehrzahl blieb jedoch singend und das Kreuz umkreisend auf dem Platz, von dem Rauch und Dampf der vielen Fackeln und Kerzen und der kleinen Reisigfeuer, die sie auf den Steinen angezündet hatten, in eine röthlich schimmernde Wolke eingehüllt . . .

Unter diesen Einwirkungen war der Einfall, die ertheilte Erlaubniß zu dem Eintritt in das Kloster zu benutzen, in Giuliano's Kopf aufgestiegen. Unschwer würde er so in die Nähe des merkwürdigen Mannes kommen und einige Worte mit ihm wechseln können. Fast reizte es ihn, die Sehergabe desselben auf die Probe zu stellen, ob er in ihm den Wolf im Schafstalle erkennen würde. Denn in dem Stolz seiner Wissenschaft, als ein Jünger des Hippokrates und Galenus, hielt Giuliano alle Prophezeiungen und Visionen des Bruders für Trug und Gaukelspiel und die Menge umher für einen blöden, leicht bethörten Haufen unwissender und roher Menschen. Gerade aber als er sich dem Zuge anschließen wollte, sein keckes Lächeln mühsam zu einer demüthigen Miene zwingend, traf ihn ein Blitz aus einem hellen Augenpaar. Das Kapuzentuch bis an die Augen hinaufgezogen, schritten zwei Frauen an ihm vorüber: Elena und Clarice. Ohne Zweifel wollten sie den Rath des Mönchs, ihres geistlichen Berathers, einholen, ob sie die Einladung nach der Villa Messer Jacopo's annehmen dürften. Halb fragend, halb vorwurfsvoll und durchbohrend hatte Elena's Blick auf Giuliano geruht. Wunderte sie sich nur, ihn hier zu finden, oder verwehrte sie ihm, dem Gottlosen, den Eingang zum Heiligthum? Hebe Dich von hinnen, schien sie ihm zu sagen. Und hatte sie nicht Recht? Was hatte er mit den Narren und Einfältigen zu schaffen? Er war im Begriff gewesen, eine Handlung zu begehen, die mit seiner Gesinnung und Ueberzeugung im schnöden Widerspruch stand, und nicht ohne Beschämung im Herzen verließ er den Platz vor dem Kloster. So eilig ihn seine Füße trugen, suchte er die Herberge auf, wo er sein Pferd eingestellt: es drängte ihn, den Staub der ungastlichen Stadt von sich abzuschütteln. In der scharfen Kühle der Nacht ritt er aufathmend, unter dem Licht der Sterne,

nach Fiesole hinauf, voll Verlangen, in dem Gespräche mit dem Oheim, im Anblick der Statuen und Bilder, die das stille von den Steineichen und Pinien umhegte Haus schmückten, die Seele von dem Wust und Grauen dieses seltsamsten Tages, den er noch erlebt, rein zu baden.

II.

Allgewaltig war der Frühling über Toscana gekommen. Von der Terrasse des Landhauses hatte man einen entzückenden Blick, die Abhänge von Fiesole hinab, in die blühende, grünende Ebene, auf die in der Tiefe stattlich mit ihren Thürmen und hohen Dächern, die alle von dem Abbild der Himmelskuppel im Kleinen, der Domkuppel, überragt und beherrscht wurden, hingelagerte Stadt, auf den stillen silbernen Strom, der sich westwärts hinter Olivenhainen und Mühlen dem Auge entzog. Villa reihte sich an Villa den Hügel hinab und stieg jenseits des Arno die sanfteren Abhänge nach San Miniato hinauf, größer die einen, kleiner die andern, aber alle weißglänzend, aus dem Grün der Bäume und Gebüsche hervorlauschend, zwischen Blumenbeeten von Veilchen, Narzissen, Anemonen und Lilien.

Hingelehnt über die steinerne Balustrade sog Elena nicht nur mit den Augen, sondern gleichsam mit allen Sinnen den Zauber dieses Bildes ein. Der Wind der Morgenfrühe wehte um ihre Wangen und trieb ihr die goldlockigen Haare über Stirn und Schultern. Zuweilen war es ihr, als müsse sie ihre Augen noch einmal so weit öffnen, um nichts von der Fülle der vor ihr ausgebreiteten Schönheit zu verlieren und dem Drange des Schauens, der noch stärker in ihrem Gemüth als in ihren Sehnerven war, genugzuthun. Als sie ihre Fensterlade vor der Schwüle im Gemache aufgestoßen, war ein jubelnder Ausruf über den Glanz und die Frische des Morgens unwillkürlich ihren Lippen entschlüpft — jetzt machte sie die Weite und die Mannigfaltigkeit der Herrlichkeit staunen.

„Sieh, sieh!“ sagte da eine heisere Stimme hinter ihr, „ist das Vöglein schon aufgeflogen? Jugend soll schlafen und sich nicht vor der Zeit um den Morgentraum bringen.“

„Es litt mich nicht in der Kammer, Oheim. Und welcher Traum käme diesem Anblick gleich! Du hättest mich wecken müssen, wenn ich ihn etwa hätte verschlafen wollen.“

„Hätt' ich? Ja so, Du hast noch nie grüne Wiesen und buntfarbige Gärten gesehen. Was Euch in Eurer düsteren Gasse das Haus der Pazzi's noch an Licht und Luft gelassen, das hat der Geiz Deines Vaters und der dumpfe Sinn Deiner Pflegemutter Dir verkümmert“ —

„Sprich nichts gegen meinen Vater, es kränkt mich.“

„Und mich kränkt's, daß er Dich nicht so erzogen hat, wie es seiner einzigen Tochter geziemt. Kaum daß er Dich lesen und schreiben und singen hat lernen lassen.“

„Hast Du mich nicht selbst wegen meiner Stickereien gelobt? Und daß ich Dein Gemach besser und reinlicher in Ordnung halten kann, seit ich hier oben bei Dir wohne, als Dein alter Giovanni?“

„Du hast eben weichere Hände und schärfere Augen als er. Aber das Alles sind nur Magddienste."

„Und wozu sind wir Frauen da als zu solchen Diensten? Wir sind nicht geschaffen, die Menschen zu führen, zu bessern und zu erleuchten. Das ist das Vorrecht der Männer. Als des Herrn Magd ist Martha in das Himmelreich gekommen."

„Und von Maria, die das bessere Theil erwählt, hast Du nichts gehört?"

„Sie war eine Heilige, Oheim, ich habe ein sündiges Herz in der Brust."

„Das weißt Du so genau? Wie klug Du bist!"

„Ich bin trotzig und kenne die Demuth nicht. Und in diesem Augenblicke fühle ich, daß ich jeden Morgen und jeden Abend beten muß: führe uns nicht in Versuchung."

„Hältst Du mich für einen Versucher?" lachte, sich an seinem Krückstock aufrichtend, Jacopo del Nero. „Denn Giuliano weichst Du aus, wie er Dir. So bleibt Niemand, der Dir hier gefährlich werden könnte, als ich. Aber seit wann versuchen gichtbrüchige Greise junge Mädchen? Ist das auch eine Prophezeiung des Bruders von San Marco? Wenn sie in Erfüllung ginge, wäre das Ende der Welt freilich nahe."

Eine hohe Röthe überflammte Elena's Antlitz, und ein Zug strengen Ernstes verdrängte den Ausdruck heiterer Freude, der bisher um ihren Mund gespielt. Vor dem Blick ihrer blauen Augen, die zwischen Frage und Unwillen auf ihn gerichtet waren, wurde Jacopo's Lachen beinahe zu einem Grinsen; nicht keuscher und unnahbarer hätte Diana einen Satyr, der sich ihr zu nahen gewagt, betrachten können. Der Alte empfand es wie eine Beschämung in seinem Innern. „Nimm's nicht für ungut," sagte er, „ich will Dir Deinen Heiligen nicht verunglimpfen. Ich bin ein halber Heide; er selber hat mich so gescholten, als ich ihm den Eintritt in das Sterbezimmer Lorenzo's de' Medici zu wehren suchte."

„Du hast den Bruder Girolamo gesehen? Und bist nicht zu seinen Füßen gesunken und bekehrt worden?"

„Nein, mein Kind, ich gehöre zu denen, die in der Hölle in glühenden Gräbern stehen. Ja so, Du hast Dante nicht gelesen. Und die heidnischen Poeten erst recht nicht. Vielleicht ist es auch besser so, und der Bruder predigt die Wahrheit, wenn er das Uebel in der Welt von den Büchern herkommen läßt."

Das Mädchen achtete indessen nicht auf seine letzten Worte; in ihrem Geiste malte sie sich die Begegnung der beiden Männer aus, der hervorragendsten, die sie noch kennen gelernt . . . „Du hast von ihm gehen können," sagte sie mit unverhohlenem Staunen, „ohne daß seine Worte immer wie der Ton einer großen Glocke in Deinen Ohren geklungen? Ohne daß Dir ein Stachel der Reue in der Brust zurückgeblieben? Wunderbar! Je weiser einer ist, dachte ich, desto tiefer müßte er von der Predigt des Bruders ergriffen werden. Und warum weigertest Du ihm den Zugang zu einem Sterbenden?"

Verlegen schob der Alte sein purpurnes Sammetkäppchen auf dem kahlen, von einem Wall starren weißen Haares umstandenen Schädel hin und her. „Bei alledem bist Du doch die rechte Evatochter. Neugierig und zudringlich wie die Spatzen. Warum ich den Bruder von dem Sterbebette Lorenzo's fernhalten

wollte? Weil ich den Freund nicht einer letzten Enttäuschung aussetzen mochte. Im Leben hatten sich Lorenzo und der Bruder gemieden und gehaßt, aber der Ruf seiner Frömmigkeit und Heiligkeit hatte Lorenzo's Stimmung gegen ihn umgewandelt; er hoffte besser sterben zu können, wenn er von ihm die Freisprechung seiner Sünden erhielte. Darum beschied er ihn zu sich. Allein ich behielt Recht; der Bruder forderte Unmögliches, und der Sterbende wandte den Kopf zur Seite."

„War Lorenzo ein so großer Sünder? Die Brüder in San Marco nennen ihn noch jetzt einen Tyrannen und Gottesverächter, aber die Diener und Arbeiter in unserem Hause loben seine Freigebigkeit und seine Leutseligkeit gegen die Armen."

„Mir war er ein Freund," sagte Jacopo mit einer gewissen Feierlichkeit, „er war ein Verehrer der Weisheit und der Schönheit."

„Sollen wir nicht Gott über alle Dinge lieben und ihn allein verehren? Die Weisheit und die Schönheit, die Du meinst, Oheim, führen nicht zum Himmel."

„Die ich meine?" Und schneller, als sie es erwartet haben mochte, war er auf sie zugegangen und hatte mit seiner Rechten ihre beiden Hände ergriffen. „Oho! Töchterchen, woher kommt Dir diese Wissenschaft? Gesteh's — das spricht der Bruder Girolamo aus Dir."

Die Plötzlichkeit des Angriffs raubte dem Mädchen die Möglichkeit einer Ausrede, auch wenn sich ihre Wahrheitsliebe dazu hätte verstehen können, und die Zornfalte auf der hohen Stirn des Alten schüchterte ihren Muth ein: „Warum sollte ich es leugnen," antwortete sie mit einem leisen Schwanken ihrer Stimme; „der Bruder hat mich, ehe ich zu Dir hinaufkam, auf die Gefahren hingewiesen, denen ich entgegenginge."

„Ist der Bruder Dein Vater, daß Du ihn um Rath fragst, ob Du Deinen alten kranken Verwandten besuchen darfst?"

„Der Bruder ist mein Beichtvater; sterbend hat meine Mutter mich ihm als ein Vermächtniß übergeben, und ich thue nichts, das er nicht wüßte."

„Deine sterbende Mutter! So, so!" Und der Alte nickte mit dem Kopfe vor sich hin. „Also sind sie doch wieder zusammengekommen."

„Meine Mutter siechte langsam dahin, da ließ sie den Bruder bitten, ihr durch seinen Trost Schmerz und Tod zu erleichtern" —

„Und er kam!"

„War es nicht seine Pflicht?"

„Natürlich!" Aber das feine, durch den Verlauf des Gesprächs noch geschärfte Gehör, die von einem unbestimmten Argwohn erfüllte Seele Elena's vernahm aus dem einfachen Worte mehr als die bloße Bestätigung ihrer Frage. Nur daß ihr Jacopo nicht die Zeit ließ, ihrem dunklen, noch inhaltsleeren Verdachte weiter nachzuforschen, sondern rasch hinzusetzte: „Und seitdem bist Du das Lieblingsschäfchen des treuen Hirten geworden, das nichts ohne seine Erlaubniß thut. Sieh mich nicht so böse an, ich tadle es nicht. Junge Dinger wie Du irren nur zu leicht vom Wege ab und gerathen in die Dornenhecken

oder fallen gar in den Abgrund. Und vor welchen Gefahren, die Dir hier in diesem stillen Hause drohen könnten, hat Dich denn der Bruder gewarnt?"

„Vor der falschen Weisheit und der trügerischen Lust der Welt . . . Oh, mein Oheim, ich werde dem Bruder sagen, daß er Dich verkannt hat, daß Du nicht versucht hast, meinen Glauben zu erschüttern, oder unwillig geworden bist, wenn ich Deinen Vorlesungen aus den Büchern der Heiden nicht zuhorchte . .! Aber . . ." Nun fand sie doch die passenden Worte für ihre Empfindung nicht und stockte erröthend.

„Aber? Ich will nicht hoffen, daß Dir Giuliano mit Ovid und Virgil zusetzt?"

„Giuliano degli Albizzi ist für mich ein Fremder," entgegnete Elena herb. „Ich achte ihn, da er Dein Hausgenosse ist, allein ich habe nichts mit ihm zu theilen, weder im Guten noch im Bösen. Er hat mit der Unruhe und der Verwirrung nichts zu schaffen, die mich befallen, seit ich bei Dir weile. Dies Haus, dieser Garten, dieser Ausblick — ich hatte etwas Aehnliches nie gesehen und mir ist oft, als hätte ich einen neuen Sinn bekommen. In dieser Welt, von der ich nichts wußte, blendet, entzückt, verwirrt mich Alles und reißt an meinem Herzen, so gewaltsam, so wunderlich. Es ist geschehen, wie es mir der Bruder geweissagt hat: aus den Blumen, aus den Bildern, aus der Fülle und Anmuth des Lebens um mich her würde sich die alte Schlange erheben, die schon im Paradiese Eva verführt."

„Und trotz der Warnung bist Du gegangen?"

„Wäre das eine Tugend, welche der Versuchung nicht zu widerstehen hoffte? Ich kam, weil Du krank warst."

„Ich danke Dir, Du bist wirklich wie ein Schutzengel gewesen, Elena. Wäre es eine Gerechtigkeit Gottes, wenn er Dich Schaden an Deiner Seele nehmen ließe, zum Lohne für die Wohlthaten, die Du einem armen Gichtbrüchigen bewiesen?"

„Gottes Rathschlag ist unerforschlich," erwiderte die Jungfrau, den Kopf senkend; „er verfahre gnädig mit mir."

Zwei Diener trugen aus dem Hause einen Sessel und eine Fußbank mit Kissen und Decken herbei und stellten sie in die Sonne zum Sitz für den Herrn auf. Hinter ihnen schritt Giuliano einher, mit munteren Augen und flatterndem Haar, eine Schriftrolle in der Hand.

„Ich bin Dir nun nicht mehr nöthig, Oheim," sagte Elena bei dem Nahen des Jünglings, „da kommt Herr Giuliano, Dir vorzulesen," und reichte ihm die Rechte.

Ohne mit der Wimper zu zucken, schlank und stolz, ging sie mit leichtem Nicken des Hauptes wie mit schwebendem Schritt an Giuliano vorüber in das Haus zurück. In derselben Kühle und Ruhe hatte er ihren Gruß erwidert und trat nun an den Sessel des Alten, der sich mit Hülfe der Diener behaglich darin ausgestreckt und mit sichtlichem Wohlgefallen den Glanz und die Wärme der Sonne genoß. „Ich habe Dir die Politik des Aristoteles mitgebracht," fing Giuliano an . . .

„Laß," wehrte Jacopo ab. „Was hilft uns Aristoteles? Er kannte die

Plage unserer unglücklichen Vaterstadt nicht. Er hatte nie einen Mönch gesehen, und der Herr Christus ist niemals König über Athen gewesen. Ich habe keine Lust am Lesen und Hören; ich weide meine alten Augen lieber an dem Frühlingsgrün und lasse mich von der Sonne bescheinen."

„Da stimme ich Dir bei, aus vollem Herzen; das große Buch der Natur wiegt alle Bücher auf, an Erkenntniß wie an Genüssen."

„Besonders wenn man so jung ist, wie Du es bist, und es leicht verschmerzt, von einem bitteren, statt von einem süßen Kraut genossen zu haben."

Giuliano warf einen raschen Blick auf das Gesicht des Alten und lächelte dann gutmüthig halb und halb spöttisch vor sich hin: „War unser edler Gast, Madonna Elena, das bittere Kraut? So oft Du mit ihr streitest, ziehst Du den Kürzeren."

„Gelbschnabel! Würdest Du ihr gegenüber das letzte Wort behalten?"

„Gewiß noch weniger als Du, da Du mir ausdrücklich verboten hast, ihr zu widersprechen und sie in ihrem Betragen und Wesen zu stören oder zu kränken."

„Das ist ein Gastrecht, das sie verlangen kann."

„Ich bestreite es ihr nicht, und um es auch nicht durch einen Blick zu verletzen, vermeide ich jedes Alleinsein mit ihr."

„Ihr seid Beide jung; Ihr gehörtet für einander."

Eine dunkle Gluth, halb der Scham, halb des Zornes, stieg in Giuliano's Gesicht auf. „Ich bitte Dich, so rede nicht. Ich verdanke Dir viel, und Du sollst, so hoff' ich, mich nie als einen Undankbaren finden. Aber wenn Du mir dies Mädchen zur Frau bestimmt hast, wenn Du sie, wie es die geschwätzige Clarice neulich andeutete, hierher eingeladen hast, damit wir uns einander näherten, so hast Du Dich in ihr und mir getäuscht. Wir sind wie zwei feindliche Elemente zu einander; das eine vernichtet das andere."

Der Alte schlug eine helle Lache auf: „Bin ich ein Heirathsvermittler? Seht mir den Jungen! Glaubst Du, daß der geizige Gevatter Ambrogio Dir armen Schlucker seine einzige Tochter vermählen würde? Ja, wenn Du ein reicher Kaufmann oder der Leibarzt des Königs von Frankreich wärest! Aber so, bloß mit der Zukunft im Sack, bist Du ein schlechter Eidam für den Gevatter. Warum ich das Mädchen kommen ließ? Mir war ihre Mutter einmal sehr an das Herz gewachsen und ich hatte gehofft, daß sie meinen letzten Seufzer empfangen und mir die Augen zudrücken würde. Da ist der Mönch und dann der Tod zwischen uns getreten. Ich mußte die Stadt meiden und hier in dem einsamen Hause in halber Verbannung ausharren, um dem Argwohn der neuen Regenten keine Nahrung zu geben. Darüber ist in den Jahren die Sehnsucht, das Mädchen und in ihr die geliebten Züge der Mutter wiederzusehen, groß in mir geworden . . ."

„Und darum hast Du sie zu Dir beschieden! Vergib meine Thorheit," bat der Jüngling.

„Und weßhalb solltet Ihr Beide, die Ihr einst meine Habe theilen werdet, Euch fremd und feindlich gegenüberstehen? Wenn Ihr Euch vor meinem Tode kennen lerntet, ersparte Euch das vielleicht einen Erbschaftsstreit."

„Sprich nicht von Deinem Tode. Mit der Gicht kannst Du neunzig Jahre alt werden."

„Und soll mich so lange in Schmerzen winden? Das wäre ein schlechter Tausch gegen die Ruhe im Grabe. Aber wie Gott will! Nun weißt Du, warum ich Elena zu uns heraufkommen ließ. Deine Zurückhaltung gegen sie war mit in Rechnung gezogen, und kein Liebesverhältniß."

„Und hast Du das Ebenbild ihrer Mutter in ihr gefunden?" fragte ausweichend Giuliano.

„Sie ist schöner als ihre Mutter," antwortete der Greis, „aber die Mutter hatte die Sanftmuth und den Reiz voraus. Wenigstens in den guten Tagen, wo ich sie kannte. Sie war eine geschickte Lautenspielerin und hatte eine liebliche Stimme. Doch Spiel und Gesang verstummte, als der Mönch im Dom zu predigen begann. Alle, die ihm zuhörten, steckte er mit seinem Trübsinn und seiner Melancholie an. Donna Luisa hatte kein leichtes Leben an der Seite des Gevatters, die Worte des Mönchs fielen ihr schwer auf das Gemüth. Noch ehe sie leiblich erkrankte, verzehrte sich ihre Seele, und ihre Schwermuth wird nicht ohne Einfluß auf die Erziehung Elena's geblieben sein."

„Warum hat sie die Tochter nicht in ein Kloster geschickt?"

„Als sie starb, war Elena kaum elf Jahre alt und ich zweifle, daß der Gevatter seine Einwilligung dazu gegeben hätte. Und Dich rührt es nicht, ein so schönes Geschöpf in Klostermauern zu begraben?"

„Hat sie Dir nicht wiederholt gesagt, daß alle Freuden nichtig und alle irdischen Dinge eitel und vergänglich seien? Wer so denkt und fühlt, dem ist nur gut in einem Kloster gebettet. In Padua habe ich eine Marmorstatue aus dem Alterthum gesehen, eine Jungfrau in ein langes, faltiges Gewand gehüllt, mit einem strengen und traurigen Ausdruck in dem edlen Gesicht, von jugendlichen Zügen und schlanken Formen; sie sagten: es sei das Bild einer römischen Vestalin. Dem gleicht Dein Pathenkind, und wenn ich sie anschaue, fällt mir jene Statue ein. Hast Du mir nicht erzählt, daß diese Vestalinnen Recht über Leben und Tod hatten?"

„Ja, wenn sie einem Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, begegneten, konnten sie ihn durch ihre Berührung am Leben erhalten und den besiegten Gladiator in der Arena durch eine Bewegung ihrer Finger vor dem Todesstreich seines Gegners bewahren. Aber was willst Du mit diesen alten Geschichten?"

„Ich ertappe mich zuweilen bei der Frage, ob Madonna Elena jemals, wenn sie unter den Vestalinnen gesessen, das Zeichen der Gnade gemacht hätte. Eins bin ich gewiß, Oheim, mich hätte sie sterben lassen."

„Du bist ein Narr; sie kann kein Wässerchen trüben, und ihr Herz ahnt nicht einmal eine wilde Leidenschaft."

„Ihre Heiligkeit ist ihre Leidenschaft," entgegnete Giuliano und zerknitterte mit heftigerem Druck die Handschrift des Aristoteles.

„Laß es dem schuldlosen Pergament nicht entgelten, daß sie Dich ärgert," beschwichtigte ihn Jacopo mit satirischem Lächeln; „setz' Dich zu mir und lies nur, das wird uns auf andere Gedanken bringen . . ."

Auch Elena hatte in häuslichen Sorgen und Geschäften die Erregung, die

in ihr von dem Gespräche mit dem Greise nachzitterte, zu beruhigen und ihren Sinn von den Vorstellungen, die es hervorgerufen, abzulenken versucht. Tiefer und mächtiger als in all diesen zwanzig Tagen, die sie schon in der Villa verweilte, hatte sie heute die Empfindung eines neuen Daseins, anderer Lebensbedingungen und Lebensformen ergriffen. War es die bunte Pracht und der warme Hauch des Frühlings, die eine ihr bisher unbekannte, süße und ängstliche Sehnsucht in ihrem Herzen erweckt? Die ihr plötzlich den Unterschied zwischen dem Hause ihres Vaters, dem Dasein darin und der Heiterkeit und Schönheit hier aus der dumpfen Ahnung zum klaren Bewußtsein gebracht? Mitten in ihrer Geschäftigkeit ließ sie die fleißigen Hände sinken, und in das Leere starrend fragte sie sich: warum bin ich dem Rufe gefolgt? Hatte sie sich zu viel zugetraut, und strafte Gott jetzt ihren Vorwitz?

An Ueberlegung und an Warnung hatte es ihr nicht gefehlt. Ein Leiden der Tante, eine große Arbeit im Hause hatten ihre Reise verzögert; der Mönch hatte ihr seine Bedenken über ihren Aufenthalt bei Jacopo del Nero nicht verschwiegen: zuletzt hatte der Wille ihres Vaters sie bestimmt, der Einladung zu folgen. Jetzt warf sie sich vor, nicht besser widerstanden zu haben, und klagte ihre Neugierde und einen geheimen Drang an, für den sie auch heute noch keinen Namen hatte. Gehorsam und unterwürfig, wie sie war, hatte sie sich in dieser Angelegenheit wie bisher in allen der Entscheidung des Mönchs und dem Befehle des Vaters gefügt, ohne den eigenen Wunsch zu verrathen. Aber dieser Wunsch, in der Tiefe ihres Herzens vergraben, hatte sie nach Vall' Ombrosa getrieben. Von der Stunde an, wo ihr Giuliano die Aufforderung ihres Pathen, zu ihm zu kommen, überbracht, hatte der Lockruf und das Verlangen, derselben zu folgen, sie nicht mehr verlassen. Die Scham und die Unkenntniß ihres Gefühls hatten ihr den Mund geschlossen, um so fester, da weder ihr Vater noch Savonarola sie um ihre Meinung befragt. Nur zu lebhaft indessen entsann sie sich heute, mit welcher verschwiegenen Freude sie die Vorbereitungen zu ihrer Abreise getroffen, wie unruhig sie die letzte Nacht im elterlichen Hause verbracht hatte.

Wie im Traum war sie anfangs durch diese sonnigen, mit Teppichen und Tapeten, mit kostbarem Geräth und werthvollen Sammlungen von Büchern und Medaillen, von alten Münzen und geschnittenen Steinen erfüllten Gemächer gegangen; wie im Traume hatte sie den Worten Jacopo's gelauscht, wenn er ihr eine kleine Broncefigur, eine schwarze, mit rothen Gestalten, Menschen, Thieren und wunderlichen Wesen, die er Faune, Satyre und Centauren nannte, grell bemalte Vase, eine marmorne Hand zeigte — Dinge, die tausend Jahre und länger in der Erde vergraben gelegen und den alten Heiden zum Gebrauch und zum Zierrath gedient. Auch jetzt, wo sie sich an diesen Anblick gewöhnt, wo sie gehört, daß in diesen Büchern und Schriftrollen die Weisheit und die Thorheit, die Freude und die Klage, das Wissen und der Glaube längst verstorbener Geschlechter enthalten sei, wo sie es behaglich fand, über diese weichen Teppiche hinzuschreiten, auf diesen Kissen das müde Haupt auszuruhen, konnte sie eine gewisse Scheu vor dem Fremdartigen, eine leise Beängstigung wie vor einem plötzlichen Zusammensturz der ganzen Herrlichkeit nicht überwinden. Doch nicht der Reichthum und die Fülle des Lebens hier machten den stärksten Eindruck auf sie, sondern das Wesen,

die Beschäftigungen und Gewohnheiten Jacopo's, die Gespräche, die er mit ihr führte. Während Clarice, wenn beide allein waren, nicht müde wurde, die Pracht und den Ueberfluß des Hauses halb mit Neid und Mißgunst, halb mit Verwunderung zu besprechen, hing sie den Worten des Alten nach oder betrachtete sinnend bald das eine, bald das andere Kunstwerk in dem Gemache, dessen Bedeutung und Werth er ihr erklärt hatte. Sie hatte bisher nur Männer kennen gelernt, die wie ihr Vater, seine Schreiber und Arbeiter unablässig nach Erwerb und Vermögen, oder wie die Mönche in San Marco, um den Prior geschart, in Gebeten und Gesängen, in frommen Unterhaltungen und Geschichten nach dem Himmelreich trachteten; aus den Erzählungen der Dienerinnen, aus den Warnungen und Schmähungen der Tante hatte sie sich eine häßliche und widrige Vorstellung von dem Treiben der jungen reichen Männer, ihrem Würfelspiel und ihren Zechgelagen gebildet. Bis in ihre stille Kammer waren zuweilen aus zuchtlosen Liedern, welche die Nachtschwärmer in der Gasse sangen, verlorene Worte, die sie mit Schauder erfüllten, gedrungen. Hier in Vall' Ombrosa wurden alle diese Ansichten und Vorurtheile umgestürzt. Ernst und eifrig sah sie Jacopo und Giuliano mit Studien beschäftigt, deren tieferen Sinn und Nutzen sie freilich nicht faßte, denen sie aber Würdigkeit und Bedeutsamkeit nicht absprechen konnte. Den Leib des Menschen, seine Organe, seine Muskeln und sein Nervengeflecht kennen zu lernen, um den Leidenden zu helfen, war es tadelnswerth? Hatte der Heiland nicht selbst seine Wirksamkeit auf Erden mit der Heilung der Besessenen und der Lahmen begonnen? War es nur eitle Neugier aus den Schriften der Alten zu erfahren, wie sie gelebt? Inniger noch als diese Erwägungen hatte sie die Harmonie zwischen der Beschäftigung und dem Betragen ihrer Hausgenossen gerührt. Es war ihr, als hätte es nie einen würdigeren, freundlicheren, die Schmerzen und Schwächen seines Alters gelassener ertragenden Greis gegeben, als ihren Pathen, und selbst Giuliano konnte sie das Lob der Bescheidenheit und Zurückhaltung nicht vorenthalten. Erschollen in der Halle und in dem Garten keine Lobgesänge wie in dem Kloster der Dominicaner, so hallten sie auch nicht wieder von dem Gezänke des Herrn mit den Dienern und dem rohen Lärm des Lebens. Alles ging seinen glatten, ruhigen Gang, eine Stimmung des Friedens herrschte im Hause wie in den Gemüthern.

Eine Weile hatte sie so, beinahe wunschlos, unter diesem Zauberbanne gelebt, in einer warmen, duftigen Luft, wie die Blumen, die jeden Morgen unter dem Kusse der Sonne schöner aufblühten, ohne Gedanken und Sorgen, ohne Ahnung der Sünde und ohne Sehnsucht nach der Seligkeit. Zu athmen, zu schauen, dem Gesang der Vögel, dem Rauschen der Bäume, der klugen Rede des Greises zu lauschen hatte ihr vollauf genügt. Darüber hinaus hatte sie nichts begehrt und nichts bedacht, kaum daß sie ihre Gebete noch wie aus alter Gewohnheit verrichtet. Jetzt rief eine Stimme in ihr: erwache, Nachtwandlerin, erwache! Wider seinen Willen hatte Jacopo vorhin das Bild der Welt, die sie verlassen, heraufbeschworen und ihr zugleich den Abgrund gezeigt, an dessen Rande sie wandelte. Von der Schönheit und der Luft hatte sie sich einschläfern lassen und des Himmels vergessen. Das war das feine, sich unmerklich der Seele, die nicht wacht und nicht betet, mittheilende Gift, von dem der Bruder gesprochen; die

Schmeichelei der großen Betrügerin Welt, die uns ihre Arme öffnet, um uns in den Rachen der Hölle zu werfen. Alle Ermahnungen und Warnungen Savonarola's, all' ihre guten Vorsätze und Gelöbnisse fielen ihr wie eine Last auf das Herz. Was sollte sie thun? Durfte sie sich noch länger der geheimen Verführung aussetzen? Wie konnte sie sich aus den magischen Banden lösen? Im Widerstreit der Gefühle sank sie auf die Kniee, um den Beistand Gottes für sich herabzuflehen, aber statt der Worte hatte sie nur Thränen, die ihr bittersüß und unaufhaltsam über die Wangen liefen.

Aeußerlich verrann der Tag in den Abend, wie all' die andern Tage seit ihrer Ankunft in der Villa vergangen waren, friedlich und ereignißlos. Nur das Verhältniß der drei Personen zu einander hatte eine Aenderung erfahren, die Unbefangenheit und Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung war im Schwinden begriffen. Erröthend merkte Elena, daß sie mehr als sonst ein Gegenstand der Beobachtung für Giuliano und Jacopo sei, und litt unter dem Bewußtsein, daß ihre Unsicherheit und Verlegenheit, die sie nicht zu überwinden vermochte, Veranlassung dazu gab. Um sich ihren Blicken zu entziehen, die ihr eine bisher nicht empfundene Furcht und Unruhe einflößten, als wollten sie durch alle Hüllen hindurch sie in ihrer Blöße sehen, war sie, als die Sonne sich dem Untergange zuneigte und abendlicher Glockenklang aus dem Thale die Höhe emporstieg, aus der Halle, wo sie bisher am Spinnrade geschäftig neben ihren Pathen gesessen, während Giuliano ein Lied Lorenzo de' Medici's von den Freuden und der Schönheit der Jugend und wie schnell sie welken und verschwinden, zur Laute sang, leise in den Garten hinausgeschritten. Den stillen Cypressengang, der sich seitwärts des Hauses bis zur Grenzmauer des Grundstücks hinaufzog, wandelte sie langsam dahin, in ihrem weißen, mit breiten blauen Säumen eingefaßten wollenen Gewande unter den schwarzgrünen schlanken Bäumen, die der Beginn des Frühlings nur erst hier und dort mit hellerem Grün betupft, wie eine Erscheinung. Auf ihr Haar, das leicht gelockt ihr über den Nacken fluthete, warf die Sonne ihren röthlich goldenen Schimmer und der Wind spielte mit den verschlungenen, lang auf ihren Rücken herabfallenden Enden ihres blauen mit silbernen Blumen gestickten Stirnbandes. Mit ihr gingen, mehr und mehr verklingend, die Töne der Laute und die Worte des Liedes. Es war ihr, als nähmen sie Abschied von ihr . . „Freuet euch der frohen Stunde, ungewiß ist jedes Morgen . . " So sanft, so einschmeichelnd klang Giuliano's Stimme, in der Entfernung noch gefälliger, als in der unmittelbaren Nähe. Es war das erste Mal, daß sie ihn singen hörte. Und wie nun, als sie beinahe die Steinmauer erreicht hatte, die Stimme verstummte, kein Laut als das Rauschen des Windes in den Bäumen vernehmbar war, erzitterte ihr Herz plötzlich unter dem Gedanken, daß sie ihn nie wiedersehen würde. Warum empfand sie einen so stechenden Schmerz bei einer Aussicht, die unvermeidlich schien? Wenn sie einmal wieder in der Stadt in dem Hause ihres Vaters sein würde, auf welchem Wege hätte sie ihm begegnen sollen? Und konnte sie selbst ein solches Zusammentreffen wünschen? Was hatte ihre Frömmigkeit mit seinem Unglauben, ihre Züchtigkeit mit seinem Muthwillen zu theilen? An die Wand der Mauer war hier eine thronende Maria gemalt, ganz in der Weise, wie sie Elena in dem

Kloster zu San Marco, in der Kirche und der Halle, von der Hand des Bruders Angelico gemalt gesehen: eine schlanke lilienartige Frauengestalt in rothem Gewande mit blauem Mantel auf einem hohen Sessel sitzend, einen Stern über dem Haupte und den Jesusknaben stehend auf ihren Knieen. Die Malerei war in den fünfzig Jahren, die sie wohl schon zählen mochte, verwittert und verbröckelt, aber die Ranken des wilden Weines, die sie mit ihren Blättern freundlich umrahmten, und der letzte Glanz der Sonne, ersetzten den Mangel der Kunst durch ihren Duft und Schimmer. Elena erhob die gefalteten Hände zu dem Bilde, als besäße es die Gewalt, alle Zweifel ihrer Seele zu lösen und ihre Gedanken von Giuliano abzulenken. Aber über der Jungfrau erschien sein Antlitz, zwischen den Cypressen glaubte sie ihn zu gewahren, in den Lauten der Natur klang etwas wie der Ton seiner Stimme. Und als sie im Unwillen über sich selbst und aus Angst vor dem Spuk, der ihre Andacht verhöhnte, den Kopf umwandte, erschrak sie nicht, warf sich nicht vor der Mutter Gottes auf die Erde, vergrub ihr Gesicht nicht in den Händen, da sie ihn den Baumgang hinaufkommen sah.

„Flieh nicht, Elena," sagte er noch in der Entfernung einiger Schritte von ihr, „sondern gestatte mir eine kurze Unterredung. Nicht meinetwegen, sondern um unsers gemeinsamen Freundes und Verwandten willen. Du kannst mich ohne Furcht anhören, hier vor dem Bilde der Madonna."

„Ich würde Dich überall anhören können, Giuliano," antwortete sie, den Blick auf ihn gerichtet, mit fester Stimme, und ihr Herz in beide Hände nehmend, „denn Du würdest nichts sagen, was ich nicht vernehmen dürfte."

„Für eine Weile muß ich Dir allein die Sorge für Messer Jacopo überlassen; ich will morgen oder in den nächsten Tagen, wie die Gelegenheit es gibt, nach Livorno."

„Du willst fort? Nach Livorno? Aber sprachet Ihr nicht bei Tisch, daß die Pest dort wüthe?"

„Gerade deshalb werden sie einen Arzt gebrauchen können. Werde nicht blaß! Die Krankheit ist nicht so arg, als sie oftmals in Florenz gewesen. Ich habe sie in Venedig kennen gelernt und vermag vielleicht einiges Gute zu stiften. Auch lockt es mich, neue Erfahrungen zu sammeln."

„Versuche nicht, mich zu täuschen," brach sie mit zitterndem Ton, zwischen Leidenschaft und Angst aus, „nicht Menschenliebe, nicht Deine Wissenschaft zieht Dich hin — ich bin's, die Dich von hinnen treibt!"

„Du?" entgegnete er kühl. „Was hättest Du mir gethan? Du streitest nicht mit mir, noch stehst Du mir in der Sonne. Eher hätte ich ein Recht zu sagen, daß Dir meine Gegenwart widerwärtig ist."

„Mir?" Fester drückte sie die Hand auf die unruhig wogende Brust.

„Du fühlst es nicht einmal; ein Unbewußtes ist in Dir mächtig, das Dich von mir scheucht. Noch soeben aus der Halle, als ich zur Laute gegriffen. Selbst der Oheim hat es bemerkt."

„O! Glaube nicht, daß ich Deines Gesanges wegen ging. Bemitleide mich lieber, statt mir zu zürnen: es wühlt und stürmt mir im Haupte und im Herzen; es schmerzt und quält mich wie vor einem Gewitter . . Seit der Frühe . ."

„Der Scirocco hat sich erhoben. Auch vermuthe ich den Grund Deiner Verstimmung. Messer Jacopo hat heute mit Dir über den Dominicanerprior geredet."

„Ja . . Aber woraus schließest Du . .?"

„Hast Du vergessen, wo ich Dich zum ersten Male traf? Und wie?"

War es etwa bei einer sündigen Handlung gewesen, daß er sie so herausfordernd fragen durfte? Als sie die Handschrift Petrarca's und die Perlenkette, die beiden kostbarsten Erbstücke, die ihr die Mutter hinterlassen, zu dem Scheiterhaufen getragen; hatte sie ein Opfer zu bringen gedacht . . warum wagte sie es nicht, ihm frei und groß in die Augen zu sehen und erwiderte nur: „Du denkst noch daran?"

„All' diese Tage über, solche Augenblicke graben sich ins Gedächtniß. Allein ich hielt es für ein Geheimniß zwischen uns Beiden und verschwieg es darum dem Oheim. Jetzt thut es mir leid, denn wenn er gewußt, wie sehr Du den Lehren dieses Mönchs Dich hingegeben hast, würde er nicht mit Dir über ihn geredet und Dich gekränkt haben."

„Hältst Du mich für so empfindlich oder so unverständig, daß ich die Meinung eines Mannes, der so viel älter und weiser als ich ist, nicht ertragen könnte?"

„Wir ehren in Dir den Gast."

„Oder nehmt mich für ein Kind, vor dem man gewisse Dinge nicht nennen darf. Auch Deiner Klugheit und Gelehrsamkeit bin ich zu gering erschienen, als daß Du mich bisher eines Wortes gewürdigt;" sie redete heftiger, als sie empfand, um hinter der Maske des Zornes ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Setz' Dich," sagte er gelassen und wies auf eine moosüberwachsene Holzbank am Fuß der Mauer, „und hör' mich an." Schweigend that sie, wie er geheißen. Er blieb ihr gegenüber stehen, den Arm um den Stamm einer Cypresse geschlungen, den Kopf halb daran gelehnt, mit dem Ausdruck überlegener Ironie in dem schönen Gesicht, den sie noch mehr fürchtete, als er sie beleidigte, so daß sie vor ihm sitzend das Antlitz zur Seite wandte, den sich senkenden Cypressengang hinunter, wo in der Tiefe am Rand des Horizonts die Sonne versank, das graue aus der großen Stadt aufsteigende Dunstmeer mit unheimlichem Roth färbend.

„Ich bin auf unsere erste Begegnung nicht zurückgekommen," fuhr Giuliano fort, „weil ich glaubte, daß Dir die Erinnerung daran keine angenehme wäre. Dazu hatte mir der Oheim geboten, Dich nicht in Deiner Weise zu hindern und durch Vorwitz Deine Seele zu beunruhigen. Auf dem Platze vor dem Scheiterhaufen warst Du mir zugleich unnahbar und hassenswerth erschienen; als ich Dich dann in Deinem Hause sah, die nackten Wände, den kargen Vater, die mürrische Tante, und Dein Dasein mit dem meinen verglich, rührte mich Deine Verlassenheit und die Traurigkeit Deiner Jugend, und ich gelobte mir, wenn Du zu uns nach Vall' Ombrosa kämest, Dein Bruder und Führer in der heiteren Welt der Kunst und in der Herrlichkeit der Natur zu sein."

„Wie schlecht hast Du dann Dein Gelöbniß gehalten," entgegnete sie zwischen Vorwurf und Klage.

„Du kamst nicht gleich; es vergingen Wochen darüber," antwortete er unbeirrt; „ich hatte Zeit, die Thorheit meines Vorhabens einzusehen und mich zu besinnen, daß Du kein Kind mehr seist und besser als ich wissen würdest, was Dir frommt. Dann trafest Du bei uns ein, und Dein Betragen bestätigte, was ich vermuthet. Du hattest etwas in Deinem Blick, was erkältete und zurückschreckte. Mit mir schienest Du nicht nur keine Gemeinsamkeit haben, sondern mich gerade wegen unserer Begegnung am Dienstag des Carnevals als Fremden behandeln zu wollen. So sicher und ablehnend trafest Du auf, daß nur ein Geck oder ein Narr sich Dir als Begleiter hätte aufdrängen können."

„Du bist stolz, Giuliano, und hast heimlich meiner Unwissenheit gespottet. Ich hab's oft genug gemerkt; war ich keines Lehrers und keines Unterrichts werth?"

„Mit Willen hab' ich Deiner nie gespottet; vergib, wenn mir unabsichtlich ein Lächeln ins Gesicht schlich. Mehr über Donna Clarice, als über Dich. Und belehren, wie sollt' ich Dich belehren? Die Du mit Klosteraugen in die Welt siehst und von einem Propheten Unterweisung empfängst! Was mir Freude bereitet, ist Dir unheilig, Du verbrennst die Sonette Petrarca's und fliehst vor einem Liede Lorenzo's. Vermöchte ich schöner und eindringlicher zu Dir zu reden als die Dichter? Was soll ich Dir die Wunder Gottes in der Natur erklären, die Du an die Visionen eines Mönches glaubest? Warum sag' ich Dir dies Alles? Damit Du erkennst, daß nicht ein böser Wille, sondern die Nothwendigkeit uns Beide trennt. Gerne komme ich dem Wunsche des Oheims nach, daß wir ohne Groll von einander scheiden mögen. Und so, da nun Alles klar zwischen uns geworden, biet' ich Dir die Hand."

„Laß," wehrte sie ab und stand auf. „Du verachtest mich! Es ist die Warnung des Himmels an mich, die Weltlust zu meiden. Sagtest Du nicht, daß ich die Augen einer Nonne hätte? Hinter Klostermauern allein ist Friede."

Er war an ihrer Seite geblieben, und so schritten sie neben einander den von der Dämmerung erfüllten Baumgang hinab.

„Ich erwidere Dir nichts," antwortete er sanft, „um Dich nicht zu reizen. Blick' lieber hinauf zu dem dunkler werdenden Gewölke des Himmels, wie dort silbern die Mondsichel aus den graublauen Wolken auftaucht und hier und dort einzelne Sterne sichtbar werden. Bewundere ihr glänzendes und stilles Leuchten, das durch viele tausend Meilen zu uns herniederstrahlt und unsern Pfad erhellt. Wir wissen nicht, wie sie beschaffen sind; wir ahnen nur, daß sie unsere Geschicke herbeiführen und beeinflussen. Wie Schatten gehen wir vor ihrem ewigen Lichte und ihrer Unwandelbarkeit dahin. Ich und Du — wir sind unter verschiedenen Sternen geboren; umsonst würden wir gegen ihre Macht ankämpfen. Aber die Weisheit des Schöpfers hat ihre Erhabenheit, die uns niederknirschen würde, lieblich gemildert; uns Allen strahlt ihr Schimmer Frieden und Freude ins Herz."

„Siehst Du nicht das Dunkel, das dort heraufkömmt, sie zu verschlingen? Das ist das Sinnbild des Todes, der alles Irdische vernichtet. Wie gedenkst Du wahrhaft zu leben, wenn Du ihn nicht beständig vor Augen und im Sinne hast?"

Er zuckte unmerklich die Schultern. „Wenn ich heute glücklich bin, was liegt daran, daß ich morgen todt bin? Weder Traurigkeit noch Gebet halten den Tod auf."

„Und den Richter über den Wolken fürchtest Du nicht?"

„Hat er mir das Dasein nicht geschenkt, um es zu genießen? Nicht die Erde für mich geschmückt, um mich ihrer Blumen und Früchte zu freuen? Warum sollten ihm meine Thränen lieber sein, als mein fröhliches dankerfülltes Lachen? Wenn die Sphären seinen Lobgesang singen, darf ich nicht mit einstimmen, ein kurzlebiges Heimchen? Aber da sind wir am Hause, erheitere Dein Antlitz und sei während des Mahls gesprächiger gegen den Oheim. Er ist zu gut, um mir die Reise zu verbieten; dennoch sorge ich, daß es ihn bekümmert —"

„Warum gehst Du dann?"

„Weil ich die Gelegenheit benutzen muß. Jetzt kann ich ihn in Deiner Pflege und Obhut lassen und weiß, daß Deine Gegenwart ihm ein reicher Ersatz für meine Abwesenheit sein wird; ein Arzt verlernt seine Kunst, wenn er sie nicht an den Kranken übt."

„Und die Gefahren, die Dir von der tückischen Krankheit drohen . .?"

„Das fragt eine Heilige!" rief er scherzend aus, über die Schwelle schreitend; „stehe ich in Livorno nicht gerade so in Gottes Hand wie hier?"

Trotz Giuliano's Bitte hatte Elena bei dem einfachen Mahle nicht viel mehr, als es sonst ihre Gewohnheit gewesen, zu der Unterhaltung beigetragen, aber er hatte doch mit einer gewissen Genugthuung bemerkt, daß sie mit lebhafterer Theilnahme den Erzählungen Messer Jacopo's folgte, der heute in einer leicht erklärlichen Beziehung zu des Jünglings Absicht das eine und das andere seiner eigenen Reiseabenteuer schilderte, und sich ihm in den kleinen Handreichungen inniger, gleich einer zärtlichen Tochter, erwies. So hoffte Giuliano denn, als er sein Lager aufsuchte und eine Weile vor dem Einschlafen noch, im Gebrause und Gesause des Frühlingswindes, der feucht und schwül von Süden her um das Haus stürmte, in die Zukunft sann, daß er seine Fahrt nach Livorno ohne Unruhe um das Wohlergehen des Oheims würde antreten können.

Weder so leichten Herzens noch so festen Entschlusses wie er, war Elena in ihr Gemach hinaufgestiegen. Auf ihrem Bettrande saß sie, zu aufgeregt, um ihr Haar zu strählen und ihren Gürtel zu lösen, eine Beute widerspruchvollster Gedanken und Gefühle. Der Gegensatz ihres früheren und ihres gegenwärtigen Lebens, der sie diesen ganzen Tag über in hundert Tönen und Farben geängstigt, hatte jetzt in einer Gestalt Verkörperung und Ausdruck für sie gewonnen; er hatte etwas Greifbares, einen Namen, er hieß Giuliano. Es hätte seiner letzten Reden nicht bedurft, um ihr dies zur Gewißheit zu machen. Wohin sie blickte, sah sie trotz des Dunkels in der Kammer, das nur ein durch den offenen Fensterladen hineinfallender Mondstrahl an einem einzigen Flecke dämmrig erhellte, ja selbst wenn sie trotzig und furchtsam zugleich die Augen schloß, ihn vor sich: . wie er vor ihr gestanden, im Abendroth, an den Cypressenstamm das Haupt gelehnt, so schön und so herausfordernd, wie die Lust der Welt . . eine solche Vereinigung aller Vorzüge der Jugend, wie sie dieselbe nie vorher geträumt . . mit dem ganzen Stolze des Wissens und des Muthes wie Luzifer . . Wollte er nicht frei-

willig ohne Noth und Pflicht in die von der Pest heimgesuchte Stadt gehen, den Tod verhöhnend?

Ja, noch mehr, hatte Clarice den Tod nicht auf ihn herabbeschworen? Mit einer Freude, die sie gar nicht zu verhehlen suchte, hatte die Tante von der Abreise Giuliano's nach Livorno gehört. Auf der Schwelle ihres Gemachs, als sie sich von ihrer Nichte trennte, hatte sie derselben schadenfroh zugeraunt: „Bete, daß er nicht wiederkommt, Schätzchen. Mir war's, als sähe ich schon den Tod hinter seinem Stuhl. Bete, dann wirst Du die einzige Erbin Jacopo's." Ein Schauer hatte Elena's Leib bei dieser grausamen Zumuthung geschüttelt. Nein, wenn ihr Gebet eine Macht war, konnte es nur der Erhaltung und dem Glücke des Jünglings gelten. Sie seine Mörderin — wenn auch nicht durch eine Handlung, sondern durch Begierde oder Wunsch — sie, die ihr Leben mit Freuden für das seinige dahingegeben hätte? Aber leider war es nur zu wahrscheinlich, daß Clarice's boshafte Hoffnung in Erfüllung gehen würde. Gerade die Schönsten und die Kräftigsten erlagen der Krankheit am schnellsten. Und die Sorglosigkeit, mit der sich Giuliano zu seinem gefährlichen Vorhaben anschickte, erschien ihr wie eine Herausforderung Gottes. Die Dunkelheit, die sie umgab, das Sturmgebrause, das immer stärker wurde, vermehrten noch ihre Graunvorstellungen. Zu den Schreckbildern gesellte sich, um sie ganz niederzuwerfen, der Vorwurf des Gewissens. Eine Weile hatte er geschwiegen, jetzt erhob er sich um so lauter und unabweisbarer. Sie allein war es, die ihn aus dem geschützten Heim trieb. Nicht die Wissenschaft, nicht die Barmherzigkeit, den Leidenden Hilfe zu bringen — sie allein war die Veranlasserin seines Entschlusses. Aus Großmuth wollte er es nicht eingestehen, damit ihr der Oheim nicht zürne, damit sie sich selbst später nicht der Mitschuld an seinen Tod anklage, wenn er ihn in seinem Unternehmen finden sollte . . Er war der ältere Gast im Hause und doch hatte er ihr ohne Mißgunst in brüderlicher Freundlichkeit entgegenkommen wollen. Ihr Wesen hatte ihn zurückgeschreckt, ihre Augen übten auf ihn den Zauber des bösen Blicks. Ihren Anblick floh er. Haßte er sie so sehr, daß er die Nähe der Pestkranken der ihrigen vorzog? Berührte ihn der Hauch ihrer Heiligkeit unheimlicher als der Gifthauch der Krankheit?

In dem Sturme ihrer Aufregung verlöschte das Licht der Ueberlegung. Alle diese Einfälle und Ausgeburten der Phantasie dünkten sie eben so viele unumstößliche Wahrheiten; sie empfand einen Druck auf Kopf wie auf Gemüth und zermarterte ihr Gehirn nach dem Gedanken einer Rettung und Befreiung von dieser Last. Aber mußte er denn gehen? Wenn sie ihn bat zu bleiben — nein, ihn bitten konnte sie nicht, allein nichts hinderte sie selbst, das Haus zu verlassen. Dann war es seine Pflicht bei dem Oheim zu verweilen und die Reise nach Livorno aufzugeben. Mit einem Schlage war die Verwirrung gelöst. Sie sprang auf und eilte an die Fensteröffnung. Wie eine Durstige sog sie die feuchte Nachtluft ein. Bald von ihnen verhüllt, bald sie durchbrechend und mit seinem Silber ihren Rand umsäumend, daß ihre Masse noch schwärzer erschien, kämpfte der Mond mit den Wolken. Finster, im Einzelnen unerkennbar, lag der Garten unter ihr — weiter in der Tiefe ein dunkler Abgrund, aus dem der Wind und das Rauschen der Bäume und die tausend unergründlichen und

unbestimmbaren Töne der Nacht zu einer seltsam wunderlichen Melodie vereint zu ihr emporbrangen, jetzt wie Donner auf Donner und jetzt wie verhallender Orgelklang, immer, wie sie merkte, um das wilde Schlagen ihres eigenen Herzens zu beruhigen, in gleichmäßigen Pausen. Je länger sie in die Finsterniß blickte, desto lichter ward es in ihr. Der Entschluß endete ihre Gedankenqual und gab ihr die verlorene Fassung wieder. Wenn sie ging, rettete sie nicht nur ihn vor dem gewissen Tode, sondern sich selbst vor dem ewigen Verderben. Nicht hier war ihr Platz, sondern im Kreuzgang von San Marco, zu den Füßen Savonarola's. Wie leicht würde ihr Herz dort von der Wunde, deren Schmerz sie fühlte, gesunden. Je länger sie aber zögerte, desto mehr vertiefte sich die Wunde; freiwillig trieb sie dann den Stachel, der, wie sie hoffte, jetzt noch zu entfernen war, in das Innerste ihres Lebens.

Darum fort von hier — in Bußübungen und Gebeten sollten diese Tage, diese Erscheinungen, sollte die verführerische Gestalt Giuliano's hinter ihr wie ein Traumbild versinken. Allein würde der Ohm sie ziehen lassen? War sie ihres Vorsatzes so sicher, daß sie keine Bitte Jacopo's, keinen Blick Giuliano's zu fürchten hatte? Mit allen Mitteln würde sich Clarice ihrer Entfernung widersetzen, weil ein so jäher Abbruch der Freundschaft ihre ganze Rechnung auf Messer Jacopo's Erbschaft zu nichte zu machen drohte. Wenn sie darum noch in dieser Nacht ging? Ohne Abschied, in der Gewalt des Geistes, der sie beseelte. Alle Gefahren, die ihr auf dem Wege drohen konnten, erschienen ihr geringfügig im Vergleich zu den Versuchungen, denen ihr besseres Theil hier ausgesetzt war. Mochte der Leib Schaden nehmen, wenn nur die Seele geläutert aus der Prüfung hervorging. Und der Drang und die Sehnsucht in ihr, die sie nach einem unbestimmten, namenlosen Glücke, nach einem zugleich süßen und wehevollen Etwas verzehrten, ließen sich nur gewaltsam bändigen. Denn mitten in ihren Fluchtgedanken überlief es sie wie ein eiskalter Schauer, daß dies die letzte Stunde wäre, die sie mit Giuliano unter einem Dache verlebte . . Daß sie ihn nie wiedersehen, nie wieder von dem stolzen Blick seiner schwarzen Augen, von dem Uebermuth und der Siegeszuversicht seines Lächelns erzürnt und entzückt auf einmal werden sollte . .

Sie war von der Fensteröffnung zurückgetreten und hatte ihre kleine Lampe angezündet. Hastig suchte sie unter ihren Gewändern den dunklen Mantel hervor, in den gehüllt sie von Florenz heraufgekommen war; er würde sie auch jetzt verbergen und wärmen. Hatte sie einmal Fiesole und die breite Fahrstraße, die von dort nach Florenz führte, erreicht, war sie geborgen; auf den Stufen einer Kirche konnte sie die Morgendämmerung erwarten und sich den Frauen anschließen, die jeden Tag Kohl und Gemüse, aus Stroh geflochtene Körbe und Matten auf den Markt von Florenz trugen. Wohl war der Weg von der Villa nach dem Städtchen abschüssig, und in der Nacht bei dem ungewissen Schein des Mondes, da er zwischen zwei Reihen von Steineichen und Pinien dahinlief, doppelt gefährlich, aber sie hoffte, unsichtbar würde sie ein Engel Gottes geleiten. Aus dem Hause zu gelangen, brauchte sie nur die Riegel von der Thür nach dem Garten zu schieben und die kleine, abseits von der Eingangsthür in die Mauer gelegene Pforte, die außer den Bewohnern der Villa Niemand

kannte, von innen zu öffnen. War in dieser Leichtigkeit der Flucht nicht der Fingerzeig Gottes zu gewahren? Entschlossen warf sie den Mantel über ihre Schultern und ergriff ihre Lampe, die Treppe hinunterzuschleichen. Wie sie so stand und hinauslauschte, ob sich nichts im Hause rege, war es ihr, als schölle von draußen her, wenn der Wind aussetzte, in der großen Stille, die dann eintrat, Hufschlag und Rufe von Menschen . . Aus der Ferne, aus der Tiefe . . Ungewisse, verlorene Töne, die der Scirocco in den nächsten Secunden wieder verschlang . . Und doch wie etwas Unheimliches, das unaufhaltsam immer näher zu ihr herankam.

Und diesem Namenlosen, Furchtbaren sollte sie entgegen eilen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben? Sie empfand das Sündhafte des Gelüstes, die Verletzung der jungfräulichen Scham, die in dem Wunsche lag, und war doch schon in dem Corridor, der im unteren Gestock zu dem die Bibliothek genannten Gemache führte. Hier hatte Giuliano seine Schlafstätte, theils weil er gewohnt war, in die Nacht hinein zu lesen, theils weil er die kostbarsten Schätze des Hauses bei etwaiger Gefahr am besten zu vertheidigen und zu retten vermochte. Ohne Furcht und Zögern, in dem Banne einer ihr unbekannten Macht, schob sie die Thür leise auf, hob den inneren Vorhang und stand in dem weiten dunklen Raum, der bei dem schwachen Schein ihrer flackernden Leuchte noch dunkler erschien. An den Gestellen mit Büchern und Schriftrollen, an alten verstümmelten Marmorfiguren mußte sie vorüber; weder die buntbemalten Büsten der beiden Medici, Cosimo's und Lorenzo's, noch die Todtenköpfe und das Knochengerüst einer menschlichen Gestalt schreckten sie . . Nur zwei Bewegungen blieben ihr in der Todtenstille der Mitternacht und des Hauses vernehmbar, das Hämmern ihres Herzens und das gleichmäßige Athmen eines traumlos Schlafenden. Dies machte ihr unwillkürlich Muth, die wenigen Schritte, die sie noch von Giuliano's Lagerstatt trennten, zu thun. Die weißwollene Decke mit der linken Hand unter dem Kinn festhaltend, als hätte ihn im Einschlafen ein Frösteln beschlichen, das Gesicht von ihr ab und der Wand zugewendet, schlummerte er, tief und ruhevoll, wie ein Glücklicher.

Niemals war er ihr schöner erschienen. Seine Züge hatten in dem Frieden des Schlafes den stolzen und gespannten Ausdruck verloren; durch die geschlossenen Augenlider drang kein halb prüfender, halb spöttischer Blick auf sie ein: sie konnte ihn zum ersten Male ohne Scheu, ohne ein leises Erschauern ihrer Seele betrachten. Eine halbe Minute lang . . Immer in Sorge, daß der Schein ihrer Leuchte, so eifrig sie ihn auch mit der Hand zu verhüllen suchte, den Schläfer treffen und erwecken möchte . . Aber er regte sich nicht, sein ruhiges Athmen setzte nicht aus. Gewiß, selbst eine Berührung ihrerseits würde ihn nicht den Banden des Schlummers entrissen haben. Und mit der Tiefe dieses Schlafes verbanden sich die Einsamkeit und die Finsterniß, um sie und ihn gleichsam der Welt zu entrücken. Ein heißes Verlangen ergriff sie, sich zu ihm herabzuneigen und ihre Lippen auf seinen Mund zu pressen — und dann . . .

Zwei, drei Schläge mit dem eisernen Klopfer an der Gartenpforte klangen dumpf von draußen herein und zugleich ein Halloh von Stimmen . .

„Giuliano!" schrie sie auf, „Giuliano!"

Und zugleich wiederholte sich draußen vor dem Thor der Lärm, und einer der Diener, der darüber wach geworden war, stürmte, die anderen bei Namen rufend, die Treppe herab.

Mit weit geöffneten Augen starrte Giuliano die Jungfrau an, die vor Schrecken und Scham bewegungslos wie im Boden festgewurzelt, die Lampe in der erhobenen Hand, in den schwarzen Mantel gehüllt, einer Erscheinung aus der Unterwelt gleich, an seinem Lager stand. Aber das Laufen und Schreien im Hause, der durch die Spalten des Fensterladens hereindringende Schein der Fackeln, mit denen die Diener in den Garten eilten, erklärten ihm im nächsten Augenblick die Anwesenheit Elena's.

„Der Lärm hat Dich aufgeschreckt, Du wolltest mich wecken," sagte er, sich im Sprechen mehr und mehr ermunternd. „Geh' nur, ich komme!"

Eva, die vor dem Engel des Herrn aus dem Paradiese entwich, war nicht gedemüthigter, gramvoller, vernichteter in sich gewesen als Elena, wie sie jetzt aus dem Gemache entfloh. Hatte sie so sehr aller Schamhaftigkeit vergessen können? Was hatte sie an dem Lager des Jünglings gesucht? Und um den brennenden Schmerz ihres Ehrgefühls noch zu verdoppeln, hörte sie beständig den Klang seiner Stimme und die gelassenen Worte: „Du wolltest mich wecken." In der Auslegung, die er ihrem Kommen gab und die ihm als ausreichende Erklärung erschien, steckte ein Stachel, der ihre Eigenliebe auf das Tödtlichste verletzte. Kein Funke einer leidenschaftlicheren Regung für sie glühte in ihm, ihr Kuß würde nur ein Marmorbild gestreift haben. Es war ihr, als hätte sie von dem Hauch seines Mundes eine Kälte angeweht, die eisig durch ihr Blut schlich und die Tropfen an ihren Wimpern erstarren ließ.

Aus dieser Dumpfheit und Verzweiflung riß sie der laute Ruf ihres Namens. „Elena Ridolfi, wo bist Du?" Sie erkannte die Stimme Peppo's, des Leibdieners ihres Vaters, und trat vor das Haus, noch immer ihre Lampe in der Hand. „Da bin ich!" sagte sie . . „Wie geht es meinem Vater?" Sie wußte in ihrem Innern, daß ein Unglück geschehen war, aber sie hieß es willkommen, weil es die Umnachtung ihres Wesens und die Erstarrung ihrer Gefühle zu lösen versprach.

„Er verlangt nach Dir, Herrin; der Schlag hat ihn getroffen. Heute Nachmittag, als er von den Walkereien heimkehrte."

Die Leuchte entfiel Elena's Hand und löschte am Boden aus, während sie schwankenden Leibes, doch fest entschlossenen Willens die Stufen herabstieg: „Ich komme, Peppo. Laß uns fort."

In der allgemeinen Bestürzung wagte Niemand einen Einspruch. Dem Diener war es gelungen, einen jungen Burschen in Fiesole nachtschwärmend zu finden, der gegen ein paar Silbermünzen, das Maulthier am Zügel fassend, ihn den Weg zur Villa hinaufgeführt und auch jetzt bereit war, der Jungfrau denselben Dienst zu leisten. „Grüßt den Ohm, pflegt ihn wohl," sagte Elena den Dienern des Hauses. „Ihr hört, ich kann nicht säumen —" und wollte eben das Maulthier besteigen, als Giuliano in den Garten kam. „Was ist geschehen? Warum willst Du uns verlassen?" redete er hastig auf sie ein. Die Anderen

gaben ihm Bescheid. „Wenn Dein Vater erkrankt ist, gestatte, daß ich Dich begleite," bat er.

„Du bist hier nöthiger als dort," entgegnete sie, den Blick über ihn hinweg ins Dunkle gewandt; „Ihr habt doch nach einem Arzt geschickt?" fragte sie Peppo.

„Freilich, Herrin, Ser Gritti ist bei ihm und hat versprochen, die Nacht bei ihm zu wachen. Auch der Prior der Dominicaner, nach dessen Tröstung er verlangte, wollte seiner Bitte willfahren."

„Du siehst, daß er Deiner nicht bedarf," sagte Elena und ließ sich von dem Diener auf das Reitthier heben.

„Ich seh' es," erwiderte er hell und kühl. „Was soll der Arzt, wo der Heilige thätig ist? Möge ihm die Wunderkur gelingen und Dein Vater durch seine Hilfe gesunden."

„So wie ich, Amen!" setzte Elena, die Zügel ergreifend, hinzu.

In der nächsten Minute hatte sie den Hof verlassen, Peppo und der Fiesolaner schritten neben ihr her; der Bursche trug die Fackel, der alte Diener führte das Maulthier. Noch eine Weile — dann hatte die Finsterniß den Lichtschimmer und die Entfernung den Hufschall verschlungen. Giuliano, der bis dahin ohne Regung auf derselben Stelle gestanden, schüttelte sich und stieß einen Laut zwischen einem Seufzer und einem Aufathmen aus . . wie Einer, der ein Nachtgespenst verschwinden sieht.

(Schluß folgt.)

Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Schriften.
1623—1693.

I.

Wer mit dem Schiff von Bingen den Rhein hinabfährt, dem werden unter den Burgen und Schlössern, welche die Berge auf beiden Ufern des Stromes krönen, die Ruinen der Festung Rheinfels, oberhalb St. Goar, durch ihre Größe und durch die Schönheit ihrer Lage auffallen.

Während der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wurde dieses Schloß von dem Landgrafen Ernst von Hessen-Cassel bewohnt, dem Stammvater der nach ihm benannten Rheinfelsischen Linie[1]).

Nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen war derselbe geistig einer der bedeutendsten Fürsten Deutschlands. Der Reichs-Prokanzler Boineburg schildert ihn als einen Mann „von hohen und gewaltigen Anlagen (plusquam heroica indoles), bewunderungswürdiger Schärfe des Urtheils und ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit, durch welche er Alles, was er nur wolle, durchsetzen könne." Als 1663 polnische Abgesandte von Brandenburg „in großer geheimbte begehreten, einen künftigen successorem der Chrone Pohlen Vohrzuschlagen"[2]), hegte der große Kurfürst die Absicht, dieselbe dem Landgrafen „zuzuschanzen", ein Plan, der sich im Sande scheint verlaufen zu haben. Schon in seiner Jugend hatte er sich einen so hohen Ruf persönlicher Tapferkeit und eines ausgezeichneten Feldherrntalents erworben, daß ihm nach einander der Statthalter der spanischen Niederlande, England, Lothringen, Pfalz-Neuburg und das Deutsche Reich den Oberbefehl über ihre Truppen anboten. 1676 wies Papst Innocenz XI. seinen zum Friedensschluß nach Nymwegen ziehenden Legaten an, sich durch den Landgrafen über die dort wahrzunehmenden Interessen der Kirche unterrichten zu lassen[3]). Ebenso conferirte der Kaiserliche

[1]) Officiell wurde der Namen Hessen-Rheinfels 1754 abgeschafft, erhielt sich jedoch im Gebrauch bis zum Aussterben dieser Linie 1834. Erbe derselben war die Familie Hohenlohe, resp. der Herzog von Ratibor.

[2]) Schreiben des Gesandten Dalwig an den Kanzler Vultejus, Königsberg, 7. September 1663. Staatsarchiv zu Marburg.

[3]) Breve Innocenz's XI. an Landgraf Ernst vom 15. December 1676, sowie Schreiben des Cardinals Cybo vom 22. Mai 1677 ibid.

Gesandte Strattmann mit ihm über die Interessen Deutschlands, ehe er sich nach Nymwegen begab.

Trotz so mannigfacher Zeugnisse für die hervorragende Begabung dieses Fürsten hat derselbe kaum eine Spur seiner Existenz in der Weltgeschichte zurückgelassen. Die einzige, jedoch nicht zu unterschätzende Bedeutung, die er für die Nachwelt gewonnen haben dürfte, ist die, daß er gewissermaßen der „geistige Makler" seiner Zeit war. Nächst Leibniz hätte sich damals kaum ein Zweiter in Deutschland eines so ausgedehnten, fast alle Gebiete berührenden Briefwechsels rühmen können, wie Landgraf Ernst. Mit Ausnahme seiner Correspondenz mit Leibniz und Antoine Arnauld[1]) ruht sein sämmtlicher schriftlicher Nachlaß noch verborgen in den Bibliotheken und Archiven zu Cassel, Marburg, Hannover, Rom, Utrecht, Paris u. s. w. Derselbe würde dem Forscher eine überaus reiche Fundgrube bieten für die politische und kirchliche Geschichte während der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Wiederholt hatte Leibniz den Landgrafen gedrängt, wegen seiner Papiere Bestimmung zu treffen. „Wenn die Schriften und Memoiren Ew. Durchlaucht eines Tages verloren gingen, so würde dies der Verlust eines Schatzes sein, und Sie haben eine Verpflichtung, für deren Erhaltung zu sorgen." „Wäre ich reich, was ich nicht bin," antwortete der Landgraf, „und wäret Ihr katholisch, und könnte ich Euch eine lebenslängliche Rente von 1200 Thalern dafür vermachen, so würde ich keinem Andern als Euch allein von Herzen gern meine Bibliothek und meine Manuscripte hinterlassen, um nach meinem Tode Jemand zu haben, der mich gegen meine Verleumder vertheidige." Wenn er Nachts aufwache, äußerte er ein anderes Mal, und denke an das Schicksal seines Archivs, so stünden ihm wohl bisweilen die Haare zu Berg. „Grewlich viel werden die Scribenten zu Heidelberg und Rheinfels einmal zu thun kriegen," schreibt er an den ihm nahe befreundeten Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz.

Leider ist das Durchsuchen dieser Papiere sehr erschwert durch die fast unleserliche Handschrift des Landgrafen. Derselbe möge nicht zürnen, daß seine letzten Briefe unbeantwortet geblieben seien, schreibt ihm einmal Kurpfalz, aber bis dato sei nichts daraus zu entziffern gewesen. Ebenso abschreckend wie die Schrift ist der Stil, endlose, bisweilen über ganze Seiten sich hinschleppende Satzbildungen, so verworren, wie der ganze Charakter dieses wunderlichen Mannes. Er selbst bekennt: „sein Stylus falle nicht deutlich, fließend, leicht noch klar, sondern vielmehr offters etwas weitläuffig, beschwerlich und intricat." Man möge mehr „auf seine herztens Meynung als nicht auf den schlechten, confusen Stylum Achtung geben." „Ich kan aber," schreibt er an den Kölner Jesuiten Caspers, „ohne mir selbsten sonsten kein Vergnügen geben, wann ich mich nicht recht et ad longum expliciren kan." Die einzige Sprache, in der er sich gut ausdrückt, ist die italienische, während sein Französisch genau seinem deutschen Stil nachgebildet ist.

---

[1]) Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. 1847. Grotefend, Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels. Lettres de Messire Antoine Arnauld. 1776.

So bunt und lebensvoll das Bild der Zeit ist, das uns aus dieser Correspondenz entgegentritt, so trübe und niederdrückend ist andererseits die Vorstellung, die man von dem Landgrafen selbst gewinnt. Es ist das Bild einer verfehlten Existenz: bei großen geistigen Gaben ein Leben ohne innere Wahrheit, ohne sittlichen Ernst, ohne Hingabe an irgendwelchen idealen Zweck oder auch nur an eine ernste Thätigkeit. „Wenn einer in Teutschland nichts zuthun hat," schreibt er an den Fürsten Friedrich von Anhalt, „wißen Ew. Liebden, wie einsam es ist"; allein er selbst hatte sich alle Wege zum Thun abgeschnitten. Die kriegerischen Neigungen seiner Jugend wichen schon früh dem Hange nach einem müßigen und beschaulichen Leben. Schriftlich äußerte er wohl noch hier und da: „Ich wüßte keine Freude in der Welt, die einer tüchtigen militärischen Action gleichkäme"; aber er schlug jede Gelegenheit, sich auf diesem Gebiete Lorbeern zu erwerben, consequent aus. Nachdem er die Aufforderung des Reichstags, sich mit dem Markgrafen von Baden an die Spitze der Reichsarmee zu stellen, abgelehnt hatte, schrieb er an den General-Feldzeugmeister Uffeln: „Ich dancke Meinem GOTT, daß ich mich in das Chimerische Reichs Employ nicht gegeben habe, dann ich jetzo wie Herr Markgraff Friedrich von Baden-Durlach mit der Langen Nasen und totaliter von mitteln enerviret und ruiniret sitzen würde." Er wolle, schreibt der erst vierundfünfzigjährige Fürst 1677 an Kurpfalz „die noch übrige Vielleicht noch wenige tage seines Lebens in ruhe zubringen, die todten ihre todten begraben lassen et annos aeternos allgemach ein wenig genawer examiniren; deßwegen aber folget nicht, Ergo muß man ein Mönch oder Einsiedler oder gar ein Geck werden; mann kan doch wohl etwas gutes, jedoch moderate, eßen und trincken, mann kan an einem plaisirlichen orth sich aufhalten, und der Welt ohne Mißbrauch gebrauchen, welches denn mir, Gottlob, alß welcher von Jugend auff keinen fastum noch gepränge geliebet gar nicht schwer ankommet." Es klingt fast wie Selbstironie, wenn er in seinem Alter es ausspricht, daß es das Endziel all seiner Bestrebungen sei, das Leben mit möglichst wenig Langerweile herumzubringen.

Ein Lichtpunkt in dem Charakter des Landgrafen, der volle Sympathie zu erwecken vermag, ist seine allumfassende religiöse Duldsamkeit, die ihre Quelle in einer Unbefangenheit und Klarheit des Urtheils hatte, durch die er weit über eine Zeit hervorragte, in welcher in Deutschland die Hexenfeuer loderten, in Spanien die Inquisition und in Frankreich die Hugenottenverfolgung wüthete. Bis auf die Juden erstreckte sich seine Toleranz, gegen deren Unterdrückung er eine Denkschrift ausarbeitete[1]).

Sein Porträt bildet einen seltsamen Gegensatz zu den meisten anderen Bildnissen aus jener Zeit. So verschieden diese Menschen untereinander auch immer waren und so verschieden die Art, in der ihr Bild auf die Nachwelt gekommen ist, vom prächtigsten Oelgemälde an bis herab zum rohesten Holzschnitt, Ein Zug ist ihnen fast allen gemeinsam: der Ausdruck des Selbstbewußtseins. Diese Männer und Frauen des siebenzehnten Jahrhunderts sehen durchweg so aus, als

[1]) Rationes relevantes quod Judaei in Christianorum territoriis sint tolerandi. Rheinfels 1671. Staatsarchiv zu Marburg.

ob sie sagen wollten: „Ich weiß, wer ich bin und was ich will. Mir soll man nur kommen!“ Das Porträt des Landgrafen von Hessen-Rheinfels, ein schmales, nicht schönes Gesicht mit hoher Stirn, großen, träumerischen Augen und einem sehr weichen, fast sentimentalen Ausdruck um den Mund würde ihn eher für einen modernen lyrischen Dichter halten lassen, wenn nicht die eiserne Rüstung daran erinnerte, daß man einen Feldobristen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges vor sich habe.

Landgraf Ernst wurde geboren 1623 zu Kassel, als eins der jüngsten von den achtzehn Kindern Moritz des Gelehrten. Wie er in seiner Selbstbiographie[1]) erzählt, wuchs er auf „unter Krieg und Kriegsgeschrei“, und seine frühesten Jugenderinnerungen knüpfen sich an die Erlebnisse des dreißigjährigen Krieges. Er nahm Theil an dem lauten Jammer, den die Nachricht von der Einäscherung Magdeburgs in seinem elterlichen Schlosse hervorrief, er sah in den Kirchen das Volk, gegen die sonstige Sitte, auf den Knieen um Sieg flehen; er jubelte, als die ersten Gefangenen, unter ihnen der Abt von Fulda, und die erbeuteten Standarten und Geschütze im Triumph in den Schloßhof eingebracht wurden. Er sah die eingeäscherten Hessischen Dörfer und die Noth des Landes[2]). So groß war in manchen Orten, z. B. in Rotenburg, die Armuth, daß dort längere Zeit hindurch in den reformirten Kirchen keine Abendmahlsfeier mehr gehalten werden konnte, weil es der Gemeinde nicht möglich war, den nothwendigen Wein aufzubringen. Hessen-Cassel war dem Untergang nahe, als Ernst's Mutter, die energische Landgräfin Juliane, um den letzten Rest des Landes zu retten, ihren Gemahl zur Abdankung nöthigte und einen Friedensschluß zu Stande brachte, indem sie in eigner Person auf dem Kurfürstentag zu Mühlhausen 1627 erschien und für die Rettung ihres Hauses redete. In Cassel wurde hierauf ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten dafür, wie Landgraf Ernst erzählt[3]), „daß man nicht den Hals, sondern nur Arm und Bein zerbrochen — — Es grollete dem Hauß Hessen-Cassel zwar im hertzen nicht wenig“, dennoch wurden, „die Stücke gelöst und in signum sic simulatae laetitiae Fenster und Offen eingeschlagen, wie denn junge Leuthe in Teutschland sich deßfalß brutaliter zu recreiren pflegen.“

Drei Jahre nachher brach der Krieg aufs Neue aus[4]). Während die ältern Brüder zum Heere gingen (der vierzehnjährige Landgraf Friedrich langte zu diesem Zweck in Eile aus Eschwege an, „wo er dem Herrn Vatter aus der schuel und zwar in Pantoffeln ausgerissen“), beschäftigte sich Ernst mit den jüngeren Geschwistern in allen freien Stunden damit, Soldaten zu malen, denen sie die

[1]) „Eigene Lebensbeschreibung 1623—1640.“ Ms. Hass. fol. 124. Bibl. Cass.

[2]) Der Volksmund sang damals:

„Im Land zu Hessen
Hat's große Berg und nichts zu fressen;
Große Krüg und sauern Wein,
Wer wollt' gern im Land zu Hessen sein.“

[3]) „Summarische und Curieuse information Vom Zustand deß Hauses Hessen 1520—1648.“ Ms. Hass. 4°. 60. Bibl. Cass.

[4]) 200 000 Thlr. jährliche Subvention zahlte Frankreich an Hessen, um den Krieg fortsetzen zu können. Landgraf Ernst in seinem „Discours über den Hessenkrieg“. Ms. Hass. Bibl. Cass.

Namen der kriegsführenden Generale beilegten und die sie in Schlachtordnungen aufstellten. Auch mit „bleiernen Männergken und kleinen stücklein" wurde gespielt, wobei sie einst einem Pagen durch den Arm schossen.

Nach dem Tode ihres Gemahls mußte die Landgräfin mit ihren Kindern das Schloß verlassen und auf ihren Wittwensitz, den Nassauerhof, übersiedeln. Ernst erzählt, wie bei der ersten Mahlzeit nur „ein einiges Feldhühnlein als Braten für Alle da war — — Weil es aber waß newes wahr, deuchte uns Kinder alles Viel ahngenehmer alß bei dem guten tractament im schloß."

Zwischen allen Sorgen und Bedrängnissen der Zeit vernachlässigte die Landgräfin keineswegs die geistige Ausbildung ihrer Kinder. Eifrige Pflege der Wissenschaften war in dem hessischen Hause eine Erbeigenschaft[1]).

Ernst's Großvater, Wilhelm der Weise, wurde wegen seiner astronomischen Forschungen von Tycho de Brahe hochgeschätzt. Sein Nachfolger, Moritz der Gelehrte, verstand neun fremde Sprachen. Vor seinem zwölften Lebensjahr hatte er den „Kampf zwischen Christus und dem Papst" in lateinischen Versen besungen und im achtzehnten den ganzen Psalter ebenfalls in solche übertragen. Unter seinen Schriften erlebte ein Lehrbuch der lateinischen Metrik und Poetik im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten sieben Auflagen. Bekannt ist seine Correspondenz mit Heinrich IV. von Frankreich. Nicht minder war Ernst's Mutter wissenschaftlichen Studien ergeben. Sie verstand nicht nur Latein und Griechisch, sondern hatte auch einige Kenntniß des Hebräischen. Auf Wunsch ihres Gemahls unternahm sie das Studium der Mathematik. Von Ernst's Schwester, der gelehrten Herzogin Elisabeth von Mecklenburg, sind 206 italienische Gedichte erhalten, die sich durch vollendete Form und Gedankenfeinheit auszeichnen; ferner eine Uebertragung von Contarini's „Fida Ninfa" in so reines Deutsch, daß es für die damalige Zeit eine wahre Seltenheit ist. Von einer andern Schwester, der Herzogin Agnes von Anhalt-Dessau, sagten die Unterthanen, sie verstehe Relationen zu machen trotz einem Kanzler. Ein älterer Bruder, Hermann, hatte bereits im Alter von acht Jahren mit den auf Reisen befindlichen Geschwistern einen kleinen lateinischen Briefwechsel geführt. Von seiner Hand stammen zum größten Theil die Zeichnungen und Beschreibungen der hessischen Ortschaften im Merian.

Das religiöse Element hatte in der streng calvinistischen Erziehung, die den jungen Landgrafen in Cassel, dem „deutschen Genf", zu Theil wurde, ein solches Uebergewicht, daß es nicht zu verwundern ist, wenn dieselben, sobald sie in den Besitz ihrer Freiheit gelangten, sich entweder kopfüber in das zügellosesste Weltleben stürzten, oder, wie Landgraf Ernst, sich zeitlebens in theologische Interessen wie in einen Zauberkreis hineingebannt fühlten.

Morgens, Mittags und Abends fanden Betstunden statt, in denen, nach Absingen eines Liedes, vier Capitel aus der Bibel gelesen wurden und zwar „alß daß erste auff Italienisch von Bruder Moritz, daß ander auff Frantzösisch von Bruder Friderich, daß dritte auff Latein von Bruder Christian, und daß vierdte auf Teutsch von Mihr." Vier Predigten mußten die jungen Prinzen zudem noch

[1]) Vergl. Weissenbruch Schediasma Historicum De Eruditis Hassiae Principibus.

wöchentlich anhören. Auf Ernst machten solche Uebungen einen um so tieferen Eindruck, als er mit einer schwächlichen Gesundheit ein äußerst erregbares Gemüth verband. Als sechsjähriges Kind fühlte er sich durch den Tod eines kleineren Bruders so ergriffen, daß er noch lange Zeit nachher das Begräbnißlied „In Fried' und Freud' ich fahr' dahin" nicht anhören konnte, ohne in Thränen auszubrechen und in Schwermuth zu versinken. Auch dadurch wurden seine Nerven frühzeitig überreizt, daß ihm Erziehung und Unterricht gemeinsam mit seinem fast zwei Jahre älteren, an Körper und Geist ungleich kräftigeren Bruder Christian[1]) zu Theil wurde, dessen Fortschritten er nur mit Aufbietung aller Kräfte, oft auch gar nicht, folgen konnte. Hieraus erklärt er selbst, warum er des Lateinischen, sowie aller jener Lehrgegenstände, die hauptsächlich Sache des Gedächtnisses sind, nie vollkommen mächtig wurde.

Der Präceptor der beiden Prinzen, Adolph Fabritius aus Rotenburg, nährte die streng calvinistische Richtung nicht wenig, in welcher sie erzogen wurden. Ursprünglich Jurist, war er später zum geistlichen Stande übergetreten und, nachdem er sich durch den Bischof von Lincoln die Weihe hatte ertheilen lassen, Hofprediger bei der Landgräfin Juliane geworden. Er war ein Mann von tiefem religiösen und sittlichen Ernst, von unbeugsamer Rechtschaffenheit, aber schroff und engherzig und so unbeholfen in seinem Benehmen, daß er die Grundsätze, die er vertrat, nicht selten lächerlich und verhaßt machte. Er war der Ansicht, die Protestanten könnten den Katholiken „in puncto traditionis" nicht widerstehn, wenn sie nicht an der in der Apostelgeschichte vorgeschriebenen Enthaltung vom Erstickten und vom Blute festhielten. Als ihnen einst auf einer Reise, in Ferrara, ein „more italico ergurgeltes Huhn" und eine Blutwurst vorgesetzt wurde, rührte weder Fabritius noch Ernst diese Gerichte an. Der Wirth rief erschrocken aus: „Per Dio, costoro son Ebrei!" und die beiden gewissenhaften Calvinisten geriethen in Gefahr, als Juden vor die Inquisition gezogen zu werden.

Im Jahre 1636 begleitete Fabritius und der weltliche Informator Wienand von Polhelm die beiden jungen Landgrafen zu einem sechsjährigen Aufenthalt ins Ausland. Eine ausführliche Beschreibung dieser ersten Reisen gibt Ernst in seiner „Eigene Lebensbeschreibung". Nach Art der damaligen Zeit, welcher der Blick für die Schönheiten der Natur vollständig zu fehlen schien, erwähnt er fast mit keinem Wort der Gegenden, die sie sahen: weder das Meer noch die Alpen, noch Italien entlockten ihm einen Ausruf der Bewunderung; nur der Anblick der lombardischen Ebene imponirte ihm, „das schön, eben und gut land, da man wie in einem garten stetigs fähret und auf beiden seiten nichts siehet als lauter gut Kornland mit in der Reihe gepflanzten Bäumen." Dagegen hatte der dreizehnjährige Prinz ein scharfes Auge für alle Erscheinungen des kirchlichen Lebens und legte damals den Grund zu seinen umfassenden und äußerst genauen Kenntnissen auf diesem Gebiet.

---

[1]) Ernst rühmt an diesem Bruder „ein gewaltig Ingenium, große memorie und luſt und assiduitet Zum Lehrnen," sowie eine fürstliche Erscheinung, „lequel aurayt vraiment esté un bien autre personnage que moy."

Zunächst wandte man sich nach Holland, wo sie die Gemahlin des unglücklichen Winterkönigs mit ihren lebenslustigen Töchtern[1]) aufsuchten; von dort nach England, wo sie dem königlichen Hof vorgestellt und in Oxford zu Magistri artium creirt wurden. Alsdann begaben sie sich zu einem dauernden Aufenthalt nach Frankreich. Hier nahmen die jungen Prinzen die ersten Eindrücke katholischen Lebens in sich auf, und Ernst bezeugt, daß ihm zunächst Alles „abentheuerlich und lästerlich" vorgekommen sei. Nur der Psalmengesang in der Klosterkirche übte eine so große Macht über sein erregbares Gemüth aus, daß er einst, beim Aufwachen in der Nacht, von einer fast unbezwinglichen Sehnsucht ergriffen wurde, aufzustehen und nach einer Karthause zu entfliehen. Er behauptet, dieser Gesang sei das Erste gewesen, was seinen späteren Uebertritt zum Katholicismus vorbereitet habe. Weniger anmuthend erschien ihm ein anderer Gebrauch, den er in den nordfranzösischen Städten kennen lernte. Dort ging um Mitternacht ein Mann mit einer Glocke in den Gassen herum, läutete und rief in schauerlichem Tone: „Wachet auf, die Ihr schlafet und betet für die Verstorbenen. Ihr seid Staub und werdet wieder zu Staube." Der Landgraf lag damals schwer erkrankt in Peronne. „Wie nun dieses mihr alß einem sehr Krancken Calvinisten gefallen konte, dergestaldt allemahl erwecket und erschrecket zu werden, lasse Jedermann ermessen."

Ueberhaupt enthält diese „Eigene Lebensbeschreibung" Vieles, was für die damaligen Culturzustände von Interesse ist. Wie es z. B. um die öffentliche Ruhe und Sicherheit in der französischen Hauptstadt bestellt war, davon gibt eine Stelle des Reiseberichts eine anschauliche Schilderung.

Bei der Vorstadt St. Antoine fand ein großer Corso statt, an dem etwa fünftausend Wagen theilnahmen. Währenddeß geriethen die am Thor zurückgebliebenen Pagen und Lakaien in Streit mit den Schiffsleuten, die das Holz aus der Seine flößten. Aus den benachbarten Straßen lief das Volk zusammen und bald entstand unter der, über zwölftausend Mann zählenden Menge ein heftiger Kampf, bei dem etwa vierzig Todte auf beiden Seiten blieben. Mit genauer Noth entgingen die beiden Prinzen der Gefahr, von den wüthenden Schiffern, welche alle Kutschen untersuchten, ob etwa Pagen oder Lakaien darin versteckt seien, erschlagen zu werden. Drei Tage dauerte dieser Tumult. Die Partei der Lakaien verlangte von dem gerade in Paris anwesenden Bernhard von Weimar einen seiner Diener als „General", was derselbe aber abschlug. Es half nichts, berichtet der Landgraf, „daß die Königliche Archers darstunden, dann selbige Gott danckten, daß man ihnen nur nichts thäte und dürften sich nichts annehmen."

Eine desto strammere Polizei fanden sie dagegen in einem Städtchen der Bretagne, St. Malo. Dasselbe liegt auf einem Felsen im Meer, der nur durch einen schmalen Erddamm mit dem Festlande in Verbindung steht. Des Abends

[1]) Um sich die Langeweile des Exils zu vertreiben, verfielen diese Prinzessinnen auf die romantische Idee, sich bisweilen, als Bauernmädchen verkleidet, mit Gemüsekörben auf die nahen Märkte zu begeben. Ihre Schönheit lockte bald bäuerliche Verehrer an, von denen sie sich auf den Canälen bis an ihren Schloßpark rudern ließen, wo sie aus dem Kahn sprangen und zwischen den Bäumen verschwanden, während die Burschen verblüfft nachstarrten und an Hexenwerk glaubten.

vor Thorschluß läutete eine Glocke zum Zeichen, daß sich Jedermann hereinzumachen habe. Dann gingen zwei Männer durch die Stadt, welche durch Hornsignale vierundzwanzig große Hunde, die der Magistrat eigens dazu hielt, am Thor versammelten und hinausließen. Dieselben waren darauf dressirt, während der Nacht rings um die Stadt zu laufen und Alles, was ihnen nur immer begegnete, zu zerreißen.

Wenn man die heutige Art zu reisen mit der damaligen vergleicht, so klingt Manches in dem Berichte des Landgrafen wunderlich genug. Es focht die Prinzen wenig an, daß einmal unterwegs, bei einer Rauferei, ihrem Pagen mit einem schweren Leuchter ein Loch in den Kopf geschlagen, ein andermal ihrem Kutscher mit einer Mistgabel gar drei Löcher hineingestochen wurden. Der Verwundete ward in das Innere der großen Reisekutsche gepackt und die Fahrt von Ort zu Ort ruhig fortgesetzt, bis die Fieberphantasien des Kranken schließlich so stark wurden, daß er die jungen Prinzen durchprügeln wollte, so daß sie eiligst aus dem Wagen springen und nebenherlaufen mußten, bis der Kutscher sich wieder beruhigt hatte. Ein andermal geschah es, daß der Wagen mit sämmtlichen Insassen im Walde über eine Baumwurzel umschlug, wobei der kranke Kutscher auf den Präceptor Fabritius zu liegen kam, „welches dan ein gut Gelächter gab". Fabritius aber, der keinen Spaß verstand, hielt ihnen, sobald er sich herausgearbeitet, vom Fleck weg eine Predigt über das gerechte Strafgericht Gottes, weil man an einem Sonntage gereist sei, während Polhelm vergeblich versicherte, daß man das auf einer solchen Reise nicht immer vermeiden könne. Ueberhaupt kam es zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Theil der Reisegesellschaft zu manchem Zusammenstoß. Polhelm und Prinz Christian verschmähten es nicht, unterwegs zuweilen einen fröhlichen Tanz mitzumachen, Fabritius aber und Ernst thaten derweil für die beiden Sünder in Sack und Asche Buße, „als die wir solches Alles vor sträflich hielten".

Sehr genau verzeichnete der junge Landgraf Alle, bei denen sie Gastfreundschaft genossen, dagegen aber auch Alle, von denen sie solche vergeblich erwartet hatten. Da war der Duc de St. Simon in Bluye, „ein Klein schwartz Männlein", der, „ob es schon Zeitt des Abentseßen war, unß doch nicht so Viel ehre thäte, unß darzu zu bitten." Dann der alte Duc d'Espernon, wo sie gar beim Durchgehen zu seinem Gemach sahen, „wie die Taffel schon gedeckt war, aber Er demittirte unß baldt undt nahmen Wihr unßern Abschiedt wiederumb undt giengen nach hauß, unß sowohl verdrießend als verwunderendt, daß man unß nicht zum wenigsten die mahlzeit ahnpraesentirte undt wihr hatten uns des streichs nicht versehen undt darüber nichts im wirtshauße bestellet, dahero Wihr hernach lange warten und wacker hungern muſten, Wihr lachten einander selbsten außen, undt fingen ahn, mehr von der Teutschen hospitalitet zu halten und solche vorzuziehen."

Mit besonderem Wohlwollen wurden die Prinzen am französischen Hof aufgenommen. Ehe sie zu der Audienz beim Könige gingen, instruirte man sie, daß sie sich wohl hüten möchten, wenn der König sie auffordern werde, den Hut aufzusetzen, dies zu thun. Kurz vorher hatte Bernhard von Weimar den ganzen Hof in große Bestürzung versetzt, indem er, sobald der König seinen Kopf

bedeckte, flugs dasselbe that, sodaß die Majestät, um ihn zu zwingen, unbedeckten Hauptes vor ihr zu stehn, sich genöthigt sah, den eigenen Hut wieder abzunehmen. Auf die Unterhandlungen, welche die französischen Höflinge nach diesem schrecklichen Ereignisse mit dem Herzog pflogen, erklärte derselbe kurz und bündig: das Haus Sachsen sei ein so gutes, altes, vornehmes Geschlecht, daß es einem Gliede desselben nicht zieme, unbedeckten Hauptes vor einem fremden Monarchen zu stehn. Und dabei blieb es. Die jungen hessischen Landgrafen dagegen erwiesen sich in diesem Punkt willfähriger als der sächsische Herzog.

Nach einem längeren Aufenthalte in Paris, setzten sie im Sommer 1638 ihre Reise fort und zwar zu Pferde, nach dem südlichen Frankreich. In Avignon machten sie dem Cardinal Bichi und dem Vicelegaten Sforza die „reverentz. Alß wihr nuhn wieder nach hauß Kamen, macht sich Herr Fabritius sehr ohnnütze undt batzig über unß, daß wihr des Pabst Cardinal und Vice Legaten alßo besuchet hatten — — vorgebendt, daß H. Polhelm nimmermehr dießes vor unßrer Fraw Mutter verantworten würde können; er wolte dagegen protestiret haben, dan waß dießer actus bey allen Evangelischen — — in Teutschlandt so wohl alß in Frankreich uns würde stinken machen undt unß bey den Leuten die gedancken bringen, alß ob wihr abfallen, oder doch — — zum wenigsten wacker heucheln wolten undt gienge erst sein Fantastischer Zorn recht ahn, alß eine stunde hernach unß auß dem Päbstlichen Pallast im nahmen des Herren Vice Legaten eine über die maaß Köstliche in großen silbern schüßeln gantz hoch gehauffte Collation von allerley Kostbahrlichen und stattlichen Italianischen Genovesischen Confecturen undt weinen, wie auch eiß und schnee per regale geschicket wurde, da wolte erst Fabritius gantz undt Zumahl von bloßheitt verZweiffelen, undt stellete sich alß halb ohnsinnig, drätwete unß das hellische fewer, undt ich Zitterte deßwegen wie ein espenlaub vor angst, Dan ich seine wortte pro Evangelio hielte. — — H. Polhelm, alß welchem endlich auch der Kopff warm wurde, remonstrirte hingegen, wie doch Immermehr Fabritius Zu solcher extravagantz gelangete, was dan so groß darahn sträfflich were, Dergestalt Politicè solche vornehme Herren zu ehren, da wihr doch den Cardinal de Richelieu undt den Capuciner le Pere Joseph auch besuchet hetten. Aber Fabritius antworttete darauff, daß were weitt ein anderst, dieweil solche weren Königliche Frantzösische Zu consideriren, Dieße aber des Antichrists seine Ministri — — in summa Fabritius bliebe auff seiner leyer undt Kamen endtlich beyde mit hartten wortten undt faßt biß Zum schlagen ahneinander, alß Daß mihr recht bang darbey ware, undt dorffte Ich vor forcht, so mihr H. Fabritius gemachet, Dieweil er unß es alß ein Götzenopffer daher machete, von den Confecturen nichts ahngreiffen, noch weniger aber darvon eßen."

Polhelm packte indessen vor der Weiterreise so viel von dem kostbaren Geschenk ein, als sie nur immer auf ihren Pferden unterbringen konnten. In Orange, wo er seinem Collegen neckend davon anbot, gab es abermals eine heftige Scene. „Nuhn gabe es unterdeßen undt bey dem starcken gezänck ein über die maaß sehr großes undt starckes Donnerwetter: gleich wie Ich mich nuhn jeder Zeitt ohne daß sehr vor dem Donnerwetter Zuforchten pfleget, alßo ware Ich der Zeitt über die maßen sehr — — erschrocken, undt voller angst sonderlich weil

Ich mihr — — einen großen gewißens scrupul machte, Polhelm gegen Fabritium im hertzen beygepflichtet undt hernach auch selbsten von den Confecturen gegessen Zu haben, beichtete es alßo recht auff Catholisch dem Fabritio, der mir Dan tröstlich Darauff Zusprach undt der erwiesenen Rewe halber, mich confortirte."

Während sie in Frankreich noch überall Kirchen und Klöster aufsuchten, duldete Fabritius in Italien nicht mehr, daß Ernst eine Kirche im Innern besichtigte, „und so gingen wir denn wie die Narren nur außen drum herum."

Von dem längeren Aufenthalt, den die Prinzen nach diesen Reisen in Genf nahmen, berichtet Ernst, er habe sich „daselbsten sehr ad devotionem gegeben — — daß ich den sontag Zuweilen Zehen gantzer stunden ahneinander außer der eßen Zeitt in lauter ahndacht, alß mitt lesen, beten, betrachten und singen Zugebracht."

Nachdem die Erziehung der jungen Prinzen vollendet war[1]), trat Christian in schwedische, Ernst in französische Kriegsdienste. In Breisach trennten sich die Brüder und es „gab einen nassen Abschiedt undt war ohnglaublich trawrig, wie es dan auch das letzte mahl gewesen, Daß Ich meinen brudern in diesem Zeitlichen leben gesehen habe." Derselbe fand als schwedischer Hauptmann, im Alter von achtzehn Jahren, ein klägliches Ende. Es war bei einem Bankett zu Hildesheim, wo ihn General Banner „fit miserablement crever à force de boire avec d'autres Seigneurs — — comme qui moururent en peu d'heures, l'un après l'autre et ce sans autre venin, que de la trop grande quantité du vin." Während der letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges kehrte Landgraf Ernst in die Heimath zurück, um eine Befehlshaberstelle im hessischen Heer zu übernehmen. Im Jahr 1648 gerieth er bei dem Entsatz von Geseke in kaiserliche Gefangenschaft; im Lager des Generals Lamboy quartirte man ihn, wohl absichtlich, in das Zimmer des Jesuiten Schott ein.

Das Jahr darauf, 1649, trat er sein Besitzthum, die Niedergrafschaft Katzenellenbogen, an und schlug seinen Wohnsitz in Rheinfels auf, den er bis zum Ende seines Lebens, 1693, beibehielt.

Durch seinen Geist, seine umfassende Bildung und die von den Zeitgenossen so gerühmte Liebenswürdigkeit hätte der Landgraf es wohl vermocht, sein Schloß zu einem Mittelpunkt geistigen Lebens in dem damals so öden Deutschland zu machen; allein er hielt sich die Besucher, namentlich die fürstlichen, so fern wie nur möglich. Wo es irgend anging, begnügte er sich damit, die den Rhein hinunter- und hinauffahrenden Standesgenossen mit „Lösen der Stücke und Anpräsentiren eines großen Salms oder Störs" am Ufer zu begrüßen. Freilich, wenn man vernimmt, mit welchem Gefolge die deutschen Fürsten damals zu reisen pflegten, so begreift man etwas die Abneigung gegen solche Gäste. Aus dem Jahr 1677 findet sich ein melancholischer Aufsatz des Landgrafen darüber, daß er zwei Tage und noch dazu die letzten „Fleischtage" vor Beginn der großen Fastenzeit, vergeblich für Pfalz-Neuburg habe kochen lassen, der sich mit einem

[1]) Polhelm wurde später Präsident in Cassel'schen Diensten, Fabritius Metropolitan zu Homburg; mit Beiden, namentlich mit dem Letzteren, blieb der Landgraf lebenslänglich befreundet. „Ich habe zu den Füßen eines Gamaliel gesessen," rühmte er später öfters.

Gefolge von 250 Personen in Rheinfels angesagt hatte. Und nun kamen sie Alle am Aschermittwoch! Nur Einen Trost fand der Landgraf in diesem Leid, und das war der Gedanke, daß sein guter Freund und Nachbar in Coblenz, der Kurfürst von Trier, nun wenigstens auch zwei Tage vergeblich gekocht habe.

Die Herzogin Sophie von Hannover schreibt in ihren Memoiren über einen Besuch, den sie als junges Mädchen 1650 in Rheinfels gemacht:

„Alles, was ich an diesem Hofe sah, schien mir wie bei einem Privatmann; das Schloß ziemlich wohnlich, die Karosse sehr plump und von wunderbarer Construction. Aber alles dies wurde gemildert durch die liebenswürdige Unterhaltung des Hausherrn." Den „Hof des Königs von Ivetot" pflegte der Landgraf selber sein Schloß im Scherz zu nennen.

Die Vorliebe seiner Zeitgenossen für äußeren Prunk theilte er in keiner Weise; er verschmähte Trinkgelage, Spiel und Kleiderpracht. Vor Allem war es die damals aufkommende Mode der Perrücken, welche seine ganze Abneigung erregte. Als dieselben zuerst von Frankreich aus eindrangen, riefen dieselben einen wahren Sturm hervor. Die Geistlichkeit beider Confessionen machte gegen sie Front. Die calvinistischen Prediger in Holland, der berühmte Voëtius an der Spitze, wütheten förmlich gegen sie, während der Jurist Salmasius zu Leyden sich in seiner Schrift „de Coma" (über das Haar) zu ihrem Vertheidiger aufwarf. Ein Pfarrer Schoppius zu Wernigerode im Harz ließ eine Predigt drucken über das Thema: „Nun aber sind alle Haare Eures Hauptes gezählt." Die vier Hauptstücke derselben lauten: „1. Von unsres Haares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen; 2. vom rechten Gebrauch des menschlichen Haares; 3. von der Erinnerung, Ermahnung, Warnung und Trost von den Haaren genommen; 4. wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind." Endlich aber, als Innocenz XII. 1691 ein strenges Verbot gegen alle Perrücken und Stirn und Ohren bedeckende tours de cheveux für die katholische Geistlichkeit erließ, fand der lutherische Clerus in Sachsen es angemessen, dieselben in corpore als Amtstracht anzunehmen. Am Wiener Hof duldete Leopold I. zuerst nur auf seinem eigenen Haupt diese Verschönerung, den Hofleuten dagegen war sie auf dem Lande gestattet, wo der Kaiser zum Unterschied von ihnen im eigenen Haar umherging.

Wenn sich auch sonst im Leben des Landgrafen Worte und Thaten nicht immer decken, den Perrücken gegenüber bewies er sich als Charakter, denn es ist nie eine solche auf sein Haupt gekommen. Freilich wurde ihm diese Entsagung dadurch erleichtert, daß er ein schönes und reiches eigenes Haar besaß. „Wenn Gott will," schreibt er in einem seiner Briefe, „daß man alt sei und alt aussehe, so soll man nicht durch eine sehr übelanstehende Eitelkeit jung scheinen wollen. Ist es wohl glaublich, ich bitte Euch, daß der gute, zum Christenthum bekehrte Hauptmann Cornelius im Evangelium eine solche Perrücke getragen haben würde und wenn er ganz kahl gewesen wäre? Kann man denn nicht eine ordentliche Pelzkappe tragen?" „Die zumahlen einer erbaren Welt," schreibt er an einer andern Stelle, „und geschweige dem Christenthum nicht anstehende und stets sich verändernde Französische neue und offters auch zugleich leichtfertige Mode, was vor ein groß sündlich Narren- und fladerwerck ist solches nicht, sonderlich mit den schönen expres darzu destinirten Faßnachten, Masceraden, Larven und

offters gantz garstiger UnChristlichen Comedienwesen und leichtfertige Tantzen, sonderlich in Italien, umb deren willen Gott der Allmächtige so zu reden wol auff die viertzigtägige Fasten verzeihen könte, wann nemlich nur selbige gottlose Faßtnachtzeit damit abginge? Kan sich auch wol einer von gesundem Verstand einbilden, daß wann S. Paulus oder ein ander Apostel itzo auffstehen und Exempli gratia nach Pariß, Venedig, Brüssel oder nach London und in den Haag oder dergleichen andere Orten mehr kommen solte, er die mehrentheils mit lauter falschen Haaren, Touren und Peruquen geschmückte oder poudrirte à la mode so mignardement gekleidete Cavallier oder mit Mouches im Gesicht gezierte — — galante Damen vor Christen-Menschen erkennen sollte?"

Ueber dieses Thema: „Den ohnleidentlichen Uberfluß, Pracht, Hochmuth, Vanitäts- und Lappenpossen" war der Landgraf unerschöpflich an wahren Kapuzinerpredigten. Er klagt, daß „die liebe heilige Einfalt allmälig ganz abhanden komme", ein Jeder höher hinauswolle, als er geboren sei, die Minister wollten nicht mehr als „Liebe und Getreue traktirt" sein, die geistlichen Kurfürsten seien nicht mehr mit der Anrede „Ew. Liebden" zufrieden und prätendirten, der Republik Venedig an Rang vorzugehen u. s. w. Unter die traurigen Anzeichen, daß „eß nicht mehr wie in der alten welt were und herginge," rechnet der Landgraf auch die damals entstehende, wenn auch nur erst sehr vereinzelt vorkommende Sitte der Hochzeitsreisen. Von dem Grafen Schaumburg, der eine hessische Prinzessin geheirathet, schreibt er, derselbe sei nach der Trauung „stracks mit ihr in Italien gezogen. Ist er Kein Narr, so hat Er doch einen schuß."

Wahrscheinlich war es eine solche Predigt, über welche die Herzogin von Hannover an ihren Bruder, den Kurfürsten von der Pfalz, schreibt: „Venedig, den 8. August 1664. Ihr hättet mich nicht angenehmer regaliren können, als mit dem Brief des Landgrafen Ernst nebst Eurer Antwort. Wir dachten vor Lachen zu platzen, als wir ihn lasen: die Augen des Monsieur Chevrau sah man gar nicht mehr — — meinem Herrn Gemahl that der Kopf weh und mir half es zur Verdauung; aber wir machten solchen Lärm bei Tisch, daß man hätte sagen mögen, der Einfluß des Bacchus habe mehr Theil daran als die schönen Gedanken des Landgrafen Ernst. Ich würde den schönen Brief nicht bei voller Tafel zum Besten gegeben haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Herzog Johann Friedrich sich ebenso gern über diesen guten Freund lustig macht wie ich auch; ich versichere Euch, daß sein Bauch ebenso sehr vor Lachen gewackelt hat, als meine Augen Falten machten."

Wie die Hofhaltung des Landgrafen, so war auch seine Landeshoheit in den kleinsten Verhältnissen zugeschnitten. Eine der ersten Verordnungen, die er nach seinem Regierungsantritte erließ, war gegen das Duell gerichtet: „es soll sich keiner unterstehen, den andern auß dem Burgfrieden vor die Klinge oder abduellum außzufordern." Dieselbe scheint jedoch wenig gewirkt zu haben, denn es finden sich verschiedene Wiederholungen derselben bis zu der Verschärfung: wer einen Andern im Duell tödtet, soll mit dem Schwert hingerichtet und mit dem Getödteten unter dem Galgen begraben werden. Bei dem weichmüthigen Charakter des Landgrafen ist es jedoch zu bezweifeln, ob dies je zur Ausführung gekommen. Er war so geneigt, in allen Fällen Gnade für Recht ergehn zu lassen, daß Kur-

pfalz ihn, als er einmal für einen von dessen Unterthanen, einen in Bacharach verhafteten Stadtschreiber, Fürbitte eingelegt, derb eines Bessern belehrte, indem er ihm schrieb: „Mon maistre, wann mann solchen nachsehen (wollte), würde mann wenig zu freßen haben; mann muß auch nicht gegen solche Schelmen Barmhertzig und dardurch gegen die Unterthanen unbarmhertzig seyn, welche Er betrogen; sonsten möchte ein jeder Kleiner Stadtschreiber oder Kellner vermeinen, Er seye souverain über seine Untergebenen, und endlich gar die Herrschaft nicht achten. Muß ein exempel statuiren — kan die untrewen Schelmen nicht Leyden."

Eine Merkwürdigkeit der Residenzstadt des Landgrafen, St. Goar (das Städtchen hatte während des dreißigjährigen Krieges ein Drittel seiner Einwohner verloren und zählte deren damals nicht viel über neunhundert), war das am Rathhause angeschlagene berühmte Halseisen. Die Bürger waren nicht wenig stolz auf dasselbe, indem sie „von Weyland Kaiser Carolo Quinto hochseligsten andenckenß dahin begnadiget, daß alle frembde dießer ends passirende Zu ewigem ehren gedächtnüß daran gestellet wurden" bis sie sich durch ein Lösegeld zum Besten der Armen daraus befreiten. „Allerhöchstgemelt Ihro Kayßerliche Mayestät selbsten und nachgehents Königliche, Fürstliche, Gräffliche und so hohe als geringe Standespersonen" hatten daran gestanden und so wurde es „in dießer Statt S. Goär jeder Zeit in löblicher observantz gehalten." Da geschah an einem Tage des März 1665 das Unerhörte. Neben diesem „hochansehnlichen" Halseisen fand sich ein zweites ganz gemeines „justitiarisches Halßeisen" angeschlagen, in welchem der Oberschultheiß Hermannus Cappius, offenbar ein Mann ohne alles historische Gefühl, schlechtes Gesindel an den Pranger stellen wollte und bereits ein Individuum dieser Gattung fest hatte. Unter den Papieren des Landgrafen findet sich die Eingabe der Bürgerschaft, in der sie ihrer gerechten Entrüstung Luft machte, sowie der Bescheid, daß das „justitiarische Halßeißen in ahnsehung deren angeführter Uhrsachen wiederumb" abzuschlagen sei.

Nicht nur die kleinlichen Verhältnisse, in denen der Landgraf sich in Deutschland eingeschlossen fühlte, sondern wohl noch mehr der Mangel an einem glücklichen Familienleben mochte es sein, was ihn bewog, so viel wie möglich im Auslande zu verweilen. Bis zum Jahre 1672 z. B. finden wir ihn allein dreizehnmal in Italien.

Seine Ehe mit der Gräfin Eleonore von Solms war eine höchst unglückliche. Durch ihren gänzlichen Mangel an höheren Interessen wie an gesellschaftlicher Bildung stand sie tief unter den Frauen des hessischen Hauses, die fast ohne Ausnahme durch Gelehrsamkeit und fürstliches Wesen hervorragten. Sie verstand nicht einmal Französisch, für eine Prinzessin des siebenzehnten Jahrhunderts eine auffallende Unwissenheit. Die Herzogin von Hannover erzählt an derselben Stelle ihrer Memoiren, wo von ihrem Besuch in Rheinfels die Rede ist: die Landgräfin erschien mit einem Hoffräulein, „das ebenso zerzaust (délabrée) aussah, als sie selber; dennoch war sie von einiger Schönheit, trotz der Unordnung ihres Anzuges. Sie hatte aber nicht die Manieren einer Fürstin, überhaupt nichts von einer vornehmen Dame."

Der Landgraf selbst wirft ihr hauptsächlich beständige Uebellaunigkeit und

Bigotterie vor, sowie, daß ihr jeglicher Cavalier stets besser gefalle als ihr eigener Gemahl, „sogar die falsche, blonde Perrücke des Gesandten Sternberg finde sie schöner als seine eigenen, ganz echten Haare."

Da eine förmliche Scheidung nicht möglich war, so richtete er ihr einen besonderen Hofhalt in Boppard ein, den sie selbst später nach Köln verlegte. Hier besuchte er sie bisweilen und ließ sich geduldig von einem Nonnenkloster ins andere mitschleppen. Es gibt ein Bild von dem Charakter dieser Frau, daß sie einst dem Landgrafen mittheilte, sie liege im Sterben und müsse ihn noch sehen. Als er auf diese Nachricht nach Köln eilte, fand er sie beschäftigt, neue kostbare Tapeten in ihrem Hause aufzuhängen, die sie sich aus Holland hatte kommen lassen, indem sie hoffte, er werde dieselben in der Freude, sie noch lebendig zu finden, ihr bezahlen. Kurz vor ihrem Tode forderte der Baron Erlenkamp, mit dem sie in Köln einen gemeinsamen Haushalt führte, den Landgrafen auf, die Schulden seiner Gemahlin zu tilgen, mit der Bemerkung, es sei Schmuck zu derselben Höhe des Betrages vorhanden, an dem er sich später schadlos halten könne. Der Landgraf antwortete jedoch trocken: um die Schulden kümmere er sich nicht, und an den Schmuck glaube er nicht.

Als die Landgräfin 1689 starb, schrieb er der Markgräfin von Baden, der Vertrauten seiner häuslichen und Familiencalamitäten: endlich sei seine Frau todt, „welche mich um die Liebe gute Zeit, eine andere zu bekommen, nun also gebracht hat und Ich Sie doch unterhalten müssen, welches dann mir eine schlechte Kurzweil gemachet. Jedoch ob Ich schon bald 66 Jahr alt bin, so ist doch der newe Pabst schon Achtzig und will doch länger leben."

Er vermählte sich hierauf mit der siebenzehnjährigen Alexandrine von Dürnitzel, der Tochter eines St. Goarer Unterofficiers, der er nach französischer Sitte den Titel Madame Ernestine gab[1]).

„Sponse, toto Imperio Romano venerabilissime!" redet ihn der Jesuit Caspers in seinem Glückwunschschreiben an: „Ich weiß nicht, ob Ich in hundert Jahren eine solche frembde und newe Zeitung gehöret habe, alß eben die Jenige, welche Ew. Fürstl. Dhlt. von Ihrem gepflogenen Alt-Jungen heurath an mich überschrieben; nun muß ich wohl (rebus consummatis) zu demselben tausend- und abertausendmahl Viel Glück wünschen, — — Aber wenn ich — — auß der Teutschen brust rund und plat reden darff, so muß ich gern gestehen, daß Ich mich eines solchen so ohnversehenen niemahl hette bereden Können, auch noch immerfort biß zu einigen wochen nicht unterlaßen werde, mich zu verwundern." Erbost antwortete der Landgraf: „Auffrichtigkeit ist zwar gut, aber darbey kan auch Bescheidenheit platz haben, Ich verwundere mich auch Vieler Dinge von der Jesuiter Actionen und kan mir das Verwunderen niemand Verbieten." Derartige Beglückwünschungen, wie er sie fast von allen Seiten erhielt, verdrossen den Landgrafen dermaßen, daß er über die hölzernen, aber ehrerbietigen Verse einer Frau Stammin hoch erfreut war. Er ließ ihr vermelden: „er halte sie vor einen rechten Außbund von einer gottseligen Matronen und verehre ihr ein silbernes Becherlein".

[1]) Madame Ernestine starb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hochbetagt in Cöln. Mit der Cassel'schen Rentkammer lebte sie in beharrlicher Fehde. Dieselbe zahlte ihr, wie sie

Ebenso viel Mißgeschick wie mit seiner Gemahlin hatte der Landgraf mit seinen beiden Söhnen. Er ließ dieselben unter Aufsicht der Jesuiten in Frankreich erziehen. Unaufhörlich wiederholen sich die Klagen der Präceptoren über Wilhelm's, des älteren Prinzen, Trägheit und über des jüngeren, Karl, schlechten Charakter. Mehrere Male drohte der Landgraf, den jüngeren Sohn allein mit einem Lehrer und einem Kammerdiener auf einem einsamen Schloß einsperren zu lassen. „Ich höre, daß Karl noch immer, und mehr denn je, meine Leute, die ich bei ihm halte, maltraitirt, denn meine Diener sind dieselben und nicht die seinigen. Erlaubt ihm das nicht und wenn er auf gute Worte nicht hört, so thut, was ich Euch befohlen habe und bedient Euch der Strenge und behandelt Den übel, der also die Andern behandelt. Pfui, wie abscheulich, den Ruf eines schlechten Herrn zu haben — — Ich gebe eigens dafür, daß ich gut gezüchtigt und gestriegelt worden bin, wo es noth that, einem ketzerischen Prädikanten in Hessen, der in meiner Jugend mein Präceptor gewesen, eine lebenslängliche Pension, und so oft ich nach Hessen komme, fliege ich ihm aus Liebe an den Hals." Nicht nur die beiden Prinzen, sondern auch die ihnen mitgegebenen Lakaien machten den französischen Erziehern das Leben sauer. Einer der letzteren, Duguet de Brossay, klagt: der Kammerdiener sei so hochmüthig, daß er auf der Straße immer weit zurückbleibe, damit man ihn nicht zum Gefolge zählen könne; Nikolas der Kutscher wolle unter dem Vorwand, in Frankreich seien Wäsche und Schuhzeug so theuer, seinen jährlichen Lohn auf zwanzig Thaler steigern, der Page habe sich sogar auf offener Straße geprügelt, und was das Schrecklichste sei, Prinz Karl habe ihm im Beisein dieser nichtsnutzigen Dienerschaft gesagt, er freue sich, nun nicht mehr lange in seinen, nämlich Duguet's, „Krallen" zu sein. „Ihr könnt Euch denken, mit welcher Unzufriedenheit ich über dies Leben und über die Katzbalgerei unter Euch Allen höre, bleibt mir vom Leibe mit solchem Geschwätz und solchen Dummheiten!"

Wie sorgfältig der Landgraf die Erziehung seiner Söhne überwachte, geht nicht nur aus den Instructionen hervor, die er den Hofmeistern derselben gab, sondern noch mehr aus den Fragebogen, wie er sie häufig an dieselben sandte, z. B.: „Wozu der Wilhelm und Carl in der recreation ahm meisten incliniren? Wie sie nunmehro einig sich erzeigen? Ob sich die Kinder ein wenig ahnfangen auffzuthun, asseurance zu bekommen, Zur andacht lieb zu gewinnen, de historicis et rebus seriis zu hören curieux Zu werden ꝛc."

Ungleich dem Ausspruch Ludwig's des Vierzehnten: „Die würdigste Beschäftigung eines Fürsten ist, sich zu vergrößern", hatte Landgraf Ernst an die Spitze seiner Instructionen den Satz gestellt: „Il n'y a rien de plus digne d'un Prince que de bien escrire," allein auch in dieser Hinsicht sollte er wenig Freude erleben. Wilhelm erklärte, lieber als gemeiner Bürger oder Bauernsohn geboren worden zu sein, denn als Prinz studiren zu müssen, und Beiden schickte er noch als vierzigjährigen Männern bisweilen ihre Briefe corrigirt zurück.

bitterlich klagt, ihr Wittwengeld stets in einem Sack abgenutzter und ausrangirter Groschen und Pfennige aus, die sie nicht unter die Leute bringen könne. Es war die Zeit, von der Samuel von Pufendorf schreibt: „An den Münzen (in Deutschland) ist die Bescheidenheit zu rühmen, denn sie werden roth aus Scham über ihre Dünnheit."

Die Correspondenz mit seinen Söhnen ist von Anfang bis zu Ende das Trostloseste und Unerquicklichste, was man lesen kann. Der Landgraf besaß nicht die geringste väterliche Autorität, er schalt viel und heftig, um dann sofort in schwacher Gutmüthigkeit nachzugeben. Prinz Karl hatte einmal, ohne Wissen des Vaters, aus dessen Stadtwohnung, dem Nassauerhof in Cassel, die Möbel wegschleppen und nach seinem eigenen Schloß zu Wanfried bringen lassen. Heftig erzürnt drohte der Landgraf, wenn nicht binnen drei Wochen Alles wieder an Ort und Stelle sei, werde er dem Prinzen sein Deputat vorenthalten. Das half, und die Möbel wurden zurückgebracht. Der Landgraf war über diesen ungewohnten Gehorsam so gerührt, daß er noch im selben Jahr seinem Burgvogt in Cassel befahl, künftig alle Möbel, die Karl fordern werde, demselben auszuliefern.

Als nach dem Tode der Landgräfin der Prinz sich weigerte, Trauerkleider um die Mutter anzulegen, weil sie es nicht um ihn verdient habe, schrieb der Landgraf, außer sich über diese Pietätslosigkeit, an dessen Gemahlin: „Ach! Liebe Frau Tochter, was habt Ihr nicht Vor einen gantz und Zumahl vitiosen und von Jedermann wer Ihn nur recht Kennet, verachten menschen zu einem Ehemann Bekommen und genommen! ... Alle daß unglück undt ohnstern in meinem Hause Kombt einzig undt allein daher, daß mann Gottes ordnung nach, mir nicht Denjenigen respect und affection Zutragt, wie es doch billich seyn solte, undt daß ein jeder thun will, waß Ihm gefallet und separiret leben will, davon undt Von nichts anderst — — kombt alle desordre her, welches zwar mir mein leben sawer und unß allerseits wenig reputation machet."

Unaufhörlich war das Drängen der Söhne um größere Geldsendungen, und der arme Landgraf mußte, wenn alle seine Vorstellungen so wenig Eindruck machten, „als ob man einen gebratenen Apfel wider eine steinerne Mauer wirft", und wenn er sich nicht mehr anders zu helfen wußte, bei dem Hessischen Adel herumschicken, um zu borgen, oft genug ohne Erfolg. „Ich wünsche mir nichts mehr alß einen bald- undt seeligen todt undt von der qual erlöset zu werden: da doch Von sich selbsten, undt auf dem rücken nach sich traget, daß bey abgang der mitteln NB proportionaliter auch die deputaten reguliret werden müßen." Die Prinzen wandten sich hierauf an den Jesuiten Caspers um Vermittelung. Damit aber kamen sie übel an. „Quaeso" entgegnete der Landgraf demselben, „was hat sich doch Pater Wilhelm Caspers zwischen mir undt meinen Söhnen zu intriguiren? — — Eben Ihr gute Leuthe und Pater Caspers mit, habet einmahl nicht die behörige noch nöthige Information Von der sachen und plumpet dann alſo hinein."

Wie wenig Rücksicht die Söhne auf die immer bedrängter werdenden Verhältnisse nahmen, geht z. B. aus einem Fourierzettel für eine Badereise hervor, die Prinz Karl im Sommer 1688 unternahm. Seine und seiner Gemahlin Gefolge bestand in: zwei Hofdamen, zwei Cavalieren, drei Pagen, drei Kammerdienern, einem Küchenmeister, einem Unterkoch, einem Burgvogt, einem Kammerscribenten, vier Lakaien, sieben Stalljungen, zwei Mägden, zwei Cavaliersdienern und vierundzwanzig Pferden. Der Landgraf, dem der Amtmann von Sontra diesen Fourierzettel auslieferte, schrieb dazu als Randglosse: „Wirdt dann Nach

Meinem todt, Zu geschweig itzo, seine portion der Intraden es auch also — — mit sich bringen, und wovon sollen dann seine Viele Kinder leben?"

„Ist mein Zustand nicht zu erbarmen," schreibt er an Christian von Sulzbach, „daß dasonst ein langes undt gesundes Leben ein sonderbahrer segen Von Unsrem lieben Gott zu achten ist, solches mir hingeg fast zur straff gedienen muß. — — Ach Ew. Liebden wissen Gottlob nicht, waß mit Zwey ohngerathenen Söhne undt so Viele wenig lobwürdige Enkel zu haben, es für eine sache ist, alß welche nichts alß mit Ihrem wohl gerathenen Sohn Theodoro[1]) undt einer in einem Closter befindlich Princessin Zu thun haben. Wann Ich einmahl die ehre haben solte, Ew. Lbd. zu sprechen, so würde Ew. Lbd. wohl mirabilia umb nicht zu sagen incredibilia und Klägliche sachen undt Dinge hören."

In einem Aufsatze „De Statu moderno Hassiaco"[2]) klagt der Landgraf bitter über die splendida miseria der kleineren deutschen Fürsten und meint, es sei besser, wenn, wie in England, nur der Erstgeborene den Titel der Familie führen dürfte. „Ich weiß, auß was für einem faß Ich dieses zapffe, und wie und warumb Ich dieses sage, car il n'y a pas une pire condition au monde que de porter avec la pauvreté le tittre de Prince, welches, ob eß schon Tacitus nicht saget, dennoch mehr alß Tacitus, nehmblich die recta ratio per se dictiret." Daß jüngere Fürstensöhne ohne Vermögen sich standesgemäß verheirathen und dann einen fürstlichen Hofhalt anfangen wollten, nennt er: „Gott Versuchen und Ihm bei heutigen sich gar nicht darzu reimenden Zeiten miracula zumuthen. — — Das alberne weibische Hessische gemeine Sprüchwort will nicht allemahl eintreffen, daß wer geschaffen hat das Häßghen, auch geschaffen hat das Gräßghen."

Als im Herbst 1688 die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Anna Maria von Löwenstein-Werthheim („unser liebes stilles Maranthelgen"), starb, konnten, des Kriegselendes und der Armuth wegen, nicht einmal die sonst üblichen Trauerfeierlichkeiten gehalten werden. „Hoch- undt Vielgeliebter undt hochbetrübter Sohn, Ich thue Euch wohl Vonhertzen Condoliren — — aber ich Kan bei dieser so gar übeln Zeit Euch leider! unndt mit nichts mehr helffen, welches mich dann selbsten nicht wenig schmertzet, bin auch selbsten wieder kranck unndt Von Cassel so wohl mit dem Versprochenen gelde als auch mehreren Volck verlaßen. Keinen schwartzen Sammeten Teppich habe ich, bey dieser Conjunctur bedarf es keine, auch nicht die geringste solemnität, noch auch der Trawerschreiben — — Dieses ist so eine geschwinde unndt böse Zeit, daß euch niemand Verdencken kan noch wird, eine rechte begräbnuß halten zu Können. . . . Wolte wünschen bey dem lieben Maranthelgen zu sein, dann ich wohl ursach habe nicht länger in dieser bösen argen welt Zu seyn." Die Franzosen hausten in jenem Jahr furchtbar am Rhein. Wo sie einen Landstrich verlassen, schreibt der Landgraf, „consumiren sie Zu Vorderst alles, oder Verbrennen es oder schütten es ins waßer; waß ist dieses nicht für eine crudelitet?" Seine Ortschaften waren zum Theil niedergebrannt, die Einwohner flüchtig oder doch auf lange unfähig Abgaben zu zahlen, der Respect vor den Amtleuten hatte aufgehört.

[1]) Gemahl einer Enkelin des Landgrafen Ernst, Eleonore von Hessen-Rotenburg.

[2]) Manuscript der Bibliothek zu Hannover.

In einem merkwürdigen Schriftstück der damaligen Zeit „Discorso sopra la Germania ꝛc.“ [1]) kommt die Stelle vor: das sicherste Mittel, durch welches die Treue und Beständigkeit der deutschen Fürsten und Herren zu überwinden, sei Geld; denn die größere Mehrzahl derselben „hat nichts von einem Fürsten und großen Herrn, als den Namen, das Blut und den Hochmuth, begleitet von einer mehr als plebejischen Armuth. Wer ihnen nur immer Geld oder die Hoffnung gibt, durch Raub das gegenwärtige Elend zu erleichtern, dessen Versuchung sind sie ausgesetzt.“ Diese Worte sind nur allzu wahr. Nicht nur die kleinen, sondern auch die meisten größeren deutschen Fürsten jener Zeit waren jeglicher Bestechung zugänglich, und die Zahl derer war nicht gering, die für französisches Gold dahin wirkten, daß bei eintretender Vacanz Ludwig XIV. an die Spitze des Reiches berufen werden sollte. Bei solchen Gesinnungen in Deutschland ist es kein Wunder, wenn gleichzeitige französische Schriftsteller Abhandlungen veröffentlichten, wie z. B. die von Auberi „Ueber die gerechten Ansprüche des Königs von Frankreich auf das deutsche Reich“, eine andere: „Ueber den Vorrang der französischen Könige vor dem Kaiser“, oder wenn der Jesuit Maimbourg in seiner Geschichte der Kreuzzüge die Erwartungen, welche man hegte, bereits als Thatsache aussprach: „Das große Werk, welches Ludwig der Große in unsren Tagen glücklich vollendet, indem er Frankreich seine alten Grenzen vom Ocean bis zum Rhein wiedergegeben hat“ [2]).

Die Herzogin von Hannover bemerkt treffend: „Die Deutschen beobachten mehr als jedes andere Gebot der h. Schrift, das: Schicket Euch in die Zeit, welches Luther für gut befunden hat hinein zu setzen.“ Landgraf Ernst pflegte dieselbe Ansicht mit den Worten auszudrücken: „Ecco il mondo, chi non sa natare, va al fondo“ (So ist die Welt; wer nicht zu schwimmen versteht, geht unter.) Und so schwamm man denn, so gut man konnte, sorgte für sich selber, ohne Rücksicht auf das Gesammtwohl und machte zu Geld, was sich nur immer dazu machen ließ, ohne durch die heutigen Begriffe von Vaterlandsliebe, Ehre und Treue behindert zu werden.

Es würde ungerecht sein, die Handlungsweise der Einzelnen nach den Grundsätzen der Jetztzeit beurtheilen zu wollen. Es sind daher auch in dem Leben des Landgrafen von Hessen-Rheinfels nicht sowohl die landesverrätherischen Handlungen desselben an sich, die als Flecken an seinem Charakter haften, als vielmehr die raffinirte Heuchelei, mit welcher er dieselben an dreißig Jahre hindurch zu verhüllen wußte. Er stand in beständiger Correspondenz mit den Agenten Ludwig's XIV., z. B. mit dem bekannten Abbé Gravelle, sowie mit den beiden Fürstenberg's, denen er genaue Berichte über die Bewegungen der deutschen Truppen mittheilte. Er begleitete jedoch diese Sendungen mit Briefen, in denen sich die treueste deutsche Gesinnung und ein überraschend klares und treffendes Urtheil ausspricht.

---

[1]) Manuscript der Bibliothek zu Hannover; vielleicht von einem Mitglied der venetianischen Gesandtschaft verfaßt, da es mit einem Bericht derselben sich zusammengeheftet findet; vielleicht aber dürfte es auch von dem Verfasser des berühmten Werkes „de Statu Imperii Germanici“, Samuel von Pufendorf, herrühren.

[2]) S. 566.

Dem Bischof von Straßburg und dessen Bruder, dem Cardinal Wilhelm von Fürstenberg, rechnet der Landgraf zum großen Theil die Schuld zu an der im Reich herrschenden Uneinigkeit, sowie an den Kriegen, die Deutschland und die Niederlande während der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts verwüsteten. „Wem hat man es zu danken," schreibt er, „alß eben den Gebrüderen von Fürstenberg, daß Keine rechte cohaerens noch harmonie zwischen haupt und Gliedern, wie doch so hochnöthig gewesen ist, erhalten worden. und daß man eher mit Frankreich, alß dem Kayser und dem Reich gehalten hat, dann, wer hat, bitte und sage Ich, eben dem König von Frankreich den Rath gegeben, durch Chur Cölln und Chur Brandenburg die Holländer dergestalt bedräuwen zu laßen — — alß eben das Liebe Wilhelmghen." In einem anderen Brief, an den Bischof von Straßburg, erinnert er denselben an ihre Zusammenkunft im Refectorium des Kapuzinerklosters zu Bonn 1670, wie dort dem letzteren „der Himmel gantz voller Geigen und großen Sperantzen gehangen habe" wegen der Absicht Ludwig's XIV., das Niederland zu erobern.

„Der König von Frankreich," schreibt er am 30. November 1674 an denselben, „ist zwar sehr tapffer und animos, aber auch zugleich sehr prudent, Er würde sich gewißlich noch wohl zehen- ja zehen mal zehen bedacht haben, dergleichen sich zu unternehmen; Aber Ihr Herrn Fürstenberger und — — dergleichen mehr von Frankreich engagirte hattet Ewer großes particular attachement mit solcher Crone: Chur Bayern und Braunschweig Hannover wurden durch Ihre Frantzösische Weiber — — nebenst Pfaltz-Newburg — — dahin gebracht, Frankreich nicht entgegen zu seyn, und auff dem Reichstag dergestaldt nicht gleich, wie die notthurfft wohl erfordert hatte zu reden; Nam uno verbo sit dictum, das gantze Reich hette nebenst dem Kayser, Chur Cölln und Bischoff von Münster selbsten auffs Leib zu gehen drawen und de facto auch thun sollen, wann Sie nicht von dem offensiven Krieg gegen Holland abstehen wolten, So, So, So hetten mann können alle dem übel bey Zeiten wehren und vorkommen. Ich, obschon der wenigste, und der in keinem employ noch engagement mich befinde, habe, jedenoch alß ein Trewer Teutscher Patriot gegrischen und geschrieen, daß Ich darüber bin hayserich worden; aber was vermag ich? . . . Hochgeehrtister Herr Vetter, Verzeihet mir meine anderst nicht alß aufrichtigkeit und wohlmainung, dann ich werde — — Jederzeit ein Wahrhaffter Trewer Teutscher Patriot leben und sterben." Gleichzeitig mit diesem Schreiben aber schickt der treue, deutsche Patriot genaue Berichte über Truppenbewegungen und politische Zustände nach Paris; denn, heißt es weiter: „solche differentz der maximen und sentimenten solle mich nicht hindern an der Begierde Ew. Liebden — — alle mögliche angenehme Dienste zu leisten."

Als 1675 eine derartige Sendung von Kurtrier aufgefangen worden war, berief der Landgraf sich zu seiner Vertheidigung auf seine patriotischen Briefe, namentlich auf seine Correspondenz mit dem Kurfürsten von der Pfalz. Eine Copie dieser Vertheidigungsschrift sandte er an Letzteren mit der Bitte, sie „in geheimb zu behalten, quia dies mali sunt und es sich noch wenden könte, daß die Lilien ahn statt der Adler wieder ahm Rhein fliegen thäten — — Gewiß ist, daß wann Chur Pfalz einmahl wieder guth Frantzösisch werden solte, und Er mir den jenigen Tour thun wolte,

dessen Er alß ein Genereuser Potentat nicht fähig ist, daß Er Frankreich genugßam persuadiren könte, daß Ich mehr die Österreichische alß nicht seine Parthey gehalten." „Wenn mit E's[1]) ruin," schreibt er 1677 an denselben, „des Kayserß und deßen Allyrten Interesse dahin könte befordert werden, daß Frankreich zu Creutz kriechen und nicht allein alles wieder geben, sondern auch noch darzu satisfaction geben müßte, und sein Hochmuth also gestürtzet würde, so würde er sich gewiß gerne — — sacrificiren."

Unter den Correspondenzen des Landgrafen findet sich ein Brief Fürstenberg's an Kurpfalz, den letzterer, begleitet mit Randglossen, nach Rheinfels geschickt. Die ganze Erbärmlichkeit dieses reichsverrätherischen Kirchenfürsten spricht sich darin aus. Auf dem Reichstag zu Regensburg im Januar 1675 in die Acht gethan, bittet er in diesem Schreiben, worin er sich selbst „einen frommen redlichen Schwab und einfältigen Ertz Priester" nennt, Kurpfalz um Hilfe, um bei dem Kaiser „Gerechtigkeit" zu erlangen. „Ich besorge aber, daß bey so gestalten sachen meine Lebens Zeit mit hungerigem magen wohl würde zubringen müßen, wann nit der Aller Christlichste König mit mir ein aller Christlichstes mitleyden tragen thäte, warzu höchstgem. Madame intercession und recommandation viel verhelffen kan, verlasse mich daher nochmahln auff die Gerechtigkeit, so jetziger Zeit regiret, dann ob zwar in jener Welt solche Zugewarten, so Kombt doch niemandt wieder zurück, viel weniger hat man gewiße relation, was der endts eigentlich vorgehet." Kurpfalz bemerkt dazu: „Man zweiffelt nicht daran, daß der Frantzösische Wein nicht gesunder, alß der Elsässische sey, dann dieser das reissen macht, so seind auch die Christliche Louis vor einen Geistlichen Magen viel genißlicher als die Straßburger Rappenheller, wann nur nicht, wie der Herr Doctor zu Rheinfelß sagt, der schwindel und das unchristliche brechen darauff erfolget"[2]).

Sehr treffend sind die Schilderungen, welche der Landgraf von dem damaligen jammervollen Zustande des Deutschen Reiches entwirft: der Kaiser ein Strohmann[3]), die Mandata des Reichskammergerichts nicht höher geachtet als ein „Gänsezischen"[4]), Jeder nach Kräften bestrebt, den Kleineren zu unterdrücken und zu berauben, die Armee wegen mangelhafter Besoldung auf Erpressung angewiesen, das Land aufgezehrt durch die Winterquartiere der Truppen. „Summa Summarum Wie ich allezeit gesaget habe, so sage Ich noch, noster status Imperii nihil valet, und ob Ich schon zwar auch von einem eben nicht der geringsten Fürstlichen Häuser gebohren bin, und selbst etwas Land und Leute und Juris-

[1]) Der Briefwechsel des Landgrafen mit Kurpfalz wurde meist in der dritten Person geführt, indem sie sich mit den Buchstaben E und A benannten.

[2]) Staatsarchiv zu Marburg.

[3]) „Eur Kaiser mag verheissen was er wiel; wan Pater Emerick es nicht gutt findt, so helt er es nicht." durfte der Kurfürst von Brandenburg auf dem Reichstag 1680 dem Kaiserlichen Gesandten erwidern.

[4]) „Wer auf seine Macht baut, macht sich gar nichts daraus, was die in Speier entscheiden. Und diese selbst sind gewitzigt genug, um ihr Restchen Autorität nicht durch Urtheile aufs Spiel zu setzen, mit denen die Mächtigen doch nur ihr Gespött treiben würden. — — Daher liegt in Deutschland das Recht fast nur in den Waffen; wer die größte Macht hat, dessen Sache ist die beste." Pufendorf, De Statu Imperii Germanici 1667.

diction habe, so muß Ich doch — — wiederhohlen daß Ich — — sehr Zweiffele, ob nicht Teutschland's interesse Beßer gewahret were, einen — — in etwas absoluteren Monarchen zu haben, welchem dann alleinig das jus superioritatis et belligerandi (jedoch jedesmahl mit consens eines Bey ihm befindlichen Reichs Außschusses) in allen Landen zukäme und ahn gewiße leges — — gebunden were, alß dergestaldt solche divisiones, distractiones und confusiones Zusehen; alßdann könte mann Frankreich, ja der gantzen Weltt den Kopff bieten, ahnstatt der so Vielen — — hauffen kleiner und doch après tout ohnmächtigen Königen, welche doch nur der König in Franckreich und deßen Ministri außlachen."

„Daß erinnert Er sich wohl aus den Historien", heißt es in einem anderen Brief, „daß als weniger Souverains in Teutschland, selbige den außländischen Mächten mehr redoutable gewesen, als seither dem, daß so viel Gottesgnaden darin uffgewachsen." Erzürnt über diese Ideen schreibt die Herzogin von Hannover: wenn der Wunsch des Landgrafen in Erfüllung gehn sollte, so verliere er selber freilich am wenigsten dabei, denn seine Souverainität sei ohnehin so gering wie sein Gehirn!

In einem seiner Aufsätze schildert der Landgraf mit fast prophetischem Scharfblick die Unmöglichkeit, das Elsaß zurückzuerobern und Lothringen von der französischen Oberhoheit zu befreien, „solange man sich nicht ein für allemal von der Chimäre losmacht, daß diese Zurückeroberung durch das Haus Oesterreich zu Stande gebracht werden kann. — — Ohne große und merkwürdige Umwandlungen in Deutschland ist hierin keine Hülfe und keine Aenderung zu erwarten" [1]).

Aus den Jahren 1674—1680 finden sich mehrere Dutzende politischer Aufsätze des Landgrafen, welche zum Theil von großem Interesse sind. Er pflegte dieselben stets Kurpfalz mitzutheilen, dem bisweilen über die vielen „man müßte" und „man sollte" des philosophischen Landgrafen die Geduld riß. „Mann solte viel thun", antwortet er ihm am 4. December 1675, „daß mann nicht thut, und auch nicht thun wird; mann singe und sage, was mann wolle, nur Bekümmert mann sich, wie die Soldaten gute quartier haben mögen und wann ein Land auff gefreßen, so gehet mann in ein anders, und frißts auch auff, ahnstatt sich an des feinds frontieres zu stabiliren — — Ce n'est donc que pour le profit seulement et pour nous laisser ruiner que nous faisons la guerre. Das muß nicht so seyn" [2]).

---

[1]) In einem handschriftlichen Lied der damaligen Zeit heißt es über Ludwig's XIV. Eroberungen:

„Den Rhein hat Er schon inn,
Quem vero dabis Herculem
Der selben wider gwin?
Seposito miraculo,
Tractu super Alsatico,
Ist all mein hofnung hin."

[2]) Ueber die Calamität der Winterquartiere klagt dasselbe Lied:

„Ach weh der wahren Klag,
hyberna durant aspere,
biß auf St. Jacobstag.

Der Landgraf hatte wiederholt des „kundbahren Armuths halben und in ansehung des hohen meriti“ Befreiung von Winterquartier bei dem Kaiser erlangt, allein ganz frei blieb sein Gebiet darum von dieser Plage nicht. Es herrschte vielfach die Unsitte, daß die Fürsten da, wo ihren Truppen Quartier angewiesen war, sich durch Geld abfinden ließen, um dieselben dann in anderen Orten willkürlich und zwangsweise einzuquartieren. So fielen 1676 Kroaten unter dem Baron Hutskin, 1675 und 1677 die Soldaten des Bischofs von Münster in des Landgrafen Gebiet, um übel darin zu hausen. „Eben itzo,“ schreibt er an Kurpfalz, „Bey so bösem Regen Wetter, da mann keine Hund außjagen solte, marchiren die Münsterische, ohne dem durch Kranckheit gantz delabrirte, mit einem großen umbschweiff über den Hundsrücken, nur darmit der Bischof von Münster unterdeßen Ihre quartier anderstwo einziehn, und die officierer geld außPreßen können — — Da sehe mann den schönen ahnstaldt im Reich.“ „Die Kriegsvölker haben bei den Alliirten wie Feinde und bei den Feinden wie Barbaren gehaust,“ berichtet er in seinem „Discours sur la paix générale[1]).

Es war nicht möglich, Disciplin unter einer Mannschaft aufrecht zu halten, die nur die Wahl hatte zwischen Hungern oder Plündern. „Ich verstehe mich auch noch etwas auf das Kriegshandwerk,“ heißt es in einem Brief des Landgrafen an Leibniz, „und um Euch nur von einem einzigen Punkt zu reden, so ist es unmöglich, eine wirkliche Zucht unter den Truppen zu halten und einen gerechten Krieg zu führen, wenn man nicht dem Musketier, außer zwei Pfunden Brod täglich, jeden Monat drei Thaler gibt, und es ist viel besser, weniger Volk zu halten und sie so zu bezahlen, als sie in ungeordneten Verhältnissen leben zu lassen.“ — „O! wie stehet es doch so sehr erbärmlich — — wenn man zu diesen und jenen Auffzügen, Cavalcaden, Comedien, Balletten, Schlittenfahrten, Feuerwercken, Musiquen und dergleichen doch nur Fladerwerck so viel Tausend und

---

Ac dum cohortes abeunt,
vix hoste viso redeunt,
ohn alle Niderlag.

Vor Zeitten litt der feindt,
subactus armis, hodie
waß leiden mueß der freundt,
Ficta sub amicitia
perpetimur hostilia
haist doch alles wolgemeint.

Diß merkht der Landerly (Ludwig XIV.)
Fugitque ferrum cernere
braucht lauter Cordisj
dum nos amici militis
haurimur intemperijs,
spilt Er sein polizi.
— — Es gilt ihm eben gleich,
quibus enervet artibus
Daß heilig Römisch Reich.“ Staatsbibliothek zu München.

[1]) Staatsarchiv zu Marburg.

aber Tausend Thaler anzuwenden sich nicht scheuet, ehrliche und wol qualificirte Kriegs-Officirer und Soldaten aber nicht bezahlet sondern — — Jahr und Tag fast ohne Bezahlung und wie formal Bettler herumb gehen lassen thut." Mehr als die Hälfte der Kaiserlichen Armee seien „Marodebrüder" (marodeurs), schreibt 1677 der Kurfürst von der Pfalz. Es lag ein gewisser Galgenhumor darin, wenn man gerade in den trostlosesten Zeiten sich mit Vorliebe Bilder eines idealen Zukunftsstaates oder die noch zu entdeckenden „Inseln der Seligen" ausmalte oder wenn man sich in den witzigsten Satyren über die schlimme Gegenwart hinwegzutäuschen suchte. Die Zeit des Landgrafen ist reich an solchen Spielereien, und er selbst war nicht nur ein eifriger Sammler derartiger Sachen[1]), sondern er verfaßte deren auch selbst. Eine solche Spielerei ist z. B. seine: „Idea oder nicht wenig = curioser Conceptus von einem von allerseits Römisch-Catholischen Weltlichen Potentaten und Republiquen zu Lucern in der Schweitz die allgemeine Ruhe zu conserviren und auch die Justitz in gewissen Fällen jedermänniglich gegen die höchste Potentaten und Magistraten selbsten zu administriren angesehenen und bestelten Souverain-Tribunali oder höchstem Gericht." Der Landgraf beruft sich dabei auf die ähnliche Idee Heinrich's IV. von Frankreich, die er aber für unausführbar erklärt, man müsse denn „die Welt gantz über ein Hauffen werfen." Seinen eigenen, ebenso unausführbaren Plan eines ewigen Friedens arbeitete der Landgraf bis in die kleinsten Details aus. Leibniz meinte darüber, wenn er von ewigem Frieden höre, so müsse er immer an die Inschrift über einem Kirchhofsthor denken: „Pax perpetua", denn die Todten schlügen sich nicht mehr,

---

[1]) In einem Schriftstück, das sich unter den Papieren des Landgrafen findet, „Daß frantzösische Spiel", werden die kriegführenden Mächte als Kartenspieler dargestellt und die Aussprüche, die den Einzelnen in den Mund gelegt, sind charakteristisch genug für die damalige Lage:

„Frantzoß: Wie ist man ietzt so still ä, ä, man mueß für die lange weil ein spiel anfangen, damit man die Zeit vertreibe u. s. w.

Protestirende Ungarn: Fahret fort mit disem spill, wür wollen für euch den Daumen halten, unnd darzue singen eine veste burg u. s. w.

Die geistlichen Churfürsten: Wir müssen mit dem frantzosen tic tact spillen, wegen der Nachbarschafft.

Sachsen: Ich halte nichts Vom frantzösischen Spill, ein glaß Wein, deß Keysers freundt und darbey im frieden lustig sein, geht mir vor alles spill.

Brandenburg: Ich spille Zwar gern, laß mich aber an khein Parthei binden, wer im gewinnen ist, mit dem halt ich es.

Bayern: Ich bin Zwar khein spiller, mueß aber gezwungen mich etwaß spillerisch erzaigen, weil ich daß frantzösische Weiberherrz habe; sonsten halt man mich gar für einen Petbruder.

Heidelberg: Ich hab khein glückh im spill, waß ich im Winter gewine Verlihre ich im Somer.

Schweizer: So lang wür gelt auf der tafel sehen, spillen wür mit, doch zu unserer Nachbaurn ruin.

Babst Clemens: Der frantzoß mein Sohn in Christo Verstehet sich auff alle spill, ja so gar auff das Karnüffeln (lusus chartar. Saxonic. in quibus una figura Papa), weill er mir den Pabst in die handt gespillet.

Niderlandt: Wie felschlich der frantzoß mit unß gespilt, ist der ganz welt bekhant, mit schaden würdt man weiß, interim schauen wür nit mehr auff sein maul, sondern auf seine hendt und füß" u. s. w. u. s. w.

aber die lebenden Großen würden nie davon abzubringen sein. Seiner Ansicht nach, schreibt er an den Landgrafen, sei es am besten, „wenn die europäischen Fürsten den Papst zu einer Art von internationalem Schiedsrichter über ihre Zwistigkeiten erwählen möchten, wenigstens sollte der Kaiser sich enge mit ihm verbinden, zu dem Zweck die Ruhe in Europa aufrecht zu erhalten."

Ungleich wichtiger als solche Phantasien sind die Aufsätze des Landgrafen über die geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit, deren Werth darin besteht, daß denselben durchweg genaue Aufzeichnungen von Augenzeugen, und zwar Zeugen von beiden Seiten, zu Grunde liegen. Für seine „Relation de la bataille du Pont de Contz" 1675 (die Schlacht an der Conzer Brücke), wo die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg über den Marschall Crequi siegten, standen ihm z. B. drei authentische Berichte zur Verfügung; der seines Sohnes, des Prinzen Wilhelm, beginnt: „Dieses schreibe ich von dem Papier und sitzend auff dem Bett des Crequi selbsten, nimmer seynd die Frantzosen dergestalt gebutzet worden. Unsre Leute haben die Saar eben alß ein Bächlein angesehen und seynd auff die Frantzosen teste baisée, welche jenseits des fluß stunden, dergestalt loßgegangen, daß eben solches Ihnen den Muth benommen hat; Die Zwei Gen. Marquis de la Trousse und Sourdis seynd gefangen, alles ist unser worden, Infanterie Canon und bagage und wird der rest von der Cavallerie noch verfolget u. s. w."

Zu den Belagerungen von Trier 1675 und von Pfalzburg 1676 reiste der Landgraf selbst wiederholt hin, um sich genaue Nachrichten für seine Relationen zu verschaffen. Zahlreich sind seine „Discours", „Sentiments eines ohne alle Falschheit guten Schluckers", „Reflexions eines redlich gesinnten Teutschen Patrioten", „Ohnmaßgebliche Bedencken" u. s. w. über den so „schädlichen als schimpfflichen Frieden von Nymwegen".

Wenn man diese patriotischen Briefe und Aufsätze liest, so sollte man es kaum für möglich halten, daß ein Mann, der solche Gesinnungen hegte (und es war ihm mit denselben vollkommenster Ernst) dreißig Jahre hindurch in immer wieder erneuten Verträgen den Rheinpaß bei St. Goar an Ludwig XIV. verkauft hielt. Er selbst leugnete diese Thatsache stets ab und bezeichnete sie als „eine Einen vor der Zeit ins Grab zu bringende capable calomnie"; allein in den Archiven liegen die unwidersprechlichen Beweise für dieselbe, z. B. der erste Vertrag vom 29. November 1660[1]), worin der König seinen besonderen Schutz verspricht, „vorausgesetzt, daß der Landgraf in derselben Liebe und demselben Gehorsam" gegen Frankreich verharre, „die seine Vorfahren jederzeit bewahrt", sowie „daß er die Passage bei Rheinfels dem Könige und dessen Nachfolgern frei halte, so oft sie dessen bedürfen." Bestimmtere Bedingungen enthält ein Schreiben des Ministers Lionne, von welchem sich eine Copie unter den Papieren des Landgrafen findet. Es heißt in demselben: „Ich schicke einen Brief, den der genannte Landgraf Ernst an den König schreibt; er hat zwei Plätze grade am Ufer des Rheins, einander gegenüber gelegen wie Beaucuivre und Tarascon an der Rhone — — er könnte, wenn er wollte, diese Passage den Truppen des Kaisers bewilligen, und ich halte es für wichtig, dafür zu sorgen, daß er sich dem

[1]) Staatsarchiv zu Marburg.

Könige verpflichte. Vor einigen Jahren kam er hierher (nach Paris) und verlangte nur 12000 Thaler, um sie für die Befestigung der genannten Plätze zu verwenden, wofür er sich verpflichten wollte, diese Passage den Truppen des Königs zu bewilligen und allen Andern zu verweigern u. s. w." Am Rande findet sich die Verfügung des Königs: „Der König glaubt, daß man dem Landgrafen eine ehrenvolle (fort honeste) Antwort geben müsse und ihm zwei Regimenter Cavallerie von vier Compagnien für seine Söhne versprechen und ihn verpflichten solle, die erwähnte Passage den Truppen des Königs offen zu halten und allen Anderen zu verweigern. Die hierfür zu bewilligende jährliche Pension soll man so sparsam als möglich einrichten (menagera le mieux qu'il sera possible) und versuchen, daß sie 6000 Thaler nicht überschreite."

Diesen Schriftstücken steht gegenüber eine Correspondenz des Landgrafen mit dem Kurfürsten von Brandenburg aus dem Jahr 1672[1]), durch dessen Vermittelung er einen Vertrag mit dem Kaiser in Betreff seiner Festung und des Rheinpasses abschließen wollte. Die, einem Schreiben des Landgrafen vom 13. November beiliegenden „Conditiones" beginnen: „Daß ich neulich mit meinen beiden Söhnen zu Frankfurt mich eingefunden, um dem — — Churfürsten von Brandenburg sowohl aufzuwarten, als auch dem Kaiserlichen General Montecuculi die visite zugeben — — und gegen das unbegründete Gerücht dahin sincerirt, daß zumahl nichts davon war, daß ich dem König von Frankreich diese Festung am Rhein zu verkaufen jemals gedacht, sondern vielmehr zu Kayserl. Majestät und des Reichs Dienst — — als guter wahrhafter Teutscher die inclination hatte u. s. w."

Als 1675 seine Correspondenz mit Gravelle dem Kurfürsten von Trier in die Hände fiel, konnte er diesem gegenüber zwar die Thatsache solcher Verhandlungen und Verträge nicht leugnen, allein er erklärt sie folgendermaßen: Den Vertrag von 1660 habe ihm der Herzog von Pfalz-Neuburg octroyirt und die späteren Verhandlungen mit Lionne seien das Werk der Jesuiten vom Collegium zu Metz. Er habe dieselben beauftragt, eine alte Schuldforderung, die er von seinen Vorfahren geerbt, von dem französischen Hof einzutreiben und ihnen zu diesem Zweck eine carte blanche gegeben. Dieselben hätten darauf, ohne ihm vorher Etwas davon mitzutheilen, nur so „umb dem Sprichwortt nach alleine bonne bouche zumachen", dem Könige die beiden Festungen und die Dienste seiner Söhne angeboten. Darauf habe Lionne durch Wilhelm von Fürstenberg ihm Vorschläge gemacht u. s. w. Der archivalische Nachlaß des Landgrafen ist noch zu wenig geordnet, als daß es möglich wäre, über alle jene Verhandlungen, die sich vom Jahr 1660 bis 1692 hinziehen, einen vollständigen Ueberblick zu gewinnen.

So klar der Landgraf die große Zahl der regierenden Fürsten als eins der Uebel erkannte, an denen das deutsche Reich kranke, so eifersüchtig wachte er selbst darüber, daß ihm nichts an Landeshoheit und Titeln verkürzt werde. Es finden sich eine Reihe von Aufsätzen, in denen er seinem Verdruß Luft macht, daß man ihm oder seinen Söhnen nicht die gebührende Ehre angethan, z. B. einen darüber,

[1]) Staatsarchiv zu Berlin.

daß Prinz Karl, als er nach Cassel gegangen, um 300 Thaler zu borgen, sich dort als gemeinen Grafen habe tractiren lassen. Bitter klagt er: „wie den regierenden Fürsten das Maul wässere, Ihre nächsten und gleichbürtigen Agnaten unter sich alß Landsaßen Zu bekommen.“ „Titul und WaPen will mann unß Zwar gönnen, nichts würkliches aber darvon genießen laßen,“ schrieb er an seinen Bruder Hermann. Seiner Absicht, sich von Hessen-Cassel loszureißen und die Niedergrafschaft zu einem souveränen Staat zu gestalten, wurde schon früh, durch den Vergleich zu Regensburg 1654, ein Damm entgegengesetzt; allein er hörte darum niemals auf, sich factisch, so viel er nur konnte, der Oberhoheit der regierenden Linie zu entziehen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Goethe und Herder.

Vortrag,
gehalten in Weimar den 21. Mai 1887 bei der zweiten Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft
von
Bernhard Suphan.

Ich habe mir vorgesetzt, den Namen des Großen, dem unsre festliche Zusammenkunft gilt, zu verknüpfen mit dem eines Zeitgenossen, der in seinem ganzen Werthe erst in unsern Tagen wieder zur Geltung gelangt ist. In den Jahren, die vornehmlich dem Dienste Herder's gewidmet waren, ist es mir doch zugleich, ja ich darf sagen, zunächst darum zu thun gewesen, mich Goethe zu nähern: auf dem Wege zu ihm habe ich mich gewußt, indem ich mit Herder ging, und so darf ich es als eine Gunst betrachten, daß es mir zugefallen ist, sie als Verbundene, Zusammengehörige darzustellen und den heutigen festlichen Tag zu einem Gedenktage für beide zu machen. —

Wir halten etwas auf den Begriff des Hundertjährigen. Bedeutend erscheint uns, daß hundert Jahre vor dem Wiedergewinn unserer Westmark Herder und Goethe in Straßburg zuerst zusammen geredet haben von Deutscher Art und Kunst. Aber auch heute ist uns ein solcher Rückblick gegönnt, eine Betrachtung des Bedeutsamen, das, auf classischem Boden geschehen und erlebt, hundert Jahre zurückliegt und das auf uns wirkt mit der Macht der Gegenwart, und so noch wirken wird auf viele Geschlechter.

Hundert Jahre werden es, daß ein scharf sehender Beobachter, eben erst eingetreten in den Weimarer Kreis, eine Schilderung von demselben entwirft, die sich zusammenfassen läßt in den Satz: „Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt." Dieser Beobachter ist Schiller. Und auf den Tag fast sind es hundert Jahr heute, daß Goethe an den vertrautesten seiner Weimarer Freunde von Neapel aus geschrieben hat: „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten." Dieser Freund ist Herder. Den engsten Zirkel, der sich um Goethe geschlossen hat, die engste Goethe-Gesellschaft bilden Charlotte

von Stein, Herder und Herder's Frau. In diesen Kreis uns zu versetzen, hat uns der jüngste Band der Schriften unserer Gesellschaft eingeladen: die Briefe Goethe's aus Italien an die Geliebte und an Herder[1]). Goethe selbst hat die erste Begegnung mit Herder und den ersten Verkehr mit dem großen Anreger das folgenreichste Ereigniß seines Straßburger Lebens genannt; es ist nicht minder folgenreich für ihn und uns geworden, daß er in den Jahren unablässiger Selbstbildung, stillen Fleißes, vielseitiger Bethätigung der vollen Manneskraft an Herder, dem vormaligen Lehrer, einen ebenbürtigen Freund besessen hat. Zeitlich verwandt mit dem schönsten und innigsten Liebesbunde Goethe's, ist diese Freundschaft zugleich mit jenem ewiger Erinnerung geweiht durch die Schlußworte der „Zueignung:"

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern!

„Das Gedicht, das ich für euch gearbeitet habe," so nennt Goethe das wunderbare Lied, die „Geheimnisse", zu dessen Einführung die Strophen „Der Morgen kam" gedichtet sind; für Charlotte von Stein und Herders schrieb er sie zuerst ab; sie sind es, die er zu sich ladet:

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt!

die Freunde, mit denen er vereint dem nächsten Tage entgegen zu gehen wünscht, denen er das Glück der Gegenwart verdankt — „noch leben wir, noch wandeln wir entzückt."

Diese Freundschaft hat sich gelockert, sie ist — wie die Liebe zu Charlotte — schließlich auf die Neige gegangen. Man erfährt mit schmerzlichem Bedauern, wie das sich begeben hat. Viel Unnützes ist darüber herumgetragen und geschrieben worden. Das Kleine aber, das Unerquickende hat kein Anrecht an uns in dieser Stunde; sie gehört dem, was groß und dauerhaft ist. Fünf Jahre, im besten Mannesalter, in solchem Bunde verlebt, zählen doppelt und dreifach. Goethe und Herder — was Einer dem Andern gewesen ist, geleistet hat, und wie viel davon dem geistigen Leben der Mit- und Nachwelt zu Gute gekommen ist — ich werde es, auch wenn ich mich auf die fünf schönsten Jahre beschränke, doch nicht im mindesten erschöpfen können.

Anbeginn und Ablauf der Goethe-Herder-Periode bezeichnen sich am klarsten durch Worte der Betheiligten selbst. Goethe gibt den Anfang an. Es ist sein Geburtstag 1783. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten." Im Herder'schen Hause sagt man: „Goethe hat sich sehr freundlich und mit seiner alten Biedertreue zu uns gethan. Sein Herz hat einen tiefen Ton der Freundschaft." Und in der Zeit, die nun gerade hundert Jahre vor uns liegt, sind Gedanken und Wünsche mit dem Fernen, den man schwer entbehrt. „Wir genießen sein Glück ganz mit ihm.

[1]) Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau von Stein und Herder. Mit Beilagen. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. Zweiter Band. Weimar, 1886.

Wir haben in den letzten drei Jahren nur mit ihm gelebt, an Geist und Herz verbunden." Es sind das Caroline Herder's Worte; sie gedenkt der Jahre, von denen wiederum sie das Schönste gesagt hat mit der einen Zeile: „Goethe besucht uns oft wie ein Stern in der Nacht." Herder und seine Gattin galten, wie Goethe in einer an Beide gerichteten poetischen Epistel sagt, „längst für Eines", und Caroline hat an ihrer Stelle das Ihre gethan, um das Verhältniß auf seiner schönen Höhe zu halten. Als es sich trüben wollte, und Herder in der Ferne sich auch innerlich von dem edeln Freunde zu entfernen begann, da hat sie ihn herzlich gemahnt, seinen Mißmuth zu bemeistern. Sie glaubt an Goethe. „Goethe bleibt sich gleich, er steht auf festem Boden. Er ist durchaus eine treue, männliche Seele. Er ist doch der einzige rein gute Mensch hier." Sie erinnert den Mann an jene Aussöhnung, die an Goethe's Geburtstag besiegelt war. „Goethe liebt Dich und ist's vor allen Menschen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelika (Goethe's und Herders römische Freundin Angelika Kaufmann ist gemeint), was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal — vor sechs Jahren war's — so heilig zusagtest." Sie redet hier für sich selbst, indem sie für Goethe redet, und wenn sie später, bei völlig veränderter Lage, manches im Elektrasinne leidenschaftlich gegen Goethe geredet hat, so darf uns das ihr Bild aus dieser schönen Zeit nicht trüben.

Der männliche Freund, das Wort klingt vor, wo Goethe in dieser Zeit von beiden Verbundenen genannt wird. „Voilà un homme", hat Napoleon gesagt; Herder's „Goethe ist ein Mann, in allem Betracht" ist wahrer gemeint. Herder hat bei guter Gelegenheit eine begeisterte Auslegung dieses Textes gegeben. Schiller bekam sie zu hören, bei jenem ersten Besuche in Weimar, im Sommer 1787. Da hat Herder den Freund gepriesen als einen Mann, der, dem größten Helden des alten Rom vergleichbar, Vieles zugleich sein könne und in allem mit seiner ganzen Ruhe wohne, groß als Künstler, noch größer fast im wirkenden Leben, am meisten zu verehren in seinem rein menschlichen Wesen. Und Schiller nimmt von alle dem den Eindruck mit: das sei eine Liebe, die an Vergötterung streife. So war es thatsächlich. Nirgend ist Goethe in diesen Jahren so ganz verstanden, so voll gewürdigt, so schön, ich meine so selbstlos geliebt worden, wie in dem Hause hinter der Kirche. „Unser Goethe" heißt er da kurzweg. Die Gefaßtheit und Klarheit seines Wesens, die Sicherheit und folgerechte Stetigkeit seines Thuns, hier wurde sie von zwei Seelen, denen es an Beidem zu Zeiten gebrach, am wohlthuendsten empfunden und so auch am höchsten geschätzt. Herders ehrten ihn — ich kann nicht umhin, an Iphigeniens Worte zu denken — als den ruhigen Freund, den die Güte der Himmlischen dem Menschen als schönste Gabe in der Unruhe des Lebens beschert.

In seiner gelassenen Weise spricht Goethe von dem, was ihm im täglichen Umgange mit den Freunden zu Theil wird. „Herders sind lieb und gut" — „Die Stein und Herder sind beinahe meine einzigen hiesigen Capitale, von denen ich Zinsen ziehe." Herder mit einer Art von Andacht: „Goethe's Umgang ist mein Trost, seine Gesellschaft erquickt mich wie Balsam, und seine Gespräche erweitern

jedesmal meine Seele." Was gäben wir darum, wenn wir nur ein Bändchen dieser „Unterhaltungen mit Goethe" hätten! Wir kennen den weiten Kreis, den diese Gespräche beschrieben haben, kennen die Themata, die verhandelt worden sind, im Großen, und wer die Kunst verstünde, Geschriebenes und Gedrucktes zu belauschen, könnte noch manches nachklingen hören in Herder's Schriften aus dieser Zeit, besonders in der Hauptschrift, in deren breites Bett vieles von dem gemeinsam Verhandelten hineingeleitet worden ist, den „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit." Dann zumeist in jener kleinen Schrift mit dem auffallenden Titel „Gott," welche 1787 als das Geburtstagsgeschenk des Herder'schen Hauses nach Rom ging, und auf die sich bewillkommnend Goethe's Wort: „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten" bezieht. Wenn Herder in dieser Zeit den Wunsch hegte, er möchte gern mit seinen Freunden einen Gott haben, so war er des Einen, der ihm für alle gelten konnte, in diesem Punkte gewiß. Das Eins von Gott und Natur, das in jenem Büchlein, mit dem Anspruch, Spinoza's Philosophie geläutert darzustellen, gepredigt war, dies „Ein und All" war in der That Herder's und Goethe's gemeinsamer Gottesbegriff. Herder muß hier voranstehen, denn er war, nach Goethe's eigenem Zeugniß, diesen Sachen auf dem Grunde; er war der Lehrer, und Goethe hat es sich gern gefallen lassen, von ihm belehrt zu werden.

Das vornehmste Denkmal bleibt die „Philosophie der Geschichte", und wir können uns glücklich schätzen, daß sich in Herder's Nachlaß ein reicher Bestand von Handschriften erhalten hat, der uns die ersten Gestalten der meisten Bücher und das Werden des Ganzen vor Augen bringt. Gerade diese älteren Gestalten versetzen uns in die Gemeinschaft Goethe's und Herder's. Oft hat mich bei dem Geschäfte, das Vorhandene in die rechte Folge und Lage zu bringen, der Gedanke belebt: auf den Blättern, die durch deine Hand gehen, hat vor hundert und etlichen Jahren auch Goethe's Hand geruht, und du entdeckst vielleicht noch einige Spuren davon. Es gibt wohl keine Arbeit Goethe's und keine von Herder in diesen Jahren, die nicht vom Einen zum Andern gewandert, nicht bis zu einem gewissen Grade auch die Arbeit des Andern wäre. Von den „Ideen" indessen gilt das am meisten.

Den 20. Februar 1785 — es ist ein Sonntag — liest Goethe ein Manuscript von Herder. Er hat sich's auf den Sabbat gespart, „um es mit reinen Augen zu lesen." Und nun ist er fertig, und schreibt: „Es ist fürtrefflich und wird gar gut aufs Publicum wirken. Zu dem ganzen Inhalte sage ich Ja und Amen, und es läßt sich nichts Besseres über den Text „Also hat Gott die Welt geliebt" sagen. Es ist auch sehr schön geschrieben, und was Du nicht sagen konntest, noch jetzt schon wolltest, ist schön vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht. Ich danke Dir.

Nur zwei Stellen habe ich angestrichen.

Gegeben vom Rade Ixions den 20. Februar 1785."

Der Scherz in der Datirung verräth dem Eingeweihten, daß es das achte Buch der „Ideen" gewesen, mit dessen Lectüre Goethe seinen Sonntag hingebracht hat. Denn gegen das Ende dieses Buchs geräth man an die Stelle, wo, gar

nicht scherzhafter Weise, der geplagte Diener des Staats, der sich im Amte aufbraucht, in jenem mythologischen Bilde, „auf ein Rad Ixions geflochten" — erscheint. Goethe nimmt, so viel auf ihn von dem Bilde paßte, gutmüthig zu den Acten. Wo aber der Freund sich gar zu ungeberdig in Strafprophetenweise erging, hat er auch ein nachdrücklich Veto eingelegt. So gleich im folgenden Buche, bei einem Capitel „über die Regierungen". Auf das absolute Regiment, auf das ganze europäische Staatensystem seiner Zeit war Herder nicht gut zu sprechen, und was er damals geschrieben hat, muthet uns eigen an, als Vorahnung dessen, was wenige Jahre nachher von Frankreich aus in die Welt hineingerufen ward. Die erste Form des Capitels hatte Herder selbst als für seine Zeit unmöglich zurückgelegt. „Den zweiten Aufsatz" — so beichtet er in einem bisher unbekannten Briefe — „den zweiten Aufsatz gab ich unserm Freunde Goethe zur Ministerial-Censur, und er brachte ihn mir mit der tröstlichen Nachricht wieder, daß füglich kein Wort davon stehen bleiben könnte." Und hier hat „der Pontifex maximus Goethe den Ausschlag gegeben" — nicht auf Unfehlbarkeit will der Titel hinaus, den Goethe bei dieser Gelegenheit davonträgt (die hätte Keiner dem Andern zugestanden); er muß sich den Scherz gefallen lassen als Chef des Brücken- und Wegebaus. Goethe hat in den letzten Lebensjahren sich daran erinnert, daß auch die socialen Fragen und ihr Zusammenhang mit dem Politischen im Bereich seiner Unterhaltungen mit Herder gelegen haben; wir wissen aus den Briefen an Frau von Stein und an Herder, aus Wilhelm Meister und den Venetianischen Epigrammen, welchen Antheil er diesen Dingen entgegenbrachte, und wie ihm besonders die gedrückte Lage „des Volkes" nahe ging, „der Classe, die wir die unterste nennen, die aber gewiß vor Gott die höchste ist." Und so verstehen wir nun auch die Andeutung in dem Sonntagsbriefe, daß Herder Manches, was nicht räthlich gewesen, gerade heraus zu sagen, „in glückliche Hüllen und Formen gebracht". Sicher ist auch das letzte wiederholt umgearbeitete Capitel des neunten Buchs: „Religion; geistliches und weltliches Regiment" Gegenstand mancher Unterhaltung gewesen.

Aber mehr als das Vergängliche der politischen Erscheinungen zog die Beiden und zumal den Dichter die in allem Wandel ewig gleiche Natur an. Auch bei der Betrachtung des politisch Gewordenen suchten sie zum Allgemeinen, zu dem Gesetz, zur Nothwendigkeit vorzudringen. Goethe sieht in einer Nation das nothwendige Ganze, das gleichsam organisch Zusammengehörende; aber in den entzückten Ausruf „Hier ist Nothwendigkeit, hier ist Gott!" bricht er doch nur aus dem Naturgebilde gegenüber und vor dem vollendetsten Kunstwerk. Herder suchte und sah überall organischen Zusammenhang; er betrachtete den Menschen als Naturgeschöpf, als Glied in der Reihe; dieser Gesichtspunkt mußte Goethe höchlich zusagen. Durch einen Zufall hat Goethe (so erzählt Herder einem nahen Vertrauten) den Anfang der „Ideen" zu sehen bekommen — das „köstliche" erste Buch, das schon in seiner Anlage: „Die Erde ein Stern unter Sternen", jenen großen, umfassenden Blick bekundet — und von da an hat er den Freund unablässig zur Arbeit getrieben; sonst wäre (Herder gesteht es selbst) das Werk am Ende doch in den Anfängen stecken geblieben. Aber Goethe hat viel mehr gethan von diesen ersten Zeiten an; wir wissen das aus Falk's bekannten Aufzeichnungen. „In

dem ersten Bande des Herder'schen Werks" (hat Goethe gegen Falk gesprächsweise geäußert) „sind viele Ideen, die mir gehören. Diese Gegenstände wurden von uns damals gemeinschaftlich durchgesprochen." Und nun hat er — so klar und knapp hätte weder Falk noch sonst ein Dritter es vermocht — den Punkt angegeben, in dem sie sich berührten, und zugleich sich unterschieden und auseinandergingen. „Ich fühlte mich zu sinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter als Herder, der immer schnell am Ziele sein wollte, und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit der Anschauung zu Stande war, wiewohl wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten." Niemals in der That hat sich Beobachtung und Idee, hat sich Schauen und Sinnen schöner ergänzt. Den Vorzug des Freundes hat Herder neidlos anerkannt. „Goethe," so rühmt er ihn, „ist in seiner Naturforschung der freieste, gründlichste, reichste Geist, den ich als Beobachter kennen gelernt habe, ein wahres exemplar humanae naturae in diesem Fache." Und Goethe wiederum wußte gut genug, wie die Wissenschaft große Erfolge durch ahnendes Vorausnehmen erringt. Er hat das in späterer Zeit ausdrücklich anerkannt, indem er erklärt, daß ohne Einbildungskraft ein großer Naturforscher gar nicht zu denken sei. Nur, ihn verlangte danach, was die Phantasie vorausgenommen hatte, durch besonnene, methodische Forschung sichergestellt zu sehen, und er war glücklich, wenn ihm an seiner Stelle diese Beglaubigung nicht ausblieb. Mehr, als wenn er Gold und Silber gefunden hätte, freut ihn die Entdeckung des os intermaxillare (des Zwischenknochens im oberen Kiefer) beim Menschen, dessen Vorhandensein die Wissenschaft bisher nur bei Thieren, die im Bau dem Menschen ähnlich, festgestellt hatte; denn so sah er nun an der wichtigsten Stelle jenen Grundsatz bestätigt, auf dem seine und Herder's Naturanschauung ruhte: daß es in der Stufenfolge der Organisation keinen Bruch, keine Lücke gebe. „Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht," fügt er dem Fundbericht an Herder hinzu, „wie schön es da wird." Er meint, wie trefflich es sich in das gemeinsame System einfügt. Seinerseits lehnte er es grundsätzlich ab, mitzugehen, wo die Wissenschaft sich ins Ferne und Fernste hinauswagte, so bekanntlich der Astronomie gegenüber. Und dies bedächtige Zurückhalten und Abwehren ist auch auf Herder nicht ohne Einfluß geblieben. Behutsam ist mancherlei eingeschränkt oder zurückgehalten, was beim ersten Entwurf kühn aufgestellt, eifrig verfochten ist. Einigemal findet man dergleichen in der Handschrift leicht angestrichen: es hat Jemand Einspruch erhoben. Herder stellt eine Hypothese auf, die Bildung der Küsten und Inseln zu erklären; den unterseeischen Vulkanen ist dabei ein erheblicher Antheil zugeschrieben. Er hat sie das erste Mal zurückgezogen; aber so hängt er an dem Gedanken, daß er ihn später (im zehnten Buche) in poetisch gehobener Sprache wiederholt. „Redende Zeugen" sind ihm die „flammenden Wächter an den Küsten, daß in ihrer Nähe aus unterirdischen Klüften und Höhlen der Welterschütterer so viel zu sich gerissen habe, als er bewegen konnte." Aber auch in dieser Fassung hat sich die Hypothese nicht hervorgewagt; das ganze Capitel wurde unterdrückt und ist erst nach Herder's Tode hervorgezogen worden — ein Beweis, wie sein Geist auch auf diesem Gebiete kühn vorausgegriffen hat, wo erst in unsern Tagen die Wissenschaft festeren Schrittes vorgeht.

Verschieden in der Weise ihres Forschens, in ihrem wissenschaftlichen Temperament sozusagen, stehen Beide offenbar auf dem nämlichen Grunde. Es ließe sich eine Gedankenharmonie aufstellen, völlig dazu angethan, die „Nähe in der Vorstellungsart", von welcher Goethe redet, zu veranschaulichen. Ich will nur einige Hauptlinien angeben. „Die Gottheit offenbart (manifestirt) sich in unzähligen organischen Kräften. Die Natur bringt nach einem Typus, den sie auf das Mannigfaltigste gestaltet und umgestaltet, das vielartige Leben hervor; sie beobachtet bei ihrem Schaffen eine Art Compensations-Verfahren, indem sie gebend versagt, versagend gibt, Vorzüge mit Mängeln in ein ausgleichendes Verhältniß setzt. Das Natur-All ist zu groß, um von uns begriffen werden zu können; nur die Organe aller Wesen zusammen mögen es erfassen und genießen." Ich setze die Reihe nicht fort und bemerke nur noch, wie Beide sich zu dem nämlichen Erkenntnißprincip bekennen. Wenn Goethe kurz und bündig erklärt: „Ich bin aus der Wahrheit der fünf Sinne," so heißt es bei Herder: „Wer seinen Sinnen nicht traut, ist ein Thor und muß ein leerer Speculant werden." In den „Ideen" treten jene Gedanken vom Wirken der Naturkräfte u. s. w. zuerst hervor, selbst Goethe's „Urpflanze" ist da schon im Keime vorhanden; indessen aus der ersten Niederschrift ist ja nicht auf erste Conception zu schließen. Die Frage nach der Priorität sollte überhaupt nicht angeregt werden, sie wäre bei diesem gemeinsamen Gedankengut nicht angebracht, und vor Allem, es wäre wider den Sinn der Freunde, den Antheil im Einzelnen auseinanderzusetzen.

Bis in die Sprache geht das Gemeinsame; hier aber ist offenbar Goethe der inspirirende Theil. Am deutlichsten gibt sich das beim Betrachten der ältesten Gestalt. Vieles ist da unmittelbarer Erguß, mit erhöhter Seele geschrieben. Ich wähle zum Beleg eine Stelle aus dem Entwurf zu den ersten Büchern. „Welche Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, Natur, in deinen heiligen Tempel trete. Kein Geschöpf bist du vorbeigegangen; du theiltest dich Allem in deiner Unermeßlichkeit mit, und jeder Punkt der Erde ist Mittelpunkt deines Kreises." Wir kennen diese Sprache aus dem aphoristischen Aufsatz, vielmehr dem Hymnus in Prosa, den Goethe 1782 in das Tiefurter Journal gegeben hatte. „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — — — Sie schafft ewig neue Gestalten — — Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie?" Als ein persönliches Wesen, als Mutter alles Lebens, als Schöpferin, Künstlerin wird die Natur in den „Ideen" so häufig genannt und angeredet, daß der Verfasser sich in der Vorrede deswegen glaubt entschuldigen zu müssen. „Wem der Name Natur anstößig sei (sagt er), der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag." Noch viel öfter aber hat er in der unbefangenen ersten Niederschrift die „schaffende Mutter" genannt, wo wir im Druck das Wort „der Schöpfer", „der Allmächtige" lesen. Es ist ihm wie Goethe Ernst mit der „Gott-Natur"; durch ihn und Goethe ist der Name wieder geadelt worden, den das greisenhafte „Système de la nature" trivialisirt hatte. Oft ist Herder's Rede gestimmt auf den Ton der Gedankenpoesie Goethe's, jener „Oden", die damals nur Wenigen bekannt waren. Wenn er mit Vorliebe von einer durch die Geschlechter der Menschen sich ziehenden Kette der Tradition redet, so klingt

vernehmlich der Schluß der Ode „Grenzen der Menschheit“ nach; Anderes erinnert uns an das verschwisterte Gedicht „Edel sei der Mensch!“ Oefters aber sind es auch Klänge aus dem Faust, die man zu vernehmen glaubt. „Großer, lebendiger Geist der Erde, der du alle deine Gebilde durchhauchst und dich in ihnen allen freuest und fühlest; du führest auf und zerstörest, verfeinst Gestalten und änderst sie ab ... Licht ist dein Leib und die Lüfte sind dein Gewand ... Welch' Geschöpf kann sich retten vor deinem zudringenden Einfluß und vor der Fülle von Herrlichkeit, die uns in jeder Gestalt deiner Sichtbarkeit umgibt? Welch sterbliches Auge kann aber auch deinen Fußtritt spähen und den Umriß deines Ganges verfolgen? Leise ist dein Schritt und schreitet über alle Zeiten; Jahrhunderte sind dir wie nichts, und doch liegt im entscheidenden stillen Moment deine ganze Wirkung.“ Eine Anrufung des Erdgeistes, des geschäftigen Geistes, der die Welt umschweift. Herder hat sie vor dem Druck beseitigt; der Geistliche durfte nicht reden wie der Dichter des Faust. Bedeutsam ist es doch, daß seine Naturandacht zuerst sich so ergossen hat. Das Faustische jedoch liegt nicht in der Rede allein: es gehört zum Geiste des Buchs, das bei allem Maßhalten uns dennoch, wie kein anderes, Zeugniß gibt von einem unstillbaren Wissensdurst, einem unwiderstehlichen Triebe, dem Unendlichen näher zu kommen, von einem ungeduldigen Andrängen gegen die dem Erkennen gesetzten Schranken, die es den Forscher lüstet, auf Geistesschwingen zu überfliegen. Zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, es ist auch dieses rastlosen Forschers Dichten und Trachten. Das Faustische im jungen Herder haben unsere Literaturhistoriker, Gervinus voran, früh gewittert. Und in der That, wenn nicht der Straßburger Herder, der Herder, der nach Jung-Stilling's Schilderung „nur einen Gedanken hat, und dieser ist die ganze Welt,“ der Verfasser des von Entwürfen überschwellenden Tagebuchs der Seereise, wenn dieser mit seinem Thatendrange, seinem Hohn über alle Afterweisheit des Jahrhunderts nicht von vorbildlicher Bedeutung geworden für den Dichter des Faust, wer von Allen, denen der junge Goethe begegnet, wäre es gewesen? Aber dies Faustische lebt fort, wenn auch gemäßigt, in dem Verfasser der „Ideen“. Und die philologische Faust-Forschung, die, nach Scherer's glänzendem Vorangehen, nicht still steht und nicht still stehen kann, wird künftig, wenn sie das Werden des Gedichts in der Weimarer Zeit verfolgt, Herder sicher nicht außer Acht lassen.

Es ist Herder's Sprache, oder ich will sagen, es ist eine Weise vorzustellen und zu fühlen, der meines Wissens Herder zuerst Sprache geliehen hat, wenn der Monolog „in Wald und Höhle“ den erhabenen Geist anredet:

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

„Die Thiere der Erde, des Menschen Brüder,“ das Wort findet sich schon im Entwurf zu den ersten Büchern der „Ideen“. Das Faustfragment von 1790 ist vor Kurzem von einem ausgezeichneten Forscher die Frucht der italienischen Reise genannt worden. Ich möchte es die in Italien ausgereifte Frucht des Zusammenlebens mit Herder nennen, die Frucht der mit ihm gemeinsam errungenen Anschauung von Gott und seiner Natur.

Doch dies wird immer nur mit Einschränkung auf die geistig-geistliche Seite des Gedichts zu behaupten sein. Ohne Einschränkung gilt es von dem andern Fragmente dieser Zeit, den „Geheimnissen". „Ein wunderbares Lied ist euch bereitet" — wir wissen, wem es zuerst bereitet war. Ueber den Plan dieses unvollendeten Gedichts hat Goethe sich ausführlich verbreitet; was er uns davon sagt, geht darauf hinaus, daß es, vollendet, im höchsten poetischen Sinne ein Seitenstück zu Herder's „Ideen", den cultur- und religionsgeschichtlichen Theilen des Werks, geworden wäre. Die Menschheit auf ihrem Wege zum Göttlichen hin; jede Religion eines gebildeten Volkes in ihrem reinsten Zustande eine Blüthe der Humanität; anspruchslos werkthätige Liebe, wie sie im Bruder Markus sich darstellt, das sittlich Höchste, wozu der Mensch sich erheben kann, das wahrhaft Göttliche in ihm; das Kreuz mit Rosen umwunden, umglänzt von dreifachen Strahlen, die aus einem Punkte dringen, Symbol des entheidnischten Christenthums — das Alles liegt im Gang und Zuge Herder'scher Gedanken und Gefühle; ja, Herder selbst hat, wir wissen es, gewünscht, solch einen Stoff dichterisch gestaltet zu sehen. In die Gestalt des Humanus endlich mag Manches hineingeheimnißt sein, das auf Herder's Wesen und Schicksal Bezug hat, das *ihm* als Andeutung verständlich gewesen ist, und wovon für uns geschrieben steht:

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde.

„Freund Humanus," der Name kommt dem Dichter auch später noch unwillkürlich, wenn er von Herder redet, auch dann noch, als er von Herder's optimistischem Humanitätsglauben und von Herder's persönlicher Humanität weniger durchdrungen war als vormals. Jetzt, in dieser Periode, ist der Name, in welchem Herder den Adel der Menschennatur, das Gottebenbildliche seines Wesens zusammenfassen wollte, auch Goethe's Ideal. Manifestationen desselben sind seine Dichtungen aus dieser Zeit: Iphigenie in ihrer alle menschlichen Gebrechen sühnenden reinen Menschlichkeit; Egmont, der menschenfreundliche Held, der sich leidend opfert; Tasso, dies empfindlichste, zarteste Hegung bedürftige Gewächs in menschlicher Bildung. Nur Faust ragt darüber hinaus, der „Uebermensch". So schließt sich nun auch ein Kranz von Sternen lyrischer Dichtung um die Sonne Goethisch-Herderischer Humanität.

Wir sind hiermit ganz auf das poetische Feld übergetreten und fragen nun weiter, was auch hier aus einem gemeinsamen Wirken dieser Geister Schönes entsprossen ist. Auf diesem Gebiete ist ihr Verkehr nie abgebrochen. Die Brücke bildete zu aller Zeit das Volkslied. Herder's Volkslieder, die beiden Sammlungen vom Jahre 78 und 79, darin Etliches von dem, was der junge Goethe schon im Elsaß gesammelt, darin „Röslein auf der Heiden", „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll," der Klaggesang von den edeln Frauen des Asan Aga — lauter Zeugnisse eines inneren Zusammenhangs. Für Goethe ist es eine Lust, was Herder „dem Volke nahm, dem Volke zurückzugeben" — wie er es in dem Singspiel „die Fischerin" auf die anmuthigste Weise gethan hat. An Anregung zu dichterischem Schaffen hat es auch sonst auf Herder's Seite nicht gefehlt: so hat doch wohl kein Anderer als Herder in seinen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie die zierliche Form dargeboten, deren sich Goethe als-

bald zu eigner Dichtung bedient. Aber das höchste Verdienst — dies stellt sich jetzt immer mehr heraus, da uns Goethe's Nachlaß so Vieles noch zur Beglaubigung geboten — hat Herder sich dadurch erworben, daß er sich willig in den Dienst des Freundes gestellt hat, als es sich darum handelte, die erste echte Ausgabe von Goethe's Gesammelten Werken vorzubereiten und herzustellen. — Sich in den Dienst gestellt hat — man darf dabei zugleich an die Frau denken, die mit ihm längst für Eines galt: denn auch Caroline Herder, die kunstsinnige Gefährtin, die schon bei der Zusammenstellung der Volkslieder und der „Blumen aus der griechischen Anthologie" ihre glückliche Hand bewährt hatte, ist mit thätig gewesen. Goethe hat ihrem Zartgefühl manche Concession gemacht; wohl durfte er auf das Urtheil der Frau Etwas geben, der er zugesteht, sie habe herausgefunden, „wo es mit der Composition des Werther nicht just sei."

Herder's Antheil ist den Lesern des jüngsten Goethe-Sternbuchs wohl bekannt. Gleich auf den ersten Seiten haben sie dreimal den Satz gefunden: „Herder hilft mir treulich," „Herder hat sehr treulich geholfen." Es galt damals (Sommer 1786) Iphigenien. Wir können Herder's Zuthun hier Schritt für Schritt verfolgen, und mit Goethe den Werth des Geleisteten schätzen. Ihn bittet Goethe um eine Lection über den Vers der griechischen Tragödie, da ihm nach der Lectüre der Elektra des Sophokles die unregelmäßigen Zeilen seines Gedichtes unerfreulich vorkommen. So ist er dann weiter in Karlsbad dem Dichter als Rathefreund zur Seite und mahnt ihn, statt auf todtem Gestein herumzuhämmern, bei Iphigenien auszuharren. Das Ende aber dieser Bildnermühe wird bezeichnet durch den Brief, mit welchem Goethe das Manuscript aus Rom an Herder sendet. Er bittet, hier und da noch dem Wohlklange nachzuhelfen. Er hat die Verse, die ihm mangelhaft vorkommen, unterstrichen. „Du verbesserst das mit einem Federzuge. Ich gebe Dir volle Macht und Gewalt." Generalvollmacht über Orthographie und Interpunction hatte Herder ohnehin. Und nun der Schluß, das Dankschreiben. „Hier, mein Lieber, wenn man etwas wiedmen und weyhen kann, Iphigenie, Dir gewiedmet und geweyht. Nimm vorlieb und freue Dich wenigstens über einen folgsamen Schüler. Möge Dir für Deine Geduld und Treue an meinen Sachen Dein ganz Gymnasium so hören und folgen."

Mit wahrem Behagen ist Herder dem Freunde Beides gewesen, Lehrer und Gehilfe. Wir wissen das aus den Zeilen, mit denen er das durchgesehene Exemplar des Götz, der vor Iphigenien an der Reihe war, an den Dichter zurücksendet. „Lieber Bruder. Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Die Correcturen bedeuten nichts oder äußerst wenig. Sie corrigiren meistens den heiligen Martin zurück, der die e bis zum Lachen eingeschaltet und wenig Rücksicht drauf genommen hat, wer rede. — — Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig." Der „heilige Martin" ist Wieland; auch er war zeitweilig Mitglied der erlauchten Prüfungs-Commission, die über Goethe's Werke berieth. Diesmal hat er allerdings wenig Verständniß für den Localton und für das Charakteristische bewiesen; Herder war ihm darin weit überlegen.

Wieland hatte Geschmack, er hatte großes Talent im Technischen. Herder

hatte mehr: ihm war es verliehen, zu wohnen in der Seele des Dichters, in der Seele der Dichtung. Niemand in Weimar hätte dem größten Dichter den gleichen Dienst leisten können, Niemand in der ganzen Welt, wie Herder mit seiner Empfindung für das poetisch Echte und für den Wohllaut der Sprache. Goethe selbst hat gesagt: „Herder ist eine musikalischere Natur als ich." Das Wort leitet uns auf einen Unterschied im innerlichsten Wesen beider Männer. Stellen wir uns Goethe vor, so ist das Nächste, wie er uns mit seinem Auge sonnenhaft anblickt. Für seine Naturforschung, für seine Kunst ist bezeichnend, wie er gern von sich sagt: „Ich lasse das Auge licht sein. Ich sehe mit reinem Auge." Herder's Auge war verschleiert. Sein Organ ist das Ohr, sein Hauptsinn der innerlichste aller Sinne. Ihm eignet Etwas noch von der Feinheit des Gehörs, die er an den Naturvölkern rühmt. Es wird ihm geschrieben: ein Freund, weit fort, in Riga, sei gestorben. Da ist ihm, als höre er die Glocken der fernen Stadt läuten. In seiner Jugendschrift (1766) steht, von den alten Griechen gesagt, das wundersame Wort: ihr Mund spreche Melodie, ihr Ohr sehe Bilder — „höre Bilder" hat er nachher geschrieben. Nur er konnte dergleichen damals schreiben. Goethe hat ihn in dieser Eigenthümlichkeit klar erfaßt. Die letzten Worte, mit denen er als Dichter Herder's gedenkt, die Strophen im Maskenzuge des Jahres 1818, heben an:

Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.

Goethe blickt in die Welt, Herder horcht in die Welt — gewiß, auch dem alten Goethe noch ist die Gabe verliehen, mit einem solchen Zuge, einem Worte, einen Menschen uns lebendig zu machen. Diese Feinheit des Gehörs, sie bedingt, sie ist Herder's musikalische Natur. Sie macht ihn zum Richter und Hüter des Wohlklanges.

Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt —

so lesen wir in der „Zueignung", und so ist vom ersten Druck an gelesen worden. Wir verdanken die Musik dieser Verse Herder: denn Goethe hatte geschrieben „am heißen Tag die Stirne leis gekühlt" — Herder hat, wie uns die Handschrift zeigt, sanft hineincorrigirt, und so „mit einem Federzuge" — ich wiederhole nur Goethe's Worte — „dem Wohlklange nachgeholfen."

Was ihn aber außerdem zum congenialen Berather Goethe's machte und zu einem Corrector, dessen Gleichen Goethe nie wieder bekommen hat, das ist die Zartheit, die Innigkeit seines Naturgefühls. In jedem Herbst durchzieht ihn ein Schauer beim Anblick des falbenden, fallenden Laubes; er fühlt es mit Schmerz, wie sich, vom ersten Reif berührt, das zarte Blatt ängstlich zusammenkrümmt. Und mit jedesmal neuem Entzücken vernimmt er das Osterevangelium in der Natur. „Christ ist auferstanden! Auch die Natur steht auf, die gute alte Mutter verjüngt sich. Lassen Sie uns auch aufstehen und nach allem, allem Kummer und Nachtgrauen des Winters nicht mehr zurücksehen!" Ist es wohl eine Reminiscenz aus Faust? Nein, es ist ein Osterbrief vom Jahre 1772, an Caroline, die Braut gerichtet.

Und Beides, die musikalische Natur und das Naturgefühl, gab ihm den Beruf, auch bei dem, was Goethe seine kleinen Sachen nannte, mitzusprechen. In Herder's Nachlaß habe ich eine Sammlung von Goethischen Gedichten in ältester Gestalt entdeckt, und sie vor zwölf Jahren, zum Andenken an Goethe's Eintritt in Weimar, bekannt gemacht. Damals galt das für einen großen Schatz. Jetzt haben wir dessen, was wir in der Jugend uns gewünscht, die Fülle — noch vor dem Alter. Der Fund (es waren über fünfzig Nummern, das schönste Stück die nur hier erhaltene „Zueignung") war reichhaltig genug, um zu dem ersten Versuche zu ermuthigen, ob sich nicht die Grundsätze finden ließen, nach denen Goethe seine „kleinen Sachen" umgearbeitet, vielmehr so umgeschaffen hat, daß sie uns manchmal aus ganz anderen Augen ansehen — freilich nur im ersten Moment: denn die Seele des Gedichtes, die Stimmung, aus der es geboren ward, spiegelt sich am reinsten in der abgeklärten, letzten Gestalt. Man braucht nur einmal die Vergleichung angestellt zu haben — etwa an dem „Fülleſt wieder 's liebe Thal" und „Fülleſt wieder Busch und Thal," um einzusehen, daß die umgebildete Gestalt eine höhere Stufe darstellt: daß in ihr das Gelegenheitsgedicht eine Metamorphose erfahren hat, durch die ihm alles Zufällige, Willkürliche, jeder Erdenrest, möcht' ich sagen, genommen ist, so daß rein Dasjenige zu uns spricht, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist." Wenn Jemand befähigt gewesen ist, das innerlich Nothwendige dieser Erhebung in die reine Kunstgestalt zu begreifen, so war es Herder, er, der doch anderseits wieder die ältesten Gestalten als unmittelbare Abdrücke der Seele des Dichters aufs höchste zu schätzen wußte. —

„Freue Dich wenigstens über einen folgsamen Schüler!" ruft Goethe dem Freunde zu. Aber Herder auch seinerseits hat sich neben Goethe als Schüler gefühlt, und wenn irgendwo, so hat hier die Bescheidenheit großer Männer den schönsten Gewinn gezeitigt. Herder selber ist im Vortrage ein Anderer geworden in dieser Zeit; er hat in diesen Jahren die Kunsthöhe erreicht, deren er überhaupt fähig war. Eine Vergleichung der verschiedenen Redactionen, in welchen uns mehrere Bücher der „Ideen" vorliegen, würde schon zur Genüge darthun, wie redlich der Mann, der früher Vorwürfe gegen seinen Stil vornehm oder burschikos abzuweisen pflegte, jetzt zum Besseren gearbeitet hat. Ich will statt alles Einzelnen sein Bekenntniß darüber aus einem noch nicht veröffentlichten Briefe an Hamann mittheilen: „In meinem einundvierzigsten Jahr lern ichs endlich sehen und greifen, daß ich kein ehrliches Deutsch schreiben kann, wenigstens bisher nicht geschrieben habe, und so will ich wenigstens den Rest meiner Schreibstunden dazu anwenden, daß ich die alten verwachsenen Kinder meiner Muse curire." Von wem, mit wem er es gelernt hat, wir brauchen nicht darnach zu fragen. Jetzt mußte es ihn höchlich befriedigen, von seinem Goethe ein Lob zu erhalten, wie jenes in dem Sonntagsbriefe: „es ist auch sehr schön geschrieben."

Goethe und Herder — ihr Bund konnte damals für unzertrennlich gelten. In der Entfernung schien er sich nur noch mehr zu befestigen. „Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns." Egmont sagt es, es ist ein Wort aus Goethe's treuem,

männlichem Herzen. Als Herder im Hochsommer 1788 nach Italien ging, ward mit dem Bruderkuß geschieden. „O mein Bruder, welcher böse Geist trieb Dich, mich zurückzuberufen? Ich hätte Dich nun auffangen können, und wir hätten sie Alle ausgelacht!" Es war so damals, wie Caroline ihrem Manne schrieb: „Goethe empfindet Deine Abwesenheit nach mir am meisten. Dich vermißt er je länger je mehr." Und sie findet in innigster Genugthuung darüber noch einmal das schönste Wort: „Ihr Beide geht, wie zwei Genien der Menschheit, zu einem Ziel."

Und doch war die Trennung so nahe. Italien gerade, „der Schönheit und der Künste Vaterland", sollte den Unterschied beider Naturen zu Tage bringen. Goethe erlebte in Italien eine zweite Jugend, Herder findet gerade dort, er sei alt geworden. Goethe genießt als Künstler, was Herder, den sittenstrengen Lehrer, verdrießt. Künstler und Lehrer — darin liegt überhaupt, wenn sich eine so kurze Formel finden läßt, der Unterschied beider Männer. Der Eine freut sich am Dasein, das sich ihm im schönsten Scheine darstellt, der Andere trachtet, das Daseiende nach *seinem* Begriff des Guten und Rechten zu lenken und zu ändern.

Gar Viele müssen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine flieht mit düstrem Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde —

Mir haben sich manchesmal, wenn ich an Goethe und Herder dachte, diese Zeilen des „wunderbaren Liedes" auf die Lippen gedrängt. Sie bewahrheiten sich zum ersten Mal jetzt in Italien, sie gelten für die ganze Folgezeit. Als Herder's Jahr dem Winter zuging, erlebte Goethe an Schiller's Seite einen neuen Frühling, in welchem — er sagt es selbst — „Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Zwei Genien der Menschheit — gewiß! aber der Eine erhebt seine Fackel, der Andere senkt sie.

Es sind Jahre gekommen, in denen bei Goethe selbst das Gedächtniß jener einzig schönen Zeit getrübt war. Aber das Bild des „Freundes Humanus" trat wieder rein vor seine Seele, als Herder der Erde entrückt war. Es erscheint uns im Maskenzuge des Jahres 1818, jener Dichtung, die, eine Goethische „Huldigung der Künste", durch die edle Fürstin, der auch einst Schiller die seine geweiht hatte, hervorgerufen war. Am 18. des Christmonats fand das Fest statt; fünfzehn Jahre vorher war Herder gestorben, an diesem Tage. „Unser Herder" heißt er nun wieder — „den wir nur mit Eile nennen, Den Verleiher vieles Guten, Daß nicht tief gefühlte Trauer Diesen Tag verdüstere." Und nun folgen, von der Göttin des Landesflusses, der Ilm, gesprochen, die feierlichen Strophen:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt — —
— — Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel.

Hier schließe ich. Ich habe das Bild eines vom reichsten Ertrage gekrönten brüderlichen Zusammenwirkens entrollen dürfen, einer gemeinsamen Arbeit, bei der Jeder die Förderung des Andern im Auge gehabt, Keiner das Seine gesucht hat. Die Goethe-Gesellschaft tritt in das Arbeitsjahre ein, von welchem ein erster voller Ertrag erwartet wird. Möge der Geist der selbstlosen Hingabe, der unsere Vereinigung die ersten Anfänge ihres Daseins verdankt und deren hochsinnige Pflege für unser Gedeihen unentbehrlich ist, unter uns bestehen bleiben und das begonnene Werk zur Ehre des Deutschen Namens uns vollenden lassen. Daß es geschehe, dafür nehme ich sie zum guten Zeichen, die beiden Genien der Humanität, Goethe und Herder.

Die Märchen der Tausend und Einen Nacht.

Von

August Müller.

Wer sich in der altberühmten, heute nun so stillen Kaiserstadt Merseburg einmal etwas länger aufgehalten hat als die bekannten „zwei Minuten", dem ist von den mancherlei Sehenswürdigkeiten der Schöpfung Heinrich des Voglers, wenn nichts weiter, so doch der nur von außen etwas unscheinbare Dom mit der alten Bischofsburg daneben, und in dem Seitenhofe der letzteren der große Käfig in Erinnerung geblieben, in welchem ein wahres Prachtstück von einem riesigen Raben ein, wenn man von der ihm mangelnden Freiheit absieht, höchst beneidenswerthes Dasein führt. Nicht minder, als die so häufig angefochtenen Domherren von Merseburg, erfreut sich auch der Domrabe eines wohlfundirten, festen Einkommens — es sind, wie ich erfahre, 12 Scheffel Korn und 12 Thaler Geld, die er jährlich zu verzehren hat, und für die er so wenig, wie seine berühmteren Collegen menschlicher Abkunft, parlamentarische Abstriche zu fürchten braucht. Fragt der Fremdling, nachdem er sich an dem gravitätischen Gebahren des seiner Würde vollkommen bewußt scheinenden Vogels eine Weile ergötzt hat, den einheimischen Gastfreund nach dem Ursprunge der eigenthümlichen Stiftung, und ist der Gastfreund, der Nachbarschaft der Universität Halle zum Trotz, von der Zweifelsucht neuerer Geschichtsforschung noch nicht erheblich angekränkelt, so wird er ihm eine traurige Geschichte von menschlicher Uebereilung und verspäteter Reue berichten. Herr Thilo von Trotha, welcher im 15. Jahrhundert als Bischof zu Merseburg residirte, hatte, so hören wir, einen kostbaren Ring im Besitze, der ihm vor Allem werth war. Eines Tages vermißte er das Kleinod, das in seinem Gemach abgelegt zu haben er sich genau erinnerte; niemand als des Bischofs vertrauter Diener hatte das Zimmer in der Zwischenzeit betreten, und obwohl er sich gegen den auf ihn fallenden Verdacht auf das lebhafteste vertheidigte, war der zornmüthige und allzu rasche Herr doch bald von der Schuld des Mannes überzeugt und ließ ihm den Kopf abschlagen: noch heute zeigt eine Stelle des steinernen Pflasters in dem Hofe der Burg einen unvertilgbaren rothen Fleck, die Spur des Blutes, das zu Unrecht vergossen war. Denn als einige Zeit darauf einer der Thürme des

Schlosses umgedeckt werden sollte, fand sich in einem die Spitze krönenden Neste der Ring vor: ein Rabe war durch ein offenes Fenster in die Wohnung des Bischofs geflogen und hatte den Ring davongetragen. Schwer büßte der Voreilige nun die unverantwortliche That: damit aber, was nicht wieder gut zu machen war, späteren Geschlechtern zu dauernder Warnung täglich vor Augen geführt werde, ließ er auf seinem Domhofe einen Raben einkäfigen und wies in seinem Testamente die nöthigen Mittel an, um für ewige Zeiten die Fortdauer des heilsamen Beispiels zu sichern; auch nahm er und mit ihm sein ganzes Haus den Raben sammt dem Ringe in sein Wappen auf. So die örtliche Ueberlieferung. Pietätslos aber, wie die heutige Wissenschaft ist, hat sie auch hier nicht geruht, bis sie aus alten Akten aufgestöbert hat, daß die rührende Geschichte gar nicht wahr sein kann: viel früher, als die Stiftung nachweislich erfolgt ist, haben die Trotha's, das steht fest, den Raben mit dem Ring im Schnabel in ihrem Wappen geführt, und lediglich dem Wunsche, das Andenken des alten Geschlechtes an der Stätte seines Wirkens lebendig zu erhalten, muß die Stiftung entsprungen sein, nicht davon zu reden, daß Thilo von Trotha ein sehr vortrefflicher Mann gewesen zu sein scheint, dem eine so unüberlegte Handlungsweise gar nicht zugetraut werden darf. Die Erzählung ist also ohne Zweifel eine bloße Legende; es fragt sich nur, wie es kommt, daß sie uns grade an dieser Stelle und in Verbindung mit einer vollkommen geschichtlichen Persönlichkeit begegnet. Indem wir darüber nachdenken, fällt uns ein, daß wir eine in allem Wesentlichen vollständig mit ihr übereinkommende Erzählung schon aus unserer Jugend kennen, aus dem herrlichen Buche, mit dem wir alle aufgewachsen sind, das uns zu den ehrwürdigen Kunden der heiligen Geschichte die alten Ueberlieferungen unseres Volkes als erste und schönste geistige Nahrung geboten hat: den Märchen unserer lieben Brüder Grimm[1]). In dem 17. derselben, „Die weiße Schlange", haben wir gleich zu Anfang genau dasselbe Motiv des von einem Vogel geraubten Ringes, um dessentwillen ein treuer Diener verdächtigt wird, nur daß hier der Vogel eine Ente ist, und der Unschuldige durch ein wunderbares Begegniß gerettet wird. Aber wie? ist nicht die nämliche Verwicklung der Gegenstand jener Oper, an welcher sich unsere Großeltern entzückt, unsere Eltern erfreut haben, die wir freilich meist nur dem Namen nach kennen, der „Diebischen Elster" Rossini's? Und ist es nicht im höchsten Grade erstaunlich, wenn wir erfahren[2]), daß es in der englischen Erzählung „The Maid and the Magpie" („das Mädchen und die Elster") kaum um ein Haarbreit anders hergeht? Eine so allgemeine Verbreitung der durch ihre charakteristische Spitze überall unverkennbaren Geschichte — wo sie ihren Ursprung zuerst nahm, erörtern wir nachher — läßt uns nun ohne Mühe die Antwort auf die eben gestellte Frage errathen. Wie in anderen Theilen Deutschlands und Europa's ging die Mär von dem durch einen Vogel geraubten Ringe, um dessentwillen ein Unschuldiger in Verdacht geräth, auch in Thüringen im Volke um, nur daß es hier ein Rabe gewesen sein muß, welcher den Diebstahl vollbrachte. War nun die eigentliche Absicht, welche der Ausstellung des Trotha'schen Wappenthieres in

[1]) S. Benfey, Pantschatantra (Leipzig 1859), I, 173.
[2]) Lane, The Thousand and One Nights, Vol. III (London 1841), S. 173.

seiner lebendigen Erscheinung zu Grunde lag, der Menge nicht bekannt oder in Vergessenheit gerathen, so konnte ohne Zwang Jemand, der sich und Anderen das Dasein des Domraben erklären wollte, die allgemein bekannte Geschichte, in welcher eben der Rabe die Hauptrolle spielte, heranziehen: wie so oft Persönlichkeiten, welche aus irgend einem Grunde im Gedächtnisse der Menschen fortleben, zu Trägern von Sagen werden, die Jahrhunderte vor deren Geburt schon im Munde der Leute waren, brauche ich nicht auszuführen — ist doch Kaiser Rothbart in seinem Kyffhäuser kein Anderer als der alte Germanengott Wotan, dessen Raben auf den Hohenstaufen übertragen sind, wie der Rabe unserer Legende auf den Bischof von Merseburg.

So weit wären wir also im Reinen: aber neue Fragen drängen sich auf, wenn unser Blick über die Grenzen unserer europäischen Heimat hinaus nach dem Orient streift. Auch dessen Märchenwelt ist uns ja keineswegs gänzlich fremd. Rasch entwächst das Kind der Zeit, wo sein Schönstes ist, von der Mutter, vielleicht noch lieber von der Großmutter, die Erlebnisse der sieben Zicklein mit dem bösen Wolfe sich immer aufs Neue berichten zu lassen; auch die verwickelteren Abenteuer des Froschkönigs, des tapferen Schneiderleins und des Bärenhäuters genügen dem kleinen Mann bald um so weniger, als er sie schon selbst liest, während der beginnende Schulunterricht von fremden Ländern und Menschen die erste unbestimmte Kunde und damit der Phantasie, der eigentlichen Seele kindlicher Geisteskraft, einen neuen Aufschwung gibt, welcher sie der nicht seltenen Gefahr, wie der Schmetterling des Sammlers auf die Nadel einer modernen Pädagogik gespießt zu werden, spottend entfliegen läßt. Es ist die Zeit, wo wir mit dem Herzklopfen, das uns später noch unter den Rothhäuten Cooper's und mit weiter verfeinerten Gefühlen unter den Prüfungen von Walter Scott's tugendhaften Helden wieder überfallen sollte, zwei Bücher lasen, die für eine Weile die wackeren Brüder in den Hintergrund drängten — den Robinson und die schönsten Märchen der Tausend und Einen Nacht, wie der gewöhnliche Titel der Auswahlen zu lauten pflegt, welche das in seiner Gesammtheit allzu umfangreiche, beliebteste Erzählungsbuch des Orients uns zu vermitteln pflegen. War es aber bei diesem (den Robinson lassen wir heute bei Seite) vor allem der Reiz des Fremdartigen, welcher an der neuen Lectüre auf uns wirken mußte, so hat es uns doch nicht unbemerkt bleiben können, daß wir unter diesem ausländischen Costüm hie und da einem alten Bekannten begegneten. Der dumme Afrite — so nennen sich die mehr oder weniger bösen Geister hier — welcher sich von dem geängstigten Fischer wieder in seine mit Salomonis Siegel zu verschließende Flasche einsperren ließ, bemühte sich vergeblich, seine Identität mit Grimm's „Geist im Glas" (Nr. 99 der Märchen) zu verbergen, und nicht einmal den Versuch dazu konnte der Berg Sesam machen, wenn wir in „Ali Baba und den vierzig Räubern" statt im „Simeliberg" (Nr. 149) ihm begegneten. Dachten wir uns damals nicht viel dabei, so sind wir jetzt als erwachsene und verständige Leute mißtrauisch geworden, und halten es für geboten, über die Zahl der „schönsten" hinaus auch unter den übrigen Geschichten der 1001 Nacht Umschau zu halten: und siehe da, kaum finden wir in den Erfahrungen des Holzhauers mit dem Geiste die Erlebnisse des Arztes mit dem

„Gevatter Tod" (Nr. 44), in der Vogelhülle der Geisterprinzessin von den Inseln Wak-Wak das Bärenfell des verzauberten Prinzen in Schneeweißchen und Rosenroth (Nr. 161) oder die Schwanenhaut der sechs Brüder (Nr. 49), in der unsichtbar machenden Kappe Hassan's von Bassra gar die Tarnkappe des Siegfried — kaum in einer Anekdote aus dem Geschichtskreise der „sieben Wesire", der jetzt auch einen Theil der 1001 Nacht bildet, die niedliche Mär von den „drei Wünschen" wieder, als uns in eben diesem Geschichtskreise aus der Erzählung von der fälschlich des Diebstahls eines kostbaren Halsbandes beschuldigten Frau in der Gestalt des mit jenem davongeflogenen Vogels unser alter Bekannter, der unverwüstliche Domrabe von Merseburg, entgegenkrächzt[1]).

Was also sind die Märchen der 1001 Nacht, und wie kommt es, daß wir vom Geist im Glas bis auf den Merseburger Raben so vieles von dem in ihnen wiederfinden, was uns doch für unser eigenstes Gut zu gelten pflegt? — Diese Frage zu beantworten, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein.

I.

Was die Märchen der 1001 Nacht sind, das scheint, wie so viele Dinge, auf den ersten Blick viel leichter zu beantworten, als sich bei genauerem Zusehen herausstellt. Ich habe an einem anderen Orte[2]) ausgeführt, wie zu Paris im Jahre 1704 der erste Band eines Werkes erschienen ist, in welchem Antoine Galland nach einer von seiner Reise in den Orient mitgebrachten arabischen Handschrift in französischer Sprache die Einleitung und einen Theil der auf sie folgenden Erzählungen veröffentlichte, welche seitdem, auch durch Vermittlung anderer Uebersetzungen, unter dem Namen der 1001 Nacht in Europa kaum minder beliebt geworden sind[3]) als im Orient, insbesondere in Aegypten, wo sie neben anderen romanhaften Ueberlieferungen bis heute die Wonne des in den Kaffeehäusern den Mittheilungen gewerbsmäßiger Erzähler begierig lauschenden

---

[1]) S. Benfey I, 521. 260. 268. 495. 173; Lane a. a. O.

[2]) Vergl. Bd. XVII der „Vorträge" von Virchow und v. Holtzendorff, S. 799 ff. „Die Beherrscher der Gläubigen".

[3]) Von den verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen der „Tausend und Einen Nacht" liegen mir nur folgende vor: „Tausend und Eine Nacht". Arabisch, herausgegeben von Maximilian Habicht (von Band IX an von H. L. Fleischer). 12 Bde. Breslau 1825—1843. 12. — Alf Laila wa Laila. (Arabisch.) 2 Bde. Bulak (Kairo) 1251 d. H. (1835 Chr.). 4. — „Tausend und Eine Nacht" übersetzt von Maximilian Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall. 15 Bde. Breslau 1825. 12. — „Tausend und Eine Nacht" übersetzt von Gustav Weil. 4 Bde. Stuttgart (Pforzheim) 1838—1841. 4. — The Thousand and One Nights. A new Translation by E. W. Lane. 3 voll. London 1841. Gr. 8. — In den Einleitungen und Noten zu den genannten Uebersetzungen findet sich die weitere Literatur angegeben; ich füge hinzu die Abhandlung de Goeje's in „De Gids" vom September 1886: „De arabische Nachtvertellingen", und H. Zotenberg, L'histoire de Gal'âd et Schîmâs (Extrait du Journal asiatique). Paris 1886. — Was im Texte über Entstehung und Geschichte der 1001 N. gesagt ist, entstammt meistens den Untersuchungen, welche den genannten Uebersetzungen beigefügt, beziehungsweise in den zuletzt citirten Abhandlungen enthalten sind; einige Abweichungen von deren Ergebnissen werde ich an anderem Orte zu rechtfertigen versuchen. Erst während des Druckes dieser Zeilen ist mir die im Jahrgang 1886 der „Edinburgh Review" enthaltene Abhandlung über mein Thema zugänglich geworden; so interessant sie ist, gibt sie mir doch keine Veranlassung, hier etwas zu ändern.

Hörers darstellen. Die Handschrift Galland's war unvollständig; als man später daran ging, sie aus anderen Manuscripten, die im Oriente wie auf europäischen Bibliotheken zahlreich genug sind, zu ergänzen, ergab sich — und das erschwert uns die Untersuchung bis heute empfindlich —, daß von allen den Exemplaren, die unter dem berühmten Titel in der Welt umgehen, kaum zwei auch nur einigermaßen mit einander übereinstimmen. Die Erklärung dieser Thatsache ist einfach genug. Die Gelehrten, welchen bis zu der erst vor wenigen Jahrzehnten erfolgten Einführung der Buchdruckerkunst in den Orient die Erhaltung und Fortpflanzung der Literatur hauptsächlich oblag, verachten mit seltenen Ausnahmen[1]) alles Volksthümliche, insbesondere die Lieder und Geschichten, welche im Munde der gewöhnlichen Leute sind: so findet die Ueberlieferung der letzteren entweder mündlich statt, wobei trotz der unter einfachen Menschen solcher Ueberlieferung inwohnenden größeren Treue[2]) erhebliche Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte nicht ausbleiben können, oder aber durch wenig gebildete Schreiber, die sich kein Gewissen daraus machen, im Einzelnen den Text willkürlich nach ihrem Geschmacke umzugestalten, unvollständige Exemplare durch Einschieben fremder Erzählungen zu ergänzen oder Geschichten, die ihnen nicht zusagen, durch andere zu ersetzen. So kommt es, daß der allen Handschriften der 1001 Nacht gemeinsame Bestand vielleicht kaum ein Drittel des Ganzen beträgt, und daß in weitaus den meisten neuerer Entstehung ein großer Theil grade der werthvollsten und ältesten Stücke fehlt. Die Aufgabe, welche der Wissenschaft hieraus erwächst, nach Feststellung des Inhaltes aller erreichbaren Handschriften und Drucke das Ursprüngliche und Echte von dem später Eingedrungenen zu sondern, ist bisher nicht gelöst, ja kaum in Angriff genommen; und so sehe ich schon zu Anfang eines Aufsatzes über die 1001 Nacht mich zu dem Geständniß genöthigt, daß ich mit Genauigkeit gar nicht anzugeben im Stande bin, was nun wirklich die 1001 Nacht sind. Nicht viel genauer in jedem Falle, als Jeder es ohnehin weiß: was die in erster Linie für die Jugend bestimmten Auswahlen, deren wir in Deutschland eine ganze Zahl besitzen, und deren eine oder andere wir alle gelesen haben, zu enthalten pflegen, ist mit wenigen Ausnahmen, wenn ich meinem Gefühle trauen darf, alter und echter Bestand. Indem wir uns diesen vergegenwärtigen und Anderes, was als zugehörig wird gelten dürfen, herbeiziehen, wollen wir zum wenigsten uns ein allgemeines Bild von dem entwerfen, was bis auf Weiteres als der Hauptinhalt der 1001 Nacht gelten darf.

Es waren einmal, so lautet einstimmig der Anfang, zwei königliche Brüder, deren einer Indien und China, der andere Samarkand und seine Umgebung beherrschte. Im Begriff, seinem Bruder einen Besuch abzustatten, macht der König von Samarkand die Entdeckung, daß sein Weib, dem er blind vertraut, ihn auf das Schmählichste hintergeht, und obwohl er seinem Grimme durch Tödtung der Treulosen Luft macht, wirkt die traurige Erfahrung doch so tief auf sein

[1]) Eine solche bildete der bekannte neuere ägyptische Historiker El.-Dschabarti, der sich die Mühe nahm, ein — seitdem verloren gegangenes — Exemplar der 1001 N. durchzugehen und in Bezug auf Stil und Ausdrucksweise zu verbessern. Lane I, 75.

[2]) Man vergleiche, was die Brüder Grimm in der Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen über die Erzählungsweise ihrer Märchenfrau berichten.

Gemüth, daß seine Verstimmung auch nach der Ankunft am Hoflager des Bruders Niemand entzogen bleiben kann. Eines Tages ist sie plötzlich in vollständige Heiterkeit umgeschlagen: ein Zufall hat ihn entdecken lassen, daß sein Bruder nicht minder von der Gattin hintergangen wird, als ihm selbst von der seinigen widerfahren war. Die plötzliche Veränderung seiner Haltung fällt auf; die Auskunft, welche er auf wiederholtes Drängen dem Bruder gibt, führt zur Entlarvung auch dieser Schuldigen. Aber so niedergeschlagen ist der König von Indien durch diese Entdeckung, daß er Selbstmordgedanken hegt: das jedenfalls soll der Schicksalsgenosse ihm erkunden helfen, ob andere Männer ebenso von ihren Frauen getäuscht werden; nur dann scheint das Leben fürder erträglich, wenn die Schmach allen Männern gemeinsam ist. Als einfache Reisende verlassen die Könige heimlich das Schloß; wie sie aber nach einigen Tagen in einem Hain in der Nähe des Meeres rasten, steigt aus der Tiefe ein riesiger Dämon auf, vor welchem sie entsetzt in den Wipfel eines Baumes flüchten. Der Dämon ist nicht allein; er hat eine schöne, junge Dame bei sich, ein Mädchen, das er am Hochzeitstage seinem Bräutigam geraubt und zur Ehe gezwungen hat. Mißtrauisch, wie die bösen Geister als Menschenkenner sind, trägt er sie stets in einem mit sieben Schlössern verschlossenen Glasschranke bei sich; wie er sie aber, von der lieblichen Umgebung eingeladen, aus dem Kasten herausgelassen und sein Haupt zum Schlummer auf ihrem Schoße gebettet hat, winkt die Frau die zufällig bemerkten beiden Könige zu sich herab und tauscht mit ihnen, während der Dämon nichts ahnend schläft, Liebeswort und Kuß. Als Erinnerung erbittet sie von den Beiden sich ihre Ringe, und indem sie dieselben in ihre Börse steckt, ergibt sich, daß sie grade das Hundert voll machen — denn trotz Glaskasten und trotz der sieben Schlösser hat sie Gelegenheit zu heimlicher Zwiesprach mit fremden Männern schon in achtundneunzig früheren Fällen gefunden. Natürlich sehen die Könige den Zweck ihrer Reise als erfüllt an und kehren in die Heimat zurück. Einem so nichtswürdigen Geschlechte gegenüber hält nun aber der Herr von Indien Alles für erlaubt; täglich heirathet er jetzt eine neue Frau, um sie am nächsten Tage, damit sie ihm nicht untreu werden könne, tödten zu lassen. Schwer, wie einst des Minos Jungfrauentribut auf Athen, lastet auf dem Reiche die furchtbare Rache, welche der König an dem verhaßten Geschlechte nimmt: endlich erbietet sich die Tochter des ersten Ministers, die schöne und kluge Scheherasade, das Wagniß der Bekehrung dieses Weiberfeindes auf sich zu nehmen. Sie weiß in der Nachtstunde, welche zwischen dem Erwachen des Königs und dem vorgeschriebenen Morgengebete liegt, den Gatten durch ihr Erzählungstalent so zu fesseln, daß er ihre Hinrichtung erst um einen Tag, dann, auf den Verlauf der immer neu angeknüpften oder angekündigten Geschichten gespannt, stets von Neuem aufschiebt, ja sich endlich in der 1001. Nacht besiegt gibt und nun mit ihr friedlich weiterlebt, bis sie, wie die arabische Märchenformel lautet, „ergriff der Zerstörer der Freuden, der Trenner der Lebensgemeinschaft, der Entleerer der Wohnungen, der Bevölkerer der Gräber und sie zur Barmherzigkeit Allah's, des über Alles Erhabenen, eingingen."

Man nennt eine Geschichte, welche in dieser Weise den Rahmen für eine Anzahl anderer bildet, die Rahmenerzählung des Ganzen. Die unsrige hat ihres eigenen stofflichen Interesses wegen, wie man weiß, Ariosto in das Blumen-

gewinde seines großen Epos hineingewirkt[1]); von den zahlreichen anderen, welche innerhalb des Rahmens Platz gefunden haben, sind die ersten — ein gutes halbes Dutzend etwa — überall, bis auf kleine Abweichungen in der Reihenfolge, in den mir bekannten Exemplaren identisch. Dann aber hört die Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Handschriften auf: nicht bloß die Anordnung der Geschichten und ihre Vertheilung auf die einzelnen Nächte ist überall verschieden, sondern auch in Bezug auf den Stoff selbst gehen die vorliegenden Texte vollständig auseinander. Ich halte von den umfangreichen Erzählungen (auf die vielfach eingestreuten kürzeren Anekdoten, Schwänke u. dergl. können wir uns hier nicht näher einlassen) jedenfalls für alt — nächst jenen ersten, aller Welt geläufigen Geschichten vom Kaufmann und Geist, Fischer und Geist, den Fräulein von Bagdad mit den in Bettlergestalt auftretenden Königssöhnen, den drei Aepfeln, Schemseddin und Nureddîn, dem Buckligen nebst den Erzählungen des geschwätzigen Barbiers und ein paar andern — ich halte außer diesen für alt Mohammed Al-Keslân, den Faulpelz, das Zauberpferd, die eherne Stadt, Nureddin und Enîs, Dschaudhar den Schatzfinder, Hassan von Baßra und die Prinzessin der Inseln Wak-Wak, Gulnare die Seefrau mit ihrem Sohne Bedr Bâßim, Chalife den Fischer, ferner Abdallah vom Lande und Abdallah aus der See, Aladdin und die Wunderlampe, Abdallah (dessen Geschichte Chamisso in Verse gebracht hat), No'omân und sein Roß, Hassan den Seiler, Ali Baba und die vierzig Räuber, das salomonische Urtheil des klugen Knaben gegen den betrügerischen Kaufmann von Bagdad, sowie den Chalifen Harun als Albondokâni; dazu einige der in ihrer Art einander so ähnlich sehenden Liebesgeschichten wie Asis und Assise; endlich jedenfalls auch die berühmten sieben Reisen Sindbad's des Seefahrers. Dagegen liegt es auf der Hand, daß solche Erzählungen, die sonst auch in weiter ausgeführter Gestalt als selbständige Volksbücher neben der 1001 Nacht existiren, wie die Abenteuer des Sultans Beibars und des südarabischen Helden Sseif Dhul-Jesen, erst nachträglich aus einem der bereits erwähnten Gründe in unsere Sammlung eingedrungen sind; dasselbe wird für ein paar andere, wenngleich nicht ganz so junge gelten, wie die in sich abgeschlossenen Cyclen der sieben und der zehn Wesire und die Fabelsammlung von Kal'âd und Schimâs, nicht minder für eine Anzahl von einzelnen Stücken, die nachweislich zu Unrecht erst bei europäischen Uebersetzern aus persischen oder türkischen Quellen Aufnahme gefunden haben. Läßt man aber von diesen nur die jüngsten, ohne Mühe von der Hauptmasse zu trennenden Anhängsel bei Seite, so ist man, welcher Handschrift man auch folgen möge, überrascht, in jedem Falle trotz aller einzelnen Verschiedenheiten ein Ganzes vor sich zu haben, das im Geiste der Weltauffassung, im Tone der Erzählung, in der Art der Denk- und Redeweise der handelnden Personen, endlich aber auch in dem geschilderten Gesellschaftszustande vollkommen einheitlich ist. Vergegenwärtigen wir uns, worin das Charakteristische dieses Ganzen besteht: wir werden damit uns über die Gründe klar werden, die es uns, auch über die Kinderjahre hinaus[2]), so überaus anziehend

[1]) Orlando furioso, Canto XXVIII.

[2]) Vergl. de Goeje S. 1.

erscheinen lassen, gleichzeitig aber Anhaltspunkte gewinnen, aus denen wir Ort und Zeit der Entstehung dieses Proteus unter den Büchern einigermaßen bestimmen können.

II.

Die Weltauffassung der 1001 Nacht ist durch und durch mohammedanisch. Mögen die berichteten Ereignisse nach Westafrika, nach Südfrankreich, nach Kairo oder Bagdad, nach Indien, China oder Japan verlegt werden, die Handelnden zeigen sich durchweg als rechtgläubige Mohammedaner, die sich in den schlimmsten Lagen unter der Leitung des allmächtigen Gottes wissen, dessen Schicksalsbestimmungen mit demüthiger Ergebung hinnehmen, an die Sittengesetze des Islams sich gebunden fühlen. Derselbe Geist läßt sich in der stillschweigenden Beurtheilung der Handlungen verspüren, welche in der Art und dem Ausgange der Ereignisse enthalten ist. Natürlich ist das Sittlichkeitsideal, welches hier zu Grunde liegt, von dem christlichen häufig ebenso verschieden, wie von den volksmäßigen Anschauungen, die in abendländischen Märchen zu Tage treten. Wenn die letzteren gelegentlich den alten Satz erläutern, daß die Dummen Glück haben, kommt in den 1001 Nacht dasselbe den Faulpelzen zu, die keineswegs mit der Ironie behandelt werden, wie etwa in Grimm's Frieder und Katherlieschen: das Nichtsthun erscheint dem Mohammedaner unter Umständen als ein Ausfluß unbedingten Vertrauens in die väterliche Fürsorge des Schöpfers, und so werden Mohammed Al-Keslân wie Aladdin, der Besitzer der Wunderlampe, beinahe ohne jeden Ausdruck der Mißbilligung als Musterfaulpelze geschildert; und nicht minder gilt es z. B. als erlaubt, ja selbstverständlich, daß ein vorsichtiger Mann, der einer fremden Person mit Mißtrauen begegnen zu müssen glaubt, dieselbe mit der gleichen naiven Virtuosität anlügen darf, durch welche der göttliche Odysseus sogar Pallas Athene zu bewundernder Anerkennung fortreißt. In der Hauptsache weicht doch, wie noch heute ein rechtschaffener Mohammedaner einem rechtschaffenen Christen ähnlicher zu handeln pflegt, als Beide wohl in der Regel meinen, die Moral der 1001 Nacht von derjenigen eines anständigen Europäers wenig ab; ein Fall, wie der des Sindbad, welcher nicht bloß, wo es die Rettung des eignen Lebens gilt, sondern auch nachher aus bloßer Habsucht die mit ihren Kostbarkeiten in die Höhle des Todes hinabgesenkten Menschen umbringt, statt ihnen das ihm durch einen Zufall offenbarte Geheimniß des Entkommens mitzutheilen, ist durchaus vereinzelt. Um so bestimmter mohammedanisch ist wieder der Ton, in welchem der Erzähler wie seine Personen sprechen: da fehlt es nirgends an den frommen Wendungen, mit welchen jeder gute Muslim auch die alltäglichste Rede spickt, nirgends aber auch an der Vorliebe für nicht mehr zweideutig zu nennende Schilderungen und Witze, von welcher wenige Mohammedaner frei sind, und die uns selbst dann schwer erträglich dünkt, wenn wir uns vor Augen halten, daß abgesehen von der in Wirklichkeit doch immer nur von wenigen Reichen geübten Vielweiberei die Araber und Türken in ihren Handlungen es mit dem sechsten Gebote bei Weitem genauer nehmen, als vielfach bei den Christen üblich ist. Der Ton der Erzählung ist einfach und echt volksmäßig; wenn auch viel breiter, als in den Märchen unseres schweigsamen Nordens, ermüdet er doch nicht eben häufig, wenigstens in den echten alten Bestandtheilen. Die meisterhafte Genauigkeit in der Beobachtung und die classische

Treue in der Darstellung bestimmter Typen des Volkslebens, welche den namenlosen Schöpfern volksmäßiger Erzählungen überall fast mehr eignet als den größten Dichtern, bewundern wir auch an dieser Stelle: etwas Schöneres als den Barbier, der hintereinander sieben lange Geschichten in einem Athem erzählt und sich dann noch seiner Schweigsamkeit rühmt, hat keine Literatur der Welt aufzuweisen; und nicht minder aus dem Leben gegriffen ist die Art, wie der auf Veranstaltung des Harûn Er-Raschîd sich plötzlich als Chalifen begrüßt sehende Abul-Hassan, auch nachdem er sich in seine Würde gefunden hat, fortwährend aus der Rolle fällt, die goldenen Pantoffeln in die Tasche steckt, statt sie anzuziehen, seiner Mutter Geschenke schickt und vor Allem den Imâm und die Vorsteher der Moschee, die ihm als Abul-Hassan wegen religionswidrigen Weintrinkens Kirchenbuße auferlegt hatten, tüchtig durchprügeln läßt; oder jene herrliche Charakteristik des Faulpelzes, der von sich sagt: „Ich war so träge, daß, wenn ich in der warmen Jahreszeit (man denke, im heißesten Orient!) irgendwo herumlag und die Sonne auf mich kam, ich mir nicht die Mühe nehmen mochte, mich in den Schatten zu wälzen." Was aber den Reiz dieser Darstellungsweise für uns Abendländer erhöht, das ist die orientalische Gewohnheit, die Rede mit lehrhaften Sprüchen zu schmücken und häufig in das Gewand eines charakteristischen Bildes zu kleiden. Wie unübertrefflich ist der Ausdruck des gläubigen Vertrauens in dem Worte eines Armen: „Er, welcher den Mund offen geschaffen, hat es auch übernommen, ihm Nahrung zuzuwenden"; wie reizend naiv jene Beschreibung des Wiedersehens eines Liebespaares: „Sie umarmten sich, schmausten und tranken, sangen und erzählten sich hübsche Geschichten, bis sie in dem Meere ihrer Liebe ertranken"; wie wundervoll, wenn man sich auf den Standpunkt eines judenfeindlichen Arabers versetzt, die Schilderung eines Schwindlers: „Es war, als wenn seine Schläfen aus Felsen gehauen oder aus der Schwelle einer Judensynagoge zurechtgezimmert wären;" wie treffend der Ausdruck eines Vorwurfs: „Habe ich Dir gesagt, das Brot zu rösten oder es zu verbrennen?", und wie unbewußt humoristisch die Vorstellung: „Er ritt in die Stadt in einem Aufzuge ein, dessen Pracht die Gallenblase eines Löwen hätte zum Bersten bringen können." Mir fehlt der Raum, diese Beispiele zu vermehren; betonen muß ich aber noch ausdrücklich, daß eben der unbeabsichtigte Humor, der sich in ihnen zeigt, dem Originale auch sonst viel häufiger eignet, als in den Uebersetzungen und besonders in den verbreiteten Auszügen aus diesen zu Tage tritt. Die Neigung des Arabers zu Witz und Spott, andererseits die gravitätische Art, der er sich befleißigt, bringen übrigens nicht selten Aeußerungen zu Wege, die uns wenigstens als humoristisch erscheinen, mögen sie auch eigentlich anders gemeint sein. So berührt es uns im höchsten Grade komisch, wenn Jemand zu einem Gaste, welcher über die von der Sitte bestimmte Frist auf einer Hochzeit geblieben ist, sagt: „O Herr, du hast uns durch deine Gesellschaft heute Abend glücklich gemacht und mit Güte überhäuft; weshalb aber stehst du jetzt nicht auf, und gehst nach Hause, bevor man dich hinauswirft?" — Beabsichtigt aber, darum indes nicht weniger unwiderstehlich ist die Komik, die so häufig in den Situationen liegt. Wer sich bei der Geschichte von dem Buckligen, der an einer Gräte erstickt scheint und nun von dem Schneider, bei dessen Mahl ihm der Unfall zustieß, aus Furcht vor der

Polizei in das Haus eines jüdischen Arztes praktizirt, von diesem in den Hof von des Sultans Küchenmeister geschafft, dann an einer Straßenecke von einem betrunkenen Christen umgerannt wird, worauf es diesem an den Kragen geht und nun ein edler Wettstreit zwischen allen Vieren entsteht, deren Jeder ihn umgebracht zu haben behauptet, bis sich schließlich ergibt, daß er überhaupt gar nicht todt ist — wer sich bei dieser Geschichte des Lachens enthalten kann, dem ist einfach nicht zu helfen. Weniger drastisch, aber nicht minder erfreulich wirkt häufig das Sinnreiche in der Erfindung, für das ich nur an das reizende salomonische Urtheil erinnere, durch welches ein Kind die Schuld des betrügerischen Kaufmanns von Bagdad erweist.

Sind die im Vorstehenden gerühmten Vorzüge nur zum Theil auf die eigenthümliche Geistesart des arabischen Volkes zurückzuführen, zum anderen bei allen begabteren Nationen wiederzufinden, so erscheinen dagegen echt arabisch die Personen, das Kostüm und die gesellschaftlichen Zustände, welche in den 1001 Nacht zur Schilderung gelangen. Von dem allmächtigen, häufig gescheiten, immer launenhaften und willkürlichen, nicht selten leidenschaftlichen, ja grausamen Chalifen oder Sultan und seinem erfahrenen und klugen, daneben aber nur zu leicht falschen und intriganten Wesir bis hinab zu den kleinen Leuten, Handwerkern und Bettlern sind es die unverkennbaren Typen der arabischen Gesellschaft, wie sie uns in den Geschichtschreibern des Mittelalters kaum wesentlich anders entgegentritt, als sie noch vor ein paar Jahrzehnten von europäischen Reisenden z. B. in Kairo gefunden und geschildert[1]) worden ist. Ich kann es natürlich an dieser Stelle nicht unternehmen, eine Charakteristik dieser Gesellschaft von Außen und Innen zu geben; nur wenige Punkte, die für unsere weitere Betrachtung von entscheidender Wichtigkeit sind, darf ich hervorheben, indem ich mich im Uebrigen darauf verlasse, daß eine ungefähre Erinnerung an die Art dieser Leute eben aus der Lectüre der Märchen selbst bei dem Leser vorhanden ist. Wenn wir uns die Personen, welche handelnd eingeführt werden, im Einzelnen betrachten, so fällt uns auf den ersten Blick ein durchgreifender Unterschied von unseren deutschen Märchen ins Auge. Dieser Heimath ist das Dorf, neben den in jedem Märchen unerläßlichen Königssöhnen u. s. w. der Landmann ihre wichtigste Figur, wie sie in dem Kreise der Landleute von den Brüdern Grimm gesammelt sind. Die Geschichten der 1001 Nacht haben noch heute ihr Publicum in den Stadtbewohnern; Kaufleute und Gewerbetreibende sind es, welche auf der Straße und in den Kaffeehäusern dem Vortrage der Erzähler lauschen: und Kaufleute und Handwerker spielen dem entsprechend auch in den Erzählungen selbst die Hauptrolle. Kaum daß ein Bauer anders denn als ganz episodische Figur überhaupt vorkommt; auch der beduinische Nomade greift nur gelegentlich als Räuber ein; nächst den Chalifen, Harûn Er-Raschîd an der Spitze, den Sultanen und ihrem Zubehör von Prinzen und Prinzessinnen, Wesiren — unter ihnen vor Allen dem berühmten

[1]) Vor Allen von Lane, An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians. 5th Edition. 2 voll. London, 1871. 8.

Dscha'afar aus dem Hause der Barmekiden — von Beamten, Kriegstruppen, Sklaven und Sklavinnen, tritt am häufigsten der Kaufmann, insbesondere der Händler mit kostbaren Gewändern und der Juwelier auf, demnächst der Gewerbtreibende, Schneider, Schuster, Bäcker, Schlächter, Färber, Lastträger, besonders häufig aus stofflichen Gründen der Fischer, dessen Wohnort aber, wie der Schauplatz der meisten Vorgänge selbst, ohne Ausnahme die Stadt ist; und zwar die Großstadt, in welcher es neben dem anständigen Publicum auch an zweifelhaften Existenzen verschiedener Art, insbesondere an Schwindlern und Dieben so wenig mangelt, wie an einer nicht immer glücklichen, aber summarischen Polizei und einer leider sehr bedenklichen Justiz. Aber es ist ein vor Allem auch seefahrendes Geschlecht, dessen Thun und Treiben uns geschildert wird; selten in der Karawane, bei Weitem häufiger auf dem Schiffe unternimmt der wagende Händler seine Reisen, deren wunderbare Abenteuer reichen Stoff für die Erzählung zu liefern bestimmt sind.

Neben dieses menschliche Personal tritt nun das übermenschliche, nicht weniger mit jenem zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen, als die Zwerge, Feen und Hexen in unseren Märchen mit den Menschen vollkommen auf eine Linie gestellt sind. Das stete Hineinragen des Wunderbaren in die Geschichten der 1001 Nacht hat die populäre Bezeichnung derselben als „Märchen" veranlaßt, obwohl nur wenige derselben in unserem Sinne als Märchen bezeichnet werden können; lediglich insofern diese Novellen und Aventüren rein volksmäßige Erzählungen sind, dürfen wir sie eigentlich mit unseren Märchen vergleichen. Denn obwohl der Reiz des Wunderbaren den beiden gemeinsam ist, so hat er für den Araber doch eine andere Bedeutung. Jeder gute Mohammedaner glaubt an Wunder, die auch in der Gegenwart täglich sich ereignen; ja die Zahl derer, welche selbst Wunder erlebt, Gespenster gesehen zu haben glauben, ist z. B. im heutigen Aegypten gar nicht gering. So ist dem Orientalen eine solche Geschichte ebenso möglich, ja wirklich, wie unseren Kindern ihre Märchen wahre Begebenheiten vorstellen; er hat es nicht wie ein aufgeklärter Europäer nöthig, sich erst durch Reflexion in den Wunderglauben hineinzuversetzen; er genießt also die wunderbare Geschichte nicht, wie wir ein Märchen, sondern wie wir etwa eine Novelle oder einen Roman genießen, wobei er den Vortheil hat, daß der übernatürliche Apparat ihm eine weit größere Fülle von Ereignissen und Abwechselungen sichert, als ein abendländischer Schriftsteller ohne Unwahrscheinlichkeiten so leicht zusammenbringt. Natürlich können wir ihm das nicht nachempfinden: dies der Grund, wenn die in eine ganze Hierarchie von Satanen, On's, Afriten und gewöhnlichen Dschinnen geordneten guten und bösen Geister, die unter einander lange nicht so charakteristisch verschieden sind, wie die übernatürlichen Wesen unseres Volksglaubens, von allen handelnd eingeführten Gestalten der 1001 Nacht uns am wenigsten interessiren, ja hier und da fast langweilig werden. Aber wie sie sind, tragen auch sie durchaus den mohammedanischen, ja den specifisch arabischen Charakter: die guten sind gläubige Muslime, und die häufige Form ihres Auftretens, das aus einem Rauche sich Verdichten oder aus einer Staubwolke Hervortreten verräth noch ihren Ursprung aus den verderblichen Sandstürmen des Wüstenwindes, des Sjamûm, der bis auf diesen Tag

dem Araber der Träger böser Dschinnen ist[1]). Nicht weniger zeigt die Art ihrer Betheiligung an den Vorgängen einen echt mohammedanischen Charakter: sie gehorchen magischen Worten, Zeichen und Talismanen, wie diese, wohl schon aus den Zeiten des alten Ninive und Babel, in die jüdische und mohammedanische Ueberlieferung eingedrungen sind; vor Allen Salomo gilt auch hier als von Allah eingesetzter Gebieter der Geister, wie er schon im Korane vorkommt, und sein Ring und Siegel gewähren dem glücklichen Besitzer die gleiche Macht. Es ist ein feststehendes Kennzeichen dieser arabisch-mohammedanischen Zauberwelt, daß immer ein äußeres Mittel da sein muß, eben der Talisman, der nur in bestimmten Fällen durch eine symbolische Handlung oder eine Formel ersetzt werden kann, um den Geist zu beherrschen, welcher verlangte Dienste leistet, oder um direct Zauberwirkungen hervorzurufen: ein einfaches Verwünschen, wie bei Indern und Germanen, gibt es nicht.

Ich wiederhole, es ist ein in Allem, was den Geist der Erzählungen und die Art der in ihnen auftretenden Personen angeht, durchaus gleichartiges Ganzes, das wir in diesen Geschichten vor uns haben. Um so verschiedener, wenn auch jenem Geiste nie direct widersprechend, sind die Stoffe, welche in der 1001 Nacht zur Darstellung kommen, zum Theil auch die Art, in welcher sie eingeführt werden. Um zunächst den letzteren Punkt vorwegzunehmen, so fällt sofort eins auf: nur im Anfange wird mit der Form der Rahmenerzählung in der Weise Ernst gemacht, daß ein organischer Zusammenhang zwischen ihr und den folgenden Geschichten besteht, und daß auch diese nicht ohne Kunst so gruppirt werden, daß immer die in der einen handelnd erscheinenden Personen aus irgend einem Grunde darauf kommen, die andere sich zu erzählen — die Geschichten werden, wie man das zu nennen pflegt, in einander eingeschachtelt, so daß sie nicht einzeln, sondern stets in Cyclen zum Vortrag kommen. Weiterhin, und immer mehr, je stärker die verschiedenen Handschriften dem Inhalte nach auseinandergehen, geschieht dies seltener, und wo noch größere Cyclen mit Einschachtelung vorkommen, liegt mehrfach der Verdacht oder die Gewißheit vor, daß diese, vielleicht unter Verdrängung älterer Bestandtheile, erst nachträglich eingeschoben sind: so bestimmt die Kreise des Beibars, Sseif Dhul-Jesen, Kal'âd und Schimâs, wahrscheinlich auch die der sieben und der zehn Wesire. Man hat den Eindruck, daß entweder durch diese Einschiebungen der einst mit Kunst festgehaltene und durchgeführte Rahmen gesprengt, oder daß ein ursprünglich weniger umfangreiches Ganzes durch kunstlose Einfügung neuer Bestandtheile unverhältnißmäßig erweitert ist. Mit Recht ist von einem berühmten Gelehrten betont worden, daß die Zahl 1001 nicht mit Nothwendigkeit wörtlich genommen zu werden braucht, sondern sehr wohl im Anfang nur ein Ausdruck für eine unbestimmte größere Zahl überhaupt gewesen sein kann: ein Theil der Handschriften hat gar nicht die Eintheilung in 1001 einzelne Nächte, und mir sind keine zwei bekannt, welche in dieser Eintheilung vollkommen übereinstimmten. Hiermit nun Hand in Hand geht die Verschiedenheit der Stoffe. Sehr bestimmt heben sich hier gewisse Partien ab, die sich selbst als historische Anekdoten, seltener aus dem arabischen Heidenthum

[1]) Das Gedicht Victor Hugo's Les Djinns (in den Orientales) gibt in dieser Beziehung den Volksglauben der Beduinen ganz richtig wieder.

und der Omajjadenzeit, meist aus der Periode der Abbassidenchalifen, einführen, mehrfach nachweisbar aus älteren Historikern entnommen und gewissermaßen als Füllsel zwischen die dem Scheine nach frei erfundenen größeren Erzählungen eingeschoben sind; nicht minder bestimmt eine Anzahl von sonstigen Anekdoten, Schelmengeschichten, Heiligenlegenden und auch von Fabeln, letztere allerdings meist solchen Partien angehörig, die uns eben schon aus anderem Grunde als spätere Einschiebungen verdächtig wurden. Dann haben wir ein paar größere Cyclen, wie Adschîb und Garîb und Omar En-No'omân, die allerhand Kriegsabenteuer, wenn auch untermischt mit anders gearteten Stücken, enthalten, ohne doch auch nur eine Anknüpfung an wirkliche geschichtliche Ereignisse aufzuweisen; dann die zahlreichen Liebesgeschichten, von denen einige ebenfalls aus gelegentlich von den Geschichtschreibern der Abbassiden berichteten Hofintriguen u. dgl. entstanden scheinen, während die Mehrzahl allerdings Schöpfungen der Phantasie und als solche von dem Elemente des Wunderbaren mehr oder weniger reichlich durchsetzt sind. Eben dieses Element des Wunderbaren und Abenteuerlichen herrscht in einer Weise, daß neben ihm das Motiv der Liebe vollständig in den Hintergrund tritt, in einer anderen Reihe vor, die wir zum Theil als Reiseromane bezeichnen können: der Magnetberg des Adschîb und die sieben Fahrten Sindbads sind ihre Hauptvertreter, daneben, ohne das Reisemotiv, Aladdin mit seiner Wunderlampe, die eherne Stadt u. A. m. Dann wieder finden sich Cyclen, in welchen eine bestimmte allgemeine Maxime gewissermaßen das Thema bildet, das in verschiedenartigen Beispielen erläutert wird: so der lästerliche Satz, daß alle Frauen eigentlich nichts taugen und vor Weiberlist Jedermann fortwährend auf der Hut zu sein habe, in den sieben Wesiren. Lehrhaft in anderem Sinne sind die in Heikar's Geschichte eingeflochtenen Lebensregeln, wie deren auch sonst an ein paar Stellen, wo sterbende Väter ihren Söhnen die letzten Ermahnungen zu Theil werden lassen, Aufnahme gefunden haben. Endlich aber — und für uns sind das die anziehendsten von allen — haben wir eine Anzahl von Geschichten, welche uns Genrebilder aus den verschiedenen Kreisen der Großstadt, meist unter Beimischung eines oder des anderen der bisher erwähnten Elemente, vorführen und nicht weniger durch die bereits hervorgehobene Schärfe der Beobachtung und die charakteristische Treue der Darstellung, als vielfach durch die sinnreiche Erfindung der zu Grunde liegenden Verwicklungen sich auszeichnen: dahin gehören die schon genannten Abul-Hassan der Schläfer, der Bucklige, der kleine Salomo; dazu der Schuhflicker Maarûf mit seiner zänkischen Frau, die Alexandriner Abu Sîr und Abu Kîr (zwei der spätesten, aber nicht schlechtesten dieser Sittenbilder), Hassan der Seiler u. s. w.

Auch in diesen Stoffen — ich habe nur die hauptsächlichsten aus der unendlichen bunten Reihe hervorgehoben — ist nichts, was irgendwie dem mohammedanisch-arabischen Charakter des Ganzen widerspräche. Und doch ist ein großer Theil der eigentlichen Motive — sehen wir auf den eigentlichen Kern der werthvolleren Geschichten, der größte Theil — fremdes Gut. Von der Scheherasâde selbst wissen wir jetzt[1]), daß sie Niemand anders ist, als die aus dem Alten

[2]) In der That muß nach einer kürzlich gemachten, geradezu brillanten Entdeckung de Goeje's (a. a. O. S. 4) Scheherasâde für dieselbe Person gelten, die uns als die Esther des gleichnamigen

Testamente uns wohlbekannte Esther, die von einer altpersischen Sage aus ihren Weg in die Bücher Israel's wie Ismael's gefunden hat, und dem Buche Tobias entstammt der weise Heikar. Mehr noch; im Pantschatantra, einer nicht später, vielleicht aber erheblich früher als im fünften Jahrhundert nach Christus auf indischem Boden in der Sanskritsprache aufgezeichneten Sammlung von Erzählungen, die ursprünglich einen Fürstenspiegel zu bilden bestimmt war, zum Theil auch in anderen indischen Geschichtsbüchern begegnen uns eine so große Anzahl von Gestalten und Begebenheiten, die mit solchen der 1001 Nacht handgreiflich identisch sind — ich nenne gleich die zweite Hälfte und eine weitere Episode der Rahmenerzählung, ferner Fischer und Geist, die verbotene Thür in der Erzählung des dritten Einäugigen in den Damen von Bagdad, das Zauberpferd, die Vogelhülle der Jungfrau, die Schelmengeschichte vom gestohlenen Esel, den unheilstiftenden Apfel, Maarûf von Kairo[1]) — daß jede Annahme eines zufälligen Zusammentreffens, wie es ja bisweilen in höchst merkwürdiger Weise stattfindet[2]), ausgeschlossen erscheint. Ist es aber sehr unwahrscheinlich, daß ein Zusammenhang zwischen einem vor dem 6. Jahrhundert in Indien und einem, wie wir sehen werden, im 15. Jahrhundert in Aegypten abgefaßten Werke anders erklärt werden könnte, als daß ersteres direct oder indirect die Quelle des letzteren geworden ist, so haben eben die Araber einen Theil des Materiales, und nicht den schlechtesten, von den Indern und Persern entlehnt. Aber nicht bloß von diesen. Wem, der Sindbad's Abenteuer gelesen hat, wäre bei der Geschichte von dem riesigen Menschenfresser, welcher die Gefährten Sindbad's einen nach dem anderen zu verspeisen beginnt, dann aber von dem klugen Manne geblendet wird, nicht Odysseus in der Höhle des Polyphem eingefallen? Ich will dahingestellt sein lassen, ob die äußerliche Aehnlichkeit des Namens, welchen Sindbad's Gegner in einer Handschrift führt, mit dem Klange des Wortes Polyphemos nicht eine zufällige ist; aber die Uebereinstimmung zwischen dem Berichte Homer's und der Erzählung Sindbad's erstreckt sich auf so viele einzelne Züge, daß auch hier an einen bloßen Zufall nicht geglaubt werden kann. Nun ist es zwar sehr unwahrscheinlich, daß vom Homer etwas Anderes als der Name und höchstens ein vereinzelter Vers aus einer griechischen Spruchsammlung zu den Arabern gekommen sein könnte; auch läßt sich die Möglichkeit nicht leugnen, daß eine uralte Schiffersage des Orients beiden Erzählungen zu Grunde liegt[3]). Aber auch diese kann nach Allem, was wir wissen, nur indischen Ursprungs gewesen sein, und indischen Ursprungs sind ohne jeden Zweifel eine ganze Reihe der sonstigen aben-

alttestamentlichen Buches vertraut ist; beide Versionen gehen auf eine altpersische Ueberlieferung zurück. Ich finde die Identification, die sich auf die gewichtigsten Gründe stützt, schlagend; daß auch ein Kenner des Alten Testamentes, wie Kuenen, sie anerkennt (Hist.-Crit.-Onderzoek, 2. druk, I Anhang; nach einer persönlichen Mittheilung de Goeje's), würde meine letzten Zweifel, wenn ich solche hegte, beseitigen. — Heikar fehlt in der lutherischen Uebersetzung des Tobias, nicht aber in einigen der Urtexte des Buches.

[1]) Vergl. Benfey, Pantschatantra I, 116. 154. 162. 173. 217. 264. 322. 357. 442. 454. 457. 460. 488. 495. 502. 521.

[2]) Vergl. z. B. meinen „Islam im Morgen- und Abendlande" (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, II, 4.) Bd. II, Berlin 1887, S. 64 Anm. 3; S. 65 Anm. 1.

[3]) S. Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876, S. 173.

teuerlichen Motive, welche in den Reisen Sindbad's so anziehend wirken, aber schon in dem sogenannten Pseudo-Kallisthenes, einer märchenhaften Geschichte Alexanders des Großen in griechischer Sprache etwa aus dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, vorkommen[1]). Was nun, so fragen wir, ist das für ein Zusammenhang, der uns den alten Homer und Alexander, der uns andererseits den noch heute lebendigen Domraben von Merseburg in arabischen Märchen des Mittelalters wiederfinden läßt? — Die Antwort auf diese Frage soll den Schluß unserer heutigen Betrachtung bilden.

III.

Ex Oriente lux — aus dem Osten das Licht — ist der alte Satz, der für uns nicht bloß, weil wir uns Christen nennen, Geltung hat. Aus dem Osten stammt unsere Schrift, welche die Griechen zuerst von den klugen phönizischen Kaufleuten lernten, als diese überall von Sidon und Tyrus bis an die Säulen des Herkules ihre Factoreien hatten, wie heute die Engländer rund um die Erdkugel. Aus dem Osten stammt die Eintheilung des Jahres in Monde und Wochen, des Tages in vierundzwanzig Stunden, der Stunde in sechszig Minuten, welche tausende von Jahren vor Christi Geburt chaldäische Sterndeuter festgestellt haben. Der Greif, welcher das Wappenthier meiner Heimathstadt Stettin darstellt, stammt, wieder durch griechische Vermittlung, von den steinernen Ungethümen, welche die alten Assyrer als Pfortenhüter ihrer Tempel und Königspaläste aufzustellen pflegten; und jede Statue, die wir einem verdienten Manne setzen, geht durch dieselbe griechische Vermittlung auf die Kunst des alten Orientes zurück. Ob auch die phönizischen Kaufleute schwerlich selbst bis Indien vorgedrungen sein mögen, die Erzeugnisse Indiens fanden ihren Weg über die Südküste Arabiens an das Mittelmeer; der hebräische Name des Affen ist ein indisches Wort, und wie die Worte können auch die Sagen des alten Indiens von einem Kaufmann dem anderen berichtet sein, bis die Geschichte von dem schlauen „Niemand" und dem Menschenfresser zu den Phönikern und von diesen, die zu Homer's Zeiten in stetem Verkehre mit den Griechen waren, zu den letzteren gewandert ist. Ein Jahrhundert folgte dem andern, bis Alexander der Große durch die Kraft des im vollen Mannesalter allen Völkern vorangeeilten Griechenthums sich den Orient bis nach Indien hinein unterwarf. Sein früher Tod ließ sein Riesenreich in Stücke zerfallen: aber zwei Jahrhunderte ungefähr bestanden an der Grenze zwischen Persien und Indien, Theile beider Länder umfassend, halbgriechische Staaten, von deren Geschichte wir so gut wie nichts wissen, die aber naturgemäß Beziehungen nach Ost und West unterhalten haben müssen: hier wird sich jener Uebergang indischer Anschauungen und Ueberlieferungen nach dem Westen vollzogen haben, dem wir die Berichte des Pseudo-Kallisthenes verdanken; nicht weniger aber muß hier auch der Punkt gewesen sein, an welchem griechische Elemente den Eingang nach Indien gefunden haben — äsopischen Fabeln begegnen wir sicher in der späteren indischen Literatur, und auch im Drama der Inder hat man griechische Einflüsse wirksam finden können. Die griechischen Reiche Persiens gingen zu Grunde: aber nicht ganz ließen sich die Spuren von

[1]) S. Rohde S. 180 ff.

Alexanders Herrschertritt verwischen. Nicht die Partherkönige, deren einer sich eben von griechischen Schauspielern eine Tragödie des Euripides vorspielen ließ, als ihm die Nachricht von der Niederlage der Römer unter Crassus zuging, noch auch die Sassaniden, denen fleißige Syrer die Ergebnisse griechischer Wissenschaft vermittelten, konnten sich den Einflüssen des überallhin greifenden Hellenismus entziehen, und ebensowenig fehlte es in dem Perserreiche an buddhistischen Wanderern, die von Indien aus mancherlei fremde Lehre in das Gebiet Zoroasters trugen, deren Wirkung noch unter der arabischen Herrschaft lange genug fortdauerte. Und mit der buddhistischen Lehre drangen hier, und zwar massenhaft, indische Literaturerzeugnisse ein, vor allen Erzählungen und Märchen, nicht allein dem Stoffe nach, sondern auch die charakteristische Form der Schachtelgeschichte wahrend. Eine erhebliche Anzahl solcher Schriften muß in mittelpersischer Sprache vorhanden gewesen sein, als Mohammed's Nachfolger, die ersten Chalifen, den Sturm der arabisch-islamischen Eroberungskriege gegen das Sassanidenreich entfesselten. Es brach unter ihm zusammen — wie es aber zu geschehen pflegt, wenn ein uncivilisirtes Volk sich ein gebildeteres unterwirft: rasch genug, und besonders, als nach dem Sturze des Omajjadenchalifates die Abbassiden im J. 766 das auf altpersischem Boden gelegene Bagdad zur Hauptstadt ihres Weltreiches machten, nahmen die Araber von den Persern mancherlei Sitten und Gebräuche an, eigneten sich aber daneben durch Uebersetzung in das Arabische auch wenigstens einen Theil desjenigen persischen Schriftthums zu, das in religiöser Beziehung keinen directen Anstoß gab. Die Stelle, an welcher diese Aneignung stattfand, war nachweislich das Land des Tigris mit der Residenz Bagdad und ihrem großen Hafen Baßra am persischen Meerbusen. Bagdad aber und Baßra sind es, die in der verhältnißmäßig größten Anzahl der Erzählungen der 1001 Nacht, sofern sie nicht in allerhand unbestimmte Gegenden, wie Indien und China, verlegt sind, als Schauplatz der Begebenheiten erscheinen. Erfahren wir nun durch ein etwa aus dem Jahre 990 stammendes Bücherverzeichniß, daß man um diese Zeit in Bagdad eine aus dem Persischen übersetzte Sammlung von Erzählungen unter dem Namen „Die tausend Geschichten" kannte, und fügt der Urheber des Verzeichnisses über den Inhalt derselben einige Notizen hinzu, welche genau den Namen und fast genau die Geschichte der Scheherasade enthalten, wie sie in der Einleitung zu unserer 1001 Nacht wiederkehren, so scheint es zweifellos, daß wir bereits hier wenigstens den Kern des in seinen einzelnen Bestandtheilen seitdem möglicherweise stark veränderten Buches der 1001 Nacht vor uns haben. Nun halten wir Alles für klar: man weiß, daß in den Kreuzzügen, wie zur Zeit des Nebeneinanderlebens von Christen und Mohammedanern in Spanien, bei der fortdauernden unmittelbaren Berührung von Morgen- und Abendland der mannigfachste Austausch in materieller wie in geistiger Beziehung zwischen Europa und der Levante stattgefunden hat — daher also das Eindringen von Motiven und ganzen Erzählungen aus der 1001 Nacht wie aus anderen orientalischen Geschichtsbüchern in die europäischen Literaturen des Westens: die slawischen Völker, bei denen solche ebenfalls in nicht geringer Anzahl wiederkehren, werden sie von Rußland aus empfangen haben, wo das Mongolenreich der sogenannten Goldenen Horde ebenfalls über zweihundert Jahre lang die Muslime und Christen zusammenhausen

ließ, und die Reste desselben bekanntlich noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein die islamischen Ueberlieferungen lebendig erhielten[1]).

Nunmehr wüßten wir also, wie der Merseburger Domrabe in die 1001 Nacht kommt, wenn nicht leider in unserer Entwicklung noch eine Lücke klaffte. Es ist im Vorhergehenden wiederholt betont worden, daß ein einheitlicher Charakter all den an sich so unendlich verschiedenen Erzählungen eigen ist, welche in den mannigfach auseinandergehenden Exemplaren unserer Sammlung vorkommen. Und dieser einheitliche Charakter, ja der Wortlaut einzelner, so viel ich weiß, überall gleich überlieferter Stellen in der 1001 Nacht weist uns auf eine viel spätere Zeit, als wir in unserem bisherigen historischen Ueberblick erreicht haben. Eine Thatsache genügt: in der Geschichte vom Fischer und Geist erscheinen die blauen, rothen, gelben und weißen Fische, die eigentlich verzauberte Menschen sind, als Repräsentanten der Christen, feueranbetenden Perser, Juden und Muslime — eine Verordnung aber des ägyptischen Mamlukensultans Nâßir, nach welcher nur die Muslime weiße, die Christen dagegen blaue, die Juden gelbe Turbane zu tragen hatten, stammt aus dem Jahre 1301, und da nach Aegypten die große Mehrzahl unserer Handschriften der 1001 Nacht ohnehin weist, so ist nicht zu bestreiten, daß erst einige, und vermuthlich geraume Zeit nach 1301 die Sammlung, zu deren echtesten Bestandtheilen die betreffende Geschichte gehört, und zwar in Aegypten, entstanden sein kann. Damit stimmt auch Alles, was oben[2]) über den Geist und Ton des Ganzen ausgeführt ist. Ich sehe natürlich ab von dem, was als gemeinsame Eigenthümlichkeit des mohammedanisch-arabischen Orients des Mittelalters — und dieses erstreckt sich dort bis auf den heutigen Tag — angesehen werden muß. Aber so ausgezeichnet paßt z. B. das Leben eines seefahrenden Handelsvolkes, welches in unserer 1001 Nacht mit einer nur auf Grund unmittelbarer Anschauung möglichen Wahrheit und Lebendigkeit geschildert wird, auf die Zeit der ägyptischen Mamlukensultane bis zur Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen und der nachher rasch erfolgenden Verdrängung der Aegypter aus der Stellung natürlicher Vermittler zwischen Indien und Südeuropa, welche der Herrlichkeit Kairo's und Alexandriens ein Ende machte — daß jene eine Thatsache mit den Farben der Fische hinreicht, den Abschluß der 1001 Nacht in einer Form, welche unseren Handschriften zu Grunde liegt, auf die spätere Mamlukenzeit, d. h. auf das 15. Jahrhundert, festzusetzen.

Doch es fehlt nicht an Gründen, welche den Versuch zur Vereinigung beider Annahmen, der eines Vorhandenseins des Kernes der 1001 Nacht im 10. und der eines freilich nur für den Augenblick giltigen Abschlusses im 15. Jahrhundert, zu wagen rathen. Wir haben nicht allein die Notiz eines ägyptisch-arabischen Schriftstellers, der um 1250 die „Tausend und Eine Nacht" als einen zu seiner Zeit allgemein bekannten Roman erwähnt, sondern noch eine dem Bagdader Bücherverzeichniß ziemlich gleichzeitige Mittheilung eines ebenfalls bagdadischen

---

[1]) Auf die bis heute fortdauernde Vertretung des Islams durch die sog. Tataren in den Gouvernements Orenburg und Kasan ist in dieser Beziehung kein Gewicht zu legen.

[2]) Vergl. oben S. 86 f.

Geschichtschreibers, welcher im Jahre 943 die „Tausend Erzählungen" als mit einem „Tausend und Eine Nacht" genannten Buche identisch erklärt, während er daneben als weitere Geschichtsbücher fremden Ursprungs das „Buch des Sindbad" (nicht die sieben Reisen der 1001 Nacht, sondern ein mit den sieben Wesiren identisches Werk) und das „Buch von Fersa und Simâs" (Kal'âd und Schimâs der 1001 Nacht) erwähnt. Danach stelle ich mir die Entwicklung unseres Werkes vor, wie folgt.

Aus indischen in das Persische übersetzten, und aus rein persischen Erzählungsstoffen hat, vermuthlich längere Zeit vor, spätestens im 10. Jahrhundert ein Perser, dem indischen Schachtelschema folgend, ein Sammelwerk zusammengestellt, welches ziemlich dieselbe Rahmenerzählung und eine Anzahl derselben weiteren Geschichten enthielt, die wir jetzt in der 1001 Nacht finden. Er nannte sein Buch auf gut Orientalisch „die 1000 Geschichten", obwohl es deren wohl kaum 100 enthielt. Da die Pointe der Rahmenerzählung in dem Hinüberspielen der Fortsetzung aus einer Nacht in die andere bestand, gewöhnte sich das Volk daran, es als 1000, und da die endgiltige Begnadigung der Scheherasâde vermuthlich früh in die 1001. Nacht verlegt wurde, als 1001 Nacht zu bezeichnen. Entweder schon der erste Sammler, oder aber Jemand, der später das Buch ins Arabische übersetzte, hatte nicht allein zu seinen indisch-persischen Geschichten andere, die ihm irgendwie bekannt geworden waren, hinzugefügt, sondern auch diejenigen unter allen, welche ihm zur Schilderung des zeitgenössischen Lebens Anlaß boten, oder eine solche ohne sein Zuthun bereits enthielten, auf Bagdad localisirt: daher die auffällige Erscheinung, daß in einer Geschichtensammlung, die uns aus Aegypten zugekommen ist, weit häufiger Bagdad und Baßra, als Kairo oder gar Alexandrien den Ort der Handlung bilden. Als Zeit aber, in welcher diese Geschichten spielen sollten, konnte für Einen, der vor dem Aufkommen der Seldschuken im 11. Jahrhundert schrieb, und dem es auf die Einführung eines mächtigen und glücklichen Herrschers — einen anderen gibt es in volksmäßiger Ueberlieferung selten — ankam, nur diejenige in Betracht kommen, welche dem Verfall des Abbassidenchalifates voranging. So ist Harûn Er-Raschîd zu der Ehre gekommen, der Musterfürst und eine der Hauptpersonen der 1001 Nacht zu werden, eine Ehre, die er an sich gar nicht verdient. Denn er war nach zuverlässigen Berichten ein nicht grade bösartiger, wenn auch nach Art der Abbassiden willkürlicher und launischer, dabei sehr von seiner Majestät überzeugter und doch keineswegs tüchtiger Herrscher, im Ganzen unbedeutender Natur, grade mit so viel Kraft, die herrliche Ministerfamilie der Barmekiden, in welcher sich der Ausgleich zwischen Arabern und Persern verkörpert hatte, aus Eifersucht zu vernichten, aber nicht mit so viel, den Haremseinflüssen zu widerstehen, die ihn zur thatsächlichen Theilung des Reiches unter seine drei Söhne vermochten und damit seine Regierung zum Beginne des Verfalles der Chalifenherrschaft werden ließen. Der Bruderkrieg, welcher seinem Tode folgte, war der Anfang unsäglicher Wirren, die schon bald nachher die Epoche des Harûn als die einer unwiederbringlich verlorenen Blüthe erscheinen ließen[1]) — grade wie die eines ähnlich autokratischen und doch schwachen

[1]) Ich verdanke diesen Gesichtspunkt einer freundlichen privaten Mittheilung des Herrn Prof. Nöldeke in Straßburg.

Herrschers, des Salomo, noch heute der gewöhnlichen Tradition für die beste Zeit des alten Israel gilt. Vermuthlich aus zufälligen Anlässen, oder der bloßen Abwechselung wegen kommen auch in Geschichten, welche nicht auf Mittheilungen wirklicher Historiker zurückgehen, noch andere Chalifen, Omajjaden wie Abbassiden, in der 1001 Nacht vor, aber keiner auch nur so oft, daß er neben Harûn überhaupt genannt werden könnte. Ganz besonders halte ich es für bemerkenswerth, daß von den Fatimidenchalifen, denen Aegypten doch so unendlich viel verdankt hat, kaum einer gelegentlich erwähnt wird: das wäre ganz unmöglich, wenn bei dem Abschlusse der 1001 Nacht in Aegypten der Hersteller dieser modernen Sammlung nicht einfach die vorhandene Menge des bagdadischen Erzählungsstoffes herübergenommen hätte. Es war natürlich längst nicht mehr derselbe Stoff, den einst der Verfasser der „1000 Geschichten" zusammengetragen hatte. Was nicht zünftiger Gelehrsamkeit angehört, ist im mohammedanischen Orient herrenloses Gut, mit dem Jeder umspringen mag, wie es ihm gefällt; die unsägliche Verachtung, welche jeder Professor dort für Märchen und Novellen empfindet, zeigt schon der Verfasser des oben angezogenen Bücherverzeichnisses, indem er die „1000 Geschichten" eine „dürftige und frostige Lectüre" nennt. Im Munde des Volkes, insbesondere der gewerbsmäßigen Erzähler, lebten diese Märchen fort; wie sie in den letzten Jahrhunderten nach dem Zeugnisse der uns vorliegenden Handschriften vielfach geändert worden sind[1]), so nahmen sie schon früh, vielleicht unter Verlust alter Bestandtheile, fremde Elemente, wie den Cyclus der sieben Wesire, in sich auf; das ging im Laufe der Zeit weiter, und dazu paßten sie, als sie nach Aegypten kamen, sich der Art der Leute von Kairo an, und tragen davon noch heute die Spuren an sich — es ist die Gesellschaft Kairo's in der Mamlukenzeit, deren Costüm die Personen der 1001 Nacht tragen, während sie selbst und ihre Erlebnisse aus weit älteren Jahrhunderten stammen. Aber wie Enkel, so sind sie Erzeuger: wenngleich einige Motive, z. B. das der Tarnkappe, aus der uralten Zeit der Gemeinschaft der indogermanischen Völker herrühren können, so sind doch in jedem Falle weitaus die meisten der mit unseren Märchenfiguren identischen Gestalten aus den muslimischen Erzählungskreisen (es gibt deren neben der 1001 Nacht noch andere) seit den Kreuzzügen bis in unsere Volksmärchen herabgedrungen.

Wir stehen am Ende. Zwischen dem alten Griechenland, den Indern und Persern, dem islamischen und christlichen Mittelalter und unserer Gegenwart hat sich uns ein Band geknüpft, welches, von dem vielgewandten Odysseus und dem verderblichen Cyclopen Homer's bis auf den heute noch lebendigen Domraben in

[1]) Natürlich kann sich diese Willkür in verschiedenem Grade äußern, und sie schließt nicht aus, daß manchmal umfangreiche Geschichten durch Jahrhunderte wörtlich fortüberliefert werden: wie es aber stellenweise mit der 1001 Nacht zugegangen sein muß, wird klar, wenn man z. B. die beiden Versionen der Geschichte Dschaudher's (Weil II, 891 und IV, 550) mit einander vergleicht, oder die Erzählung von Alâ-eddin Abu'sch-Schamât (Lane II, 304 ff.) mit der von Maria der Gürtelmacherin (von deren Identität mit Karl's des Großen Tochter mich, beiläufig, die Gründe Bacher's in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 34, 610 ff. nicht überzeugen).

Merseburg herabreichend, sich durch zwei und ein halbes Jahrtausend hinzieht und, wenn man von den Völkern Ostasiens absieht, fast die gesammte civilisirte Welt dieser Jahrtausende umschlingt. Es ist ein Verdienst der modernen Sprachforschung, daß sie uns seit hundert Jahren den Zugang zu den bis dahin so gut wie unbekannten Schätzen der indischen Literatur eröffnet und darin das Mittelglied entdeckt hat, welches den Kreis schließt. Wie auf naturwissenschaftlichem Gebiete die Einheit und lebendige Wechselwirkung alles Seienden unserem Geschlechte zu klarerer Erkenntniß gekommen ist, als manchem früheren, das solchen Zusammenhang nur ahnte, so haben wir an einem schlagenden Beispiele die Anschauung gewinnen können, wie auch das geistige Leben aller Völker, die nicht durch unüberwindliche räumliche Hindernisse von einander getrennt sind, eine solche Einheit bildet und in solcher Wechselwirkung verläuft. Steht aber das natürliche wie das politische Leben unter dem Gesetze des Kampfes und der Vernichtung des Schwächeren durch den Stärkeren, und ist auch die Wissenschaft — so gut wie die Religion — ohne Einfluß auf diese äußere Entwicklung der Dinge, so hat sie die hohe Befugniß, doch von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß in Jahrtausende langem ungestörtem Frieden das geistige Leben der Menschheit als ein Ganzes fortschreitet.

Joseph Victor von Scheffel und Anselm Feuerbach.

Von

Adolf Hausrath.

Alfred Ruhemann, Joseph Victor von Scheffel. Stuttgart, Bonz & Co. 1887.
Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach. Wien, Carl Gerold's Sohn. Zweite Auflage 1885.
Anselm Feuerbach's Hauptwerke. München, Kunstverlag von F. Hanfstängl.

I.

Karlsruhe war damals eine angenehme Stadt. Man hatte die schönen Gärten im Innern ihres Weichbildes noch nicht überbaut; freundliche grüne Rasenflächen und alte Edeltannen begegneten überall dem Auge und zahllose Fliederhecken erquickten mit ihrem Dufte die Lungen. Manche Privatgärten, so auch der des Scheffel'schen Hauses, grenzten noch hart an den Wald, und nach welcher Seite hin der Blick die Fächerstadt hinabschauen mochte, überall schweifte er schließlich ins Grüne. Eine alte Linden- und Ahornallee zog sich rings von Thor zu Thor, bis die Gasleitung die alten Bäume abgehen ließ und man den unentbehrlichen Abschluß des mit Obelisken und Pyramiden geschmückten Karlsruher Forums, das Ettlinger Thor, dem Verkehre opferte. Das alte Eichwäldchen vor dem abgebrochenen Thore, unser Lieblingsspielplatz, ward seitdem eingepfählt und zum Range eines Thiergartens erhoben; die herrliche Wiese, wo wir im Winter eine Eisbahn hatten, um die uns Europa beneidete, ward durch ein Dampfbad und eine Festhalle nutzbar gemacht, und die Zahl der Schornsteine und Fabriken hat sich verdreifacht. „Gottlob, daß unsere Jugend vor den ‚Aufschwung' fiel," sagte mir Scheffel noch kurz vor seinem Tode. Er hing mit treuer Pietät an dem väterlichen Hause, obwohl es aus dem freien Felde im Laufe der Zeiten in ein Stadtviertel gerathen war; den Aufenthalt in Karlsruhe selbst liebte er nicht, und so oft er konnte, rettete er sich aus der dreimal geathmeten Luft der kleinsten Großstadt in die Thäler des Schwarzwaldes oder an das Ufer des schwäbischen Meeres.

Von Ueberfüllung und Wohnungsnoth war zu Anfang der fünfziger Jahre nicht die Rede. Die meisten Häuser waren damals noch zweistöckig. Im Erdgeschosse wohnten die Subalternbeamten, oben die Regierungs- und Ministerialräthe, im Seitenbau nach dem Hofe die Hauseigenthümer. Für junge Genies, die aparte Wege gehen wollten, wie Scheffel und Feuerbach, kann es nicht gerade

als ein Glück bezeichnet werden, daß so viele Pensionäre und Beamtenwittwen auch von außen nach der Residenz zogen. Das ist überall eine müßige und krittelnde Gesellschaft, die Jedem gefährlich wird, der vom gewohnten Pfade der Beamtentugend abweicht. Da obendrein ziemlich Jedermann aufs Sparen angewiesen war, so waren die Lebensinteressen nothwendig trivialer Art, und es ergab sich ein fast in jeder Beziehung enges und kleinliches Wesen.

Mit dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Herrn hatten aber allerlei Neuerungen einen Einbruch gemacht in diese kleinbürgerliche Beamtenwelt. Das Theater wurde durch Eduard Devrient zu einer Bühne großen Stils; das Polytechnicum nahm durch die glänzende Wirksamkeit von Ferdinand Redtenbacher einen mächtigen Aufschwung; die neugegründete Kunstschule gewann in Wilhelm Schirmer und dann in dem Galleriedirector Lessing Landschafter und Historienmaler ersten Ranges. Die echten alten Karlsruher waren mit diesen Dingen einverstanden, so weit dieselben Geld einbrachten; aber mit dem innersten Wesen derselben standen sie in Opposition. Die Gründung eines Polytechnicums hatte die Bureaukratie überhaupt widerrathen, da eine dritte Hochschule nur ein weiteres revolutionäres Element sein würde. Von der Kunstschule erwarteten die Eltern nur Verleitung ihrer Söhne zu einer brodlosen Laufbahn, und mit dem classischen Repertoire Devrient's hat sich der echte Karlsruher eigentlich niemals ausgesöhnt. „Man hat Jammer und Elend genug zu Hause," pflegten sie zu sagen; „dafür ist das Theater da, daß es Einen zerstreue." Das war die Stadt, in der 1854 Scheffel und Feuerbach Freundschaft schlossen: Scheffel, der Sohn eines ansässigen Baurath's und früheren Majors, wie er sich lieber nennen ließ; Feuerbach, der Sohn eines Freiburger Universitätsprofessors; Scheffel schon achtundzwanzig, der Andere fünfundzwanzig Jahre alt; Beide vom Elternhause her für die Kunst begeistert.

Der, welcher zuerst die mißbilligende Aufmerksamkeit jener bereits erwähnten kritisch gestimmten Kreise auf sich zog, war der junge Maler Feuerbach, insofern er mit einem feuerroth ausgeschlagenen Mantel von Paris nach Karlsruhe gekommen war, den er malerisch über die Schulter geworfen trug. Seit den viel besprochenen spanischen Radmänteln der drei Söhne des aus Dresden „zugezogenen" Theaterdirectors, hatte die ehrbare Residenz ein so aufregendes Kleidungsstück nicht gesehen. Der Träger war in einer Woche jedem Karlsruher unter dem Namen „Fra Diavolo" bekannt, und Meister Anselm hat wohl in seinem Leben nie geahnt, wie viel ihn sein aus Paris mitgebrachter Mantel gekostet hat. Als sein erstes Bild ausgestellt wurde, waren weitaus die meisten Beschauer gekommen, um zu sehen, was der Träger eines solchen Mantels malen könne, und das Wohlwollen, mit dem dasselbe beurtheilt wurde, läßt sich denken. Dazu kam Fra Diavolo auch sofort mit der hohen Polizei in Conflict und mußte eine seiner ersten Nächte in dem nicht einmal malerisch erfreulichen Rathhausthurme verbringen. Es war, wenn ich nicht irre, eine Nachwirkung der überstandenen Revolutionszeit, daß damals auch der harmloseste Wanderer, der nach der Polizeistunde auf der Straße sich blicken ließ, von den Posten mit „wer da" angerufen ward. So geschah es auch Feuerbach, der mit zwei im juristischen Examen befindlichen Freunden durch die nächtlichen Straßen strich

Statt des üblichen „gut Freund" gab aber einer der angeheiterten Examinanden dem Posten zwei andere Worte zurück, die in keinem Complimentirbuche stehen, sondern aufs Kürzeste besagten, die Schildwache solle lieber schweigen. Obwohl jene nicht gerade attische Redewendung ein Lieblingsausdruck der Karlsruher Jugend war, nahm der Soldat dieselbe übel und brachte das ganze Kleeblatt auf die Wache. Für die Examinanden war das ein unangenehmer Zwischenfall, und da Anselm ritterlich genug war, den Missethäter nicht zu verrathen, büßte er eine That, die er gar nicht begangen, mit zwölf Stunden Dunkelarrest. Die beiden Freunde fielen nachher doch im Examen durch, und Anselm hatte von seiner Großmuth nur den Gewinn, daß er die Wirkung seines rothen Mantels in den Gemüthern der Karlsruher aufs Erfolgreichste unterstützte.

So hatte Feuerbach sich möglichst unvortheilhaft in der achtbaren Residenz eingeführt. In ähnlicher Lage befand sich um diese Zeit sein älterer Freund Joseph Victor Scheffel, nur war in Betreff seiner die Mißbilligung der alten Tanten und sonstigen weisen Frauen durch den stereotypen Zusatz verschärft, daß man von ihm etwas Besseres erwartet hätte. Scheffel war nämlich auf der Schule meistens der Erste in seiner Classe gewesen — was bei Anselmus übrigens auch der Fall gewesen, nur wußten das die Karlsruher nicht, und Niemand traute es ihm zu. Scheffel dagegen hatte die Schlußrede als Abiturient gehalten; er hatte sein erstes Staatsexamen und seinen Doctor wohl bestanden und in Säckingen und Bruchsal seine Prakticantenjahre zu vollster Zufriedenheit seiner Vorgesetzten absolvirt. Da — und was die Sache sehr verdächtig machte — gerade vor dem zweiten Examen, kündigt er den Dienst und macht dem Papa Baurath eine Scene nach der andern, er wolle ein Maler oder, wie eine witzige Tante sagte, „ein Malheur" werden. „Er war Maler, und sie hatte auch nichts," fing ja eine bekannte Novelle an. Ein Maler gehörte zur Bohème, konnte niemals heirathen und Scheffel war schon achtundzwanzig Jahre alt. Damals hörte ich seinen Namen zum ersten Male nennen; er gehörte in die Classe der abschreckenden Beispiele.

Man wußte recht gut, daß der bemitleidete Vater sich schon der Reise des Sohnes nach Italien widersetzt hatte. Auch nach seiner Rückkehr trat Victor seinen Dienst nicht wieder an, und wenn der Vater es auch durchsetzte, daß der junge Mann auf Grund seiner vorzüglichen Zeugnisse ohne zweites Examen am 20. Juli zum Referendar ernannt wurde, so galt das nur als ungerechte Protection, die mit dem Hinweis auf Scheffel's Augenkrankheit nur dürftig bemäntelt war. Das Zeugniß seiner seitherigen Vorgesetzten war allerdings das allerbeste. „Bedenken Sie, daß Sie in zwei Jahren Assessor am Hofgericht in Mannheim sein können," warnte den Scheidelustigen ein hoher Beamter. Aber trotz seiner guten Zeugnisse war auch von ihm bekannt, daß ihm und seinem lustigen Bruder in Apollo, dem Dichter-Referendar Ludwig Eichrodt, die rechte ernste Auffassung der würdigen Beamtenlaufbahn schon damals fehlte. Von seiner Thätigkeit als Amtsverwalter in Säckingen pflegte Scheffel am liebsten zu berichten, daß die dortigen Bauernbursche mit der Abschaffung der Prügelstrafe gar nicht einverstanden gewesen seien, wie ihn denn ein junger Hotze (Hauensteiner), den er wegen einer Prügelei zu vierzehn Tagen Amtsgefängniß ver-

urtheilte, mit einer entsprechenden Geste gefragt habe: „Herr Amtmann, könnten wir die Sache nicht so abmachen?“ In Bruchsal war er dann ein geschätzter Secretär, aber ganz gegen seinen Wunsch; denn er schrieb einem Schulfreunde, dem Aegyptologen oder „Pyramidenbummler“ Julius Braun, er stehe in Gefahr, vor lauter Sehnsucht nach Italien seinen Hofgerichtsräthen die wahnsinnigsten Entscheidungsgründe zu ihren weisen Urtheilen zu schreiben. Dabei versüßte er sich die öde Beschäftigung durch allerlei Späße. Namentlich richteten sich diese gegen einen alten Secretär, „der,“ wie er seinem Freunde schreibt, „schon fünfzig Jahre im Amt ist, nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Decreten und Urtheilen der Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt nur noch seinem Hunde Pfefferle zuwenden kann.“ Ihn rief Scheffel eines Abends bei untergehender Sonne eiligst an sein Fenster, und als der Alte neugierig fragte, was denn hier zu sehen sei, war die Antwort: „Etwas, was ich noch nie gesehen habe, ein großherzoglicher Hofgerichtssecretarius in Abendsonnenbeleuchtung.“ Bei einer so originellen Auffassung seines Berufslebens erregte der aus dem Staatsdienste desertirende Karlsruher Referendar fast eben solche Mißbilligung wie der durch sein auffallendes Kostüm tadelnswerthe Kunstjünger. Beide waren in gleicher Verdammniß und hatten sich gegenseitig nichts vorzuwerfen.

Wie grausam den ersten Leistungen des Malers in Karlsruhe mitgespielt wurde, ist aus Feuerbach's „Vermächtniß“ bekannt. Aber das Wohlwollen, mit dem Scheffel's erste Dichtergabe aufgenommen wurde, war nicht viel größer. Er hatte aus Italien seinen „Trompeter von Säckingen“ mitgebracht, und Ruhemann sagt ganz mit Recht: „Betroffen, fast bestürzt zuckte Jedermann zurück vor dieser Fanfare[1]).“ Auch ich habe das Karlsruher Echo des Trompeters noch in den Ohren. „Poesie in Hemdärmeln“ meinte achselzuckend ein Arzt, der eines der ästhetischen Orakel der Stadt war. Ein anderer Brunnen der Weisheit, eine literarisch gebildete Dame, rief entrüstet: „Sie würde sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen mögen, wenn einer ihrer Söhne so unreifes Zeug drucken ließe“, und als Probe citirte sie: „lernteſt du wie Margaretha, blasen die Trompeta.“ Freilich suchte ich dann vergeblich nach einer solchen Stelle, aber für den Augenblick schmetterte uns dieses prompte Citat völlig nieder. Dazu kam, daß Frau Scheffel manche Antipathien bei den Frauen gegen sich hatte, die keine „Vereinsdamen“ waren, denn in ihren Taschen rauschte es stets verdächtig von Papier, mochten es Sammellisten, Aufrufe oder eigene Poesien sein. „Nun hat sie's,“ sagten ihre Gegnerinnen; „das kommt bei dem überspannten Wesen heraus.“ Mit Vergnügen wurde jede abfällige Kritik herumgetragen, und wer sich die Mühe nehmen will, die damaligen Journale nachzuschlagen, wird sich überzeugen, wie unrichtig es ist, was man jetzt vielfach hört, Scheffel's erster „Sang vom Oberrheine“ habe ihm sofort Aller Herzen gewonnen. Wäre dem so, Scheffel würde dann schwerlich im Ekkehard die deutschen Recensenten mit so göttlicher Grobheit abfertigen, die eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert ohne Zweifel mit dem Zuruf be-

[1]) Alfred Ruhemann, J. V. v. Scheffel, S. 6.

grüßen würden: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“ Vergleicht er sie doch seinen mit Talg gesalbten Hunnen, die den Mönch Heribald eine Zeit verwundert anstarren „wie die Männer kritischen Handwerks einen neuen Poeten, von dem ihnen noch nicht klar ist, in welchem Schubfach vorräthiger Urtheile sie ihn unterbringen sollen.“ Dank den kritischen Bemühungen dieser Trefflichen hat sein Trompeter in den ersten Jahren, wohl ausgestattet und billig, wie er war, es dennoch zu keiner neuen Auflage gebracht. Der Dichter hatte nach vierjährigem Warten auf Erfolg eben eine Bibliothekarstelle in Donaueschingen angenommen, als der Trompeter sich endlich anschickte, einen zweiten Gang durch Deutschland zu wagen. Entdeckt haben Scheffel erst die Studenten. Als durch Vermittlung des Lahrer Commersbuches seine lustigen Lieder an allen Universitäten gesungen wurden, da wurden freilich auch seine übrigen Dichtungen populär, und nun fanden auch die deutschen Recensionsanstalten, daß Lieder wie: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“, „Alt Heidelberg, du feine“, „Oh Lieb', wie bist du bitter“, zu den Perlen deutscher Lyrik gehören. Die gesunde Empfindung der Jugend war es, die Scheffel zuerst gerecht wurde. Wir Jungen waren des süßlichen Tones der „Amaranth“ satt, und Geibel's Lyra, obwohl sie uns Lieder schenkte, die Niemand missen möchte, hatte im Grunde doch nur eine einzige Saite, die einen vollen und schönen Klang gab. Darum wirkten seine späteren Bände nicht mehr wie der erste. Scheffel aber hatte einen neuen urgesunden Ton angeschlagen. Es war die Poesie der guten Laune, die er dem zur Phrase gewordenen Weltschmerz entgegenstellte. Die Liebesmotive traten bald bei ihm ganz zurück, und er parodirte Herwegh's Losung zu dem Satze: „Wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich kneipen.“ In der That hatte die Liebespoesie nur noch die Entwicklung vor sich, die Grisebach, Baumbach u. A. vertreten. Dieser gegenüber wird aber auch der strengste Sittenrichter Scheffel's Glorification des Zechens als ein naturgemäßes und unschädliches Element vorziehen. Er selbst redet gern von der „großen Vergangenheit des Trinkens“ [1]) und nachdem Andere die Völkerwanderung aus dem Hunger, Schiller sogar das ganze Weltgetriebe „aus Hunger und aus Liebe“ abgeleitet hatte, war er stolz darauf, daß er zuerst die große Bedeutung des Durstes für die Weltgeschichte erkannt habe. Als Poet jedenfalls ist er auf diesem Gebiete ein Entdecker. Wie Ostade oder Teniers nirgends liebenswürdiger sind als in der Darstellung der niederländischen Schenken, so hatte Scheffel zuerst den aufgeschlossenen Sinn für die Poesie der Stammkneipe, für den Humor der Weinstube.

Unser Biograph hat diese Seite denn auch mit gebührender Feierlichkeit behandelt. Wie die Wiege großer Männer Zeichen und Wundererscheinungen umgeben, so berichtet Ruhemann schon aus frühester Jugend seines Helden Züge, die solche Wendung der Muse prophetisch vordeuten. Wir erfahren, wie der sonst so tadellose Schüler sich gern des Abends aus den ästhetisirenden Gesellschaften der Mama wegstahl. „Die Menschen schwatzten ihm da zu viel“ [2]). Sein Weg ging dann in eine der Bierbrauereien, die den älteren Lyceisten erlaubt waren. In Heidelberg wollte Karl Blind, Scheffel's Schulfreund von

[1]) Ruhemann, S. 273.
[2]) Ruhemann, S. 51.

Karlsruhe her, ihn für eine Vorlesung über mittelhochdeutsche Dichter anwerben, aber Scheffel zeigte keine Neigung, bis ihm Blind einige Verse des „Weinschwelgen" citirte, die er in jenem Colleg gehört habe:

Dô huob er ûf unde tranc
Sô lange und sô sêre,
Sô vil und dannoch mêre,
Sô vaste und sô harte,
Daz sich das hemde zârte.

Das schlug durch. Scheffel belegte das Colleg. Solchen theoretischen Vorstudien folgte nach dem Examen ein praktischer Cursus. Diesen absolvirte er bei dem Staatsrechtslehrer Welcker, der im Jahre 1848 dem badischen Bundestagsgesandten als Commissar beigegeben war und dessen Secretär Scheffel wurde. Der polternde Liberalismus Welcker's hat an Scheffel keine Eroberung gemacht; Scheffel blieb großdeutsch mit entschieden conservativem Zuge. Doch pflegte Welcker seine großen Reden „vom Rechtsboden" und „vom Bundestag" am liebsten hinter der Flasche zu halten, und da stellte der junge Secretär seinen Mann. In humoristischer Uebertreibung hat er seine diplomatische Laufbahn folgendermaßen beschrieben:

Es war ein Commissari,
Der soff bei Tag und Nacht,
Er hatt' einen Secretari:
Hat's eben so gemacht,
Depeschen, Brief' und Akten,
Macht' ihnen wenig Müh',
Sie kneipten und tabakten,
Von spät bis morgens früh.
Und lag der Kommissari
Des morgens noch im Thran,
So fing der Secretari
Das Saufen wieder an.
Wo war der Commissari
Der so viel saufen kunnt?
Wo war sein Secretari?
Sie war'n beim deutschen Bund.

Auch in Säckingen war er der bundestäglichen Praxis nicht ganz abwendig geworden, und er selbst erzählte mit großem Humor, wie er sich einst anstrengen mußte, um seine Autorität dem Amtsdiener gegenüber aufrecht zu halten. Dieser hörte den Herrn Amtsverweser nach Hause kommen, auch richtig das Thor des Amtsgebäudes abschließen, dann aber hörte er nichts mehr. Als der alte Mann besorgt nachsieht, findet er den jungen Herrn auf der Holzkiste neben dem Thore eingeschlafen. Mühsam rüttelt der Alte ihn aus dem Schlafe und ruft ihm ins Ohr: „Herr Doctor, das ist nicht Ihr Bett." Scheffel fährt empor, begreift sofort die Situation, und rasch entschlossen sagt er in dem barschen Tone des Vorgesetzten: „Man hat noch allemal erst ausgeruht, ehe man ins Bett gegangen ist." Im Uebrigen ist es thöricht, wenn gesagt wird, Scheffel habe seine Gesundheit mit Trinken ruinirt; er sah mit dreißig Jahren zart und leidend aus, mit fünfzig machte er einen gesunden, stattlichen Eindruck. Jene

Nachrede kam auch nicht vom Trinken, sondern von seinen Trinkliedern; aber Trinklieder zu dichten, hat ihm sein Hausarzt Schrickel niemals verboten; dieser erklärte das vielmehr für eine sehr gesunde Beschäftigung. Aerger genug haben sie ihm freilich eingetragen, und es kam vor, daß eine Dame, deren Tischnachbar Scheffel war, ihn auf den Kopf zu fragte: „Sagen Sie, Herr Doctor, ist es wirklich wahr, daß Sie so trinken?" Worauf Scheffel mit feierlichem Ernste geantwortet haben soll: „Ja wohl, gnädige Frau, auch fressen thut das Scheusal." Wie man nun auch urtheilen mag über die Poesie der Kneipe, daß sie zum Ganzen der deutschen Literatur gehört, wird Niemand bestreiten.

Ein anderer urdeutscher Zug an Scheffel war seine Wanderlust. Er ist sein Leben lang ein fahrender Schüler geblieben, und seine Wanderlieder gehören zu seinen schönsten.

Mag lauern und trauern
Wer will hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt.

Gibt es doch wenig Lieder, die die Reisestimmung so voll zum Ausdruck bringen, wie sein Sang vom heiligen Veit zu Staffelstein. Auch dieser Zug ist schon entwickelt während seiner Studienzeit, in der er einmal, mitten im Winter, nach der Ruine Rodenstein wandert und im Fremdenbuch zu seinem Namen stolz den Vermerk fügt: „NB. in guter Jahreszeit kann Jeder in Odenwald gehen."

Auch in Karlsruhe war er nur ein unstäter, unruhiger Gast. Seine Freunde selbst wußten selten genau, wo er eben stecke. Dann trat er zuweilen unverhofft bei seinem Heidelberger Verbindungsbruder, dem Mineralogen des Polytechnicums, jetzigem Würzburger Professor von Sandberger ein: „Steinklopfer, wo bin ich gewesen?" Damit legte er eine lange Reihe von Steinen auf den Tisch und freute sich herzlich, wenn der Mann der Wissenschaft aus den vorgelegten Stücken, Station für Station, die ganze Reise ablas. Aus ihren langen Verhandlungen über Geologie und Paläontologie sind die lustigen Dichtungen herausgewachsen, die damals auch weise Gelehrte für nichts weiter hielten als für amusante Kneipzeitungen zur Erheiterung der Heidelberger Freunde.

Als dritten Grundzug der Scheffel'schen Poesie bezeichnet Ruhemann mit Recht das echte deutsche Wesen. „Selbst der gedankenloseste Leser legt ein Scheffel'sches Buch nicht aus der Hand, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß er in ihm ein gutes Theil seiner selbst wiedergefunden habe. So wie Scheffel hat bisher noch kein anderer Schriftsteller mitten im Deutschthume gestanden." Auch das war ein Grund, warum der Trompeter so volksthümlich ward. Herwegh ahmte Béranger nach und nahm sogar dessen abgenützte „Lisette" in seine Dienste. Geibel hatte einen starken Zug zur Antike und mühte sich mit alten Versmaßen, Heyse schrieb Ottaven und hatte italienische und spanische Vorbilder im Auge. Nur Scheffel war urwüchsig deutsch, und selbst wo er die Form ganz vernachlässigt, kommt doch noch ein richtiger Knittelvers oder eine kerndeutsche Redensart zum Vorschein, die uns zum Lachen zwingt. Auch als er anfing, das Dichten gelehrt und methodisch zu betreiben, studirte er nicht

antike Metrik, sondern die deutschen Minnesänger. Das Alles lag im Kerne schon im „Trompeter" enthalten; aber eine Ahnung, welche Wendung dieses lustige Büchlein für die deutsche Poesie bedeute, hatte nach seinem Erscheinen Niemand. Es sei Alles Heine nachgeschrieben, meinte damals eine der Karlsruher Sibyllen und sprach damit nur nach, was in vielen Recensionen zu lesen stand.

Von einem Erfolge ähnlich rascher Art, wie ihn unter den Neueren Julius Wolff mit seinem „Rattenfänger" oder damals Redwitz mit der heute vergessenen „Amaranth" erreichte, kann also in keiner Weise die Rede sein. Dennoch war Scheffel verhältnißmäßig gut behandelt worden im Vergleiche mit seinem Freunde Anselmo.

Der Vater Scheffel's war zwar unzufrieden, aber er zahlte doch. Anselm war nicht so gut gestellt: er sollte von seinem Pinsel leben. „Der Fluch der Armuth!" ruft er in einem Briefe aus Paris. „Wenn heute Einer mich in Versuchung führte, ich würde Shylock's Schein ohne Bedenken unterzeichnen."

„Wie viel Schlimmes braucht es doch," schreibt er im Januar 1854 an seine Mutter, „um einen guten, gesunden Menschen zu ruiniren, und wie wenig, wie wenig könnte ihn manchmal retten!" Es war nicht sein eigener Geschmack, wenn er Paris 1854 mit Karlsruhe vertauschte. Er kam dorthin in der Meinung, jenes „Wenige" in der Heimath zu finden. Großherzog Leopold von Baden hatte dem Sohne des Freiburger Professors seiner Zeit ein Stipendium ausgeworfen, und zunächst schien sich für ihn auch Alles in Karlsruhe so gut als möglich anzulassen. Erst theilte ein gutmüthiger österreichischer Maler sein Atelier mit ihm, später miethete er sich ein eigenes vor dem Thore. Eine Bestellung für das großherzogliche Schloß, Kinderfriese zur Ausschmückung eines Saales, gewährte den schönsten Anfang. Aber Alles kam darauf an, wie seine ersten Bilder gefallen würden; denn von der öffentlichen Meinung hängen der Mäcene Bestellungen ab. Das erste Bild, das er meines Erinnerns ausstellte, war der Tod Aretin's. Die große Tafel ist von packender, dramatischer Wirkung. Der mit dem Stuhle schaukelnde Poet überschlägt sich rückwärts, wobei die verzweifelt in die Luft greifende Hand gleichsam aus dem Bilde herauslangt. Die drei Zechgenossinnen stellen die Scala der Empfindungen bei dem Vorgange wunderbar dramatisch dar. Die Eine sieht von dem Vorgang überhaupt noch nichts, und ihr Gesicht gibt nur den Eindruck des letzten Scherzworts; die Zweite sieht wohl, daß Aretin fällt, aber ahnt noch nicht die Gefahr; auf dem schreckensbleichen, entsetzten Gesichte der Dritten lesen wir dagegen, daß der Unglückliche verloren ist. Nicht nur den Vorgang selbst, sondern den ganzen Verlauf hat der Maler mit gewaltiger geistiger Kraft und genialem Gestaltungsvermögen auf die Tafel geschrieben. Indessen die Karlsruher Kunstbrahminen schüttelten bedenklich ihre weisen Häupter, und das Publicum fand den Gegenstand zu kraß. Bald entdeckte man auch, daß zu den drei Schwestern auf dem Bilde ein und dasselbe Modell gestanden hatte. — Natürlich! Woher hätte ein armer Teufel, wie Anselm war, in der kleinen Stadt drei Modelle hernehmen sollen?

Da es sich um drei Schwestern handelte, war dieses sich Aehneln zudem gar

kein Fehler. Aber der gewaltige Wurf des ganzen Bildes war dem Kunstphilister unsympathisch. Feuerbach war in Paris Couture's Schüler geworden. Er selbst war dem Meister dankbar, „der ihn von der deutschen Spitzpinselei zu breiter pastoser Behandlung und von der akademischen Schablonencomposition zu großer Anschauung und Auffassung" geführt hatte. Das Grandiose war von Anfang an der Inhalt seiner künstlerischen Träume. Die erste leidenschaftliche künstlerische Gemüthsbewegung hatte ihn befallen, als er mit zwölf Jahren ein so beträchtliches Stück Papier erwischte, um einen lebensgroßen Barbarossa im Kyffhäuser darauf zu zeichnen. Seine Vorbilder in München und Paris waren Rubens und Ribera. Alles war bei ihm über Lebensgröße. Aber ein Publicum, das über Devrient's endlosen Shakespeare-Cyclus klagte, konnte auch an diesen Bildern keinen Geschmack gewinnen. —

Aretin war in der Farbe zwar kräftiger als die meisten späteren Bilder Anselm's, aber das Publicum der Residenz war durch die dortigen Hofmaler Grund, Winterhalter, Kirner, die Ellenrieder u. A. an glatte Porcellanmalerei und das süßeste Colorit gewöhnt. So that ihm Aretin nicht genug, und die späteren Bilder vollends verabscheute es. Man leitete es aus künstlerischem Unvermögen ab, wenn Feuerbach mit seinen gebrochenen Farben nur eine negative Harmonie erreichte, während Andere auch die glänzendsten Farben in positiver Harmonie nebeneinander zu stellen wußten.

Und doch war dieses Suchen nach den wirklichen Farben der Dinge eine der großen Seiten Anselm's. Niemand wird leugnen, daß die Farbe unserer Historienmalerei eine rein conventionelle ist. Es gibt keine Beleuchtung in der Wirklichkeit, die den Tönen entspräche, welche der heutige Kunstschüler beim Copiren nachgedunkelter Oelbilder sich aneignet. Aber im Vergleich mit diesem conventionellen Helldunkel, das nur der Palette entsprungen ist, sahen Anselm's Bilder nüchtern und erschreckend wahr aus. So unerfreuliche Gegenstände wie der jähe Tod Aretin's schienen nur erträglich in einem märchenhaften Colorit, das den Vorgang selbst sofort der Wirklichkeit entrückte und den Beschauer nicht daran erinnerte, daß auch er selbst jeden Augenblick auf einer steinernen Treppe zu Schaden kommen könne. Sieht man etwas Schreckliches auf einem Bilde, so sollen doch wenigstens die Stoffe wundervoll gemalt sein, und muß Aretin den Hals brechen, so soll uns wenigstens die Farbe seiner Hosen und seines Wammses entzücken. Meister Anselm selbst freilich war der Meinung, daß die Darstellung historischer Vorgänge Dämpfung der Farbe verlange, um das Auge nicht von dem Wesentlichen auf Nebensächliches abzulenken. Eine Kleopatra oder Katharina Cornaro, deren Wirkung ebenso schön ist, wenn man die Bilder auf den Kopf stellt, hatten schon darum seinen Beifall nicht. Ja, er behauptete, wenn die deutsche Kritik von einer „grauen Periode" in seiner eigenen Entwicklung spreche, so sei damit lediglich seine Zuwendung zum historischen Bilde gemeint, das keiner so lebhaften Farben bedürfe wie die Himmelfahrt Mariä.

Zugegeben, daß diese paradoxe Vortragsweise zunächst überraschen mußte, so war doch die Leidenschaftlichkeit schwer begreiflich, mit der das Publicum gegen Feuerbach Partei nahm. „Es schien hergebrachte Sitte," schreibt Anselm selbst, „in meinen Arbeiten nur auf die Fehler zu fahnden und das Gute geflissentlich

zu übersehen. Man wehrte sich gegen meine Kunst wie gegen ein gemeinschädliches Uebel." Selbst die Dilettanten empfanden sein Abweichen von dem Conventionellen wie eine Beleidigung. Mit jedem neuen Bilde steigerte sich die Opposition, und die Erbitterung war eigentlich um so unbegreiflicher, als Anselm nicht etwa wie Richard Wagner die Leute durch Streitschriften provocirte. Er that nichts, als daß er die Dinge nicht in Tizian'schen und Rafael'schen Farben malte, sondern so, wie er sie sah. Auch das kann man nicht sagen, daß der junge Meister, der ja seinen Werth stark empfand, durch sein Selbstgefühl etwa die übrige Welt beleidigt hätte; von dem rothen Mantelfutter abgesehen, hatte sein Auftreten durchaus nichts Herausforderndes. Im Gegentheil wird Jedem, der ihn zum ersten Mal sprach, die sanfte Milde und fast weibliche Zurückhaltung aufgefallen sein, mit der er sich gab[1]), mochte er auch im Kreise der Kunstgenossen unter den Wilden einer der Tollsten sein. Von dem Ankauf des Aretin hing nun seine ganze Zukunft ab, und Schirmer gab ihm auch einige Hoffnung. Der Vorschlag wurde gemacht; die Commission trat zusammen und entschied gegen den Ankauf. Das nächste Bild, das Feuerbach ausstellte, war eine Versuchung des heiligen Antonius. Es war eine hohe Tafel im Format von Tizian's Petrus Martyr oder der Madonna von Pesaro, eher noch schmäler. In einer wilden Waldschlucht kniet in ekstatischer Verzückung ein abgehärmter Mönch, von einer derben Frauengestalt sich abwendend, die ihm näher kommt und ihn anzureden scheint und deren Bild sich verführerisch von einem trübrothen Abendhimmel abhebt.

Die Verehrer des jungen Meisters vertheidigten das Bild nur zaghaft. Ich erinnere mich noch lebhaft der Streitigkeiten vor demselben. Es hatte auch Freunde; aber die schnöden Bemerkungen behaupteten das Feld. In der That wirkte das Bild in seinem furchtbaren Realismus auf den ersten Blick abstoßend. Aber sobald man sich in dasselbe versenkt hatte, gewann die leidenschaftliche Gestalt des unglücklichen Mönches ein tragisches Interesse, und das Ganze war von ergreifender dramatischer Wirkung. Es war eine katholische Vision, betrachtet mit protestantischen Augen, und doch war Etwas von der großartigen Auffassung und wilden Leidenschaftlichkeit des spanischen Ribera in dem Bilde. Jedenfalls war es eines der merkwürdigsten, die ich je gesehen. Dieselbe Commission, die über Aretin zu Gericht gesessen, sollte jetzt bestimmen, ob der h. Antonius zur Pariser Ausstellung anzunehmen sei; nur nannten sich die Herren in dieser Eigenschaft „Jury". Sie entschieden, daß man des Gegenstands wegen Anstand nehme, das Bild nach Paris zu schicken, und sendete es dem Maler zurück. Die Besucher der Weltausstellung haben in Paris ganz andere Dinge zu sehen bekommen, und die deutschen Ministerien haben ganz andere hingesendet. Hätte man die Wahrheit sagen wollen, so hätte wohl die Begründung geheißen: wir wollen dir den Größenwahn austreiben, der sich in deinem Widerspruch gegen die Methode aller großen und anerkannten Maler breit macht. So brachte denn ein Eisenbahnwagen alle diese Ellenrieder, Grund, Winterhalter u. s. w. als Er-

[1]) Die drei Selbstbildnisse der Hanfstängl'schen Sammlung stammen bereits aus einer späteren, verbitterten Periode, und man vermißt an ihnen den lieblichen, kindlichen Zug, den er in jüngeren Jahren entschieden hatte. Das beste ist wohl das der zweiten Auflage des „Vermächtnisses" beigegebene.

zeugnisse badischer Kunst nach Paris; der unglückliche, junge Meister aber saß betäubt von Schmerz in seinem Atelier vor dem zurückgewiesenen Bilde, und in dieser dumpfen Verzweiflung that er, was ihn dann sein Leben lang reute: er strich mit dem Pinsel langsam die Leinwand zu, zerriß sie in hundert Fetzen und schob das Ganze in den Ofen. Als er wieder ruhig geworden, war es zu spät. Eines der originellsten Bilder Feuerbach's war an dem Verdict der Karlsruher Kunstkenner zu Grunde gegangen[1]).

„Wenn ich beschreiben soll," klagt er seiner zweiten Mutter, „was ich seit zwei Tagen leide, würden Worte nicht hinreichen. Ich müßte mich darüber hinwegsetzen mit aller Kraft; aber es nagt an mir; ich kann nicht essen; es quillt mir Alles im Munde. Das war der letzte Rest. Habe ich verdient, so gekränkt, in solcher Weise behandelt zu werden? Noch ein solches Jahr, und ich bin da, wo ich jetzt schon gerne sein möchte."

Als man von dem Eindruck hörte, den die Entscheidung auf den jungen Künstler gemacht hatte, trat doch ein gewisses gutmüthiges Mitleid an die Stelle der seitherigen Opposition. Der großmüthige Sinn des Landesherrn trat — wie später noch mehr als ein Mal — zwischen den gekränkten jungen Meister und seine Peiniger. Zu seiner höchsten und freudigen Ueberraschung erhielt Feuerbach den Auftrag, nach Venedig zu gehen und für die Kunsthalle die Assunta des Titian zu copiren. Hinter der Wahl gerade dieses Bildes barg sich wohl auch die pädagogische Absicht, ihn von den grauen Farben zu heilen und ihn an anderes Colorit zu gewöhnen.

Feuerbach's Mutter und Schwester lebten seit dem Jahre 1852 in Heidelberg. Dort verabredete er sich mit Scheffel, daß sie gemeinsam die Reise machen wollten; denn auch dieser hatte es damals auf Venedig abgesehen.

Scheffel hatte in der Zeit, in der Feuerbach seine Kämpfe mit den Karlsruher Kunstgewaltigen bestand, die Vaterstadt nur selten und auf kurze Zeit besucht. Er trug sich damals mit der Absicht, sich für das akademische Lehramt vorzubereiten und hatte sich darum in Heidelberg niedergelassen, wo er mit Häusser und dem Germanisten Holtzmann engeren Umgang pflog. Die Uebersetzung des Walthariliedes war die erste Frucht dieser Studien. Aber theils seine schlechte Gesundheit, theils sein unruhiger Wandertrieb führte ihn im Sommer nach dem Bodensee. Er arbeitete in der reichen Bibliothek von St. Gallen, und als die Anfänge des Ekkehard in seiner Phantasie sich angesponnen hatten, hauste er bald in Singen, bald auf dem Hohentwiel. Schon bei seinen römischen Rechtsstudien hatte er gelegentlich geäußert: „Wenn ich mich in die alten Urkunden vertiefe, so frage ich nicht, in welche juristische Rubrik ist das und das einzureihen, sondern wer sind die Menschen gewesen, die das so geordnet, und was hat sie dazu getrieben[2])?" So war es ihm auch jetzt wieder ergangen. Während er sich mit den Handschriften der Bibliothek abgab, war er über die St. Gallener

[1]) Die in der Sammlung Hanfstängl's von Bildern Feuerbach's enthaltene Photographie ist nach einem Daguerreotyp hergestellt, das sich glücklicher Weise erhalten hatte. Die schwüle Dämmerstimmung des Bildes, die auf dem trübrothen Abendhimmel beruhte, geht der Photographie freilich ab.

[2]) Ruhemann, S. 68.

Klostergeschichten, Ekkehardi IV casus S. Galli, gekommen, und alsbald hatte seine Phantasie sich zurückgeträumt in die Zeiten der Herzogin Hadwig und des Mönches Ekkehard, der jene merkwürdige Frau auf dem Hohentwiel Latein lehrte. Die anekdotenhaften Mittheilungen Ekkehard's IV. über die Wittwe Burkhard's II. mochten wohl ein dichterisches Gemüth zu weiteren novellistischen Ausführungen reizen; was aber dieselbe Quelle über den Klosterzank in St. Gallen, über die klösterliche Pflege des Aberglaubens und Reliquiendienstes berichtet, würde einen protestantischen Leser eher abgestoßen haben, und es gehörten Scheffel's gut katholische Traditionen dazu, um von diesem Stück Mittelalter sympathisch berührt zu werden. So hat er das anmuthige Bild einer thätigen, tüchtigen Mönchswelt geschaffen, das nun zahllosen Deutschen vorschwebt, wenn sie von den Klöstern des Mittelalters hören.

Nichts aber wäre unrichtiger, als im Ekkehard einen sogenannten Culturroman zu sehen, dem die Schilderung einer bestimmten Zeitepoche Hauptsache wäre. Auch Scheffel's eigene Aeußerungen in dieser Richtung sind nicht allzu ernst zu nehmen. Da nun einmal jeder studirte Mann in Deutschland sich entschuldigen muß, wenn er einen Roman schreibt, gerade als ob er mit dem Strickzeug oder einer sonstigen weiblichen Arbeit betroffen worden wäre, so hat auch Scheffel in der Einleitung die Schwachheit gehabt, seiner Dichtung die Bedeutung beizulegen, daß sie den Inhalt ihres Zeitraums wie in einem Spiegelbilde zusammenfasse. Allein, als er dichtete, ist ihm die treue Darstellung jenes Zeitraums gleichgültig genug gewesen.

Die geschichtsphilosophische Einleitung und vollends die gelehrten Anmerkungen am Ende sind ein Beiwerk, das höchstens dazu gut ist, zu erfahren, an welche Stellen der Chroniken sich seine dichterischen Träume angesponnen haben.

Wenn wir von dem Kämmerer Spazzo absehen, der eine Scheffel'sche Originalfigur ist aus der Familie derer von Rodenstein, des Pumpus von Perusia und anderer Vettern, so hat der Dichter freilich alle Personen seines Romans, nicht nur das Liebespaar selbst, sondern auch Nebenfiguren wie Heribald, Wiborada, Cralof, Ruodmann, Thieto, den gefangenen Cappan und den Klosterschüler Burkhard u. s. w. aus dem Buche Ekkehard's IV. entnommen, und selbst die liebliche Praxedis ist nur aus der anmuthigen Erzählung von Wendilgart und Wiborada X, 82 herausgewachsen. Aber gerade die Unscheinbarkeit der Anekdoten, die Scheffel zu seinen poetischen Träumen verleiten, beweist, welche dichterische Kraft in ihm lebte, wenn ihm solche kurze Notizen sofort zu den lebendigsten poetischen Visionen verhelfen konnten. Ist diese Simsonskraft aber über ihn gekommen, so kümmert ihn die historische Wirklichkeit verzweifelt wenig.

Für ein Culturbild wird man schwerlich eine Erzählung gelten lassen, in der eine Herzogin von Schwaben, das heißt eine Fürstin, deren Gebiet von Augsburg bis zu den Vogesen und von Franken bis zu den Alpen reicht, Sommer und Winter auf einem alten Rattenthurme haust, und ihr ganzes Gefolge besteht aus der Zofe Praxedis und — dem Kämmerer Spazzo. Der Hof einer Herzogin von Schwaben[1]) war damals ein großer, politischer Mittelpunkt, und Scheffel's

[1]) Wie seine Quelle geht Scheffel überall davon aus, daß Hadwig das wirklich gewesen. Thatsächlich haben sich die Hoffnungen der thatkräftigen Wittwe in dieser Hinsicht nicht erfüllt.

wundervolles Burgidyll hat just so viel historischen Gehalt wie der Kaiser Octavianus oder der König Rother. Ekkehard II. war magister poenitentiarum, das ist Beichtiger der Herzogin Hadwig, wie später Konrad von Marburg Beichtiger der Landgräfin Elisabeth war, und als er wie dieser einer Liebschaft mit seiner Herrin bezichtigt wird, der Verleumder aber fürchtet, er könne von dieser Lästerung „seiner Schönsten" Mittheilung gemacht haben, sagt der Mönch: „Nie bin ich bei ihr in so großem Vertrauen gewesen, daß ich gewagt hätte, den Ohren ihrer Strenge dieses vorzubringen." Sie ehrte ihn als ihren „Meister", und um ihn auszuzeichnen, führt sie ihn an der Hand in sein Gemach. „Da pflegte sie," sagt unsere Quelle, „bei Nacht und bei Tage mit irgend einer vertrauten Zofe zum Lesen einzutreten, indem jedoch die Thüren immer offen blieben, damit, wenn Jemand auch den Muth sich herausnehmen sollte, zu erzählen, was da (bei Hofe) vorgehe, derselbe nichts Ungünstiges zu berichten hätte. Dort fanden auch häufig Dienstmannen und Krieger, ferner Fürsten des Landes die Beiden, wie sie dem Lesen oder Rathschlägen nachgingen. Indem jedoch jene Frau bei ihren strengen und sehr wilden Gewohnheiten den Mann oft erbitterte, bewirkte sie, daß er zuweilen viel lieber zu Hause als bei ihr geblieben wäre. So geschah es bei einem Rücklaken und dem Vorhang seines Bettes, welche er selbst nach seiner demüthigen Denkart abzunehmen befahl, daß sie den Diener, welcher die Gegenstände abnahm, peitschen ließ, und kaum gab sie auf viele Bitten des Meisters zu, daß derselbe nicht auch an Haut und Haar geschunden wurde."

Das war die Herzogin des zehnten Jahrhunderts, wie Niemand besser wußte als Scheffel selbst. Daran aber erkennt man den großen Dichter, daß er seine, historisch genommen, so völlig unmögliche Welt mit einer Kraft der Phantasie uns vorführt, daß wir die Frage gar nicht aufwerfen, ob sich das Alles im zehnten Jahrhundert am Hofe einer mächtigen Fürstin ereignen konnte, was uns der Dichter erzählt? Seine Hadwig und sein Ekkehard sind eben wahr trotz alles Widerspruchs mit der Wahrheit, und die Gestalten, mit denen Scheffel den Hohentwiel bevölkerte, haben so viel Lebenskraft, daß ihr Andenken das aller historischen Insassen des Hohentwiels überdauern wird, obwohl es deren ganz respectable gegeben hat.

Von den zahlreichen modernen Beziehungen des Romans haben die Besprechungen eine nicht erkannt. Der Ritt des Kämmerers Spazzo zu den Mönchen von Reichenau ist nebenbei eine Satyre auf den badischen Kirchenstreit von 1850 bis 1854, und das Sprüchlein, das Spazzo so tapfer wiederholt: „Den landesherrlichen Rechten soll durch klösterliche Anmaßung kein Eintrag geschehen," ist nur eine Parodie gewisser Ministerialerlasse und denselben ziemlich wortgetreu nachgebildet. Scheffel gab das auch unumwunden zu, als sein Freund Sandberger ihm solche Bosheit vorwarf.

Im Februar 1855 hatte der Dichter zu Heidelberg sein Werk abgeschlossen und das Buch der Frankfurter Verlagshandlung Meidinger Sohn & Co. gegen ein einmaliges Honorar von 1200 Gulden für fünfzehn Jahre überlassen. Hätte sein Trompeter damals den Anklang gefunden, den man heute voraussetzt, so wäre

Scheffel's Vertrag mit Meidinger völlig unbegreiflich. Aber das Gegentheil war der Fall gewesen. Der Trompeter hatte noch nicht einmal eine neue Auflage erlebt. Auch bei Ekkehard war von einem raschen Erfolge nicht die Rede. Uebertrieben mag es wohl sein, aber völlig aus der Luft gegriffen ist es nicht, wenn der Berliner Buchhändler Janke, der das Verlagsrecht aus der Meidinger'schen Gantmasse aufkaufte, in einer öffentlichen Erklärung behauptete, als er den Ekkehard übernommen, sei derselbe bereits „ein vergessenes Buch" gewesen, und nur seinem „fachmäßigen Vertrieb" sei es gelungen, die Aufmerksamkeit endlich auf diese bereits verschollene Dichtung hinzulenken. In der That hatten nur ganz Wenige eine Vorstellung davon, was Ekkehard für die deutsche Literatur bedeute. Selbst Scheffel's nächste Freunde nahmen es doch etwas gar zu leicht mit den unvergänglichen Gestalten dieser Dichtung, wenn nach einem an Scheffel gerichteten Schreiben[1]) „der Engere" beschloß, „dem fahrenden Scholar Josepho Scheffel die lange Fridrun in Gnaden nachzusehen; in Betreff der Herzogin Hadwiga aber und des Schulmeisters Ekkehard, die zusammen nur den Virgilium lasen, den Verfasser zu mahnen an die Worte Dante's: „Desselben Tages lasen wir nicht weiter", und wäre es schöner so gewesen." Es ist das dasselbe Urtheil, welches der französische Kritiker Bourdeau und der Holländer Busken Huet später aussprachen, welch Letzterer in dem „Gids" sagt: „Da Scheffel sich einmal eine Herzogin mit entzündbarem Herzen und einen Ekkehard mit jugendlichem Blute gedacht hat, so hätte er auch die menschliche Natur freier spielen lassen müssen. Es wäre dann Abälard und Heloise daraus geworden." Und doch ist die keusche Mönchsseele, welche ringt mit dem unvertilgbaren Triebe nach Glück, gerade das Thema des Buchs und das Schönste und Tiefste daran. Den Ausländern mag man ein solches Verkennen nachsehen, aber auch die Aesthetik des „Engern" reichte im Grunde nicht viel weiter als bis zum Casperltheater.

Meister Josephus und Meister Anselm hatten also ziemlich gleiche Eindrücke von der Heimath, als sie dieselbe verließen. Hatte Scheffel bis dahin nicht ganz die Unbill des Geschicks zu erdulden gehabt wie Jener, so war er dafür innerlich empfindlicher als sein Freund, der mehr Lebensfrische und ein viel stärkeres Selbstgefühl der Kritik entgegenzusetzen hatte. „Oh," ruft Scheffel zwei Jahre nach Erscheinen des Ekkehard aus, „oh, wenn Du wüßtest, was für böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die Unsereines wie die Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranziges Oel über uns gießen und Leiche an Leiche in die Todtenschreine einmariniren." Dieselbe Erfahrung aber faßt sein Freund Anselm rund und bündig in das Epigramm: „Den Deutschen bleibt das Verdienst, mich immer schlecht behandelt zu haben." —

Die Anfänge desjenigen Buches, das am raschesten Anklang fand, des „Gaudeamus", reichen übrigens gleichfalls in diese frühe Zeit zurück, obwohl Scheffel die Sammlung erst 1865 und dann nur zögernd und ungern herausgab. Ihrer bemächtigte sich die Studentenschaft mit unerhörtem Eifer, und ich war erstaunt, als ich Herbst 1867 nach Heidelberg zurückkehrte, wie in den vier Jahren, die ich außerhalb des Universitätslebens gestanden hatte, Scheffel plötzlich bei den

[1]) Bei Ruhemann, S. 191.

Studenten in Mode gekommen war. Aber die Lieder, die jetzt bei Tag und Nacht angestimmt wurden, waren meist viel älteren Datums und paßten kaum mehr zu des Dichters damaliger Stimmung. Auch der Neid über den großen Erfolg machte sich bald geltend und versteckte sich hinter der Befürchtung, die Jugend werde durch Scheffel's Lieder zum Trinken verleitet und seine parodirenden Lehrgedichte erzeugten eine „rüde Verachtung der Wissenschaft". Und doch kam grade im „Gaudeamus" des Dichters specifisches Talent zur Geltung; denn das innerste Wesen Scheffel's war Humor. Er sah an allen Dingen die paradoxe Seite, und seine Phantasie belebte ihm ungesucht Saurier, Guano, Keilschrift, Steinäxte, Granit, Basalt und immer komisch, niemals tragisch oder sentimental. Bei dieser Naturanlage war ihm das Parodiren des gelehrten Stoffs eine Nothwendigkeit; es machte sich ihm ganz von selbst, und nie war er vergnügter, als wenn die Wirklichkeit selbst diesem Geschmack entgegenkam. „So kann das Heldenthum verlaufen," sagte er einmal zu Dahn, als er in Osterburken einen römischen Ziegelstein mit dem Stempel der XIX. Legion entdeckte, den sich die Besitzerin, ein altes Weib, bei Magenschmerzen auf den Leib zu legen pflegte — als Wärmflasche. Sandberger und ich trafen ihn ein anderes Mal, als er von dem Entenfang am Rhein zurückkam, und es war ganz im Stile seines verliebten Ichthyosaurus oder des freienden Basalt, wie er von den dortigen Vorgängen erzählte. Das Institut läßt nämlich seine zahmen Enten hinausschwimmen in den Rhein, hier schließen wilde Enten sich an, und mit dem leitenden Enterich segelt die ganze Schar nach einem Orte, wo das Netz auf sie niederfällt. Es war hochkomisch, wie Scheffel sich nun über die tiefe moralische Verderbniß des Enterichs ausließ, diesen Mouchard und Schüler Pietri's. Wir erwarteten danach ein neues zoologisches Lied wie das der Guanovögel, das indessen leider ausblieb. Dieses Guanolied ist wohl das früheste der Art, denn es entstand, als Scheffel in Heidelberg mit seinem Freunde Julius Braun eifrig auf Seiten des dortigen Philosophen Röth stand, im Gegensatz zu der herrschenden Hegel'schen Schule. Im „Engern" erschien Scheffel nur mit großen Unterbrechungen[1]). „Alle paar Wochen tauchte er auf," erzählte mir ein Freund Häußer's, „und dann brachte er meist irgend einen neuen poetischen Unsinn mit." Das war die Auffassung, die auch Nahestehende im Jahre 1855 noch von Scheffel's Muse hatten. Der Historienmaler Anselm und der Verfasser der schönsten Historie der deutschen Nationalliteratur konnten also nicht klagen, daß sie in der Heimath überschätzt würden, als sie gemeinsam am 4. Juni 1855 von Heidelberg aus nach Venedig aufbrachen.

II.

„Das Verhältniß zwischen Scheffel und mir war ein unserer beiderseitigen Natur entsprechendes, wohlthuendes, förderliches; keine himmelstürmende Gymnasiastenfreundschaft oder läppische Vertrauensseligkeit, sondern eine auf gegenseitiges Verständniß, auf Achtung und Zuneigung gegründete Haltung, um nicht zu sagen Zurückhaltung, welche der Zeit unseres Zusammenseins einen bleibenden

[1]) Wir bemerken, daß Ruhemann S. 186 eine völlig apokryphe Liste des „Engern" aufgestellt. Rochau, Treitschke, Wattenbach, Hitzig und andere dort genannte Herren haben nie dem „Engern" angehört. Es liegt eine Verwechselung mit der akademischen Samstagsgesellschaft vor.

Werth verlieh." Man sieht in dieser Schilderung Anselm's die beiden Freunde wie auf einer Doppelphotographie beisammen: den kleinen feingliedrigen Maler, der, wenn er nicht gereizt wurde, die weiblichste Zurückhaltung und verbindlichste Freundlichkeit zeigte und dabei stets wußte, wann es genug und jeder Theil wieder lieber allein wäre, und den damals noch schmächtigen Scheffel, dessen etwas schielendes Auge leicht nach innen gekehrt war und die Beschäftigung mit seinen eigenen Gedanken verrieth; auch er gern schweigsam, bis eine Jugenderinnerung seinen Erzählungstrieb in Fluß brachte.

Sofort in München konnte Scheffel sich als treuen Reisegenossen bewähren, wie Anselm der Mutter meldet. Der Maler zog sich in der kalten Abendluft Münchens eine Halsentzündung zu und mußte zu Bett liegen, „wobei Scheffel den liebenswürdigsten aller Krankenwärter machte und mich mit eigenhändigem Senfteig beglückte." Aber sobald Feuerbach nur wieder „krähen" konnte, drang er auf Abreise. Schweigend fuhren Beide im offenen Wagen den Alpen entgegen, und als die ewigen Schneehäupter auftauchten, belebte die Freude auch den kaum noch Genesenen, so daß er den schlafenden Scheffel zum ersten Mal wieder mit lauter Stimme anrufen konnte. Nun ging es über den Brenner nach Bozen, und all' die Herrlichkeit ringsum schloß die Herzen der jungen Männer weit auf. „Scheffel," schreibt Anselm der Mutter, „ist ein feiner, liebenswürdiger Mensch und wenn ich an all' die Gespräche im Wagen denke, so weiß ich nicht, was schöner war, die Mittheilung in stiller Begeisterung oder die Natur, durch die wir fuhren."

Ueber Verona erreichten sie dann ihr Reiseziel Venedig. „Wir wohnen am Meere," schreibt Anselm. „Zahllose Schiffe wiegen sich vor unsern Fenstern, Inseln mit Kuppeln glänzen im Sonnenschein. Des Abends stürze ich mich in das adriatische Meer und wasche alle Sünden der Vergangenheit ab. Die Zeit, bis die Leinwand gespannt ist, benütze ich zu Zeichnungen nach alten Bildern, Scheffel ist fleißig auf der Bibliothek. Du siehst, wie sich Alles schön und lieblich fügt. Ja, wir wandeln auf Marmor und wohnen in Palästen." Scheffel's eigene Mittheilungen „von der Seestadt Venedig" waren mehr humoristischer Natur und die Mosquitos, die Scharen der Bettler und die ebenso lästige Zuthulichkeit der Landsleute spielten in denselben eine große Rolle.

Gern erzählte er später von einem Landsmanne, der damals allein in Venedig eintraf und sich zwischen den fremd redenden Welschen im Kaffee außerordentlich unbehaglich fühlte. Als aber der schwäbische Kellner sein leeres Glas anfaßte und fragte: „Noch a moli?" athmete er auf und dachte: „Wenn das Italienische so leicht ist, kann ich's auch versuchen," und rund und bündig erwiderte er: „Ja wollo!" Von dem Roman, an dem Scheffel damals schrieb, habe ich nie anders gehört, als daß er die venetianische Geschichte zum Hintergrunde hatte und daß er denselben in München wieder aufnahm, weil ihm bei der schwülen Hitze Venedigs die Arbeit schlecht von Statten ging. Seine Hauptarbeit in Venedig scheint gewesen zu sein, die Decoration zu studiren und auf der Bibliothek sich in die venetianische Geschichte hineinzulesen. Feuerbach saß an seiner Staffelei vor der gewaltigen Assunta. Statt der kleinen Copie, die man in Karlsruhe von ihm erwartete, malte er ein großes Gallerieſtück, nach dem Grundsatz, den er später dem Baron Schack gegenüber zur Unzeit be-

tonte, daß die Stoffe ihr Maß in sich hätten und nicht in der Laune des Bestellers.

So lebten die Freunde fleißig, in achtungsvollem Verkehr still neben einander, während die Cholera in Venedig ihren Einzug hielt und die Menschen ringsumher starben. Endlich widerstanden auch unsere Beiden den Wirkungen des Klimas nicht länger. Scheffel war zum Schatten geworden und konnte nicht mehr arbeiten. Anselm hielt etwas länger aus und wich nicht von seinem Bilde, bis die Untermalung völlig dastand. Nun aber war auch er mit seiner Kraft zu Ende, und man beschloß, am Gardasee oder noch weiter oben im Sarkathal in Alpenluft sich gesund zu baden. Alsbald aber stellte sich eine eigenthümliche Schwierigkeit heraus. Anselm verdankte seine italienische Unterstützung lediglich der Großmuth seines badischen Landesherrn. Die vollziehenden Organe hatten aber so geringes Vertrauen zu der Zuverlässigkeit eines jungen Künstlers, daß der Banquier in Venedig Anweisung erhalten hatte, genau zu controliren, ob der junge Mann fleißig bei seiner Arbeit bleibe. Von Zeit zu Zeit erschien sogar der Ausläufer des Bankhauses in der Akademia, um sich sachverständig zu überzeugen, daß die Arbeit auch fortschreite und der Künstler fleißig sei. Als nun Anselm verlangte, daß man ihm zum Zweck seiner Reise einen Theil seiner Pension vorausbezahle, machte der Banquier Schwierigkeiten, und es entspann sich eine widerwärtige Correspondenz. „Aber trotz vier- oder sechshändiger Zügelführung," schreibt Anselm, „wozu sich Kunst und Finanzen vereinigten, ward der Pegasus doch nicht gezähmt und allen Banquiers und Bedienten zum Hohne fuhren wir, Scheffel und ich, als hohläugige Gespenster über den funkelnden Gardasee." Der frische Hauch, der die grünen Wellen des Sees kräuselt und die Alpenluft, die von den thürmenden Felsmassen bei Riva herabfällt, machte die elastische Jugend bald wieder munter, und ihre Muskeln federten von Reiselust. Ein Einspänner brachte sie von Riva ins Sarkathal, und Scheffel erzählt im „Frankfurter Museum" mit seinem eigenthümlichen Humor, wie sie am Toblinersee, dessen wunderbare Spiegelbilder jedem Besucher des Sarkathals unvergeßlich sind, den Ort gefunden zu haben glaubten, an dem sie ihre Wiedergeburt ruhig abwarten sollten. Sie entdeckten ein Castell „und daß sie von ihm nichts Näheres wußten, war wie der Maler sehr ernsthaft bemerkte, just ein Grund mehr, schleunigst hinzugehen." So kletterten sie den schiefrigen Fußpfad empor und standen bald vor dem innern Portal. Verblichene Malerei war unter einem einfachen Erker sichtbar. Ein finsterer Gang führte ins Innere der Behausung; alte rauchgebräunte Säulen, denen als Fußboden der unbehauene, verwitterte Felsboden diente, standen als Träger einer geschwärzten rußigen Halle vor einem offenen inneren Hofe; an der einen Wand eine rissige römische Inschrift, den Schicksalsgöttern geweiht, an der andern Wand Reste von Arabesken und frescogemaltem, heraldischem Gethier. Eine luftige Loggia, von zierlichen toscanischen Säulchen und Rundbogenstellungen überbaut, zog sich um das zweite Stockwerk. Ein Stück blauer Himmel schaute sparsam auf den dunkeln Geviertraum. — „Die Sache macht sich!" sprachen die Beiden zusammen, denn Alles war schön in der Form und „wohlangeraucht" und mit einem leisen Anflug von Verfall behaftet, kurz, ein Gebäu, als ob es lediglich in Beziehung auf

deutsche Jünger und Verehrer der edlen Künste in den grünen See hineingestellt sei. In der Loggia aber saß allerlei fremdartig aussehendes Volk; neugierig schmucke Frauengesichter tauchten auf und verschwanden; zu den Fenstern eines anstoßenden Saales glänzte der See in tiefsmaragdner Farbe herein. An einem Tische waren Meßinstrumente gelagert, und tranken etliche vorüberstreifende Geometer mit einem Kapuziner und einem Jägersmann ihren Wein. Bei ihnen ging, die Hände auf den Rücken gekreuzt, im weißen, hausväterlichen Negligeekittel, der alte padrone di casa, von dem das Schicksal der zwei jungen Männer für die nächsten Wochen abhängen sollte. Der Alte hatte ein dunkelgefärbtes Antlitz, das weniger von südlicher Sonne gebräunt, als von südlichem Weine geröthet schien; halb lag Schlauheit, halb Wohlwollen auf seinen Zügen, um den Mund aber ein vertrauenerweckendes Schmunzeln. Die Zwei nahmen eine prüfende Position ein und erbaten sich einen Trunk vino santo, den man ihnen als der Gegend edelstes Erzeugniß gepriesen. Wie der vino santo mit seinem goldbraunen Feuer ihre Lippen erwärmt, da waren sie im Innern eins, daß hier nur im Falle evidentester Unmöglichkeit an einen Rückzug zu denken sei, und eröffneten dem Alten rund heraus und ohne Umschweife ihre Absicht, sich allhier auf dauernde Sommerzeit einzunisten und nicht mehr zu weichen. Ein solches Ansinnen aber war Giacomo Sommadossi, dem Hausherrn, noch nicht vorgekommen; denn wiewohl er in seinen weiten Hallen jedem, der durch das einsame Sarkathal zieht, einen Trunk Weines oder ein Stück Polenta verabreicht, so nimmt er doch keine fremden Gäste unter das Dach des Schlosses, verschließt vielmehr gegen Abend sorgfältig seine Thore, damit nicht unbekanntes Gesindel, die einsame Wildniß der Gegend benutzend, ihm einen Streich spiele. Als der Alte vollends erfährt, daß es sich um „pittori" handle, mißtraut er ihrer Börse oder ihrer Moral und will von der Sache nichts wissen. Da ergreift Scheffel das Wort zu einer gewaltigen Rede über die Ehrbarkeit deutscher Künstler. „Und ein gut Glück wollte, daß just ein blasses, dunkeläugiges Kind mit seltsam schwermüthigem Blick durch den Saal schritt. Der deutsche Redner aber hatte nicht umsonst in der Schule gelernt, daß durch geschickte Benutzung unvorhergesehener Ereignisse während der Rede deren Wirkung in hinreißender Art verstärkt wird, darum ergriff er des dunkeläugigen Kindes Rechte, führte es zu Sommadossi, dem Alten, legte ihm die Hand wohlwollend aufs Haupt und sprach: „Und nun sag' Du selber, Angiolina, dem Großvater, ob wir hier bleiben oder wieder fortgehen sollen." Das Mädchen hieß zwar, wie sich später herausstellte, weder Angiolina, noch war Sommadossi der Alte sein Großvater; es schaute aber bedachtsam an dem Fremden hinauf und sagte ruhig: „Sie sollen hier bleiben, die Signori." Da schien des Alten Herz zu erweichen, er sprach: „vederemo!" der beabsichtigte Redecoup war gelungen.

So verbrachten die Zwei am Tobliner See einige Wochen, die Scheffel und Feuerbach gleicherweise zu den reinsten und schönsten Erinnerungen ihres Lebens zählten. „Wir genasen," schreibt Meister Anselmo, „von allen körperlichen und seelischen Leiden in der glücklichen Einsamkeit von Toblino. Gesegnet sei dieser stille, reine, heilige, von keiner Cultur berührte Gebirgswinkel mit seiner herben, großen Natur, seiner frischen, kräftigen Luft und seinen einfachen, guten Menschen.

Wer hier nicht gesund wird, der bleibt ein kranker Mann sein Leben lang, sagte ich zu Scheffel. Ich ward auch bald durch das Landschaftern in der köstlichen Bergluft und durch Rudern und Baden im See so stark, daß ich nur auf die Gelegenheit wartete, Jemand von Herzen durchzuprügeln. Wenn ich draußen weit ab malte, hatte ich einen Unterschlupf in einer Osterie des phantastischsten Gebirgsdorfs der Welt. Ein kleines Stübchen, gegenüber die Trümmer des Schlosses Madruz, unten ein toller Mühlbach!" Für den Poeten erwies sich nun aber ein so gründlicher Wechsel der Decoration, wie die Vertauschung des canale grande mit dem Tobliner See war, doch störend und nachtheilig. Neue poetische Träumereien stiegen ihm auf, und daß er die Venezianische Geschichte zurücklegte, um diesen nachzuhängen, hatte zur Folge, daß keine von beiden Arbeiten zum Ziele kam. Angesichts von Malveno und Madruz sammelte er Stoff für einen nationalen Roman, dessen Mittelpunkt Georg von Frundsberg bilden sollte. Aber Alles verschwand „wie neckender Spuk der Nacht," und in einer seiner mißmuthigen Stunden streute er bei der Heimfahrt die tintenübergossenen Blätter in den See, während Anselmo wenigstens eine Reihe von farbenglänzenden Studien in seiner Mappe davontrug. Um so fleißiger hatte Scheffel über sein einsames Glück nach Hause geschrieben „in dem luftigen Vorsaal, wo mir das blasse Mägdlein Maria so oft über die Schulter schaute und sprach: „Immer schreiben — immer schreiben? Er muß seine sposa in Deutschland sehr lieb haben, der fremde Signor, daß er so viel schreibt." Dazwischen machten die beiden Freunde zu Fuß und zu Pferd, zu Wagen und Schiff oft gewagte Touren. Einmal verloren sie auf dem See während eines wilden Gewitters die Richtung und hörten plötzlich die Glocke des Castells läuten, die die Töchter des Hauses zogen; denn die ungeübten Schiffer, die ihre Künste auf dem Ludwigssee in Karlsruhe erlernt hatten, waren in wirklicher Gefahr. Feuerbach hatte inzwischen eine Madonna gemalt, und der wackere Sommadossi, der fürchten mochte, der Maler habe vor, sie ihm an Zahlungsstatt anzubieten, erklärte in unnöthiger Vorsicht, daß er sie nicht in seiner Capelle haben möchte. Endlich schlug die Stunde des Abschieds, und da die große Tafel nicht anders zu transportiren war, wurde sie auf dem Kahne aufgestellt und oben am Maste angebunden. So wenigstens erzählte mir Scheffel den Vorgang, während man nach Anselm's Bericht (im „Vermächtniß" S. 61 d. ersten Aufl., S. 64 d. zweiten), meinen könnte, er habe die Leinwand selbst als Segel aufgespannt, ein Vandalismus, von dem er doch weit entfernt war. Uebrigens bestätigte auch Scheffel, daß Dorfkinder gemeint hätten, als sie das Bild durch den Schilf wandeln sahen, die Madonna sei ihnen erschienen, und von dieser Erscheinung habe man es am ganzen Seeufer abgeleitet, daß die dortigen Dörfer von der Cholera verschont geblieben sind. Schließlich soll das Bild, doch ist die Mutter des Malers dessen nicht sicher, in einer Capelle des Gardasees seine Verwendung gefunden haben.

Bald darauf trennten sich die Wege der Freunde. Scheffel ging nach Meran und von da nach Baden-Baden. Im November fiel er in schwere Krankheit, deren Nachwirkungen ihm lange fühlbar waren und die schöne Erinnerung an seine zweite italienische Reise trübten. Nach seiner Weise brachte er Wochen und Monate in einsamem Grübeln zu. Noch immer konnte er das Scheitern

seines Planes, Maler zu werden wie sein Freund Anselm, nicht verwinden. Noch am 5. Mai 1856 schreibt er einer Freundin: „Mögen Sie wissen, daß ich einen schweren, fast zu schweren Kampf gekämpft habe, als ich sah, daß ich nicht mehr jung genug war, um das Schwierige der Technik und der ersten verfehlten Versuche zu überwinden, wie ich nöthig gehabt hätte, um mich bei beschränkten Mitteln und bei meiner eigenen Ungeduld aufrecht zu erhalten . . . In Deutschland habe ich seither wenig Erfreuliches erlebt. Bei dem Drang eigenen Schaffens mußte ich just nach dem Gegentheil von dem streben, was die Leute für praktisch halten, nach Freiheit und Einsamkeit, statt nach einer Stellung in der Welt. Und ich habe manche schwere Stunde erlebt im Conflict mit meinem Vater, der mich immer versorgt wissen wollte, ohne Freunde, die mich verstanden, lange Monate von schwerem Augenleiden heimgesucht — jetzt, da ich eine größere Arbeit vor die Welt stellen konnte (den Ekkehard), sind die Leute, die sich jedem fait accompli fügen, auch zufrieden und lassen mich in Ruhe." Selbst die schönen Tage in Italien 1855 erscheinen ihm in dieser Stimmung in einem wehmüthigen Lichte. „Es war wie das Wiedersehen einer für immer verlorenen Geliebten," schreibt er. „Ich bin nur um so trauriger geworden, zumal da mich die heftige Cholera von Venedig und einer dort begonnenen großen neuen Arbeit verscheucht hat. Kaum heimgekehrt, im vorigen November, wurde ich schwer krank und habe jetzt noch immer mit den Nachwehen zu kämpfen. . . . Wie es dann weiter mit mir wird, mag das Schicksal bestimmen, das mich bis jetzt geleitet hat . . . ich habe einige Aussicht, in München eine Stellung zu bekommen, auch ein Aug' auf einen Katheder in Heidelberg geworfen . . . Gott wird Alles zum Guten fügen. . . . „Schweig, leid und lach — Geduld überwindet alle Sach," hab' ich in einem alten Tiroler Stammbuch gelesen."

Feuerbach war inzwischen nach Venedig zu seiner Assunta zurückgekehrt, die er Ende October nach Karlsruhe ablieferte. Leider aber endete dieser sonst so erfreuliche Abschnitt seines Lebens auch für ihn mit einem verdrießlichen Nachspiel, das über sein ganzes weiteres Schicksal entschied. In die Zeit seines venetianischen Aufenthaltes war die Vermählung seines fürstlichen Protectors gefallen. Ungeschickt, aber aus gutem Herzen, hatte der junge Maler sich für berechtigt gehalten, seine Dankbarkeit dem hohen Paare durch ein Hochzeitsgeschenk zu bethätigen und übersendete demselben seine „Poesie", das Bild einer mit Lorbeern gekrönten Frauengestalt, die man eher für eine Sibylle halten würde. Er selbst sagt von dem Bilde: „Ich wollte in dieser einen Gestalt das alte Italien verkörpern, wie es vor meiner Seele stand. Wie hätte ich diese Gestalt anders nennen können als Poesie?" In Italien aber sah er den Genius, dem es gelang, Wirklichkeit und Natur zum Ideal zu erheben. Nur durch diesen Proceß vollziehe sich das Wunder, das wir Kunstwerk nennen. „Eine Ahnung davon lag von Anfang in meiner Natur, und diese Ahnung ist halb verkörpert in dem verachteten und verschmähten Karlsruher Bilde, in meiner „Poesie", sichtbar; deswegen liebe ich es trotz aller seiner Fehler und trotz seiner Verbannung in die Rumpelkammer der Karlsruher Gallerie." Weltunkundig und ungeschickt hatte der junge Mann sich eine Blöße gegeben, die seine Feinde nicht unbenützt ließen. Allenthalben ward über die Art gelästert,

wie der aufdringliche Schüler den Versuch gemacht habe, sich eine Pension zu erbetteln. Nun wollte das Unglück, daß der Transport der vortrefflich ausgefallenen Kopie der Assunta sich um mehrere Wochen verzögerte. Alsbald waren seine Gegner gewiß, er habe das Bild anderwärts veräußert, und erst die Ankunft schlug die verleumderischen Gerüchte nieder, mit denen man ihn verfolgt hatte, widerlegte aber auch zugleich die zuversichtliche Behauptung der Neider, daß er zu heller und klarer Farbengebung gar nicht fähig sei. In der That ist seine Assunta nicht nur eine herrliche Reproduction des größten Bildes der „Akademia," sondern auch schlechtweg eines der besten Bilder der Karlsruher Gallerie. Die günstige Aufnahme seiner Arbeit gab Anselm Hoffnung auf weitere Förderung, und Schirmer ließ ihn auch wissen, daß er eine fernere Unterstützung für einen Aufenthalt in Rom beantragt habe. Nach einer Weile glaubte er anfragen zu dürfen, was man über ihn beschlossen habe? Die Antwort ertheilte Hoffinanzrath Kreidel, der jegliches Ding vom fiscalischen Standpunkte aus betrachtete. Sie bestand in einer Anweisung auf 200 fl., die von seiner Pension noch übrig seien, mit dem Zusatz: „Hiervon geben wir dem Maler A. Feuerbach in Venedig mit dem Auftrage Kenntniß, daß es ganz in seinem Belieben steht, Venedig jeden Tag zu verlassen. Es ist uns überhaupt keine höchste Bestimmung bekannt, welche ihn nach Vollendung des Bildes Mariä Himmelfahrt von Titian in Venedig gefesselt hätte." Daß der hohe Herr selbst von dieser brüsken Behandlung keine Ahnung hatte, beweist die Großmuth, mit der er 1859 Feuerbach durch Ankauf seines „Dante" in kritischer Zeit unterstützte und sogar Schritte einleitete, ihn als Professor an die Karlsruher Kunstschule zu ziehen. Es waren eben lediglich die kleinen und kleinsten Geister der Residenz, die jede ihm gewährte Hilfe für Vergeudung hielten. Andere, die von seinem Talente besser dachten, mochten es dessenungeachtet für angemessen erachten, daß er sich auf eigene Füße stelle.

Dieser pädagogische Hintergrund des Verfahrens spricht wenigstens aus einem an sich gewiß wohlgemeinten Briefe Schirmer's, der aber Feuerbach im Innersten verletzte. Schirmer war eben nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein eifriger Pietist, dem das Seelenheil seiner Kunstjünger noch wichtiger war als ihre Kunst; so nur begreift es sich, wie er dem reizbaren und ohnehin tief unglücklichen jungen Manne schreiben konnte: „Mein Wunsch geht dahin, daß Sie in gesunder, *uneitler* Weise, weder verzagend noch trotzend, weiter streben. Können Sie in Italien durch Ausübung Ihrer Kunst anderwärtige Mittel zum dortigen Aufenthalt erzielen, so bleiben Sie ruhig dorten; ein rechter Mann sucht vor Allem frei und unabhängig zu werden, seine leibliche Existenz durch seiner Hände Arbeit zu bestreiten. Fügt es jedoch Gott nicht, daß Sie Bestellungen dort erhalten oder durch ein paar Porträts die Zeit abwarten können, dann benützen Sie die noch übrigen 200 fl. zur Heimreise." Was Anselm damals litt, das hat er in einem Briefe vom 5. Mai 1856 der Mutter anvertraut: „Die Entscheidung von Karlsruhe ist eingetroffen, so, wie ich vorahnend gefühlt habe. Ich lege die Briefe bei, die mich heimathlos machen. Indem ich dies schreibe, habe ich die Hand fest auf das Herz gedrückt und ich wollte, ich wäre bei dem lieben Vater. Es ist ein scharfes Schwert,

das mich getroffen hat, aber tödtlich ist die Wunde doch nicht, nur sehr schmerzhaft. Es gibt auch kein Drama; dazu gehören ihrer Zwei, das richtige tragische Schicksal und der richtige dumme Mensch. Der bin ich nicht. Ich schlage mich durch." Und er schlug sich durch, freilich nicht ohne Wunden und oft dem Verbluten nahe. Große, nie genug anzuerkennende Opfer der Seinigen ermöglichten es ihm, in Florenz seine Studien fortzusetzen, und endlich gelang es ihm, in Rom sich eine Existenz zu gründen, obwohl Deutschland nach wie vor sich gegen seine Kraft ablehnend verhielt. Wenn er in den heißen Monaten wieder in Heidelberg bei der Mutter eintraf, fand er stets ein dickes Packet Briefe von deutschen Ausstellungsbehörden vor. Der Inhalt sämmtlicher Zuschriften aber lautete übereinstimmend: „Die Bilder Ihres Herrn Sohnes sind wohlverpackt an Ihre werthe Adresse abgegangen." Auch als er sich 1873 entschloß, wieder über die Alpen heimzukehren und eine Professur in Wien anzunehmen, hatte die Stimmung in der Heimath gegen ihn sich nicht gebessert. Seine Wiener Erfahrungen haben ihn dann vollends gebrochen. Bei jedem Besuche, den er nun in Heidelberg machte, sah er schlechter aus; das Gesicht war immer wieder kleiner und die Augen größer geworden. Die stille Freundlichkeit und der milde Ausdruck der Rede hatten etwas Tragisches, da man die Empfindung erhielt, daß sie nicht auf Glück und inneren Frieden, sondern auf schmerzlich errungener Resignation beruhten. Im Jahre 1877 zog er nach Nürnberg, und da seine Mutter sich ihm anschloß, lösten sich die Beziehungen zu Baden. „Leicht wurde uns der Schritt wahrlich nicht," schreibt er. „Heidelberg war ein Vierteljahrhundert hindurch unsere Heimath gewesen, und es sind wehmüthige Gedanken, die mit den Bildern von Wald, Schloß und Neckar in der Erinnerung auftauchen. Natur, stille Poesie, angeregte Geistesluft und Freunde, wie man sie nur einmal im Leben besitzt! Haben wir wohl gethan, dies Alles zu verlassen?"

Sein Leben aber ward ihm auch in Nürnberg nicht leichter. Schon im folgenden Jahre ging er wieder nach Rom, 1878 nach Venedig, und es ist bekannt, wie dort 1879 ein lang vorbereitetes Herzleiden ganz plötzlich sein Ende herbeiführte. Er ward des Morgens todt im Bette gefunden. Kurz zuvor noch hatte er in sein Tagebuch geschrieben: „Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüthe meiner Kunst nicht voll und freudig in das Dasein getreten ist. Was die gütige Natur mir in die Seele legte, das hat die Härte und das Unverständniß meiner Zeitgenossen in ihrem Wachsthum aufgehalten und verkümmert. Dieses wollte ich sagen, nicht um meiner selbst willen, — was würde es mir jetzt noch helfen? — aber um der Wahrheit willen und für künftige Zeiten. Denn die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im einzelnen Menschenleben."

Darin war er minder glücklich als Scheffel, daß er den Erfolg seiner Werke, diese ausgleichende Gerechtigkeit, nicht mehr erlebt hat. Wie viel Persönliches aber dem ablehnenden Verhalten gegen seine Kunst zu Grunde lag, das zeigt der Eifer, mit dem alle großen Gallerien nun nach seinem Tode sich beeilten, auch „einen Feuerbach" zu erwerben. Jetzt, nachdem seine Persönlichkeit seiner Sache nicht mehr im Wege war, verstand sich die Anerkennung fast von selbst. Jetzt wurden für die Wiener Akademie die vier Eckbilder zu dem Deckengemälde gekauft, durch dessen Zurückweisung ihm das dortige Ministerium den

letzten Stoß gegeben hatte. Das erste „Gastmahl", das bei der Münchner Ausstellung von 1869 in einer Weise beurtheilt worden war, daß Pecht schrieb: „wir müssen uns schämen", war damals nur aus Theilnahme einer Kunstgenossin, der Malerin Röhrs aus Hannover, gekauft worden, um den Künstler schwerer Bedrängniß und das Kunstwerk einer gehässigen Kritik zu entreißen. Heute hängt die Wiederholung desselben Bildes bekanntlich in der Berliner Nationalgallerie. Den „Tod Aretin's" erwarb Capellmeister Levi, gleichfalls aus persönlicher Theilnahme, da das Bild für bürgerliche Wohnräume viel zu groß ist; eine Replik desselben Bildes ziert jetzt das Schloß zu Oldenburg. Der 1852 gemalte „Hafis in der Schenke" wurde 1876 an Herrn von Harder nach Karlsruhe verkauft, eben dahin, „wo das Bild vierundzwanzig Jahre vorher mit Spott und Hohn verstoßen worden war" (Vermächtniß S. 38). Vor seinem Tode hatte nur die Gallerie zu Karlsruhe widerwillig und auf hohen Befehl „Dante mit edlen Frauen Ravenna's" (in Hanfstängl's Kunstverlag) gekauft, und die Stuttgarter Gallerie nahm ihm die zweite Iphigenie ab (die Iphigenien in Hanfstängl's Ausgabe 2177 u. 1730), aber „wegen der Zeichnungsfehler" zu herabgesetztem Preise. Auch seine „Poesie" wanderte jetzt aus der Rumpelkammer des Speichers in die Gallerie zu Karlsruhe, und Dresden kaufte 1881 die Madonna mit den musicirenden Kindern, die 1850 mangels eines Käufers hatte verlooft werden sollen (Vermächtniß 2. Aufl. 90 u. 194, 14, gleichfalls in Hanfstängl's Verlag). Ebenso kamen „die singenden Mädchen" aus Privatbesitz in das Basler Museum.

Da ich Anselm's lange Leidensgeschichte kannte und wußte, welche Noth die Mutter mit den sich in Heidelberg aufstapelnden unverkäuflichen Bildern gehabt hatte, kann ich den Eindruck kaum schildern, den es auf mich machte, als ich im September 1886 zum ersten Mal die Berliner Nationalgallerie besuchte und in der Vorhalle des schönen Stockwerks die drei großen Bilder von Feuerbach an einem Ehrenplatze sah, wie ihn keiner der Künstler hat, die ihn im Leben geschulmeistert hatten. Hier in solch hohen Räumen, für welche sie gedacht waren, wirkten sie denn auch in ihrer ganzen Erhabenheit. Indem ich den Blick vom Symposion zum Concert und wieder zur Medea schweifen ließ, überkam mich das Gefühl, als ob ich das Haupt entblößen müsse vor einem Manne, der dem Widerspruche einer ganzen Welt zum Trotz seine Sache durchgesetzt hat. Leider kam die Anerkennung zu spät, und ich gedachte seines Wortes: „Es ist nicht recht, daß unsere Zeit die aufblühenden Blumen so wenig achtet. Sie zerpflücken und zertreten, das versteht sie meisterlich. Sie sagen, meine Kunst sei nicht im Rapport mit dem Leben. Wie kann ich es ändern, wenn mir das Leben nur Qualen und Demüthigungen bietet? Wenn es meiner Jugend die Helligkeit und Freudigkeit nimmt? Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur die Hand hinzuhalten". Er hat das nicht erlebt, denn die Dankbarkeit der Deutschen beginnt meist erst nach dem Tode ihrer Helden. Die Verehrung wird dann um so gefühlvoller, wenn sie sie zuerst zu Märtyrern gemacht haben.

Freundlicher waren Scheffel die Loose gefallen, und bis zu welcher Popularität er es gebracht hat, erlebte ich am selben Tage in Berlin, als ich, um

eine unbequeme Zwischenstunde auszufüllen, durch Kastan's Panopticum ging. Plötzlich stand mir in entsetzlicher Natürlichkeit Joseph Victor Scheffel gegenüber. Oder vielmehr er saß, mit übergeschlagenen Beinen, wie er pflegte, das etwas schielende Auge nach oben gerichtet, den Scheitel mitten über den Kopf gezogen. Der Eindruck, auf den ich so gar nicht vorbereitet war, fiel mir ordentlich auf die Nerven. Noch im März hatte ich in Heidelberg in voller Fröhlichkeit bei Herrn von Duhn mit ihm gespeist. Auch von Feuerbach war dabei viel die Rede gewesen, da eine intime Freundin von Anselm's Mutter, seine Tischnachbarin war. Dann hatte ich ihn auf seinen Wunsch während seines schweren Leidens mehrmals besucht, um ihn nun im September unter den Wachsfiguren zu treffen. Der Eindruck war so widerwärtig, daß ich mich sofort ins Freie begeben mußte. Und doch ist diese sonderbare Ehre, die dem todten Dichter so rasch widerfahren, ein Beweis, wie beliebt er auch bei dem Bürgerstande geworden ist; denn wie viele Schriftsteller sind es schließlich, die von einem so erfahrenen Praktiker wie Kastan als zugkräftig erachtet werden möchten, um die Masse anzulocken?

Das Verhältniß zwischen Scheffel und Feuerbach hat in späteren Jahren an Innigkeit verloren, obwohl sie sich in Heidelberg noch öfter wiedersahen und zehn Landschaftsskizzen Feuerbach's, die bereits erwähnte Frucht des Tobliner Aufenthalts, bei Scheffel die Erinnerung an gemeinsam verlebte schöne Wochen frisch erhielten. Aber was Feuerbach männliche Zurückhaltung nannte, erschien Scheffel als Kälte und Laune. „Wenn man am Abende mit ihm im gemüthlichsten, vertraulichsten Austausch gesessen hatte," erzählte Scheffel bei der erwähnten Gelegenheit, „so konnte er am andern Morgen grüßen, als ob er Einen kaum kenne und ohne ein Wort weitergehen". So lösten sich allmälig die früheren nahen Beziehungen. Der Maler interessirte sich im Grunde doch nur für die Bilder in seinem Kopfe, und Scheffel war empfindlich. Aber auch die schweren Leidenszeiten, die sofort nach der gemeinsamen Reise über Scheffel hereinbrachen, werden wohl einen Theil der Schuld tragen, daß der Dichter seinen Freund von Toblino nie in Rom aufgesucht hat. In den Winter 1857 fällt der schmerzliche Wendepunkt von Scheffel's Leben, der Tod seiner Schwester Marie. Die Geschwister hatten sich geliebt wie Audifax und Hadumoth. Als Victor sich nun in München niedergelassen hatte, bestürmte er die Schwester, sie solle zu ihm ziehen. In München könne sie für ihre Ausbildung als Malerin unendlich viel mehr gewinnen als in Karlsruhe. Zugleich aber müsse sie ihm als Modell sitzen, denn die Irene seiner venezianischen Geschichte sei keine Andere als sie selber. „Aber helfen kann ich Dir nicht, Du stirbst schon im ersten Bande," hatte er gesagt. Welchen Eindruck nach solchen Scherzen es auf ihn machen mußte, als der Münchener Typhus ihm das geliebte Wesen nach wenigen Wochen von der Seite riß, läßt sich denken. Der Vater hatte den Besuch der Tochter in München nur ungern zugegeben; der Riß zwischen ihm und dem Sohne konnte sich nach dem traurigen Ereigniß nur vertiefen. Scheffel selbst war der Geisteskrankheit nahe. Vollkommen zerrüttet kehrte er nach Heidelberg zurück. Seine unselige Phantasie steigerte das Unglück zur unverzeihlichen Schuld; war doch er es gewesen, der das holde Wesen nach dem mörderischen München gelockt

hatte. Der Zug ist nicht etwa aus seinem Hugideo in seine Biographie übertragen, sondern sein Stubennachbar Karl von Langsdorff war Zeuge, wie er Tage und Nächte lang, laut jammernd, sich mit der Büste der Verstorbenen unterhielt, so daß die Freunde schon damals beriethen, ob er nicht geistiger Pflege bedürfe. Daß er nach diesem Schlage nicht an jenem Romane fortarbeiten mochte, dessen Heldin die Schwester war, begreift sich. Hatte derselbe wirklich einen so antiklerikalen Charakter, wie Dahn berichtet (Ruperto Karola, Heidelberger Jubiläumszeitung S. 38), so konnte er in seiner damaligen Stimmung vollends keinen Antrieb empfinden, denselben fortzusetzen, denn diese Stimmung war in den folgenden Jahren entschieden katholisch gefärbt. „Wir erleben es noch, daß er hinter der Kirchenfahne in der Procession einhergeht," sagte mir Langsdorff ein Jahr nach dem traurigen Ereigniß. Seine Kraft war von da an gebrochen. Er selbst ist der um sein Leben betrogene Juthung, der in der Einsamkeit mit der Büste seiner Geliebten einen gottähnlichen Cultus treibt. Dieses unmittelbare Herübernehmen seiner eigenen Erlebnisse in den „Hugideo" beweist aber schon ein Erlahmen der Phantasie. Auch dem „Juniperus" lassen sich leicht solche ganz persönliche Erlebnisse abfragen. Seit Anfang der sechziger Jahre spielte dann der Proceß mit Janke, der Scheffel so aufregte, daß er in einer Heilanstalt der Schweiz seine Zuflucht nehmen mußte, und weiteres Unglück folgte, das bekannt ist.

Nicht Alles, was Feuerbach und Scheffel in ihrer Entwicklung hemmte, wird man den Zuständen zur Last legen; aber in größeren Verhältnissen hätte sich beider Talent wohl noch voller entfaltet. Auch über Scheffel's Leben steht als Motto ein verhängnißvolles „zu spät." Zu spät ist es für ihn, noch Maler zu werden, zu spät denkt er an eine akademische Laufbahn, zu spät wurde er selbständig, zu spät hat er geheirathet. Ohne den Sonnenschein des Erfolges vermochte auch Feuerbach nichts Ganzes, und verspätete Lichtblicke konnten daran nichts mehr ändern. Daß sie Beide zu spät zu einer sicheren Existenz gelangten, die nun keine natürliche mehr ward, macht einen Theil ihres Unglücks aus, der ihnen abgenommen werden konnte, aber nicht rechtzeitig abgenommen ward. Hätten damals schon an allen Universitäten, Kunstschulen und Polytechniken Lehrstühle der Kunst- und Literaturgeschichte bestanden, so hätte Scheffel nicht ohne inneren Trieb Jura studirt, denn dann konnte er seinen humanistischen Neigungen folgen, ohne sich damit zu lebenslänglichem Corrigiren von Schüleraufsätzen zu verurtheilen. Daß er einen Beruf ergriff, der nicht sein Beruf war, das machte sein Leben zwiespältig; an dieser Klippe ist sein Glück gescheitert. Auch Anselm wäre heute — in Preußen wenigstens — das Stipendium sicher, nach welchem er als junger Mann so sehnlich ausschaute. „Wer hat sich *um uns* gekümmert?" sagte Scheffel nicht ohne Bitterkeit, als gelegentlich davon die Rede war, was heute das archäologische Institut in Rom vielen jungen Talenten biete. Es ist besser geworden; doch darf man auch heute noch fragen, ob es unserer Literatur und Kunst dienlich sei, daß wir eine Akademie der schönen Künste und jährliche Preise einer solchen Anstalt für die beste Jahresleistung noch immer *nicht* besitzen?

Der erste Keim des Unglücks von Scheffel und Feuerbach lag freilich in

ihrer eigenen Brust. Es ist der Muschel Krankheit, die Perle zu tragen. Die reizbare Künstlernatur befindet sich selten in jenem Gleichgewicht ihrer Kräfte, durch welches der Mensch zur inneren Ruhe kommt. Eben diese innere Disharmonie treibt sie, in Kunstgebilden die Harmonie zu schaffen, die ihr Herz so schmerzlich vermißt, und ohne diese Reizbarkeit würde auch ihre Productivität aufhören. Aber dieser Gemüthszustand ist ein Leiden und so ist auch in Scheffel's und Feuerbach's Leben müde Abspannung bei dem Einen, nie vergessene Todessehnsucht bei dem Andern schon frühe zur Grundstimmung des Daseins geworden.

Freilich konnte Anselm Feuerbach ein leichteres Loos haben, hätte er sich in die Welt schicken wollen. Nicht nur das Geld liegt auf der Straße, wie man gesagt hat, sondern auch das Zeitungslob, der Erfolg, die Bestellungen, die Protectionen, die Titel, Orden und was sonst die Merkmale sind, an denen die Menge den großen Künstler erkennt. Man braucht sich nur danach zu bücken. Ist ein Mann dafür zu reinlich, zu stolz oder zu bequem, oder zu bescheiden, wie Anselm das Alles zugleich war, dann muß er eben auf jene schönen Dinge verzichten und ruhig und vornehm seinen Weg für sich gehen und mit Goethe sprechen: „Was kümmert's mich, wenn sie die Psalmen singen." Das wollte Anselm leider nie einsehen.

Scheffel war in dieser Beziehung anders angelegt. Seiner angestammten Loyalität und streng monarchischen Gesinnung war es von sich aus natürlich und ein Vergnügen, sich in Geburtstagsversen, Prologen, Festspielen, Gelegenheitsgedichten zu bethätigen. Da nun aber überall in der Welt Freundlichkeit mit Freundlichkeit erwidert wird, erntete er von allen Seiten Gnadenbeweise, die für ihn um so werthvoller waren, als er nach seinen Trinkliedern, Processen und häuslichen Zerwürfnissen einer Wiederherstellung in der öffentlichen Meinung bedurfte, die so am leichtesten erreicht ward. Dazu war die Art seiner Kunst populärer, wie denn diese Popularität noch immer im Wachsen ist. Uns Allen erscheinen seine Wirkungen heute bedeutender als Anselm's. Ob sich das aber nicht einmal umkehren wird? Aendert sich der Sprachcharakter und die Lebensanschauung, so ist auch der beste Dichter nur noch für wenige Gebildete vorhanden, und das Meiste wird schon viel früher Maculatur. Bilder dagegen reden zu allen Geschlechtern die gleiche Sprache, und schon heute hat sich der Jünglingstraum erfüllt, von welchem Anselm an die treueste Freundin seines Lebens schrieb: „Oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alle Gallerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernst an den Wänden hängen." Dieses Anblicks kann er schon jetzt sich erfreuen — si quis piorum manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore extinguuntur magnae animae!

Aus den Briefen Leopold von Ranke's an seinen Verleger.

Kurz vor Weihnachten hat der Chef der Verlagshandlung Duncker & Humblot in Leipzig, Herr Carl Geibel, die Freunde seiner rühmlichst bekannten Firma, die Angehörigen und nächsten Verehrer des heimgegangenen Hauptes deutscher Geschichtsforschung mit einem glänzenden Geschenk überrascht: einer Auswahl der bedeutendsten Briefe, welche Leopold von Ranke in den Jahren 1867 bis 1886 an ihn und seine Firma gerichtet hat.

Das Büchlein, das sich schon in seiner äußeren Ausstattung als ein des großen Todten würdiges Denkmal darstellt, ist „als Handschrift gedruckt" und kommt nicht in den Handel. Jedes Exemplar ist dessen Empfänger auf besonderem Widmungsblatte zugeeignet. „Aus diesen Briefen," so heißt es in dem einleitenden Vorwort, „trat Ranke's Anschauungs- und Gefühlsweise so unmittelbar entgegen, sie sind so sehr ein Spiegel seiner ganzen Persönlichkeit, daß der Wunsch rege wurde, deren Kenntniß auch der Familie und den Freunden, so des Schreibers wie des Empfängers, zu vermitteln. Für weitere Kreise sind sie nicht bestimmt, aber die Nahestehenden werden sich an ihnen erfreuen. Und auch dem künftigen Biographen Ranke's bieten sie werthvolles Material."

Die Bedeutung alles dessen, was den Namen Ranke trägt, mag den Versuch rechtfertigen, Einiges aus der Sammlung auch dem größeren Publicum mitzutheilen. Harmonischer, wohlthuender und liebenswürdiger wird dereinst auch der berufenste Darsteller seines Lebens den großen Historiker schwerlich zeichnen können, als dieser sich in den vorliegenden, nie für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen selbst gezeichnet hat.

Ranke befand sich bei Beginn dieses Briefwechsels (14. Februar 1867) bereits im einundsiebzigsten Lebensjahre, unmittelbar vor seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum (21. Februar 1867), während Herr Carl Geibel damals erst vierundzwanzig Jahre zählte. Gleichwohl ist schon der erste Brief bezeichnend für die große Achtung Ranke's vor seinem jungen Verleger wie für seine Zurückhaltung in Allem, was das rein Geschäftliche betraf. Es handelte sich damals um die Ankündigung der „Gesammelten Werke" Ranke's, deren Verlagsrecht die Firma Duncker & Humblot erworben hatte. Geibel hatte Ranke den „Prospect" zur

Begutachtung gesandt. Ranke antwortet: „Den Prospectus selbst will ich ungelesen lassen: Sie und der Herr Verfasser müssen für Alles, was Sie darin sagen, die Verantwortung übernehmen. Ich lese nur die Angabe über die einzelnen Bände und mache dazu einige Verbesserungen. Ich werde mich sehr freuen, Sie hier zu sehen."

Am 4. September 1870 hatte Geibel geheirathet; Ranke war der erste Gast des jungen Hausstandes und übernachtete am 28. September bei seinem Verleger in Gohlis bei Leipzig. Er hatte dem jungen Freunde am 31. August geschrieben: „Aus vollem Herzen bringe ich Ihnen meine besten Wünsche zu dem schönen und wichtigen Tage, der Ihnen bevorsteht. Sie treten damit erst vollkommen in das Leben ein. Möge er Ihnen Glück und Heil bringen." Ranke, der in einem Briefe vom 26. April 1870 scherzhaft gedroht hatte: „Ich werde also, lieber Herr Geibel, Ihren Bräutigamsstand, vielleicht Ihre Flitterwochen mit einer Thätigkeit unterbrechen, die doch auch ihre Dornen hat," drang nun in seine liebenswürdige junge Wirthin, daß sie den Gatten und Ranke auf der Reise nach München begleite, wohin sich die Männer zu den Sitzungen der Historischen Commission begeben wollten, um hier die abschließende Einleitung des umfassenden Unternehmens der „Allgemeinen Biographie" zu treffen, das später bekanntlich gleichfalls im Verlage von Duncker & Humblot erschien und noch erscheint. Die Gattin des Verlegers nahm in der That an der Reise Theil und „fortan und immerdar" sprechen Ranke's Briefe nun in freundlichster Hochschätzung von der „liebenswürdigen Begleiterin" jener Herbstreise. „Meine Gedanken sind oft bei Ihnen, weil ich weiß, welches wichtige Ereigniß Sie erwarten," schreibt Ranke am 17. November 1871, und als dem Verleger am 11. December der erste Sohn geboren ward, folgen schon am 14. die Zeilen: „„Wenn das Kind geboren ist, denkt die Mutter nicht mehr an die Angst um der Freude willen." Der Vater hat nur die Freude; aber nach und nach, und eher als man denkt, erwächst ihm auch die Pflicht, die in einer volkreichen Stadt nicht ganz leicht zu erfüllen ist. Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch. Meine trockene Bemerkung hindert nicht, daß ich nicht vor Allem an der Wiederherstellung der theuren Wöchnerin und an dem Wohlergehen des Säuglings den innigsten Antheil nehme. Möge denn Alles gut gehen! Von Herzen der Ihre, Ranke."

Von 1874 an mußte Herr Geibel, dessen Gesundheitszustand zu ernsteren Bedenken Veranlassung gab, mehrere Winter im Süden, am Genfer See und an der Riviera zubringen. Hatte Ranke schon am 1. October 1873, als die Herausgabe der Denkwürdigkeiten Hardenberg's im ersten Entstehen war, an den Verleger geschrieben: „Ich wünsche nur, daß wir auch dies Werk noch glücklich ausführen mögen, wozu denn nicht allein das Leben des Alten, sondern auch die Gesundheit des Jungen erforderlich sein wird," so treten nun die eigenen Leiden, an denen es auch dem rüstigen Greise manchmal nicht fehlte, ganz in den Hintergrund. Am 3. September 1875 äußert er: „Ihr Brief macht mir auch deshalb Vergnügen, weil ich daraus abzunehmen glaube, daß Sie sich wohl befinden, was für den Fortgang unserer mannigfachen Geschäfte sehr wesentlich ist. Doch ist meine Theilnahme nicht etwa eigennützig; sie kommt mir sehr von Herzen." Als am 21. October 1875 der junge Freund abermals gen Süden zieht, gibt

er ihm das Geleit mit den Worten: „Ich beklage sehr, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen eine neue Abwesenheit von Ihrem Geschäfte und Ihrem Hause nothwendig macht. Aber Gesundheit geht allen anderen Rücksichten voran, wie ein antiker Päan sagt: jedem Glücke, jeder Ehre, jedem Vergnügen. Möchten Sie nur recht erstarkt und bei Zeiten zurückkehren!" „So gehen wir dem nächsten Jahre muthig entgegen," fügt der fast Achtzigjährige am 9. December hinzu; „Sie werden gesund, und ich will, wenn irgend die Beschwerden des Alters mich nicht niederwerfen, in meiner Arbeitsamkeit fortfahren. Ich rechne in Allem auf Ihre Unterstützung."

Diese Sorge bleibt bei Ranke lange noch im Vordergrund des Interesses, auch als der Anlaß derselben glücklich geschwunden ist. Ranke drückt die Innigkeit des Verhältnisses bei der Verlobung des Bruders seines Verlegers, des Herrn Stephan Geibel, mit den Worten aus (16. Januar 1877): „Zu dem glücklichen Ereigniß in Ihrer Familie, die ich halb und halb als die meinige zu betrachten anfange, gratulire ich Ihnen herzlich und wünsche nichts mehr, als daß Sie wohl bleiben und auch an dem Hardenberg Freude erleben." „Alles hängt von Ihrem Befinden ab," ruft Ranke am 14. December 1881, und am 22. desselben Monats, einen Tag nach seinem 86. Geburtstag, schreibt er: „Auch mir hat die Verbindung mit Ihnen bisher nur Segen und Gedeihen gebracht; auch ich also bin Ihnen Dank schuldig. Möge es fortan so bleiben, so lange Gott will."

In den letzten Jahren spendet der Verleger dem hochverehrten Freunde zum Geburtstag immer eine Sammlung erlesener Rhein-, Ungar- oder Bordeaux-Weine. Mit der ganzen Gewissenhaftigkeit des objectiven historischen Forschers vertieft sich der Meister bedächtig in diese Primärquellen und gibt darüber sein befriedigtes Urtheil ab, weitere Analekten zu feurigen Inhaltes wohl auch behutsam abwehrend, so am 2. Januar 1877: „Wenn die Weinsendung, die Sie mir ankündigen, schon abgegangen ist, so will ich sie dankbar annehmen. Aber ich bemerke doch, daß der Wein eigentlich zu gut für meinen täglichen Gebrauch ist. Er ist vielleicht[1]) zu schwer und feurig. Ich werde Ihnen immer dankbar verbunden sein, wenn Sie die neue Uebersendung auch nicht ausführen." Schon am 27. December 1876 hatte er geschrieben: „Meinem Geburtstagstische gab die Batterie von Flaschen mit gutem Wein, welche Sie mir gesendet haben, und die auf demselben aufgepflanzt wurden, einen ganz eigenthümlichen Charakter." Und an seinem Geburtstage 1878 berichtet er: „Von dem Rheine werde ich mit Ihnen nach der Donau übergehen. Der Rhein ist mir recht gut bekommen."

Von der Thätigkeit Ranke's in den letzten zwanzig Jahren liefert der geschäftliche Theil dieser Briefe ein wahrhaft imposantes Bild. Neue bedeutende Werke — nur beispielsweise seien hier genannt: „Wallenstein", „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" (1780—1790), „Der Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen", die „Denkwürdigkeiten Hardenberg's", endlich die „Allgemeine Weltgeschichte" — entstehen und reifen in diesen Jahren. Jede

[1]) Ein Lieblingswort Ranke's, wie das englische „rather" von ihm gebraucht.

Einzelausgabe früherer Werke erlebt neue Auflagen, verlangt neue Aenderungen und Zusätze. Daneben erfordert die Ausgabe der „Gesammelten Werke", die allmälig auf achtundvierzig Bände anwächst, die unabläßige Fürsorge des Verfassers, Verlegers und Druckers. Eine ungeheure, unaufhörliche Arbeit, die nur mit dem Aufgebot aller Kräfte der Betheiligten zu leisten war, vollzieht sich in dieser Zeit. Und nicht leicht, in der That, war „der Alte" zu befriedigen. Er selbst spricht dies wiederholt aus: „Solche Schwierigkeiten sind mit dem Verlag meiner Arbeiten und zwar selbst gegen meinen Wunsch immer verknüpft gewesen," schreibt er schon am 17. November 1867, und so steht es noch am 12. September 1880, wo Ranke bekennen muß, daß das langsame Fortschreiten des Druckes der Weltgeschichte keineswegs die Schuld der Druckerei ist. „Ich weiß sehr wohl, daß meine Correcturen daran viel Schuld haben, aber das läßt sich bei einem Ranke'schen Manuscript nun einmal nicht ändern." Manchmal wurden die schon im Satze befindlichen Manuscripte zu Nachträgen zurückgefordert (z. B. durch Brief vom 20. April 1880).

Dazu kam aber weiter, daß Ranke nicht bloß selbst während der Universitätsferien häufig den Aufenthalt wechselte, so daß Verzögerungen von Correctursendungen unvermeidlich wurden, sondern auch, daß er alle in kleiner Schrift gedruckten Partien seiner Werke, und alle, auswärtigen Archiven entnommenen Stellen, nicht selbst in der Correctur las, sondern von vertrauten jüngeren Gelehrten — die Archivalien an Ort und Stelle — lesen und controliren ließ. Da nun diese Jüngeren in den Ferien auch reisten, wohl auch sonst gelegentlich behindert waren, so ergab sich aus dieser Mitwirkung Dritter bei den Revisionen erneuter Aufenthalt. Endlich machte wenigstens in den ersten Jahren ein mannigfacher Wechsel der Druckerei sich in störender Weise fühlbar. Die geläufige Entzifferung der Ranke'schen Handschrift ist — nach der Facsimileprobe zu Beginn unseres Werkes zu schließen — eine Kunst für sich, der nicht jeder Setzer gewachsen ist. Erst seitdem der Bruder des Verlegers, Herr Stephan Geibel, an die Spitze der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg getreten und dieser nunmehr dauernd der Druck von Ranke's Werken übertragen worden war, gelang es, den typographischen Theil der Schwierigkeiten vollständig zu beherrschen. Die Setzer wurden — man verzeihe den Ausdruck — auf Ranke's Manuscripte förmlich dressirt, und dieser spricht sich wiederholt sehr zufrieden darüber aus. „Mit dem ‚Ursprung des Revolutionskrieges' hat auch Ihr geübter Setzer viel Mühe; ich wünsche nur, daß er ruhig bei der Sache bleibt," schreibt er am 21. April 1874. „Dieser Setzer würde, namentlich in dem Theile meiner eigenen Composition, gute Dienste leisten können," fügt er am 22. December desselben Jahres hinzu. Und „die Druckerei, welche sich diesmal besonders verdient gemacht hat" (Brief vom 30. August 1882), ist nun für Ranke gefunden [1]).

Die aufgezählten Schwierigkeiten eines gemeinsamen gedeihlichen Schaffens

[1]) Es ist dieselbe Druckerei, in welcher — seit ihrem Beginn im Jahre 1874 — die „Deutsche Rundschau" hergestellt wird, und wir freuen uns dieser Gelegenheit, dem Zeugniß aus solchem Munde beistimmen und anerkennen zu dürfen, wie viel auch wir unsrerseits der außerordentlichen Leistungsfähigkeit und unermüdlichen Sorgfalt der genannten Anstalt verdanken.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

waren indessen keineswegs die einzigen für Verfasser und Verleger. Denn beim Beginn ihres Zusammenwirkens befanden sich außerdem einige berühmte Werke Ranke's in anderem Verlag, was sich besonders dann als Unannehmlichkeit herausstellte, als man daranging, die „Gesammelten Werke" herauszugeben. Nicht, als ob Ranke's Recht irgendwie zweifelhaft gewesen wäre, die einzelnen Schriften in die Gesammtausgabe aufzunehmen — auch wenn diese in anderem Verlag erschien — denn dieses Recht hatte sich der Verfasser vertragsmäßig ausdrücklich ausbedungen und vorbehalten. Aber die Verleger hatten ihrerseits auch das Recht, neue Ausgaben der in ihrem Verlage erschienenen Einzelschriften zu veranstalten, wodurch der Absatz der entsprechenden Theile der „Gesammelten Werke" erheblich beeinträchtigt worden wäre. Die „Neun Bücher Preußischer Geschichte" waren beim Beginn der Gesammtausgabe im Commissionsverlag von Veit & Co. Herr Geibel beeilte sich, dieses Werk ganz in seinen Verlag zu ziehen, was unschwer gelang. An der „Französischen Geschichte" dagegen stand der Cotta'schen Buchhandlung das Verlagsrecht zu, und diese zeigte sich nicht so willfährig. Die altberühmte süddeutsche Firma schätzte den Werth des Verlagsrechts an einem Ranke'schen Werke nicht minder hoch als der Chef der jüngeren kühnaufstrebenden norddeutschen Handlung.

Höchst charakteristisch sowohl für Ranke's Persönlichkeit als für die Festigkeit seiner Beziehungen zum Hause Duncker & Humblot ist sein Verhalten in diesem Conflict. Er schrieb am 16. Mai 1876 an Geibel: „Soeben geht mir die höchst unerwartete Mittheilung der Cotta'schen Buchhandlung zu, daß sie eine dritte Auflage von meiner „Französischen Geschichte" zu veranstalten beabsichtigt. Sie bietet mir das Honorar, welches in meinem Vertrag mit jener Buchhandlung — October 1855 — festgesetzt war, unverkürzt an und will baldigst mit dem Druck beginnen. Ich wünsche nun zuerst zu wissen, was Sie zu diesem Antrage sagen. Ich verstehe, daß es Ihnen nicht gerade angenehm sein kann, wenn ich denselben annehme; aber ich sehe doch auch keinen rechtlichen Grund, um ihn abzulehnen; denn die Aufnahme dieses Buches in die Sammlung meiner Werke haben die Cotta's nachgegeben auf den Grund eines Artikels in dem besagten Vertrage. Mit welchem Rechte kann ich ihnen nun die Ausführung eines anderen Artikels verweigern? . . . Mir könnte eine neue Auflage des Cotta'schen Druckes insofern nicht unangenehm sein, weil das Buch dadurch wieder in einer fashionablen Gestalt in die Welt käme . . . Um keinen Preis wünschte ich aber, ohne Ihr Einverständniß in der Sache vorzugehen. Haben Sie die Güte, mir baldigst Auskunft zu geben."

Der Verleger Ranke's scheint diesen Antrag der Cotta'schen Verlagshandlung, eine — gegen die betreffenden Bände der Gesammtausgabe — wesentlich theurere Sonderausgabe der „Französischen Geschichte" zu veranstalten, für keinen endgültigen gehalten zu haben, und wohl nicht bloß wegen des mit der Preisdifferenz verknüpften Risikos. Gleichwohl sprach der Verleger seine durch die Folge begründete Besorgniß aus, daß die wirkliche Veranstaltung einer neuen Sonderausgabe der „Französischen Geschichte" durch Cotta den Absatz der betreffenden Theile der Gesammtausgabe wesentlich beeinträchtigen werde. Ranke antwortet darauf am 23. Mai 1876: „Gewiß! Ihr Interesse geräth da-

bei in Nachtheil. Sollte aber dieser wirklich so bedeutend sein? Die Ausgabe Cotta scheint mir für eine andere Schicht des Publicums bestimmt zu sein als die Ausgabe Duncker & Humblot; sie wird gewiß noch einmal so theuer werden als diese . . . Das Unangenehmste wäre mir, wenn Ihr guter Muth für die „Sämmtlichen Werke" dadurch beeinträchtigt würde. Ich wünsche nur, in der Sache nichts zu thun, als was Sie richtig finden." Bei einer persönlichen Begegnung im Juli, nach Geibel's Rückkehr aus Italien, wurden dann die letzten Folgen des unvermeidlichen Ereignisses freundschaftlich erledigt.

Auf eine härtere Probe ward das Verhältniß zwischen Autor und Verleger bei Herausgabe der „Denkwürdigkeiten Hardenberg's" gestellt, weil hier ein dritter Contrahent, die Preußische Regierung, erschien und in die Vertragsverhältnisse selbstbestimmend eingriff.

Am 25. November 1874 sendet Ranke „der geehrten Verlagshandlung" beide Vertragsentwürfe über den Verlag der von ihm herauszugebenden Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten. „Die Bedingungen für die erste" (von Ranke selbst verfaßte) „Abtheilung können, wenn die Verlagshandlung sie annimmt, als festgesetzt betrachtet werden. Anders verhält es sich mit den Bedingungen für die zweite" (den Text der Denkwürdigkeiten Hardenberg's, welcher dem Preußischen Staatsarchiv entnommen war, und für welchen daher die Preußische Staatsregierung als Mitcontrahentin eintrat). „Diese müssen erst von der königl. Staatsregierung genehmigt werden. . . . Ich glaube nicht, daß die Staatsregierung ohne Weiteres dem Entwurfe beitritt. Doch wird es gut sein, wenn man darauf rechnen könnte, daß die Verlagshandlung sich durch ihre Erbietungen als gebunden betrachtete. Ich bitte um schleunige Entscheidung und Remission der beiden Entwürfe."

Nach verschiedenen Briefen Ranke's, welche diese Sache weiter berühren, und „nach mannigfachem Hin- und Herschreiben" mit der Regierung zeigt Ranke am 5. Februar 1875 der „verehrten Firma" — während Herr Geibel in San Remo weilte — an, „daß der Contract über den Druck der zweiten Abtheilung der Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten, enthaltend das eigenhändige Memoire des Staatskanzlers, soweit gefördert ist, daß er, von mir unterschrieben, dem Besitzer der Firma, Herrn Geibel, vorgelegt werden kann . . . Die Archivverwaltung denkt ihm den Contract unmittelbar nach San Remo zuzuschicken."

Dieser Contract ging dem Verleger über Leipzig zu. Er enthielt, abgesehen von dem besondern von der Archivverwaltung geforderten Honorar, auf das der Verleger einging, sehr ungewöhnliche Bedingungen, „die ich" — wie Herr Geibel in seiner Antwort aus San Remo vom 25. Februar 1875 sagt, „in keinem andern Fall unterschreiben würde. Nur das Außergewöhnliche der Publication läßt mich über einige Punkte und Clauseln hinwegsehen. Wenn ich mich beispielsweise verpflichten soll, wöchentlich zwei Bogen in Satz und Druck zu liefern, so kann ich doch nur meine Bereitwilligkeit aussprechen; denn der Druck hängt nicht von mir, sondern von dem Herrn Autor, resp. dem Herrn Corrector ab: ich kann nicht drucken lassen, wenn ich keine druckfertigen Bogen aus Berlin erhalte. Gegen *eine* Bestimmung des Entwurfs muß ich aber entschiedenen Einwand erheben. Es ist in unseren Besprechungen niemals die Rede davon

gewesen, daß der Ladenpreis des Werkes von der Archivverwaltung festgesetzt werde. Das muß mir ganz allein überlassen werden. Im Contract ist gesagt, der Ladenpreis dürfe nicht mehr als 30 Pfennige pro Bogen betragen; diese Position ist für mich absolut unannehmbar, denn ich müßte beinahe die ganze Auflage verkaufen, nur um meine eigenen Kosten zu decken. Wenn die Archivverwaltung diese Forderung auf Grund einer von ihr eingeforderten Kostenberechnung gestellt hat, so hat sie dabei übersehen müssen, daß die Herstellung eines von Ranke'schen Werkes Extraauslagen verursacht, welche hin und wieder das zu zahlende Honorar noch übersteigen. Sie wissen, hochverehrter Herr, daß ich in dieser Beziehung Ihnen gegenüber nie Schwierigkeiten erhoben, im Gegentheil stets zugegeben habe, daß die Herstellung der Werke des größten Geschichtsschreibers aus anderen Gesichtspunkten zu betrachten sei, als der Druck irgend eines noch so werthvollen Manuscriptes; allein es muß mir überlassen werden, diese rein interne geschäftliche Angelegenheit nach eigenem Ermessen zu regeln." In der Annahme, daß der Vertragsentwurf durch Ranke's Vermittlung eingesendet worden sei, wendet sich Herr Geibel an diesen „mit der Bitte, diesen Punkt aus dem Contract zu entfernen. Ich hoffe bestimmt, daß dies geschehen werde."

Ranke antwortet am 1. März: „Nur insofern habe ich einen Antheil an dem Vertragsentwurf, der Ihnen von der Archivverwaltung zugesendet worden ist, daß ich einige höchst onerose Bedingungen, die man Ihnen machen wollte, zu streichen gerathen habe. . . . Die Bestimmung über den Ladenpreis habe ich niemals weder erwogen, noch mich überhaupt darüber erklärt[1]). Der Archivverwaltung anzuzeigen, daß Sie darauf nicht eingehen, und sie in Bezug darauf umzustimmen, liegt gänzlich außer meiner Macht und Stellung. . . . Diese Sache, über welche schon seit mehreren Monaten hin und her geschrieben wird, fängt an, mir lästig zu werden. Aber wenn Sie Einwendungen zu machen gedenken, so bitte ich Sie, sich darüber mit der Archivverwaltung in directe Beziehung zu setzen. Durch diese muß der Vertrag dem Staatsministerium vorgelegt werden, um als gültig betrachtet zu werden." Der Brief ist — wie die meisten der Sammlung — von Ranke dictirt und nur eigenhändig unterschrieben. Beim Vorlesen mögen ihm seine Worte härter geklungen haben, als sie gemeint waren, denn er fügt noch die Nachschrift hinzu: „Wenn Besorgniß der Correcturkosten das Hauptmotiv Ihrer Ablehnung einer Fixirung des Ladenpreises bildet: so bitte ich Sie, da diese Kosten bei der zweiten Abtheilung[2]) wegfallen, den Vertrag anzunehmen; erst dann werde auch ich ihn unterzeichnen, und die Angelegenheit kann ihren weiteren Fortgang haben. Aus Rücksicht auf mich aber bitte ich Sie nicht, es zu thun; es muß Ihr eigener Entschluß sein."

Diese Sache fand, wie bereits bemerkt, ihre Erledigung durchaus nach dem Sinne der Verlagshandlung. Der Vertrag wurde Namens der Preußischen Staatsregierung vom Fürsten Bismarck vollzogen. Auch auf dem Titel des Werkes beanspruchte die Regierung ursprünglich eine Erwähnung ihres Antheils

[1]) Der Vertrag enthielt in seiner definitiven Fassung keine Bestimmung über den Ladenpreis.

[2]) Dem unabänderlich im Wortlaut feststehenden eigenhändigen Memoirenwerk Hardenberg's.

am Zustandekommen. Der Director der preußischen Staatsarchive, Prof. v. Sybel, schreibt treffend hierüber an Ranke am 14. August 1876: „Ich bin ganz und gar Ihrer Ansicht und wünsche lebhaft, daß die „Königl. Staatsregierung" und „Königl. Archiv-Verwaltung", ja, wenn Sie hier nicht dissentiren, sogar der „Historiograph" von den Titelblättern aller vier Bände verschwinden. Alle diese schönen Dinge scheinen mir nur den Namen Leopold von Ranke zu verdunkeln." Durch einen mündlichen Vortrag v. Sybel's beim Fürsten Bismarck wurde auch dieser Punkt nach Wunsch geordnet.

Wie Herr Geibel von sich rühmen durfte, daß er allezeit jedes Opfer gerne gebracht habe, um „die Werke des größten Geschichtsschreibers herzustellen", so überläßt sich andererseits Ranke vollständig und in allen Dingen des buchhändlerischen Vertriebes dem Rath und Sachverständniß seines Verlegers, und zwar gleich von Anfang ihrer Verbindung an, nicht etwa erst am Ende dieser zwanzigjährigen Epoche, nachdem auch das geschäftliche Geschick des Verlegers sich in den glänzendsten Erfolgen gezeigt hatte. Schon der dritte Brief unserer Sammlung (vom 29. Juni 1867) enthält die Stelle: „Doch muß ich noch unmaßgeblich bemerken, daß mir der Druck des Anhangs noch immer zu eng erscheint." Aber allmälig unterwirft Ranke auch viel wichtigere Fragen, als die der Auflage, des Druckes, der Ausstattung u. s. w. „dem trefflichen Urtheil" seines Verlegers, ehe er sich entschließt: so namentlich die — im Buchhandel oft so entscheidende — Frage des Titels der einzelnen Werke, nicht selten auch geradezu die Frage des Inhaltes einzelner Bände derselben, mindestens ihrer Beigaben.

Die Bescheidenheit des berühmten Historikers zeigt sich namentlich auch in den mäßigen Erwartungen, die derselbe betreffs des Absatzes, des „Successes" seiner Werke hegt. Im Gegensatze zu so vielen anderen Autoren erscheint er in diesem Punkte eher als Pessimist, der Verleger eher als Optimist — aber glücklicher Weise behält der Verleger bei diesem Tausch der gewöhnlichen Rollen immer Recht. Einige besonders charakteristische Aeußerungen dieser Art mögen hier mitgetheilt werden. „Mich erfüllt der Succeß Ihrer Ankündigung, von dem Sie mir schreiben, nicht gerade mit übermäßigen Hoffnungen", schreibt er am 2. März 1867, aus Anlaß der Ankündigung des Erscheinens der „Sämmtlichen Werke", deren ersten Band der Sortimentshandel in solchen Mengen zur Ansicht bestellt hatte, daß die Auflage erhöht werden mußte. „Ich zweifle nicht, daß die wirkliche Subscription unter der Zahl der Exemplare, die Sie nach unserer Uebereinkunft drucken werden, weit zurückbleiben, vielleicht kaum die Hälfte derselben erreichen wird." Am 2. Juli 1869: „Ich kann mich noch nicht überreden, daß wir so nahe bei einer zweiten Auflage von Wallenstein sind, wie es nach Ihren Bemerkungen scheinen könnte." Am 12. Juli 1872, bei Uebersendung des 25. Bandes der Werke: „Es ist eine durchaus neue Arbeit und verdiente wohl besonders publicirt zu werden. Ich stehe jedoch davon ab . . . . Gebe nur Gott seinen Segen dazu!" In Betreff der „Genesis des preußischen Staates" willigt er am 24. October 1872 in die vom Verleger angeregte Separatausgabe mit den Worten: „Sie können, wenn Sie dabei bleiben, 750 Exemplare davon besonders drucken lassen." Am 1. März 1875 schreibt er: „Der Auflage-Erhöhung in Bezug der Sammlung meiner Werke gebe ich ungern nach; allein

da Sie dieselbe dringend wünschen und die Sache am besten verstehen, so füge ich mich." Am 13. September 1876 heißt es: „Ich bin Ihnen für Ihre Mittheilungen über den Stand unserer Angelegenheiten verpflichtet und eigentlich recht erbaut über den Succeß, dessen wir uns erfreuen. Möge er ein dauernder sein!"

Auf Wunsch des Verlegers hatte Ranke für die „Allgemeine Biographie" zwei Artikel über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. geschrieben. Betreffs des letzteren Artikels äußert er sich selbst am 28. Juni 1877: „Ich habe nun wirklich einen Artikel über Friedrich Wilhelm IV. zu Stande gebracht. Recht zufrieden aber bin ich mit demselben nicht. Er bringt doch eigentlich nicht das, was man erwartet, und ist viel zu ausführlich (nämlich für den Charakter des Artikels, nicht für die Sache) in einigen Stücken, in anderen desto kürzer und ungenügender. Aber ändern kann ich daran nichts mehr, und für die Geschichte des Königs liefert er immer einen nicht unerheblichen Beitrag." Am 1. Juli 1877 heißt es weiter darüber: „Anbei empfangen Sie mein allerjüngstes kleines Werk über Friedrich Wilhelm IV. Ich bitte Sie, wie Sie gütigst versprachen, es dem Druck der Biographie gemäß in Fahnen setzen zu lassen, und zwar so bald als thunlich. Ich möchte nämlich gern noch Zeit behalten, den Artikel einem oder zwei vertrauten Freunden mitzutheilen, um das Urtheil derselben zu erfahren. Eigentlich bin ich nicht unzufrieden damit, daß die historische Forschung, insofern sie wirklich Platz greifen konnte, auf diesem Wege in die Geschichte unserer Tage eindringt." Die Verlagshandlung hatte eine viel günstigere Meinung darüber; sie schlug Ranke vor, von den beiden Artikeln ein besonderes Werk unter dem Titel: „Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm IV. Zwei Biographien von L. v. Ranke" zu veranstalten. Darauf antwortete er am 21. October 1877: „Nur ungern stimme ich bei, wenn Sie die beiden biographischen Artikel auf dem Titel schlechthin als Biographien bezeichnen. Ich verspreche nicht eine durchaus gute Aufnahme." Doch gab er dem Wunsche nach, und als das Werkchen dann erschien, schrieb er, am 1. December: „Für dieses bin ich Ihnen vielen Dank schuldig. Die Ausstattung zeigt das sorgfältige Auge des Verlegers auf jeder Seite. Sie machen damit einen Versuch auf das größere Lesepublicum. Es würde mir eine Freude sein, wenn es Ihnen gelänge, zumal da die beiden Aufsätze keineswegs darauf berechnet waren." Bald nach dem Erscheinen war die Auflage vergriffen.

Am 8. Juni 1878 schreibt Ranke: „Mit Vergnügen habe ich die siebente Auflage (der Geschichte) der Päpste in zwei verschiedenen Ausgaben empfangen; mögen Sie sich in Ihren Erwartungen nicht getäuscht haben" [1]).

Die letzten großen Freuden seines Lebens bereitete dem Unermüdlichen die Arbeit an seiner „Weltgeschichte" und deren großer Erfolg. „Ihre gute Nachricht war ja das schönste Angebinde, das ich je zu meinem Geburtstage erhalten habe", schreibt er am 22. December 1880, nach Empfang der Meldung, daß, kaum eine Woche nach Ausgabe der ersten, eine zweite Auflage nöthig werde.

[1]) Hier täuschte sich der Verleger ausnahmsweise wirklich einmal! Aber nicht durch Veranstaltung der theureren kritischen Ausgabe in drei Bänden, welche seither noch eine achte Auflage erlebte, sondern durch die billige Volksausgabe in einem Band (ohne Anmerkungen und Beilagen), welche ungünstigen Absatz erzielte.

Und zwei Tage später: „Ihre beiden unter dem gestrigen Datum mir gemachten Vorschläge“ (bezügl. der Höhe der zweiten Auflage und des Honorars für dieselbe) „nehme ich bereitwillig an und wünsche nur, daß der Erfolg Ihren Erwartungen entsprechen möge.“ Zwei Jahre später muß abermals ein Neudruck der beiden ersten Bände in tausend Exemplaren stattfinden. Am 28. März 1883 schreibt Ranke endlich: „Hocherfreulich ist es und für mich unerwartet, daß Sie wieder auf einen Neudruck des dritten Bandes denken.“

Die Dankbarkeit Ranke's für jede ihm erwiesene Freundlichkeit, jeden ihm geleisteten Dienst, jede ihm angenehme Lebenserinnerung, zeigt sich in diesem Briefwechsel, namentlich auch bei Gelegenheit seiner häufigen und ungemein generösen Vertheilung von Freiexemplaren seiner Werke. Daß die Gelehrten der Bibliotheken und Archive, welche bei Herstellung einzelner Werke mit thätig waren, ein Ehrenexemplar erhalten, nimmt nicht Wunder; aber immer neue Beweise seiner Dankbarkeit sind die begleitenden Worte, mit welchen er die Tüchtigkeit ihrer Mitarbeiterschaft rühmt. Natürlich werden die Brüder und Verwandten regelmäßig bedacht. Ebenso regelmäßig auch die älteren Collegen des Verfassers, die Koryphäen der deutschen Geschichtsforschung: Max Duncker, v. Sybel, Giesebrecht, Waitz, v. Arneth in Wien, u. s. w. Später treten auch die jüngeren Historiker hinzu: v. Noorden, v. Treitschke, Maurenbrecher, die Wiener, Professor Lorenz und Hofrath Beer u. s. w. Ungemein ansprechend berührt es, wie Ranke (an seinem Geburtstage, 1878) die Gelegenheit ergreift, einem besonders anhänglichen Schüler eine Ueberraschung zu bereiten: „Ich schreibe Ihnen unverzüglich auf Veranlassung eines Briefes von Alfred Dove, der, mit der Geschichte von 1740—1790 beschäftigt, sich beklagt, daß ihm der „Hardenberg“ zu theuer sei, um ihn anzuschaffen. Und doch wäre es gut, wenn er das Buch, das das achtzehnte Jahrhundert überhaupt erläutert, von vornherein benutzen könnte. Ich frage daher an, ob Sie nicht dem alten Freunde ein vollständiges Exemplar des Buches wollen zugehen lassen, vielleicht noch zu Weihnachten, als unser gemeinschaftliches Geschenk.“

Unter den politischen Persönlichkeiten Deutschlands erscheint der mit Ranke eng verbundene Generalfeldmarschall v. Manteuffel am häufigsten auf der Liste. Fürst Bismarck erhielt nur einmal ein Ehrenexemplar und zwar von den Denkwürdigkeiten Hardenberg's. „Wäre es z. B. nicht meine Pflicht“, schreibt Ranke hierüber am 13. Januar 1877, „dem Fürsten Bismarck, der mich von den unangenehmen Zusätzen auf den Titeln freigesprochen hat, ein präsentabel ausgestattetes Exemplar zu schicken? Obgleich das Archiv auf eine Zusendung des Werkes an den Fürsten Bedacht nimmt, so bitte ich Sie doch, ein Exemplar zu diesem Zweck für mich herstellen zu lassen und zu überschicken.“

Als selbstverständliche Pflicht erachtete der Historiograph des preußischen Staates, den Majestäten immer das erste Exemplar seiner Schriften ehrerbietig zu Füßen zu legen. Wie sehr dieser Tribut ihm Herzenssache war, beweist u. A. ein Brief vom 3. November 1876, der „vertraulich“ überschrieben ist. „Nun aber noch eine dringende Bitte“, heißt es da. „Den 1. Januar 1877 feiert der Kaiser und König ein in jeder Stellung seltenes, in der seinen höchst außerordentliches Fest, den siebzigsten Jahrestag seines Eintritts in die Armee. Sie begreifen den Wunsch, den ich habe, ihm bei dieser

Gelegenheit das neue Werk[1]) zu überreichen, in welchem die Regierung seines Vaters, den er über Alles liebt, in einem besseren Lichte erscheint als bisher. Nicht Hardenberg, sondern die anderen urkundlichen Sammlungen, die mir zu Gebote standen, haben mir urkundlich und historisch sicher ein solches Resultat geliefert. Aber würde es möglich sein, damit noch zu Stande zu kommen? Unmöglich scheint es mir nicht, wenigstens den vierten Band noch fertig zu stellen, so daß wenigstens drei Bände überreicht werden könnten. Besser wäre es freilich, auch den vierten hinzuzufügen. Es hat wohl nichts auf sich, wenn die Ausgabe bis zu diesem Tage nicht erfolgt und das erste Exemplar derselben eben dem Kaiser und König überreicht wird. Haben Sie die Güte, mir über die Erfüllung meiner Bitte Auskunft zu geben." Am 2. Januar 1877 berichtet Ranke: „Die drei Bände[2]) sind zur bestimmten Zeit glücklich angelangt, und das eine Exemplar derselben, das in der That sehr anständig eingebunden war, in das Palais befördert worden. Ich bin Ihnen für die eifrige Beförderung der Arbeit in der Druckerei u. s. w. aufs Neue den größten Dank schuldig geworden." Vor Mitte Januar schon, nachdem auch die ersten Exemplare des vierten Bandes eingetroffen und eines davon dem Kaiser überreicht war, kann Ranke weiter berichten: „Da Sie es zu wissen begehren, so melde ich Ihnen, daß der Kaiser die Ueberreichung des für ihn bestimmten Exemplars sehr gut aufgenommen zu haben scheint. Er hat mir nicht allein mündlich dafür gedankt, sondern auch mein Anschreiben mit einem eigenhändigen Brief erwidert, der für die Auffassung seiner eigenen Regierung von hohem Werth ist; es ist ein unschätzbares Document, welches, wenngleich noch nicht gegenwärtig, ein ander Mal veröffentlicht werden muß."

Daß Ranke seinerseits sogar als Historiker dem über Alles verehrten gnädigen Monarchen zu danken hatte, erhellt aus einem Briefe vom 4. Januar 1878. Damals war dem Kaiser das für ihn bestimmte Exemplar der „Zwei Biographien" überreicht worden. „Die Biographien sind von den beiden Majestäten sehr gnädig aufgenommen worden; doch hat mich der Kaiser auf einen Fehler aufmerksam gemacht, welcher darin besteht, daß bei der Erziehungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. Prinz Friedrich der Niederlande als der dritte Prinz, der damals am Unterricht theilgenommen habe, erwähnt ist; es sei aber nicht, sagt er, Prinz Friedrich der Niederlande, sondern Prinz Friedrich von Preußen gewesen. Ich habe das Wort „der Niederlande" erst nachträglich in den Text gebracht, weil man mir mit Bestimmtheit versicherte, daß das so das richtige sei. Sollte der Artikel über Friedrich Wilhelm IV. noch nicht abgezogen oder in aller Form gedruckt sein, so würden Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie das Wort „der Niederlande" einfach streichen lassen wollten."

In demselben Briefe heißt es am Schlusse: „Ich habe noch Etwas auf dem Herzen. Generalfeldmarschall von Manteuffel hat einst an mehrere Schulen in Schleswig Exemplare der Sämmtlichen Werke geschenkt; aber ich finde, das ist drückend für ihn, und es wäre mir lieber, wenn es in Zukunft zugleich im Namen des Verlegers und des Verfassers geschähe."

[1]) Die Denkwürdigkeiten Hardenberg's.

[2]) Mehr konnte in diesem Jahr nicht fertig gestellt werden.

Ein Denkmal von Ranke's Pietät ist auch der folgende Brief vom 25. April 1883: „Sehr erwünscht würde mir sein, wenn die hochgeehrte Firma dafür sorgen wollte, daß ein vollständiges Exemplar der erschienenen Theile der Weltgeschichte, gut gebunden, — ich denke in 6 Abtheilungen — an die Landesschule Pforta, bezw. den Rector Dr. Volkmann, in meinem Namen gesendet werden könnte. Man feiert dort das zehnjährige Fest der Stiftung[1]), wobei ich, als der zweitälteste der Portenser, nicht ganz fehlen möchte. Auf der Außenseite des ersten Bandes könnte mein Wahlspruch stehen: Labor ipse voluptas." Auch sein Heimathstädtchen Wiehe hatte Ranke schon früher in ähnlicher Weise beschenkt.

Wie Ranke dem Verleger bei jedem den Letztern bewegenden Familienereignisse sich theilnehmend erwiesen, so meldet er auch dem Freunde jedes ihn selbst berührende Ereigniß seiner Familie. Leider sind es fast immer Trauerbotschaften. Denn wem Gott ein so hohes Alter schenkt, wie es Ranke zu Theil ward, muß das Loos des Scheidens von den Gefährten der Jugend und des Mannesalters, das Geschick wachsender Vereinsamung als natürlichen Lauf menschlicher Natur hinnehmen. Aber dennoch wie rührend ist Ranke's Klage um jeden neuen Verlust, und wie innig hing er, der als Historiker den Personen und Dingen so gelassen gegenüberstand, an den Todten und Lebenden, die ihm als Menschen lieb gewesen! Schon am 21. April 1874, als Geibel mit seiner Gemahlin den Verehrten in Berlin nicht zu Hause getroffen hatten, schrieb Ranke: „Wie gern hätte ich Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin die Räume gezeigt, in denen ich schon so lange einheimisch bin, namentlich auch das gelungene Portrait meiner Frau." Am 23. September 1875 gibt er die bereits beschlossene Reise zu den Sitzungen der historischen Commission nach München auf: „Der vornehmste Grund dafür ist, daß mein theurer Bruder[2]), dessen goldene Hochzeit ich feiern wollte, schwer erkrankt ist. Ich würde ihn nicht einmal sehen, gewiß nicht sprechen können. Die Gespräche unter den lieben Angehörigen würden sich nur um die Gefahr bewegen, in der mein Bruder schwebt, und mich mit Trübsinn erfüllen, der mich für die Geschäfte der Commission untauglich machen würde." Am 16. Mai 1876 schreibt er: „Ich habe indeß mancherlei zu leiden gehabt, das Schlimmste: den Tod eines unersetzlichen Lebensgefährten, meines vielgeliebten Bruders haben auch Sie betrauert." Am 13. September desselben Jahres heißt es weiter: „Jede Zeitung bringt mir in der Nachricht von dem Tode eines oder des andern Altersgenossen allezeit ein Memento mori. Sie werden gehört haben, daß auch mein nachältester Bruder, mein ältester Freund in diesem Leben und immer einverstanden in der Hauptsache, immer theilnehmend, mit Tode abgegangen ist." Ein einziger Lichtblick zeigt sich unter diesen Todtenklagen. Am 11. März 1882 schreibt er nämlich: „Heute habe ich nur noch die angelegentliche Bitte, ein Exemplar der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation recht gut und würdig gebunden zu erhalten, so daß ich es meiner Enkelin zu ihrer Einsegnung überreichen kann; ihr Seelsorger hat ihr dies Buch besonders empfohlen."

[1]) D. h. der im Jahre 1543 erfolgten Erhebung Pforta's zur fürstlichen Landesschule. Das Fest wird alle zehn Jahre gefeiert.

[2]) Oberconsistorialrath in München.

Wenn nun vollends jüngere befreundete Forscher in der Vollkraft der Jahre aus dem Kreise der Lebenden gerissen wurden, Schüler, die einst zu seinen Füßen gesessen, so fehlt auch in unseren Briefen niemals ein Wort der Anerkennung und des Gedächtnisses. Am 28. December 1883 schreibt er: „Mein Billet wird Sie mit den Obsequien Noorden's beschäftigt oder doch daran betheiligt finden; mir ist der Verlust des trefflichen Mannes sehr leid. Er hatte in seinem Leben eine immer ernstere und zugleich umfassendere Richtung auf die Studien genommen; überdies nahm er darauf Bedacht, gut zu schreiben. In seinem Nachlaß werden sich noch einige Excerpte aus den Pariser Archiven finden, die eine Publication verdienen."

Wie schon aus dieser Andeutung hervorgeht, war Ranke in den zwanzig Jahren seines Briefwechsels unermüdlich, seinen Verleger auf die Erwerbung werthvoller historischer Manuscripte, die er kennen lernte oder von denen der Verleger ihm schrieb, hinzuweisen, von geringwerthigen abzurathen. Die Mittheilung dieser Gutachten würde hier zu weit führen. Nur eines einzigen sei hier Erwähnung gethan. Professor Kampschulte in Bonn hatte der Firma sein Werk „Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf" angetragen. Ranke äußert sich darüber am 11. November 1868 wie folgt: „Herr Professor Kampschulte ist Katholik; das hat ihn aber nicht gehindert, über die Universität Erfurt in den Zeiten der Verbreitung der Reformation ein sehr unterrichtendes Buch zu schreiben. Er ist überhaupt ein gründlicher Forscher, und ich zweifle nicht, daß das Werk über Calvin vieles Gute und Neue enthalten wird. Forschung legt an sich die Pflicht der Unparteilichkeit auf."

Objectivität geht ihm über Alles. Daher seinerseits die vorsichtige Zurückhaltung in Berührung von Tagesfragen. Nur zögernd und wenn er einem Urtheil nicht ausweichen kann, weil alle Welt es von ihm erwartet, entschließt er sich dazu. Charakteristisch hierfür ist die folgende Stelle aus seinem Briefe vom 21. April 1874: „In Bezug auf die neue Ausgabe der (Geschichte der) Päpste hätte ich Ihnen" (wenn die beabsichtigte persönliche Begegnung in Berlin nicht mißlungen wäre) „anvertraut, daß ich nun doch damit umgehe, dem dritten Band des Textes noch ein Schlußwort hinzuzufügen, das sich über die Geschichte des Vaticanischen Conciliums verbreiten soll. Für mich selbst wäre das Beste, davon zu schweigen; aber für das Buch, und ich hoffe auch für das Publicum, ist es besser, daß ich meine Ansicht darüber ausspreche. Da nun aber damit eine brennende Frage berührt wird, und jeden Tag neue Documente darüber zum Vorschein kommen, so wünsche ich das Manuscript bis kurz vor der unmittelbaren Ausgabe des Buches bei mir zu behalten."

Diese peinliche Gewissenhaftigkeit machte ihn auch mißtrauisch gegen jede Uebersetzung seiner Werke in fremde Sprachen. Zahlreiche Aeußerungen dieser Art enthält unsere Briefsammlung; wir notiren die folgende vom 1. Juli 1875: „Meinem geehrten Herrn Verleger überlasse ich die Verhandlung über eine französische Uebersetzung des Werkes „Ueber den Ursprung der Revolutionskriege". Eine wortgetreue und gut französisch geschriebene Uebersetzung der genannten Schrift würde mir sehr erwünscht sein; denn erst dann könnte sie allgemein wirksam werden. Meinerseits würde ich also das Unternehmen möglichst er-

leichtern. Ich besorge aber, daß es dem zum Trotz doch nicht zu Stande kommen wird. Schade wäre es, wenn es durch Zusätze von der einen oder der andern der dort herrschenden Parteien seinen objectiven Charakter verlöre". Mit ähnlicher Vorsicht, um jede Möglichkeit einer Mißdeutung auszuschließen, verfuhr er bei der Wahl der Titel zu seinen Werken, wie wir denn bereits sahen, daß er dem Wunsche seines Verlegers, die beiden biographischen Artikel über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. „Zwei Biographien" zu nennen, nur ungern zustimmte, weil er darin eine Uebertreibung dessen erblickte, was er wirklich bot. Seine Weltgeschichte wollte er ursprünglich „Allgemeine Ansicht der Weltgeschichte" nennen. Dann wieder macht er die Titelüberschrift jeder einzelnen Abtheilung zum Gegenstand sorgfältigster Erwägung. „Ich denke, man könnte dem neuen Band" (Band V der Weltgeschichte) „den Titel geben (wenn er nicht zu feuilletonistisch klänge) Mahomet und Karl der Große", schreibt er am 1. November 1884. „Unserm Publicum, denke ich, wird es genügen, diese beiden heterogenen Gestalten in einem, so zu sagen, idealen Zusammenhange zu erblicken". Aber schon drei Tage später verwirft er diesen Titel endgültig als „zu feuilletonistisch".

Hier noch einige Aeußerungen Ranke's über Publicum und Kritik. „Ich wünsche, daß das Stück: „Untersuchung der Traditionen über die Eroberung Roms" für eine andere Publication reservirt bleibe; denn für das Publicum der Weltgeschichte, das genug von den Traditionen gehört hat, ist sie viel zu abstrus," schreibt er am 30. August 1882. Und in ähnlichem Sinne am 15. November 1885, bei Abgrenzung des Stoffes für den sechsten Band der Weltgeschichte: „Auch Analecten denke ich diesmal nicht hinzuzufügen, sondern auf eine spätere Mittheilung zu verschieben, was Einigen unangenehm, den Meisten aber lieb sein wird." „An Widerspruch wird es nicht fehlen", schreibt er am 16. März 1873, „aber der alte Frundsberg sagte: Viel Feind', viel Ehr'!" In dem Briefe vom 6. August 1874, in welchem er einen stehen gebliebenen Fehler beklagt, fügt er hinzu: „Was will es aber sagen im Vergleich mit dem vielfältigen Widerspruch, den ich wegen des letzten Capitels (über das Vaticanische Concil) erwarte!" Beim Abschluß der ersten vier Bände der Denkwürdigkeiten Hardenberg's (Brief vom 9. December 1875) heißt es: „Die vier Bände zusammen werden einen bedeutenden Eindruck machen, wenn auch manche Widerrede erwecken. Ich denke, daß eine ähnliche Publication auf einmal in Deutschland noch nicht zum Vorschein gekommen ist." Die Voraussage hatte nicht getäuscht, nach beiden Seiten hin. Denn am 21. März 1879 schreibt Ranke: „Anbei sende ich Ihnen die Bemerkungen Schmoller's über meinen Hardenberg zurück. Warum können unbefangene Aeußerungen dieser Art nicht in das Publicum dringen? Warum muß dies nur von beschränkten und von Eifersucht eingegebenen Recensionen abhängen? Ich bin aber schon lange darüber belehrt. In dem Publicum habe ich immer einen gewissen Instinct für das Echte und Gute wahrgenommen." „Ich zweifle zwar nicht daran, daß gehässige Angriffe meiner warten," äußerte er noch am 22. December 1880 bei der Nachricht, daß die erste Auflage der Weltgeschichte in sechs Tagen vergriffen war, „aber bis jetzt sind alle Aeußerungen, die mir vorgekommen sind, höchst er-

freulicher Natur. Voran steht der Artikel von Alfred Dove, welcher beweist, daß er meine Intention vollkommen verstanden hat und ihr beipflichtet."

Vielleicht die bedeutsamste der hierher gehörigen Stellen — denn sie zeigt, in welchem Lichte Ranke selbst seine Pflicht gegen Mit- und Nachwelt auffaßte — ist die folgende aus einem Briefe vom 2. October 1877: „Mit Vergnügen werde ich Sonntag Morgen ein paar Arbeitsstunden ausfallen lassen; — denn leider kann ich wegen meiner körperlichen Beschaffenheit nicht mehr in die Kirche gehen — und Sie zu einer Conferenz bei mir empfangen. Die Herausgabe meiner Werke hat ja für mich auch ein höheres, an die göttlichen Dinge streifendes Interesse."

Wenn auch unsere deutsche Gegenwart eine Anzahl von Männern aufweist, die im höchsten Alter mit ungebrochener Kraft sich den Diensten ihres Berufes für das Vaterland widmen: das erlauchte neunzigjährige kaiserliche Oberhaupt, den sechsundachtzigjährigen Feldmarschall Moltke, den zweiundsiebzigjährigen Reichskanzler, — so wird doch noch fernen Zeiten fast undenkbar erscheinen, daß ein vierundachtzigjähriger Gelehrter den kühnen Plan fassen konnte, bei seinen Jahren eine „Weltgeschichte" zu beginnen, mit der Hoffnung, das Riesenwerk selbst noch zu vollenden!

Die erste Andeutung des gewaltigen Vorhabens findet sich in einem Brief Ranke's vom 29. August 1879 in den Worten: „Noch andere wichtigere Fragen stehen vor der Thür und müssen im Voraus besprochen werden." Mitte September und Mitte October fanden deßhalb mit dem Verleger Besprechungen in Berlin statt. Mit größtem Eifer und Interesse ergriff der Verleger den Gedanken. Aber vorerst dämpfte am 2. November Ranke dessen Ungeduld mit dem Telegramm: „Die neue Saat ist noch lange nicht reif." Dagegen kann er schon in einem Briefe vom 9. April 1880 das Erscheinen von zwei Bänden im Laufe desselben Jahres in Aussicht stellen, und fortan nimmt diese Arbeit in Ranke's Leben bis an sein Ende sein vornehmstes Interesse ein, obwohl er, wie er sich ausdrückt, „immer mehrere Eisen auf einmal im Feuer hat." Die Gemahlin des Verlegers „hat sein Herz gewonnen, indem sie aussprach, bei einem Torso werde es ja wohl sein Verbleiben nicht haben". Bis Ende 1885 sind sechs Bände veröffentlicht und ein guter Theil des nach Ranke's Tod erschienenen siebenten bereits fertiggestellt. „Wir sind in den letzten Wochen so ungemein fleißig bei der Arbeit gewesen, daß es schade — um nicht zu sagen: Schimpf und Schande — wäre, wenn wir sie nicht zu Ende brächten", schreibt Ranke am 20. November 1881. Und am 27. September 1882 sagt er freudig: „Ich fasse jetzt die vielleicht verwegene Hoffnung, das große Werk noch zu Ende zu führen." Am 5. December 1883 ruft er: „Ich bin glücklich, daß wir rechtzeitig mit unserer Weihnachtsgabe an das deutsche Volk erscheinen." Vom Jahre 1884 an wird jedoch seine Arbeit langsamer. Bis dahin hatte Ranke immer nur darüber geklagt, daß die Druckerei nicht gleichen Schritt mit ihm halte. Nun bittet er selbst um ein gemesseneres Tempo. So schreibt er am 12. Juni 1884 zum ersten Mal: „Ich bemerke doch, daß ich in diesem Jahre mit meinem Manuscripte noch nicht so weit gediehen bin, wie vor dem Jahre. Ich bitte Sie, selbst den Termin zu bestimmen, welchen Sie selbst für den äußersten halten, um zum

Druck zu schreiten. Den größten Theil des Manuscriptes für den fünften Band werde ich Ihnen dann überliefern können, schwerlich das Ganze." Wie das Erwachen verjüngter Kraft klingt dagegen die folgende Stelle aus seinem Briefe vom 1. November 1884: „Ich sollte es für möglich halten, nach Abschluß des fünften Theiles (der Weltgeschichte) den 49. (Band) der Sämmtlichen Werke in Angriff zu nehmen. Ein längeres Verschieben verändert die literarische Zeitgenossenschaft". Am 21. Mai 1885 schreibt er: „Jetzt aber ist wohl Zeit, an unser großes Geschäft zu denken. Ich wünsche zu erfahren, zu welchem Termine Sie das Manuscript zum VI. Theile der Weltgeschichte in die Hände bekommen müssen, um den Druck zu beginnen. Setzen Sie den möglichst entfernten." Der plötzliche Witterungswechsel von schwüler Hitze auf empfindliche Kälte im Juni 1885 zieht dem Greise eine Heiserkeit zu, wegen deren er am 11. Juni um acht Tage Aufschub bittet. „Das Ihnen zu überliefernde Manuscript wird von dem Aufschub nur Vortheil ziehen." Dieses Jahr schreibt Ranke zu einer Zeit, wo in früheren „unsere Weihnachtsgabe an das Deutsche Volk" nahezu druckfertig war: „Das Datum selbst, an dem ich schreibe (der 15. November), in der Mitte unvollendeter Correcturen und mit der Aussicht auf eine große Reihe anderer, die noch folgen sollen, macht mich aufmerksam, wie wenig sich hoffen läßt, bis zu dem von Ihnen sonst eingehaltenen Termin den VI. Band im Drucke zu vollenden. Ich mache Ihnen daher wieder, wie schon im vorigen Jahre, den Vorschlag, mit einem großen Kapitel zurückzuhalten . . . der innere Zusammenhang der Gedankenwelt, in der sich der Band bewegt, wird damit nicht unterbrochen; obwohl es mir unangenehm ist, daß ich nicht sogleich mit der weiteren Entwicklung hervortreten kann."

Es sollte der letzte von Ranke erlebte Band der Weltgeschichte sein. Wenige Tage vor seinem neunzigsten Geburtstage, am 17. December 1885 empfing er den Verleger und dessen Gattin zum letzten Male persönlich in seinem Hause. Ende 1885 dankt er für die „mannigfache Güte, die Sie mir, zugleich mit Ihrer werthen Frau Gemahlin, welche ich auf das Herzlichste begrüße, vor und zu meinem 90. Geburtstage erwiesen haben". Am 6. Januar genehmigt er die vierte Auflage der beiden ersten Bände der Weltgeschichte in unverändertem Abdruck der dritten Auflage. Am 20. April 1886 stimmt er auch dem Neudruck des dritten Theiles zu: „ein paar Zusätze, durch neue Auffindungen alter Manuscripte veranlaßt, werde ich noch rechtzeitig einsenden." Am 12. Mai endlich dictirt er, auf dem Sopha liegend, den letzten Brief unserer Sammlung — den letzten Brief seines Lebens überhaupt. Es heißt darin: „Mein Arzt hatte mir die Nachtarbeit verboten. Gerade so mochte es wohl auch richtig sein. Eben in dieser Intermission aber trat ein starker Anfall von innerer Erkältung ein, der mich mit noch andern dazu kommenden Folgen ziemlich unbrauchbar gemacht hat." Wir erhalten das Facsimile seiner letzten Unterschrift: des „kalligraphischen Namenszuges" freute sich Ranke noch. Elf Tage später schlossen seine Augen sich für immer.

Hans Blum.

Die Maifeste in Florenz.

Die Florentiner rühmen sich una nazione festajuola zu sein: ein Volk, das Feste zu feiern wisse. In keinem anderen Lande scheint man die Nothwendigkeit öffentlicher Feste so stark zu empfinden wie in Italien, nirgends aber in Italien selbst das Talent, sie schön zu begehen, so zu besitzen wie in der Hauptstadt Toscana's. Ohne Anstoß und im Vertrauen auf die angeborene Feinheit des Umganges bewegen sich die Massen durcheinander. Ohne Kritik wird ebenso dankbar angenommen, was die leitenden Mächte veranstaltet haben, als was der Einzelne zum Gelingen des Ganzen beitragen will. Freilich ist in Rom der Carneval beschränkt worden und damit vielleicht so gut wie aufgehoben: das aber lag im Laufe der Dinge dort, weil die Tage phantastischen Uebermuthes, in den Gewohnheiten der alten päpstlichen Römer wurzelnd, den Anschauungen der nunmehrigen Bewohnerschaft des neuen Roms der Könige nicht mehr entsprechen und der berühmte alte, von Palästen eingeengte Corso, in dem der Carneval seine Hauptstätte fand, durch die moderne Via Nazionale zu einer Nebenstraße herabgedrückt worden ist; in Florenz dagegen sind die Maifeste wieder belebt worden, an denen in der alten freien Fiorenza Kinder und Alte, Vornehme und Geringe den Eintritt des Frühlings feierten, und für die Lorenzo der Prächtige einst Gesänge dichtete. Chi non vuol delle foglie non ci venga di Maggio, finden wir als einen Spruch Michelangelo's aufgezeichnet: „Wer an frischem Grün keine Freude hat, der soll im Mai nicht nach Florenz kommen". Die ganze Stadt stand dann im jungen Laube und auf den Plätzen wurde gesungen und getanzt. Das soll im neuen Florenz nun wieder seinen Anfang nehmen. In Florenz wird die Grazie des Daseins noch gepflegt, die auf italienischem Boden an anderen Stellen zu verdorren beginnt. Ein reiches Programm ist glücklich durchgeführt worden. Die Zeitungen bringen begeisterte Berichte. Die sterblichen Ueberreste Rossini's sind von Paris geholt und in heimischer Erde beigesetzt worden; die Façade des Domes, die nach den vergeblichen Versuchen vieler Jahrhunderte in dem der Einheit Italiens endlich nun ausgeführt wurde, ist enthüllt; und, als dritte der drei vornehmsten Nummern auf der Liste der Festlichkeiten, am Platze vor dem Dome das Denkmal Donatello's aufgestellt worden.

Rossini war eine der Incarnationen der Lebensfreudigkeit, die den Italienern auch in den bösesten Zeiten nicht verloren ging. Eine Atmosphäre von Heiterkeit umgibt ihn. Man möchte verneinen, daß Lebensbeschwerde empfunden werden könne, wenn Rossini's Melodien uns in den Ohren klingen. Nach den zwei Jahrzehnten der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons, als das endlich zur Ruhe gekommene Europa nur das eine Verlangen nach Frieden und nach dem Wiedergewinne unschuldiger Träume hatte, wie sie vor der Umwälzung gehegt worden waren, gab Rossini's geschmeidige Musik diesem Gefühle Ausdruck, die heute ihre Zauberkraft noch beweist, nachdem drei Generationen bereits sich an ihr müde gesungen und gehört haben. Dieses Element unbekümmerter Genußfähigkeit in Italien darf als Gegensatz

nicht vergessen werden, wenn der düstre Ernst der Dante'schen Verse voll begriffen werden soll.

Und nun der Dom. In den schneeweißen Blumenfeldern der alten städtischen Gothik Giotto's bietet jetzt seine Façade sich dar. Jahrhunderte hindurch stand sie als kahle glatte Mauerfläche da; im 16. oder 17. Jahrhundert war sie einmal bemalt gewesen, eine aus gleichgültigen Renaissanceelementen zusammengesetzte Decoration; der Regen hatte diese längst beinahe abgewaschen. Das neue Reich hat das Werk nun zu Stande gebracht. Der Dom ist das erhabenste Denkmal der florentinischen Geschichte. Begonnen wurde er, vor nun 600 Jahren, mit der Absicht, Etwas zu schaffen, das die stolze Stellung von Florenz neben den anderen Städten offenbar werden ließe. Die Marcuskirche der Venetianer, der Dom von Mailand, die Peterskirche in Rom stehen als Symbole ähnlicher Gesinnung da. Am Florentiner Dome haben in allen Zeitläuften die vornehmsten Baumeister sich abgemüht. An die Auswölbung seiner Kuppel knüpfen sich die Sagen vom Wetteifer des Brunelleschi und des noch größeren Ghiberti. Diese Kuppel — es ist oft wiederholt worden — durfte ein Florentiner des Cinquecento nicht aus den Augen verlieren, wenn er des Lebens froh bleiben wollte.

Donatello endlich aber steht den Florentinern näher noch als Ghiberti und Brunelleschi. Immer hat er Sympathien besessen, die in und außerhalb der Stadt seinen Namen populär erhielten. Für seine Werke werden überall heute überschwängliche Preise gezahlt. Kommt neben der großen Anzahl der bekannten hier oder da eins noch zu Tage, das übersehen worden war, so ist das eine Entdeckung! Um Donatello mühen Viele heute sich ab. 1386 oder 87, genau steht die Jahreszahl nicht fest, kam er zur Welt. Sein fünfhundertjähriger Geburtstag durfte mit einigem Rechte also nun gefeiert werden, und daß man ihn in den Mai verlegte, würde Donatello nicht übel nehmen, den die Florentiner auch seinem Charakter nach als einen der freundlichsten Repräsentanten nationaler Denkweise verehrten. Neben dem David des Michelangelo ist der Heilige Georg von Orsanmichele ein Wahrzeichen der Stadt. Beide dastehend, um über ihre Ehre zu wachen und den nachwachsenden Generationen zu zeigen, was für Männer vor Zeiten für die Größe von Florenz einstanden. —

Eine Jubiläumsfeier der Geburt Donatello's geht uns Deutsche besonders an. Für Donatello hat die neuere Deutsche Kunstwissenschaft viel gethan. Die erste eingehende Arbeit eines Deutschen über ihn war die des Prof. Hans Semper: „Donatello, seine Zeit und Schule". Der Verfasser selbst erklärte seine Arbeit für unvollendet und würde heute Manches wohl anders fassen, aber das Buch trägt den Stempel jener ernsten Vertrautheit mit dem Boden Toscana's, der das Kennzeichen Deutsch-florentinischer Gelehrsamkeit ist. Auch die, welche später weitergegangen sind, werden es nicht entbehren wollen.

Hatte Semper nur eine Uebersetzung der vita des Donatello von Vasari gegeben, so ist von Prof. Carl Frey die Urschrift der Vita zum Anfang einer neuen Ausgabe des gesammten biographischen Werkes des Vasari gemacht worden, mit deren Fortführung er beschäftigt ist. Dies der erste Deutsche Versuch, den italienischen Text kritisch so darzustellen, wie wir ihn brauchen. Die Ausgabe von 1568 ist zu Grunde gelegt. Als wichtig erweist sich die im Anhange gegebene Zusammenstellung sämmtlicher Stellen des gesammten Vasari'schen Werkes, an denen Donatello erwähnt wird, welche, in dieser Form aneinandergereiht, nun den Umfang dessen zeigen, was Vasari überhaupt von Donatello gewußt hat.

Am meisten für Donatello aber hat Prof. August Schmarsow neuerdings gethan. Er nennt seine Arbeit, von äußerlich nur geringem Umfange, eine Studie über den Entwicklungsgang des Künstlers und die Reihenfolge seiner Werke: „Festgabe zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Geburt Donatello's". Neben den anderen, durch das Jubiläum mithervorgerufenen Büchern französischer und italienischer Autoren trägt es den Preis davon. Schmarsow macht den Versuch, Donatello's künstlerische Entwicklung aus dem Charakter seiner Werke zu bestimmen, und was er bringt, wird wohl

die Grundlage bilden, auf der Spätere weiterarbeiten. Mit ebenso großer Beherrschung des Stoffes als doch auch Zurückhaltung ordnet er die Werke. Wir stehen Donatello's Lebensarbeit jetzt mit dem beruhigenden Gefühle gegenüber, sie zu überblicken und dürfen ein abschließendes Urtheil wagen.

Etwas stellt sich freilich heraus, was den auf Donatello's Besitz so stolzen Florentinern nicht verhehlt werden kann: daß des Meisters bedeutendste Schöpfungen weder in Florenz heute stehen, noch überhaupt dem Willen der Florentiner ihr Dasein verdankten. Gewiß ist Donatello ohne Florenz nicht denkbar. Dort wurde er geboren, lernte, lebte, arbeitete, starb er: die Stadt ist erfüllt von seinen Werken: dennoch hat er sein Bestes in Padua geleistet, wo die Statue Gattamelata's und die Basreliefs im Santo als die Höhenpunkte seiner Leistungsfähigkeit stehen. Keine seiner vollen Kraft ebenbürtige Aufgabe ist ihm in Florenz geboten worden, wo er sich niemals über die Absolvirung gelegentlich ihm zuwachsender Bestellungen erheben durfte. Ghiberti war anders daran: ihm wurden Lebensaufgaben höchsten Ranges zu Theil. Michelangelo's Schicksal aber war dem Donatello's wiederum ähnlich: auch er hat außer dem David nichts Vollendetes in seiner Vaterstadt aufgestellt, denn die Mediceergräber bestanden, so lange er lebte, ja nur aus den zerstreut dastehenden, meist unvollendeten Stücken, die nach seinem Tode erst zusammengeordnet wurden. Dem Lionardo da Vinci dagegen gleicht Donatello darin, daß auch für ihn Rom nicht zu der Stätte wurde, wo er sich mit Hauptwerken bethätigen durfte. Ein dort von seiner Hand sichtbares Stück hat Schmarsow in einer Capelle der Sacristei der Peterskirche wieder entdeckt und als ihm zugehörig schön erklärt: als Hauptwerk aber darf es nicht gelten. Denn so lebendig die Grablegung wirkt, die den Mittelpunkt des Ganzen bildet, so weit wird sie von der Paduaner, ja selbst der Wiener Grablegung übertroffen. Donatello's entscheidendes Schicksal aber war, daß er, trotz der hohen Stellung, die selbst seine Paduaner Reiterstatue und die Basreliefs einnahmen, zu einer wirklich höchsten Leistung im Laufe seines Lebens überhaupt nie und nirgends Aufforderung empfing. Denn auch die Paduaner Sachen haben etwas Gelegentliches.

Dieser Mangel eines eigentlichen Lebenswerkes tritt bei dem Meister deshalb so empfindlich hervor, weil seine Natur darauf gedrängt zu haben scheint. Donatello, der Realist, der zuweilen rohe Nachahmer des Zufälligen, war durchaus ideal angelegt. Das heißt, es schwebte ihm stets ein über die reale Erscheinung hinausgehender, veredelter Auszug derselben vor Augen, den er in seiner Weise zu reproduciren suchte. Sein Triumph war nicht darzustellen, was die Natur in äußerem Effecte formte, sondern er wollte wiedergeben, was als Resultat des Naturbetrachtens seine Phantasie neu erschuf und in seiner Seele erwirkte. Wüßten wir mehr von ihm als das vorhandene Material gewährt, so wäre aus Aeußerungen des Meisters, die seine Freunde aufgefangen und weitergegeben hätten, vielleicht zu ersehen, ob monumentale Schöpfungen erhabenen Inhaltes und Umfanges vor seinem inneren Blicke einst sich erhoben, deren Ausführung man in Florenz aber nicht bedurfte. Bildhauerische Pläne solcher Art etwa wie Michelangelo's Vorschlag einmal gewesen sein soll, die Loggia dei Lanzi in Gestalt eines gewaltigen Hallenganges um die ganze Piazza herumzuführen.

Von Donatello's Anfängen ab hat der Betrachtende beim Anblicke seiner Werke die Empfindung eines gewissen ästhetischen Suchens, eines Dranges, sich loszumachen von Nachahmung des Vorhandenen, Ueberlieferten. In Donatello's frühestem David, dessen Abguß wir in Berlin haben, und den Schmarsow sogar als dem Heiligen Georg gleichwerthig ansieht, tritt dieser Wille ebenso stark hervor, wie in den letzten, unvollendet hinterlassenen Bronzeplatten für die Kanzeln von San Lorenzo. Hier werden die Bewegungen fast zu gewaltsam. Mir scheint in diesen Symptomen ein leidenschaftliches Verlangen nach Idealität zu liegen, ein Bestreben, wenn man so sagen darf, die Natur noch unverhüllter und wirklicher zu geben als sie dasteht. Michelangelo wäre vielleicht in ein gleiches Uebermaß verfallen, hätte ihn nicht die Antike besänftigt. Donatello dagegen hat weder durch die Plastik der Alten, noch durch ihre

Literatur jemals die Beruhigung empfangen, die er, ohne sich darüber klar zu sein, als ein Hinderniß höchster Entwicklung empfunden haben muß. —

Es hat Völker, Menschen und Städte gegeben, die man als Lieblinge der Vorsehung bezeichnen könnte. Die Natur schafft ja überall mit gleicher Energie und, einer höheren, auf unserem Gestirne unerforschlichen Totalität alles Geschaffenen gegenüber, sicher auch überall aus der gleichen Fülle von Schönheit. Dennoch meinen wir, unseren beschränkteren Erfahrungen nach, ihre formende Hand an gewissen Stellen wie von besonderer Anmuth geleitet, und die väterlich sparsam zurückhaltende Vertheilung ihrer Reichthümer in mütterlich verziehende Verschwendung sich umwandeln zu sehen. Was hat sie Raphael nicht mit auf den Weg gegeben, den sie nur darin beschränkte, daß er so kurze Zeit diese Güter gebrauchen sollte, und wie verschwenderisch hat sie die Stadt Florenz bedacht, die von Stufe zu Stufe aufsteigend, und, mehr als einmal scheinbar dazu bestimmt, in einen der Abgründe zu versinken, in denen die Geschichte ihre Schöpfungen manchmal plötzlich begräbt, stets dann doch zu höherer Blüthe sich erhob, und das jetzt auch, wo die unerbittliche politische Nothwendigkeit mancher vornehmen Stadt Italiens Adel und Schönheit von den Schultern reißt, in um so reicherer Pracht auf die Wege neuer Schönheitsentfaltung geführt worden ist. Dies kann bei den Florentiner Maifesten nicht außer Acht geblieben sein. Schönheit ist nicht einer von des Lebens Ueberflüssen, auf die wir, ehe nicht alle Armuth und Hilfsbedürftigkeit aus der Menschheit hinweggearbeitet worden sei, vielleicht besser verzichteten. Fast klingt es aus manchen Ecken heute so heraus, als müsse der, den Schönheit entzücke, Etwas wie ein böses Gewissen haben. Als ob Schönheit nicht auch zum Nöthigen und Nützlichen des menschlichen Daseins gehörte! Wir lesen in den Berichten, wie Florenz heute vom Gedränge eines Volkes erfüllt war, das die Schönheit seiner Stadt, die ihm so recht sichtbar jetzt entgegentrat, zu begeistertem Gefühle erhob. Wie werthvoll sind solche Momente im Leben eines Menschen, stehe er so hoch oder niedrig wie er wolle (denn auch die Höhe läßt oft die rechte Perspective verlieren). Wie wichtig für das ideale Bewußtsein der neuen Italiener ist der Besitz dieser Stadt! Ein wie ungeheuerer Schaden entstand durch das, was man Rom angethan hat. „Zugefügt hat" könnte mit bitterer Nebenbedeutung gesagt werden, denn das Hinzugethane war fast mehr noch vom Uebel als das, was man zu Grunde gehen ließ. Vor einem Jahre etwa habe ich in diesen Blättern, zurückhaltend genug, meine Trauer über das ausgesprochen, was ich die „Vernichtung Roms" nannte. Man hat versucht, das gerechte Bedauern eines Geschichtsforschers in die ungerechtfertigte Anklage eines kurzsichtigen Politikers umzustempeln, der den Italienern einreden wolle, es dürfe, nur damit Rom als unnützes Schattenbild dessen, was es im Bestande seiner Bauten und Ruinen und Gärten das letzte Jahrhundert hindurch gewesen war, zur Genugthuung sentimentaler Historiker forterhalten bleibe, Italien zugemuthet werden, die endlich errungene Hauptstadt ohne Licht und Luft in einem Zustande trüber Dumpfheit zu belassen, der ihre zuströmenden neuen Bewohner bedrücken und schädigen müßte. Niemand, der mit offnen Sinnen die Entwicklung des modernen Europa's betrachtet, kann solche Thorheiten aussprechen wollen: Rom aber hatte Raum zu angemessener Entfaltung in sich und um sich. Statt den reichlich vorhandenen Baugrund jedoch nach Maßgabe einsichtsvoller Berathschlagung zu benutzen, hat man ihn zum Theil unberührt gelassen, um architecturlose wüste Häusermassen, deren Gestalt dem Urtheile der Römer selbst zufolge die Stadt schänden, an falschen Stellen aufzuführen und uralte Monumente dadurch um die Würde zu bringen, auf die sie in den Augen der ganzen Welt Anspruch hatten. Der Vorwurf bleibt bestehen, es sei durch dies Beginnen Rom, nicht, wie man in Italien das Wort „Vernichtung" falsch auffaßte, *zerstört*, sondern *als historischer Werth*, an dessen Besitz alle Völker betheiligt sind, *zum Theil vernichtet* worden. Hier liegt das Recht, auch als scheinbar Fremder Einsprache thun zu dürfen. Wir kommen auf Rom hier aber nicht zurück, um unnütze neue Klage zu erheben, sondern um zu zeigen, wie viel, im Gegensatze zu Roms Schicksal,

Florenz bei der Vergrößerung, die auch hier unvermeidlich war, gewonnen habe! Mit einem Zartgefühl, dem wir nur in Toscana in solchem Maße begegnen, hat man der Umgegend die Wege vorgezeichnet, die ihr erlauben, sich mit der alten Stadt zu vermählen gleichsam. Michelangelo, wenn er jetzt von der Höhe von San Miniato auf Florenz herunterblickend, die Stadt wie mit neuen Blüthenranken nach allen Seiten hin in die Ebene des Arno hinein wachsen sähe, würde von Stolz erfüllt sein. Mag man in Toscana, ohne sich bewußt zu sein, wie sehr seit zwei Jahrtausenden die Bewohner Italiens und Germaniens in Entfaltung ihres geistigen Lebens auf einander angewiesen waren, von „Fremden" zu reden fortfahren: uns kann Florenz keine fremde Stadt sein, wäre es auch nur, weil es uns Dante, Michelangelo und Lionardo schenkte. Für uns ist Florenz einer von den unentbehrlichen historischen Werthen, und wir danken den Bürgern der Stadt, daß sie ihn erhöhen, statt ihn zu verringern. Wir Deutsche dürfen um so reiner unsere Stimme hier erheben, als nicht neuerdings erst unsere jüngeren Leute sich mit florentinischen Dingen zu befassen begonnen haben, sondern seit Generationen schon der Anblick Deutscher Gelehrsamkeit auf dem Boden Toscana's sich darbot, der auch bei den letzten Maifesten nicht ohne stille Erinnerung geblieben sein kann. Denn die Stadt selbst hat einige der Deutschen ausgezeichnet, deren Ruhm mit dem von Florenz sichtbar sich vermischt hat und deren Liebe zu der Stadt zu uneigennützig war, als daß sie unerwiedert bleiben durfte. Reumont hätte vergönnt sein sollen, das Wiederaufblühen der Maifeste mitzuerleben. In hohem Alter und nach schwerer letzter Lebenszeit ist der unermüdliche Forscher gerade jetzt hinweggenommen worden. Seiner wird in Florenz von Vielen wohl noch gedacht worden sein, obgleich die Zeiten, in denen er dort arbeitete, schon zu den längstvergangenen gehören. Im Hause des blinden Gino Capponi fand ich ihn da zuletzt, dem ausgestorbenen Palaste, aus dem die schöne Terracotta des Luca della Robbia nun in das Berliner Museum übergegangen ist. Vor Reumont hatte Gaye in Florenz gelebt und gearbeitet, dessen Werk Reumont vollendete. Gaye's Buch schloß mir zuerst die literarischen Schätze auf, die es neben dem Anblicke der Monumente in Florenz ins Auge zu fassen gilt. Wie einsam und unverdrossen hatte er Toscana durchforscht, um endlich, jung dahingerafft, einer Frucht seiner Mühen nicht froh werden zu sollen. In Florenz lebte soviele Jahre hindurch der alte Heyse, in dessen Auffassung des Alterthums toscanische Feinheit sich mit Deutscher Tiefe paarte. Von ihm hat Hildebrand, der Bildhauer, eine Büste gearbeitet, deren Naturwahrheit ich, so oft ich wiederkehrte, in meines Freundes Hillebrand, des Historikers, Studierzimmer, fast mit einem gewissen Grauen, bewunderte. Einzig darin dastehend unter den anderen neuen Meistern hat Hildebrand (der in Florenz noch arbeitet, in Berlin aber wohlbekannt ist), sich in den Realismus des Quattrocento zurückversetzt, so daß man sagen könnte, ein Theil Donatello's sei neu in ihm aufgelebt. Hillebrand's, des Historikers, Verlust aber ist der, den wir in Gedanken an Florenz am tiefsten betrauern. Er repräsentirte Deutschland am glänzendsten dort. Und nun erinnert die vom Municipium ihm gestiftete Denktafel, am Lungarno dicht bei den Cascinen, an ihn. Er hätte noch lange leben und den Verkehr der Nationen vermitteln müssen. Nicht alle Namen können hier genannt werden, die guten Anspruch darauf hätten. Eine von den Arbeiten, die Ranke sich noch vorgenommen hatte, war eine Geschichte von Florenz. Wen auch reizte das Uebermaß historischen Materiales nicht, das es in sich schließt? Unerschöpflichen Vorrath an Documenten und Monumenten. Eine Zeit wird kommen, wo in Florenz ein Deutsches Institut für die der Neueren Kunstgeschichte gewidmeten Studien sich erheben und den Jüngeren dort einen Anhaltspunkt bieten wird. Wie oft noch wird an den zukünftigen Festtagen dieser zukünftigen wissenschaftlichen Stiftung von den Florentiner Deutschen dann gesprochen und sie zu Ausgangspunkten dankbar ihrer gedenkender Reden gemacht werden. Die Geschichte der Deutschen Wissenschaft in Florenz ist eine schöne und ehrenvolle Entwicklung, beginnend mit der Arbeit Rumohr's, dessen Italienischen Forschungen unverständige neueste undeutsche Kritik nichts von ihrem Werthe und ihrer Würde nehmen kann.

Rumohr's und Hillebrand's Namen aber erinnern uns nicht allein an Toscana. Beide haben bei tiefbegründeter Gelehrsamkeit doch nur Schriftsteller, oder, im Sinne Vieler, die heute noch den Ton angeben, Dilettanten sein wollen: Nichts, für ihre Person, als Männer, die in der Lösung selbstgestellter Aufgaben geistiger Arbeit ihr volles Genüge fanden. Schüler Goethe's waren sie, dessen Dilettantismus als eine Erhebung zu umfassender Betrachtung der Erscheinungen endlich seine Anerkennung findet. Auch für Goethe ist Florenz von Bedeutung gewesen. In einem der Gärten von Florenz wurde eine Scene des Tasso geschrieben. In das Florentiner Dasein des Cinquecento hat Goethe durch seinen Benvenuto Cellini das Deutsche Publicum zuerst tief eingeführt.

Auch wir in Deutschland haben jetzt unsere Maifeste. Weniger geräuschvoll als die Florentiner, aber inhaltreicher vielleicht. Ich darf diese Betrachtungen unter dem Eindrucke der zum ersten Male sich wiederholenden Versammlung des Goethevereins abschließen, einer Vereinigung, die als der Beginn der Rückkehr unseres Volkes zu den echten Quellen seines geistigen Wohlstandes angesehen werden darf. Die, welche sich zum 21. in Weimar zusammengefunden haben, belebte alle wohl die Gewißheit, daß neue Wege bei uns einzuschlagen seien, wenn wir, mitten in den Triumphen äußerer materieller Bereicherung, in uns selber nicht verarmen sollen. Mögen für Weimar und Florenz noch oft die festlichen Tage wiederkehren.

Weimar, im Mai 1887. Herman Grimm.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Kaiser Wilhelm hat am 3. Juni 1887 zu Holtenau bei Kiel in voller geistigen Frische der feierlichen Legung des Grundsteins zum Bau des Nord-Ostsee-Canals beigewohnt, der, als ein dauerndes Denkmal deutscher Einigkeit und Kraft, nicht nur der vaterländischen Schiffahrt und Wehrhaftigkeit, sondern auch dem Weltverkehre dienen soll. Wie der schleswig-holsteinische Krieg von 1864 gewissermaßen den Anfang jenes Ringens darstellt, welches dann im Jahre 1871 mit der Begründung des Deutschen Reiches den von allen Patrioten ersehnten Abschluß erhielt, darf auch die nunmehr gesicherte Herstellung einer unmittelbaren Verbindung der beiden deutschen Meere durch eine für den Verkehr der Kriegs- und Handelsflotte ausreichende Wasserstraße, welche holsteinisches Gebiet durchschneidet, als ein Symbol der errungenen deutschen Einheit gelten. Zum charakteristischen Ausdrucke gelangte diese Thatsache, als der bayerische Gesandte, Graf Lerchenfeld, im Namen des Bundesrathes unserem Kaiser die Kelle mit dem Hinweise überreichte, daß dieselbe Hand, die einst Deutschlands Fürsten und Völker zu einem ewigen Bunde vereinigte, den ersten Stein lege zu einem Bau, welcher die deutschen Meere verbinde. „Zur Ehre Deutschlands, zu seinem immerwährenden Wohle, zur Größe und zur Macht des Reiches!" — so lautete der Segensspruch, mit welchem Kaiser Wilhelm die üblichen drei Hammerschläge begleitete. In allen deutschen Herzen werden diese Worte des greisen Monarchen einen Widerhall finden, sowie den Wunsch wachrufen, daß es dem Kaiser beschieden sein möge, sich noch geraume Zeit hindurch der Fortschritte des am 3. Juni 1887 begonnenen Werkes zu erfreuen, dessen Verwirklichung, in anderer Form oftmals geplant, so lange Deutschland der Einigkeit entbehrte, ein frommer Wunsch bleiben mußte. Tiefes Bedauern und allgemeine herzliche Theilnahme erregte im gesammten Deutschland die Kunde, daß Kaiser Wilhelm, der bei der Grundsteinlegung und der sich daran anschließenden Flottenparade mit der ihm eigenthümlichen Pflichttreue keinerlei Rücksichten und Schonung für sich selbst gelten ließ, sich einen Erkältungszustand zugezogen habe, der, ohne ernste Besorgnisse hervorzurufen, den Monarchen doch an das Zimmer fesselte und verhinderte, am 6. Juni an der Jubiläumsfeier als Chef seines Königsgrenadier-Regiments in Liegnitz theilzunehmen. In der Cabinetsordre, welche Kaiser Wilhelm aus diesem Anlasse an sein Regiment richtete, hebt er hervor, wie der Rückblick auf die letzten zehn Jahre nicht die sturmbewegte Zeit und nicht die glorreichen Kämpfe zeige, von denen der Monarch bei seinem sechzigjährigen Chef-Jubiläum sprechen konnte. Die Zeit „treuer und rechtschaffener Friedensarbeit" gewährt jedoch, wie unser Kaiser in Uebereinstimmung mit der Ueberzeugung des deutschen Volkes ausführte, dem Soldaten gleichfalls hohe Ehre; liegt doch in jener die würdige Bewährung des erworbenen Ruhmes und die Sicherheit, „daß die Fahnen des Regiments in der Stunde ernster

Prüfung — möge sie kommen wann sie wolle — wieder die alten Ehrenstellen finden werden."

Mit der innigen Theilnahme für Kaiser Wilhelm verbindet sich diejenige für unseren Kronprinzen. Wie herzlich das ganze deutsche Volk dem Thronerben des Deutschen Reiches in aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit ergeben ist, zeigte sich in dem tiefen Mitgefühle, als die ersten Nachrichten über das Halsleiden des Kronprinzen Besorgnisse wachriefen, die sich dann zur großen Freude und Genugthuung aller Patrioten als grundlos erwiesen. Diese unverfälschte Freude wird sicherlich als helltönender, dem Herzen warm entquellender Jubel zum Ausdrucke gelangen, sobald unser Kronprinz erst wieder völlig genesen in der Mitte seines Volkes weilen wird, ein Hort des Friedens sowie der gedeihlichen Entwickelung von Kunst und Wissenschaft. Als ein solcher Hort wird der deutsche Kronprinz ebenso wie der Kaiser auch im Auslande geschätzt, woselbst sich jüngst gerade, insbesondere jenseits der Vogesen, eine friedlichere Wandlung vollzog.

In Frankreich ist das Ministerium Goblet-Boulanger in dem Conflicte mit der Budgetcommission unterlegen; die Deputirtenkammer lehnte am 17. Mai das Vertrauensvotum für das Cabinet mit 275 gegen 257 Stimmen ab, wodurch dessen Sturz entschieden war. Die Schwierigkeiten, welche sich der Neubildung des Ministeriums entgegenstellten, waren diesmal so complicirter Natur, daß selbst die erfahrensten Parlamentarier, wie Freycinet, die bereits zu wiederholten Malen ihre Meisterschaft in der Lösung derartiger Krisen bekundeten, nach einigen vereitelten Versuchen vor der ihnen gestellten Aufgabe zurückschreckten. Ist es parlamentarischer Brauch, daß das neue Cabinet aus denjenigen Parteien gebildet wird, welche als Majorität den Sturz des früheren herbeiführten, so erschien dies nach dem 17. Mai um so mißlicher, als die Monarchisten am Entscheidungstage das hauptsächliche Contingent gestellt hatten, während die Opportunisten und eine Anzahl Mitglieder der äußersten Linken mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Wären nun die Opportunisten ohne Weiteres zur Regierung berufen worden, so hätte im Hinblicke auf die Parteiverhältnisse in der Deputirtenkammer die Gefahr nahe gelegen, daß die übrigen republikanischen Parteigruppen sich sogleich zu einem neuen parlamentarischen Ansturme vereinigten, um geschlossen mit den Monarchisten, den grundsätzlichen Gegnern der Republik, gegen das opportunistische Ministerium zu stimmen und eine neue Krisis herbeizuführen.

Durch die „Boulanger-Frage" wurden die Schwierigkeiten noch wesentlich erhöht; der frühere Kriegsminister hatte es so vortrefflich verstanden, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, daß nicht bloß die Ultraradicalen von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt zu sein schienen. Wohl bot sich der Ausweg dar, die Deputirtenkammer aufzulösen; allein der Präsident der Republik, dessen Staatsklugheit bei Gelegenheit der jüngsten Krisis vollen Beifall verdient, erachtete es für angemessener, zuvor alle übrigen Mittel zu versuchen. Da der Budgetausschuß gewissermaßen als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen war, insofern nach der Ablehnung des Vertrauensvotums für das Cabinet Goblet die von dem Ausschusse beantragte Resolution mit 312 gegen 143 Stimmen zur Annahme gelangte, lag es immerhin nahe, den Vorsitzenden der Commission mit der schwierigen Aufgabe zu betrauen. Verlangte der Budgetausschuß von der Regierung Ersparnisse in beträchtlicher Höhe, so durften dessen hervorragende Mitglieder sich nicht der Verantwortlichkeit entziehen, zur Regierung berufen, selbst die Möglichkeit dieser Ersparnisse darzulegen. Trotzdem muß der moralische Muth des Abgeordneten Rouvier anerkannt werden, welch' letzterer nicht nur die Neubildung des Ministeriums erfolgreich durchführte, sondern auch den General Boulanger als Kriegsminister beseitigte und auf diese Weise im Sinne aller Freunde des europäischen Friedens wirkte. Als das Ministerium vom 31. Mai mit Rouvier als Conseilpräsidenten und Finanzminister, mit Flourens, der auch in dem neuen Cabinet das Portefeuille des Auswärtigen behielt, mit dem Divisionsgeneral Ferron als Kriegsminister constituirt war, zeigte sich erst, wie sehr die Parteigänger des Generals Boulanger dessen Bedeutung und Popularität überschätzt hatten; die Straßenkund-

gebungen zu seinen Gunsten machten kläglich Fiasco, und die von den Ultraradicalen in der Deputirtenkammer sogleich am 31. Mai inscenirten Angriffe auf das Cabinet Rouvier endeten mit einem vollständigen Siege desselben.

Da der Conseilpräsident ausdrücklich erklärt hatte, daß die Regierung sich nur auf eine republikanische Kammermehrheit zu stützen vermöchte, war es sehr bedeutsam, daß bei der Ablehnung des von den Ultraradicalen beantragten Mißtrauensvotums mit 285 gegen 139 Stimmen eine republikanische Mehrheit nach Abzug der Monarchisten thatsächlich vorhanden war. Es entsteht nun die Frage, wie sich die parlamentarischen Verhältnisse in Zukunft gestalten werden. Viel hängt in dieser Hinsicht von der Haltung der Monarchisten ab, deren Wortführer allerdings zunächst erklären, daß sie gegenüber dem neuen Cabinet eine keineswegs übelwollende Neutralität zu beobachten gedenken, vorausgesetzt, daß die Regierung selbst auf jede Herausforderung verzichte. Eine derartige versöhnliche Losung im monarchistischen Feldlager muß einigermaßen überraschen, zumal die Parteigruppen der Rechten, seitdem sie durch die letzten allgemeinen Wahlen im Jahre 1885 eine außerordentliche Verstärkung erfuhren, regelmäßig die Taktik befolgten, die republikanische Regierungsform in Mißcredit zu bringen. Allerdings machten die Monarchisten schlimme Erfahrungen, da sie durch ihre principiell ablehnende Haltung jeden unmittelbaren Einfluß auf die Regierung einbüßten. Die Streichung der orléanistischen und bonapartistischen Prinzen aus dem Officiercorps, welche jüngst, abgesehen von dem Prinzen Murat, auch vom Staatsrathe bestätigt wurde, hat die Parteigruppen der Rechten insbesondere belehrt, wessen sie sich von den Ultraradicalen zu versehen haben, falls dieselben sich im Besitze der Gewalt befinden.

Die Militärvorlage, über welche die Generaldebatte am 4. Juni in der Deputirtenkammer eröffnet wurde, enthält ebenfalls eine Reihe von Bestimmungen, welche den mit den Monarchisten eng verbündeten Clerikalen sehr peinlich sind. Vor Allem kommt in dieser Hinsicht die Dienstpflicht für die Seminaristen in Betracht, welche einem großen Theile der Rechten unannehmbar erscheint, so daß aus diesem Anlasse sicherlich ein heißer parlamentarischer Kampf entbrennen wird, falls nicht noch ein Ausweg gefunden werden sollte. Hieraus erklärt sich auch, daß Bischof Freppel in der Deputirtenkammer die Vertagung der Berathung des Militärgesetzes bis zur nächsten Session beantragte, indem er darauf hinwies, wie gefährlich es sei, sich vielleicht in der vollen Arbeit der Neuorganisation durch kriegerische Ergebnisse überraschen zu lassen. In Wirklichkeit ist die Vorlage den Clerikalen überhaupt sehr unbequem. Während der Antrag des Bischofs Freppel mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde, versuchten andererseits die radicalen Gegner des Ministeriums Rouvier einen Vorstoß, indem sie die Regierung zwingen wollten, jetzt bereits Farbe zu bekennen. Die äußerste Linke ließ sich hierbei von der Erwägung leiten, daß das Ministerium sich sogleich einen ernsthaften Conflict mit den Monarchisten zuziehen würde, wenn es unbedingt die Befreiung der jungen Cleriker von der allgemeinen Dienstpflicht ablehnte. Der neue Kriegsminister, General Ferron, hielt nun zwar im Allgemeinen die Bestimmungen der Militärvorlage aufrecht, seine Erklärungen in der Deputirtenkammer waren jedoch so gehalten, daß die Monarchisten noch keine Veranlassung haben, auf ihre wohlwollende Neutralität zu verzichten. Ueberdies findet der Grundsatz der allgemeinen dreijährigen Dienstzeit selbst innerhalb der republikanischen Partei Widerspruch, so daß das letzte Wort in dieser Angelegenheit in nächster Zeit kaum gesprochen werden wird, obgleich die Opportunisten, welche in der Regierung wieder zu maßgebendem Einflusse gelangt sind, den „service militaire obligatoire de trois ans“ gewissermaßen als ein Vermächtniß Gambetta's ansehen. Deshalb ist auch General Ferron, der seit geraumer Zeit in nahen Beziehungen zur opportunistischen Partei steht, ein Anhänger dieses Princips, zu welchem er sich in der Sitzung des Heeresausschusses ausdrücklich bekannte. Daß der neue Kriegsminister in dem Tagesbefehle, welchen er nach der Uebernahme seiner neuen Stellung an die Officiere, Unterofficiere und Soldaten der französischen Armee richtete, erklärte, er würde, wie sein Vorgänger, unermüdlich für

die Stärkung der Defensivkräfte Frankreichs und der Republik arbeiten, kann in einer derartigen amtlichen Kundgebung nicht überraschen. Andererseits muß dem General Ferron das Beispiel des Generals Boulanger als Warnung vor jäh auf einander folgenden und einander durchkreuzenden Maßnahmen dienen, welche nur geeignet sind, die militärische Organisation Frankreichs zu verwirren.

Der Zufall fügte es, daß zugleich mit dem nunmehr beseitigten Kriegsminister ein anderer General, der ehemalige französische Botschafter in Petersburg, Le Flô, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der bereits halb vergessene Diplomat ließ im Pariser Figaro „Enthüllungen" publiciren, durch welche von neuem die zu wiederholten Malen von deutscher Seite widerlegte Legende begründet werden sollte, Deutschland habe im Jahre 1875 einen Angriff auf Frankreich geplant und sei nur durch die Wachsamkeit des erwähnten Botschafters sowie durch den Fürsten Gortschakow an der Ausführung dieses finsteren Planes verhindert worden. Die deutsche Regierung hat nicht unterlassen, amtliche Depeschen zu veröffentlichen, aus denen für jeden unbefangenen Beurtheiler klar und deutlich hervorgeht, daß die Gespensterseherei des französischen Diplomaten mit der Wichtigthuerei des Fürsten Gortschakow zusammenwirken mußte, um jene angebliche Kriegsgefahr zu erträumen. So theilte Kaiser Alexander II. nach einer an den Fürsten Bismarck am 22. April 1875 gerichteten Depesche des damaligen deutschen Botschafters in Petersburg, Prinzen Reuß, unserem Militärbevollmächtigten mit, wie er selbst dem General Le Flô, der „sehr erregt" über die angeblichen deutschen kriegerischen Vorbereitungen gesprochen, sein Ehrenwort verpfändet habe, daß die deutsche Regierung durchaus friedlich gesinnt sei und keineswegs mit Angriffsplänen umgehe. Da Fürst Gortschakow, der sich in der eingebildeten Rolle gefiel, Frankreich im Jahre 1875 aus schwerer Gefahr „gerettet" zu haben, den Kaiser Alexander II. zu dem Glauben zu bringen versuchte, alle Beunruhigung ginge von Berlin, insbesondere vom deutschen Reichskanzler aus, ist es von Interesse, unwiderleglich festgestellt zu sehen, wie der Zar selbst damals über die diplomatische Action des Fürsten Bismarck urtheilte. In der Abschiedsaudienz, welche Kaiser Alexander II. am 22. Januar 1876 dem Prinzen Reuß ertheilte, lieh er dem Vertrauen auf den deutschen Reichskanzler mit dem Hinzufügen Ausdruck, daß er selbst im Jahre 1875 sehr vereinzelt mit der Ansicht dagestanden habe, daß Fürst Bismarck gar nicht daran gedacht hätte, den Krieg mit Frankreich zu wollen. Der Zar unterließ auch nicht, zu betonen, daß er allen Denjenigen, die ihm nachträglich für das gedankt hätten, was er für die Erhaltung des Friedens gethan, sehr entschieden antwortete, er habe gar nichts thun können, weil Fürst Bismarck ebenso friedliebend gewesen wäre, wie er selbst.

Noch eine andere Legende, die sich an die Sendung des Herrn von Radowitz nach Petersburg knüpfte, ist nunmehr gründlich zerstört worden. Die Behauptung, der gegenwärtige deutsche Botschafter in Constantinopel sei im Jahre 1875 mit dem Auftrage nach Petersburg gesandt worden, Rußland von Seiten der deutschen Regierung Zugeständnisse auf Kosten der Türkei in Aussicht zu stellen, um sich auf diese Weise der russischen Neutralität für den Fall eines Krieges mit Frankreich zu versichern, ist amtlich als „durchaus erlogen" bezeichnet worden. Die Schärfe dieser Bezeichnung rechtfertigt sich allerdings dadurch, daß jene Ausstreuungen geeignet wären, bei der Pforte Mißtrauen gegen Deutschland zu erregen. Was die Sendung des Herrn von Radowitz im Februar 1875 betrifft, so hatte dieselbe keinen anderen Zweck wie denjenigen der geschäftlichen Vertretung des abwesenden Botschafters durch einen Diplomaten, welcher den Rang eines Gesandten besaß, zugleich aber, wie hervorgehoben wird, „der Dialektik des Fürsten Gortschakow gewachsen war." Wenn sich die jüngsten Publicationen diplomatischer Actenstücke zu einer posthumen Fehde gegen den Fürsten Gortschakow zuzuspitzen scheinen, so darf nicht übersehen werden, daß dessen Geist in der Polemik fortlebt, welche die panslawistische Presse neuerdings gegen die deutsche Politik in Scene gesetzt hat. Mußte unlängst die Anschuldigung actenmäßig widerlegt werden, daß Deutschland für den Mißerfolg Rußlands auf dem Berliner Con-

greffe sowie für die Occupation Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich verantwortlich sei, so gilt es jetzt, ein- für allemal die Geschichtsfälschung zu entkräften, Deutschland habe im Jahre 1875 muthwillig den Frieden Europa's stören wollen. Deshalb ist es von hohem Werthe, in authentischer Weise constatirt zu sehen, daß, wenn wirklich im Jahre 1875 in politischen, militärischen oder publizistischen Kreisen Deutschlands „kriegerische Gelüste" vorhanden gewesen wären, dies doch an der Thatsache nichts ändern könnte, daß an der maßgebenden Stelle, d. h. bei dem Kaiser und bei dessen amtlichen Rathgebern, weder in dem erwähnten Jahre, noch zu irgend einer Zeit von 1871 bis heute, auch nur einen Augenblick die Absicht bestand, Frankreich anzugreifen. In Verbindung mit den Reden, welche Fürst Bismarck bei der Rechtfertigung der Militärvorlage im Reichstage hielt, sind die jüngsten Kundgebungen von deutscher Seite wohl geeignet, etwa noch bestehende Besorgnisse in Frankreich zu zerstreuen sowie die Verhetzungsversuche der panslawistischen Presse zu vereiteln. Daß Fürst Gortschakow's staatsmännischer Ruf, der seit dem Berliner Congresse ohnehin schon stark gelitten hat, eine weitere Einbuße erfährt, ist sicherlich nur die Schuld Derjenigen, welche arge Fehler der eigenen Politik, deren Folgen nunmehr, wie in der bosnischen Angelegenheit, deutlich in die Erscheinung treten, durch Intriguen aller Art in Vergessenheit zu bringen oder gar wettzumachen suchten.

In der ägyptischen Angelegenheit haben die russischen Panslawisten im Hinblick auf die zwischen England und der Türkei vereinbarte Convention ein Angriffsobject gefunden, welches gegenüber dem angeblichen Kriegsplane Deutschlands im Jahre 1875 sowie der bosnischen Frage jedenfalls mehr den Reiz der Neuheit beanspruchen darf. Die Bestimmung der von Lord Salisbury in der Oberhaussitzung vom 10. Juni skizzirten Convention, nach welcher die englischen Truppen binnen drei Jahren nach der Ratification des Abkommens Aegypten räumen sollen, während England für weitere zwei Jahre die Oberaufsicht über die ägyptische Armee behält, in welcher die englischen Officiere auch in dieser Zeit verbleiben würden, wird von Seiten russischer und französischer Organe nicht so sehr bemängelt, wie die Festsetzung, daß im Falle innerer Unruhen oder bei Gefahr einer fremden Invasion auch nach der Räumung englische und türkische Truppen entweder gemeinsam oder getrennt einzuschreiten berechtigt wären. Da die Mächte aufgefordert werden sollen, ihre Zustimmung zu sämmtlichen in der Convention enthaltenen Bestimmungen internationalen Charakters zu ertheilen, unter denen sich auch die Anerkennung der Neutralität des Suezcanals, sowie der freien Durchfahrt durch denselben in Friedens- und Kriegszeiten befindet, durfte von Anfang an angenommen werden, daß von französischer und von russischer Seite Widerspruch geltend gemacht werden würde. Der französische Minister des Auswärtigen hat denn auch bereits den Botschaftern der Republik Instructionen zugehen lassen, in denen die Clausel einer willkürlichen englischen Wiederbesetzung Aegyptens angefochten wird. Allerdings sind für Frankreich andere Erwägungen maßgebend wie für Rußland, da ersteres in Aegypten sehr wichtige Interessen hat, welche durch ein dauerndes englisches Protectorat gefährdet werden könnten.

Rußland betrachtet dagegen die ägyptische Angelegenheit gewissermaßen als Compensationsobject, um durch seinen Widerstand einen Druck auf England in der bulgarischen Frage ausüben zu können, wie denn auch die afghanischen Grenzstreitigkeiten wieder mehr in den Vordergrund gelangt sind, seitdem trotz der Berufung des Ministeriums Ristitsch in Serbien die Hoffnung auf eine für Rußland günstige Lösung der Balkanfrage in weitere Ferne gerückt erscheint. Für die übrigen Mächte liegt keine Veranlassung vor, die Ausführung der englisch-türkischen Convention, in welcher die Suzeränetät des Sultans über Aegypten, äußerlich wenigstens, gewahrt bleibt, zu verhindern. Daß Rußland sich zu mehr als einem Proteste entschließen könnte, läßt sich umso weniger annehmen, als die inneren Zustände Rußlands einer auswärtigen Action in großem Stile keineswegs günstig sind und sich noch unlängst bei der Reise des Zaren nach Nowotscherkask zu den Kosakenvölkern gezeigt hat, wie selbst in diesen Districten umfassende Vorsichtsmaßregeln für nothwendig erachtet werden, um nihilistische Anschläge zu verhüten. Daß unmittelbar nach der Abreise Kaiser

Alexander's III. nach Nowotscherkask, woselbst der russische Thronfolger dem Brauche gemäß den Kosaken als oberster Hetman vorgestellt wurde, in Petersburg das Todesurtheil an einer Anzahl Nihilisten vollzogen wurde, verdient ebenfalls in diesem Zusammenhange hervorgehoben zu werden, da die anarchistische Gefahr in Rußland auf die auswärtige Politik zurückwirken muß.

Diese von Seiten des Anarchismus drohende Gefahr äußerte sich in anderer Form jüngst auch in Belgien. Als im vorigen Jahre die Arbeiterunruhen daselbst beendet waren, wurde angenommen, daß das clerikale Cabinet Beernaert sich angelegen sein lassen würde, durch eine den eigenartigen Verhältnissen des Landes angepaßte Fabrikgesetzgebung sowie überhaupt durch eine zweckentsprechende Socialpolitik den hauptsächlichen Klagen der Arbeiterbevölkerung abzuhelfen. Der Untersuchungsausschuß, der mit der Prüfung der herrschenden Nothlage betraut war, constatirte eine Reihe von Beschwerdepunkten, welche die gesetzgeberische Action geboten erscheinen ließen. Trotzdem wurde Belgien jüngst wieder durch Arbeitseinstellungen in großem Umfange überrascht, ohne daß in der Zwischenzeit irgend welche bemerkenswerthe Reformen auf socialpolitischem Gebiete stattgefunden hätten. Es konnte daher nicht Wunder nehmen, daß die Anarchisten, welche Belgien für ein besonders günstiges Versuchsterrain zu halten scheinen, in die Arbeiterbewegung fördernd einzugreifen bemüht waren. So richtete Défuisseaux, der Herausgeber des anarchistischen Organs „Le Combat", an die Arbeiter Belgiens eine Proclamation, in welcher er ankündigte, daß die Stunde der Befreiung geschlagen habe, da der „schwarze Strike" sich von einem Ende des Landes zum anderen erstrecke. Der Regierung wurde gedroht, daß, falls nicht binnen acht Tagen die Kammern aufgelöst, die Abschaffung der Verfassung decretirt und das Volk einberufen wäre, damit es seine Delegirten zur constituirenden Versammlung wähle, die Arbeiter in Massen gegen Brüssel marschiren würden. Allerdings ging es nicht so rasch, wie der anarchistische Agitator angekündigt hatte; der Pfingstmontag ging vorüber, ohne daß eine halbe Million Arbeiter in der belgischen Hauptstadt eingetroffen wäre, um daselbst eine Massenkundgebung zu veranstalten. Hatte Défuisseaux angekündigt, daß, wenn der Marsch nach Brüssel von der Regierung verhindert werden sollte, der Gewalt offene Gewalt entgegengesetzt werden würde, so wurde der Agitator selbst zunächst auf französischem Boden in Gewahrsam genommen. Andererseits ist die große Masse der belgischen Arbeiter keineswegs für die Grundsätze der Anarchisten gewonnen, wie denn auch in amtlichen Berichten hervorgehoben wird, daß es zumeist Ausländer seien, welche in Belgien die anarchistische Propaganda betreiben. Die Führer der belgischen Arbeiter halten vielmehr dafür, daß die Arbeitseinstellungen dazu dienen sollen, einen Druck auf die Regierung auszuüben, um die geforderten socialen und politischen Reformen zu erlangen. Vor Gewaltthaten im Stile der Anarchisten, bei denen das Dynamit eine wichtige Rolle spielt, wird von den Leitern der Strikebewegung ausdrücklich gewarnt. Was das von den Arbeitern insbesondere verlangte allgemeine Stimmrecht betrifft, so figurirt dasselbe auch auf dem Programm der radicalen Mitglieder der liberalen Partei, während die gemäßigten Elemente der letzteren sich nicht verhehlen, daß mit Rücksicht auf den Einfluß, welchen der Clerus in Belgien ausübt, nur die äußersten Parteien: die ultramontane sowie in den Industriebezirken die sozialistische von dem allgemeinen Stimmrechte Nutzen ziehen würden, wodurch die stetige Entwickelung des Landes gefährdet wäre. Der belgischen Regierung ist jedenfalls eine zweifache Aufgabe gestellt: die anarchistischen Bestrebungen zu bekämpfen und das Loos der Arbeiter durch Besserung ihrer Erwerbsverhältnisse günstiger zu gestalten, während die Einführung des allgemeinen Stimmrechts sich als ein gefährliches Experiment erweisen könnte. Der belgische Staat besitzt Lebenskraft genug, um der anarchistischen Gefahr erfolgreich zu begegnen. Es erscheint jedoch als eine dringende Forderung der Gerechtigkeit sowie des öffentlichen Wohls, daß die Regierung, durch die jüngsten Vorgänge belehrt, unverzüglich zum Schutze der Arbeiter, insbesondere auch der Frauen und Kinder, diejenigen Reformen durchführt, welche allein die Wiederkehr der Strikes und Unruhen in großem Umfange zu verhüten im Stande sind.

Literarische Rundschau.

Julian Schmidt's Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Leibniz bis auf unsere Zeit. Von Julian Schmidt. Erster Band 1670—1763. Zweiter Band 1763—1781. Dritter Band 1781—1797. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1886.

Kaum dreiviertel Jahre nach dem Tode Julian Schmidt's ist der dritte Band seiner Geschichte der neueren deutschen Literatur erschienen. Nun stehen noch zwei Bände aus. Der nächste wird das Zeitalter der Romantik umfassen, dann wird der letzte die Geschichte unserer Literatur bis zur Gegenwart hinabführen. Denn das war ja von vornherein das Unterscheidende in seiner Betrachtung unserer Literatur, daß sie von den lebendigen, actuellen Aufgaben, Mängeln und Bedürfnissen unserer Zeit angehoben hatte und rückwärts den Bedingungen nachgegangen war. Der Band, welcher nun vorliegt, ist ohne Zweifel das Beste, was Julian Schmidt geschrieben hat. Die Bücher sind immer seltener geworden, welche dem ganzen Kreis der Gebildeten verständlich sind und ihn zugleich ganz befriedigen. Dieses ist ein solches Buch. Einer tüchtigen, geradsinnigen, selbständigen Natur ist in langem, ehrlichem Streben schließlich gelungen, in dieser neueren Literaturgeschichte ein Werk zu schaffen, welches alle Vorzüge dieser Natur zur Geltung bringt und einen großen, unserem Herzen nahe stehenden Stoff in einer volksthümlichen, unmittelbar packenden Art darstellt.

Julian Schmidt brachte zum Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte eine Natur von stark ausgeprägter Eigenthümlichkeit, welche keineswegs mit dem Zeitalter Goethe's und Schiller's sich unmittelbar im Einklang fand. Er kam nicht zu ihr als ein ästhetischer Mensch. Der ästhetische Mensch sucht in sich und Andern Gleichgewicht und Harmonie der Gefühle zu verwirklichen; von diesem Bedürfniß aus gestaltet er sein Gefühl des Lebens und seine Anschauungen der Welt, und seine Schätzung der Wirklichkeit ist davon abhängig, wiefern dieselbe die Bedingungen für ein solches Dasein gewähre. Julian Schmidt war ein Mensch von einfachem, gerade gewachsenem und starkem Willen ohne Furcht und Tadel. Die elementaren Beweggründe empfand er besonders stark. Es war ihm immer gegenwärtig, daß die Menschen von diesen ganz überwiegend getrieben werden. Darin lag auch, daß Verstand und Kritik in ihm zu herrschen schien: jede Art von Wolkenkuckucksheim, welches nicht auf diesen festen Fundamenten der starken und elementaren menschlichen Triebfedern, sondern in den Lüften hoch geistiger Idealität gebaut wäre, erschien ihm nicht nur als Einbildung, sondern als Lüge und zwar als höchst schädliche Lüge. Er mußte daher auch empfinden, wie der natürliche Mensch voll von Widersprüchen, ja Dissonanzen ist und wie erst die sittliche Cultur den eigentlichen ganzen Menschen herstellt. Hier war sein elementares Verständniß und Verwandtschaftsgefühl seinem großen Lands-

mann Kant gegenüber gegründet. Von hier ging auch ein ursprünglicher Sinn für jede starke und harte Art, das Wirkliche zu sehen, aus, zugleich aber sein Sinn für das Kindliche, den Scherz, den Humor, der den die Wirklichkeit Erblickenden mit dieser versöhnt. Sein Verständniß für den elementaren Zusammenhang unserer Existenz, in welchem auch alles Subtile gegründet sein muß, sein Verständniß für Actionen und Widerstände des Willens befestigte ihn von Anfang an in der Ueberzeugung, daß politische Existenz wichtiger sei, als schöne Literatur, eine starke Regierung wichtiger, als eine freie Arena politischer Debatten, und recht gegründete sittlich religiöse Ueberzeugungen wichtiger, als der ästhetische Genuß des Lebens. Die Einfachheit seines Wesens und sein überwiegender ostpreußischer Moralismus führten ihn, trotz so starker politischer Interessen, immer wieder von der Thätigkeit des politischen Schriftstellers zur Literaturgeschichte zurück. Aber er brachte nun zu solcher Beschäftigung die Einsicht in den Zusammenhang des Politischen und Literarischen und den Maßstab für den Werth einer Dichtung, der in dem Wirken derselben auf das gesunde Leben der Nation gegeben ist. Er brachte einen seltenen Sinn für alles Willenskräftige und Einfache, für die großen elementaren Motive in den dichterischen Werken mit. Wer ihn gekannt hat, dem mußte dies Letztere als eine ganz ursprüngliche Anlage entgegentreten, die für seine literar-historische Begabung entscheidend war. Das Vermögen des Kritikers beruht darauf, daß er die Verkettung der Gefühlszustände und Willensvorgänge in Personen oder Handlungen mit eigener elementarer Kraft und Gesundheit nachzubilden vermag. Entsteht ihm dann ein stiller, unbezwinglicher Widerstand gegen einen Fortgang von Seelenvorgängen, welchen der Dichter ihm anmuthet, dann erfaßt er den schwachen Punkt in einem Werke. Will die versöhnte Stille der erregten Gefühle sich im Abschluß desselben ihm nicht einstellen, dann gewahrt er die Fehlerhaftigkeit der Lösung. Nicht nachträgliche Reflection, sondern dieses starke Erleben macht den Kritiker so gut als den Dichter. Dies trat nun an Julian Schmidt dem, der ihn kennen lernte, besonders klar hervor, daß die Regungen des Gemüths und Willens stark und aufrichtig in ihm vibrirten. Und zwar lag das Bedeutende wie das Begrenzte seines Urtheils darin, daß ihn das Elementarische überall besonders packte, dagegen das fein geistige Spiel der Gefühle ihn nicht anzog und die Betrachtung der Technik in Kunstwerken ihm fremd blieb. Wenn die Werthschätzung poetischer Werke, wie sie die Literaturgeschichte festgestellt hat, plötzlich verloren ginge, so würde mancher verdienstvolle Literarhistoriker das Echte von dem Geringen kaum geschieden haben. Dagegen Julian Schmidt hatte ein helles und unfehlbares Gefühl hierfür. Das machte sich auch in seinem Urtheil über mitlebende Dichter geltend und hat demselben immer Beachtung verschafft.

Wie er nach dieser Geistesart und seiner Lage Schriftsteller war, also das Verhältniß seines Objectes zu seinen Zeitgenossen, auf welche er wirken wollte, vorwiegend im Auge hatte, hat er diesen Gegenstand, unsere neuere Literatur, ganz verschieden behandelt, je nach der wechselnden Stellung der Zeit zu demselben. Dazu kam eigene innere Entwicklung, deren Ertrag besonders in dem hier vorliegenden Buch sehr bemerkbar ist. Wir sahen, daß er zu unserer classischen Epoche nicht in dem einfachen Verhältniß einer mit dieser empfindenden ästhetischen Natur gestanden hat: er hat sich das positive Verhältniß erst erwerben müssen, welches er in dem jetzigen Werke zu unserem classischen Idealismus einnimmt. Man wird drei ganz verschiedene Behandlungsweisen unserer neuen Literatur bei ihm unterscheiden müssen.

Als er auftrat, fand sich sein Wesen, wie es hier angedeutet ist, durch die letzten Lebensäußerungen der Romantik und durch die vielfach mit ihr zusammenhängende jungdeutsche Dichtung zu lebhafter Polemik gereizt. Gustav Freytag, der damals in den „Grenzboten" mit Julian Schmidt zusammen wirkte, hat neuerdings in seinen Lebenserinnerungen wahr und schön sein damaliges Wirken geschildert. Und Scherer hebt in seiner Literaturgeschichte hervor, wie in den fünfziger Jahren „Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert mich mit einem wahren Enthusiasmus erfüllte und mir zu den literarischen Erscheinungen der Gegenwart einen festen vorläufigen Standpunkt gab." Gervinus hatte gerathen, die Poesie

nun endlich einmal ruhen zu lassen. Julian Schmidt forderte eine Dichtung, welche eine gesundere Entwicklung des nationalen Lebens fördere. Alles, was ihm in den Richtungen der Zeitliteratur ungesund erschien, verfolgte er in seine Bedingungen zurück, die in der Romantik lagen, und es entging ihm so wenig als Hettner, daß diese in unserer classischen Poesie ihre Wurzeln hatte. Wer jene Zeiten miterlebt hat, weiß, mit wie lebhaftem Antheil der Krieg, den er damals führte, begleitet wurde. Niemand kann zweifeln, daß er den Sieg davongetragen hat.

Diese Sache war gethan. Die Zeiten änderten sich. In der langen unbehaglichen Zeit, seitdem die jungdeutsche Bewegung und die Wirkung von 1848 abgelaufen, und bevor das Jahr 1866 herangekommen war, that er seine härteste Arbeit. 1862—1864 erschien seine „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod" und er setzte dann die fünfte Auflage seiner Literaturgeschichte, die 1866 erschien, mit jenem Werk in inneren Zusammenhang. Beide Werke bedienen sich desselben chronologischen Verfahrens. Sie stellen, was in demselben Jahr geschehen ist, nebeneinander. So folgen sie Jahr für Jahr der Veränderung des Gesammtzustandes unserer Literatur. Die Literaturgeschichte von Gervinus hatte nur breite Massen neben einander gesetzt. Hettner hatte eine biographische Methode gewählt. Mehrere andere waren vorherrschend bibliographischen Bedürfnissen nachgegangen. Julian Schmidt ging von dem Verfahren des politischen Geschichtschreibers aus. Dieser überblickt das Verhältniß der Kräfte in einer gegebenen Zeit und strebt die Veränderungen aus ihm abzuleiten. Nun entstanden ihm aber bei Uebertragung des chronologischen Verfahrens auf das Gebiet der Literatur Schwierigkeiten, die er nicht auf den ersten Wurf zu überwinden vermochte. Die Einzelkräfte summiren sich in der politischen Geschichte zu Massen, die in Wirkung und Gegenwirkung bequem gruppirt werden können; die literarischen Richtungen stehen jede für sich. Der frühere Moment bedingt in der politischen Geschichte den folgenden; Bücher wirken über weite Zeiträume hinweg. So finden wir in diesem ersten Versuch die Aufzählung oftmals trocken, den Zusammenhang unterbrochen. Dennoch bezeichnet er einen dauernden Fortschritt, da die Aufgabe richtig gestellt war.

Von neuem änderte sich der Gesichtspunkt für die Auffassung unserer neueren Literatur gänzlich, als seit 1866 die Nation, deren Einheit bis dahin in ihrem geistigen Leben gelegen hatte, ein politisches Ganze wurde. Nun trat die schöpferische Bedeutung unserer großen Literatur auch für unseren nationalen Staat deutlicher hervor. Nun empfand man, was Menschen wie Kant, Schiller, insbesondere aber Herder auch in dieser Rücksicht für uns gewesen sind. Nun konnte Julian Schmidt auch die schädlichen Nachwirkungen des falschen Idealismus geringer anschlagen als die tiefgreifende Bedeutung des wahren Idealismus für unser Volk, dessen Charakter untrennbar mit demselben verknüpft ist. Zugleich aber grenzte sich nunmehr die Epoche unserer vorwiegend literarischen Existenz deutlich und fest ab. Eine neue Art Wirklichkeit zu gewahren und zu benutzen war in einem politischen Genie hervorgetreten und mußte unsere Art zu denken umgestalten. Ein neues Geschlecht bildete sich, welches hierüber in Gefahr gerieth, den Zusammenhang mit dem Idealismus unserer großen Denker und Dichter zu verlieren. Dies sind die Umstände, unter welchen Julian Schmidt den Plan faßte, dem neuen Geschlecht den unvergänglichen Gehalt unserer, in denkwürdiger Geistesarbeit entstandenen classischen Dichtung und Literatur in gänzlicher Umgestaltung seiner früheren Literaturgeschichte darzustellen. In ihm selbst hatte sich eine bemerkenswerthe Veränderung vollzogen. Er hatte den Antheil, welchen die Ideen, die Phantasie, das ästhetische Anschauen an der Bildung eines einheitlichen, zuverlässigen Charakters aus den elementaren Trieben unseres Wesens haben, tiefer würdigen gelernt. So hat er nun über ein Decennium, in schöner Resignation nach außen, mit der Liebe des Künstlers zu einem langsam reifenden Werk, daran gearbeitet, seine Geschichte des geistigen Lebens und die der neueren Literatur zu einem Ganzen zu verbinden, und die Form wirklicher Geschichtschreibung für diesen großen Stoff zu finden.

In zwei Punkten sucht er einen neuen Weg. Er hielt an seiner chronologischen Methode fest. Er lebte der Ueberzeugung, daß allein durch umfassende Ausnutzung der chronologischen Beziehungen das Gerüst der Causalverhältnisse erfaßt werden könne. Man muß anerkennen, daß hier das Problem der Geschichtschreibung der Literatur verborgen ist. Aber er schied nun Zahlen und Thatsachen aus der Uebersicht des Gleichzeitigen aus, welche sich dem Zusammenhang des Geschehens gar nicht einfügen wollten. Ich wünschte, er wäre darin weiter gegangen. Er gelangte aber nun zugleich auf diesem Wege zu einem ihm eigenen Verfahren, Glieder des geschichtlichen Zusammenhanges abzugrenzen und aus ihnen den Zusammenhang unserer geistigen Bewegung zusammenzusetzen.

Ich komme zu dem anderen Punkte, der ihm eigen ist. Er versucht, den wirklichen Gehalt unserer Literatur mitzutheilen. Auch Gervinus hatte unsere neuere Literatur ausführlich dargestellt. Er hatte mit historischer Genialität nach dem Vorgang seines Lehrers Schlosser, welchem er auch im Einzelnen Vieles verdankt, die Gruppen geschieden, die literarische Physiognomie unserer großen Schriftsteller geschildert, ihren Werth für unsere geistige Entwicklung abgeschätzt. Doch nur an den seltenen Punkten, an welchen der geistige Gehalt ihm selber verwandt ist, erhält man einen Durchblick auf diesen, und mehr als einen solchen niemals. Hierdurch ist eigentlich sein Werk veraltet. Hierdurch hat die Lectüre desselben etwas Unbefriedigendes. Diesen Gehalt will nun Julian Schmidt sehen lassen. Er möchte das wirkliche Verhältniß der Gedanken eines Kant, Herder und Goethe zu einander, ihre Verknüpfung im Zusammenhang unserer nationalen Bildung erkennen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den außerordentlichen Anforderungen an Ausbreitung des Wissens, welche diese Aufgabe stellt, nicht immer gewachsen ist. Aber er hat auch in dieser Rücksicht einen Grund gelegt, auf dem fortgebaut werden kann. Er strebt zugleich, die Färbung der Gedanken, den Duft, der sie umgiebt, mitzutheilen. Hierfür verwendet er kurze wörtliche Citate in oft sehr glücklicher Weise. Ich würde größere Sparsamkeit in dieser Rücksicht lieber sehen, Einflechtung weniger und bezeichnender Worte in die Darstellung selbst dem Citat vielfach vorziehen. Auch würde wohl eine festere Bindung des stilistischen Zusammenhangs der Darstellung mehr Ruhe geben. Aber mit solchem Verfahren hängt zusammen, daß etwas von dem Erdgeruch des Wirklichen, Partikularen überall zu verspüren ist. Unmittelbarkeit und Derbheit der Darstellung geben ihr Popularität.

Was Julian Schmidt auf diesem Wege zu leisten vermochte, tritt in dem vor kurzem erschienenen dritten Bande in das günstigste Licht. Derselbe umfaßt die sechzehn wichtigsten Jahre unserer Literatur, 1781—1797. Er beginnt mit der Kritik der reinen Vernunft und dem Auftreten Schiller's und endigt mit Hermann und Dorothea und mit dem Wallenstein. Ich darf es aussprechen, hier sind zum ersten Male diese sechzehn Jahre künstlerisch gruppirte, dramatisch bewegte, ja in Capiteln wie „Rom" oder „Tasso" wahrhaft ergreifende Geschichte geworden. In markiger, ganz populärer historischer Erzählung geht ein Vorgang an uns vorüber, der wie ein Gegenbild der gleichzeitigen französischen Revolution ist. Die revolutionäre Zeit der ersten achtziger Jahre, die Ausbildung der zwei selbstmächtigen Persönlichkeiten Goethe und Schiller, ihre allmälige Annäherung, dann ihr Bund, kraft dessen sie ihr Imperium über die deutsche Literatur bis zu dem Tode Schiller's geübt haben. Die Erzählung gruppirt um einen unsichtbaren Mittelpunkt jedesmal die Ereignisse von etwa einem halben Dutzend Jahren zu einem Buch. Ein solcher Zeitraum wird dann nach synchronistischer Methode in eine Anzahl meist parallel laufender Vorgänge auseinandergelegt. Dies ist der glückliche Kunstgriff, durch welchen es doch Julian Schmidt zum ersten Male im Ganzen gelungen ist, eine wirkliche Geschichtserzählung unserer neueren Literatur, die ihren thatsächlichen Inhalt mittheilt, herzustellen. Er hatte mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn unsere classische Literatur hatte weder an einer Hauptstadt Deutschlands eine Einheit, noch in der Entwicklung einer nationalen Bühne, wie die englische, spanische und französische, einen Mittelpunkt. Die immer wieder-

holten Versuche, eine Bühne zu schaffen, mißlangen. Der unsichtbare Zusammenhang einer von Ort zu Ort fortschreitenden, in den Ausdrucksformen immer wechselnden geistigen Bewegung wird für eine künstlerische Darstellung stets eines der schwierigsten Probleme bleiben.

Im Einzelnen ist es ein besonderes Verdienst dieses Bandes, daß hier zum ersten Male Herder's mächtige, doch in ihren großen Umrissen ins Unbestimmte zerfließende Gestalt in dem Gesammtgemälde unserer Literatur zur vollen Geltung kommt. In dem geistigen Bildungsproceß, welcher den Hintergrund aller großen Dichtungen unserer classischen Zeit bildet und ihr eine weltgeschichtliche Bedeutung giebt, ist Herder neben Kant die wirksamste Kraft gewesen. Schon 1869, in der Ausgabe der „Ideen", hatte Julian Schmidt auf diese Stellung Herder's hingewiesen. Dann kamen die beiden classischen Leistungen, durch welche uns Herder wie neu erschlossen ist, die Biographie von Haym und die Herderausgabe von Suphan. Daher hat Julian Schmidt den Zusammenhang der siebziger und achtziger Jahre klarer darstellen können, als vorher möglich war. Nun wird es die Aufgabe monographischer Untersuchung sein, das Verhältniß Herder's zu Kant, welchem derselbe viel mehr verdankte, als allgemein angenommen wird, das Verhältniß Herder's zu Goethe, die Entstehung der ersten Form unserer deutschen pantheistischen Entwicklungslehre zu erkennen.

Wilhelm Dilthey.

ζ. **Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit.** Herausgegeben von Julius Eckardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Das Publicum hat die Neigung, die Leistungen großer Männer zum Theil auf Rechnung eines gewissen anregenden Geistes zu setzen, als dessen Träger die „Zeiten" angesehen werden, unter deren Einflusse ihre Werke geschaffen werden. Wir meinen, wenn wir Schiller gelegentlich über das „elende Publicum" seiner Tage klagen hören, es dürfe darin wohl nur der Ausbruch übertriebener böser Stimmung gesehen werden, die zufällig einmal bei ihm die Oberhand gewann. Bücher wie das vorliegende sind werthvolles Material, die Beschaffenheit solcher Zeiten einmal zu constatiren, nüchtern und kahl die Tage zu schildern, unter deren Drucke man um 1800 in Deutschland und speciell in Weimar lebte. Ein Repräsentant jener unverschämten Classe überall unzufriedener Leute, die, während und weil sie selbst nichts leisten, Andere unbefangen zu kritisiren sich herausnehmen, tritt uns in Garlieb Merkel entgegen. Wir beurtheilen ihn wohl seinem eigenen Gefühle nach nicht ungerecht, wenn wir von ihm sagen, daß er sich stolz gefühlt haben würde, gelegentlich als seinem Landsmanne Kotzebue ebenbürtig angesehen zu werden. Es ist kulturgeschichtlich von Wichtigkeit, die Stimmen auch solcher Repräsentanten des zeitgenössischen Lebens zu vernehmen. Hier sehen wir, in welchem Lichte Goethe Vielen erschien, die zu berücksichtigen ihm die Zeit und, wie wir ihm nicht verdenken, auch die Laune fehlte. Herr Garlieb Merkel, der, wie seine eigenen Aufzeichnungen darthun, nur geringes Wissen und nicht einmal die Fähigkeit besaß, seiner angeborenen Malice genügenden Ausdruck zu verleihen, setzt sich in Weimar fest, beobachtet und schreibt. Indem er seine angeborene Armseligkeit fühlt und sich dagegen empört, nichts zu sein und nichts zu können, versucht er Andern die Schuld aufzubürden und läßt schließlich Berichte über dieses vergebliche Ringen mit dem Schicksal gedruckt erscheinen. Aus Merkel's Schriften hat Eckardt das vorliegende kleine Buch zusammengesetzt. Klar sieht man, wie wenig Goethe und den Seinen eine Umgebung bot, über die er sich bis zum Vergessen ihres Vorhandenseins erheben mußte. Wer, der Goethe's und Schiller's Briefe liest, möchte auch nur ahnen, welcher Beschaffenheit die Menschen zum großen Theil waren, in deren Mitte und sich aufdringendem Verkehre man in Weimar sich bewegte. Wie einsam ragten diese beiden aus einem Gewirre von Menschen dritten und vierten Ranges hervor.

Interessant ist eine Stelle des Buches, S. 110, an der Merkel dann doch, vielleicht sogar ohne es zu wollen oder zu wissen, zu Goethe's Lobredner wird.

„In einem Gespräche mit Goethe warf Falk die Frage auf: Was Wieland's Seele jetzt wohl vornehmen möge. Goethe antwortet: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Es ist etwas um ein achtzig Jahr lang durchaus würdig und rühmlich geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so zarter Gesinnungen, wie sie in Wieland's Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle mit einander übertraf." Weiterhin, als von der Fortbildung der Monaden der Seele die Rede war, sagte er sogar: „Ich würde mich so wnige wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelhafte Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu erfassen, das wäre wohl für die Monade unseres Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen."

„Diese Anerkennung von Wieland's hohem Werthe ist schön und wahr. Sie stimmt mi den Ermahnungen überein, die Goethe seinen alles Andere anklässenden Anbetern oft zurief, wenn sie auch Wieland anfielen: „Laßt mir den alten würdigen Herrn in Ruhe!" Ich will sie damit erwidern, daß ich keines der sehr bitteren Urtheile anführen will, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen. Es sei dem Leser überlassen, zu unterscheiden, welcher von den Lobsprüchen, die Goethe hier aussprach, ihm selber und seinem Lebensgange gebühre."

Die Schrift enthält manches andere interessante Detail über Herder's, Goethe's und Wieland's Zusammenleben, oder, um es richtiger zu sagen, über ihr Nebeneinanderexistieren in Weimar und über die, welche an diesem Dasein betheiligt waren. Sie wird innerhalb der Goetheliteratur, an bestimmter Stelle, ihren Platz behaupten.

ν. **Wilhelm Hey,** nach seinen eigenen Briefen und Mittheilungen seiner Freunde dargestellt von Dr. Theodor Hansen. Gotha, Fr. A. Perthes. 1886.

Von einem lieben Jugendfreund, mit dem wir einst Stunden des heitersten Glückes verlebt, erhalten wir nach jahrelanger Trennung gern nähere Kunde. Und ein solcher lieber Jugendfreund ist Unzähligen aus der jetzigen und der vorigen Generation Wilhelm Hey gewesen, einer der klassischen Poeten der deutschen Kinderwelt, der populärste Fabeldichter, den Deutschland seit Gellert aufzuweisen hat. Mag auch für Manchen der Name des Dichters hinter den seines geistesverwandten Zeichners Otto Speckter zurückgetreten sein — so hatte er es selbst gewollt, indem er Jahre hindurch verborgen blieb —, die sinnigen und humorvollen kleinen Dichtungen vom Wandersmann und der Lerche, vom Spitzchen und Möpschen, Schwan und Kind, der Sau und ihren Ferkeln ꝛc. haben sich seit ihrem ersten Hervortreten im Jahre 1833 dem Gedächtniß von Tausenden eingeprägt und werden auch im Geleit neuerer Illustratoren (W. Pfeiffer, F. Flinzer) noch Tausende von Kinderherzen entzücken.

Daß dieser unser alter Freund ein gar guter und lieber Mensch gewesen sein müsse, das haben wir alle geahnt und gern lassen wir uns

erzählen, was für ein trefflicher Gatte und Hausvater, was für ein warmherziger, gastlicher Freund, was für ein echter und rechter Seelsorger der im Jahre 1854 verstorbene Pfarrer von Ichtershausen im Gothaischen gewesen ist. Die Göttinger Studienzeit hat ihn mit manchen ausgezeichneten Männern zusammengeführt: zu seiner ersten Gedichtsammlung (1816) haben Lachmann und Bunsen Pathen gestanden. Aber sein späteres Leben fließt gleichmäßig dahin wie so manches andere eines deutschen Landgeistlichen, nur besonders reich geschmückt durch die Freundschaft vieler guter und braver Menschen. Der Verfasser erzählt es uns liebevoll und behaglich, aber kunstlos und viel zu breit, und wenn er es selbst eine „Pastoraltheologie und Pädagogik in greifbarer Gestalt" nennt, so hat er den Kreis seiner ausharrenden Leser wol nicht weit über die Schwelle des deutschen Pfarrhauses hinausziehen wollen. Von den aus dem Nachlaß mitgetheilten geistlichen und Gelegenheitsgedichten hätten nur wenige den Druck noch jetzt verdient, dagegen sind unter den Kinderliedern und Sprüchen einige von entzückender Einfachheit und Anmuth, und von den Proben aus englischen, italienischen, französischen Uebersetzungen der Fabeln wird mancher Freund derselben gern Kenntniß nehmen.

ρ. **Unaufrichtigkeiten.** Von Oscar Blumenthal. Berlin, Freund und Jeckel. 1887.

Wir haben in dieser Zeitschrift bisher von Oscar Blumenthal nur als einem der erfolgreichsten unter unsren jüngeren Dramatikern gesprochen. Die vorliegende kleine Sammlung von Epigrammen giebt uns Gelegenheit, den Wurzeln seines eigenartigen und starken Talentes nachzugehen, uns klar zu machen, wie dasselbe sich rasch und glücklich auf einem Gebiete der literarischen Production zur Geltung bringen konnte, welches von allen die höchsten Anforderungen stellt. Denn in der That, es mußte Wunder nehmen, einen jungen Schriftsteller, der sich zuvor nur durch die Schärfe seiner Theaterkritik bekannt gemacht hatte, plötzlich vom Theater selbst Besitz ergreifen zu sehen mit einem Lustspiel, welches durch Munterkeit und Lebenswahrheit nicht nur überraschte, sondern eine tiefere Wirkung erzielte durch den feinen, satyrischen Zug, mit welchem es sociale Gebrechen der Zeit in das rechte Licht setzte. Oscar Blumenthal ist vor Allem Epigrammatiker; in seinem Blick für die Schwächen der Menschen und der treffenden Sicherheit seines Ausdrucks dafür liegt seine Kraft. Aber er ist mehr als der Spötter, der seine Leser auf Kosten Anderer belustigen will. Ridendo castigat. Er meint es ernst. Er hat nicht Einfälle nur, er hat Gedanken. Er macht niemals einen Witz, nur um des Witzes willen; er arbeitet nicht nur an seinem Styl, seiner Prosa, seinen Versen: er arbeitet an sich selber. Nicht wenige der kleinen Gedichte sind kleine Meisterwerke der Gattung; und wenn man sich schon erfreut an der vollendeten Form dieser Vier- und Achtzeilen und ihren Pointen, die sich alle wie von selbst ergeben, so befriedigt doch in einem höheren Sinne noch mehr, daß er, ohne Furcht und Ansehn der Person, der Wahrheit die Ehre giebt. Wolle man doch nicht sich und uns einreden, daß die Wahrheit ein Ding sei, welches dem Einen so, dem Andern anders erscheine. Wir Alle wissen ganz genau, was die Wahrheit ist; aber wie wenige haben den Muth, sie zu sagen! Der Verfasser dieser „Aufrichtigkeiten" hat ihn; er huldigt nicht den Götzen des Tages, sei es in der Literatur oder Kunst, sei es im öffentlichen Leben, und pactirt nicht mit ihnen; er hat eine Meinung und unterscheidet sich von sehr vielen Andren, die auch eine Meinung haben, dadurch, daß er sie ausspricht, unbekümmert um Freundschaften oder Feindschaften. Das ist es, was wir ihm hoch anrechnen und weswegen wir sein vorliegendes Bändchen der Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

ν. **Kulturbilder aus Alt-England.** Von Th. Vatke. Berlin, Reinhold Kühn. 1887.

Das Alt-England dieses Buches ist das England Shakespeare's: der Titel aber ruft wohl unabsichtlich den Vergleich mit Reinhold Pauli's trefflichen „Bildern aus Alt-England" wach, die im Wesentlichen das England Chaucer's zum Gegenstande haben. Und dieser Vergleich ist für den Autor verhängnißvoll! Wir erhalten von ihm überhaupt gar keine „Bilder", sondern nur einen Malkasten, in dem die Farben bunt durcheinanderliegen, wenig bekümmert selbst um die dünnen Scheidewände der Kapitelüberschriften. Der Verfasser tritt sehr bescheiden auf und nennt sein Werk eine „vorwiegend compilatorische kleine Arbeit". Er kennt seinen Shakespeare, kennt die deutsche und englische Literatur über den Gegenstand und ist vertraut auch mit den Quellenschriften, die bei uns zwar nicht unbekannt, aber doch nicht Jedem zugänglich sind; aus ihnen in verständiger Auswahl eine Darstellung des Lebens und Treibens im Elisabethanischen London zu liefern, welche zugleich das Verständniß Shakespeare's förderte, wäre gewiß eine dankbare und überdies keine schwere Aufgabe gewesen. Statt dessen erhalten wir eine lose Aneinanderreihung von Lesefrüchten ohne einen Ansatz von Kritik und Verarbeitung: ein paar Clichés aus Seemann's Kunsthistorischen Bilderbogen, die sich dazwischen verirrt haben, illustriren nichts Anderes als die Planlosigkeit der ganzen Anlage. Für die Behandlung von Erzeugnissen und Erscheinungsformen der materiellen Kultur einer bestimmten Nation in einer bestimmten Epoche haben im Wesentlichen die gleichen methodischen Grundregeln Geltung wie für die Sprach- und Literaturgeschichte. Indem der Verfasser seine „Kulturbilder" durch allerlei eingestreute Excerpte einer zufälligen, wenn auch ausgedehnten Lectüre „in den Rahmen des Allgemeinen" zu fassen strebt, läßt er völlig jede Sichtung und Kritik der Quellen bei Seite, und so müssen für diesen Rahmen um das Shakespearische London nicht nur Dichter des englischen Mittelalters, sondern auch die Edda, Luther und vor Allem die durch Alwin Schultz' Höfisches Leben so leicht zugänglichen ritterlichen Dichter der Hohenstaufenzeit herhalten! — Man kann das Buch mit gutem Gewissen nur denjenigen empfehlen, welche an dem reichen, ja überreichen Material, das es bietet, selbständig Kritik zu üben wissen. Ihnen

wird es bei der Lectüre des größten aller Dramatiker gelegentlich gute Dienste leisten.

ρ. **Londinismen.** Slang und Cant. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache. Von Heinrich Baumann. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Reicher, als in irgend einer anderen Stadt, Paris vielleicht ausgenommen, hat sich in London von Alters her das ausgebildet, was man dort als „Cant" und „Slang" bezeichnet und mit dem uns verständlicher gewordenen „Argôt" bezeichnen könnte, da ein deutsches Wort dafür, wenngleich die Sache selbst nicht fehlt. Diebessprache, Rotwälsch drücken nur einen Theil davon aus. Auch wir in Berlin haben unsre specifischen Redensarten, Wortbildungen ꝛc., und sogar, seit einiger Zeit, unsere Lexika dafür; aber eine zusammenfassende Bezeichnung, wie „Slang" und „Cant", wofern wir, wie manchmal geschieht, nicht diese Worte selbst gebrauchen, haben wir nicht; Cant, allgemein gesprochen — denn beide Begriffe gehen häufig ineinander über — ist die Sprache der Straße, der untersten Bevölkerungsschichten; Slang die Sprache der Kaste, wenn wir so sagen dürfen, der höheren Gesellschaftsklassen in all' ihren Abstufungen, des Künstlerzimmers, der Schulstube, der Universität, des Clubs, des Ateliers, des Theaters, des Spiel- und Rennplatzes — alles dies und noch viel mehr sind die Repositorien und Münzstätten einer Sprache, deren Wortschatz nicht nur in die Unterhaltungssprache, sondern auch in die Schriftsprache gedrungen, der in den eigentlichen Wörterbüchern nur zum geringsten Theil berücksichtigt worden und doch für das Verständniß englischen Lebens und englischer Literatur von großer Wichtigkeit ist. An englischen Specialwerken über diesen Gegenstand mangelt es nicht; die Literatur derselben reicht bis ans Ende des 16. Jahrhunderts zurück. Dies aber ist, unseres Wissens, der erste Versuch eines deutschen Gelehrten, ein deutsches Publicum in „die Sprache der Londoner" einzuführen und wir dürfen ihm nachrühmen, daß er seine Arbeit mit ebenso viel Gründlichkeit als Sachkenntniß gethan hat, wenn es auch freilich die Natur des Gegenstandes nicht zuließ, ihn auf so beschränktem Raum erschöpfend zu behandeln. Herr Baumann, Vorsteher einer englisch-deutschen Schule in London, hat fünfzehn Jahre daselbst gelebt und vier Jahre dieser Aufgabe gewidmet, die er sehr glücklich gelöst, indem er uns nicht nur ein nützliches, sondern auch, von seinem Lehrzweck ganz abgesehen, höchst unterhaltendes Buch geliefert hat.

βλ. **Zur Geschichte des Mittelalters.** Ausgewählte historische Essays von Edward A. Freeman. Aus dem Englischen übersetzt von L. J. Locher. Straßburg, Karl J. Trübner. 1886.

Von Edward A. Freeman, dessen Vorlesungen über die Methode des historischen Studiums wir demnächst ausführlich in der „D. R." besprechen werden, liegt uns hier eine Auswahl historischer Essays vor. Die erste Gruppe derselben, auf die deutsch-mittelalterliche Geschichte bezüglich, ist von Freeman selbst als „für festländische Leser geeignet", schon früher zusammengestellt und in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen. Die zweite bilden einige vom Uebersetzer ausgewählte Aufsätze über Gegenstände der englischen Geschichte. Jene erste Gruppe bietet deutschen Lesern in den mitgetheilten Thatsachen und in den principiellen Auffassungen kaum etwas Neues. Aber man folgt dem Verfasser doch mit großem Interesse, weil er uns höchst belehrende Einblicke in die landläufigen historischen Ansichten der Engländer eröffnet. Nach Freeman zu urtheilen, erscheinen dieselben in der Auffassung der mittelalterlichen Geschichte des Continents in hohem Grade durch die systematische Geschichtsfälschung der Franzosen beeinflußt; so wendet er z. B. in den Aufsätzen über „das heilige römische Reich" und „die Franken" und „die Gallier" große Mühe darauf, seinen Landsleuten klarzulegen, daß die französischen Könige in keiner Weise die Nachfolger Karl's des Großen waren und daß die Anmaßungen der französischen Politik, welche sich auf diese Behauptung stützen, jeder historischen Grundlage entbehren. — Von den Aufsätzen, welche der englischen Geschichte gewidmet sind, heben wir hervor den über die Folgerichtigkeit der englischen Geschichte, weil er in knapper klarer Form die eigenartigen Züge der geschichtlichen Entwicklung Englands im Gegensatz zu den continentalen Staaten kennzeichnet; sodann den Aufsatz: „der heilige Thomas von Canterbury und seine Biographen", den wir besonders den Lesern unserer Zeitschrift empfehlen. Denn in der „Deutschen Rundschau" erschien zuerst „der Heilige" Conrad Ferdinand Meyer's, jenes Kleinod deutscher Erzählerkunst, das leuchten wird, wenn die Spreu philologischer und historischer Poetaster längst in alle Winde verweht ist. Obwohl Freeman keine vollständige Geschichte des merkwürdigen Mannes gibt, noch geben will, behandelt er doch — soweit man ohne eigenes Studium des weitschichtigen Quellenmaterials urtheilen darf — in verständiger, unparteiischer Weise die Hauptmomente seines Lebens und Charakters und regt zu anziehenden Vergleichen an zwischen der geschichtlichen Ueberlieferung und ihrer poetischen Verklärung. —

Die Uebersetzung ist sorgfältig und lesbar, obwohl der Uebersetzer verkennt, daß die sogenannte „freie" Uebersetzung mitunter die treueste ist. Bisweilen (z. B. gleich auf S. 1: Niemand kann weder . . . noch . . .) haben sich Anglicismen eingeschlichen.

γε. **Das Buch Weinsberg.** Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Erster Band. Leipzig, Alfons Dürr. 1886.

Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde bietet uns hier in einer, von Konstantin Höhlbaum besorgten Bearbeitung einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Es sind die Aufzeichnungen Hermann's von Weinsberg, welche ursprünglich lediglich als Familienbuch geschrieben wurden, unter Ausschluß jedes Gedankens an Veröffentlichung. Gerade darin liegt ein guter Theil ihres Werthes; wir hören überall die ungeschminkte innerste Auffassung des Schreibers; nirgends denkt er daran, wie jetzt lebende oder

später geborene Freunde seine Erzählungen und ihn selbst beurtheilen könnten. Sodann gehörte Hermann von Weinsberg nicht den Staatsmännern ersten Rangs oder den eigentlichen Gelehrten an; er veranschaulicht uns vielmehr den großen bürgerlichen Mittelstand, welcher nicht ohne formale Bildung war und zu den höheren Aemtern Kölns Zutritt hatte. Wie man in solchen Kreisen im 16. Jahrhundert dachte und fühlte, das tritt mit plastischer Deutlichkeit hervor. Von den Dingen außerhalb Kölns, vollends außerhalb des Reichs, hatte Weinsberg keine selbständige Kunde; was er hier bringt, stammt aus Sleidanus — oder aus einer gegen diesen gerichteten „Epitome" vom Jahre 1559: beide Quellen gehen brüderlich neben einander her. Ein zweiter Band soll das Gedenkbuch, das jetzt erst bis 1551 vorliegt, abschließen; außerdem wird ein Erläuterungsband in Aussicht gestellt. In Letzterem dürfte Höhlbaum selbst sich eines etwas deutlicheren Stils befleißigen, als das Vorwort ihn aufweist — pace tua, möchten wir dem sorgfältigen und verdienten Manne zurufen, dixerim!

γε. **Aus Schwaben.** Schilderungen in Wort und Bild von Eduard Paulus und Robert Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1887.

Kein stolzer Foliant mit mächtigen Holzschnitten wird hier dem Leser angeboten, sondern ein kleines, handliches Bändchen — klein und lieblich wie das Land selbst, das es vorführt. Aber herzerquickend ist dies Bändchen von 246 Seiten durch die warmen, liebevollen und sachkundigen Schilderungen wie durch die gediegenen, in all ihrer Kleinheit scharfen und lebensvollen Holzschnitte, welche mit verschwenderischer und doch weise messender Hand über das Buch verstreut sind, bald in Blattgröße, bald traulich zwischen die Textworte geschmiegt. Wer das schöne Land kennt, wird freilich manches Bild noch wünschen; aber Alles in so kleinem Raume zu bieten war natürlich nicht möglich, und was gegeben ist, das ist für Schwaben charakteristisch. Nichts Wesentliches, was zum Verständniß und zur Kenntniß dieses gepriesenen Stückchens deutscher Erde nothwendig gehört, ist weggelassen. In acht Capiteln werden 1) Land und Leute, 2) Alterthümer, 3) Kunst, 4) Schwarzwald, 5) schwäbische Alp, 6) Oberschwaben, 7) Neckarland und 8) Tauberland an uns vorübergeführt; anschaulich gelangt der Reichthum und die vielgestaltige Fülle schwäbischen Landes und schwäbischer Art zur Darstellung. Wenn man von den „Prachtwerken" herkommt, welche man kaum ohne Hilfe eines Andern halten und lesen kann, so thut einem ein so zierliches Büchlein doppelt wohl, das auch der Reisende, welcher im Sommer die Heimath der Hohenzollern und Hohenstaufen aufsuchen will, mit Leichtigkeit in seinem Koffer unterbringen kann. Gerade Diesem wüßten wir kein Werk zu nennen, aus dem er besser und zweckmäßiger jene höhere Vorbereitung für die Reise schöpfen könnte, welche ihm schließlich neben dem Studium von Wirthshaus- und Droschkentarifen doch auch noch ein Bedürfniß sein wird.

ρ. **Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie.** Prolegomena einer realistischen Aesthetik von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Carl Reißner. 1887.

Zweierlei nimmt sogleich für diesen Versuch des jungen Autors ein: er ruht auf einem Fundament gesunder Bildung und überschreitet nirgends das Maß einer anständigen Discussion. Bölsche trat zuerst, vor Jahresfrist, mit einem Roman „Pauls" auf, der in dieser Zeitschrift (Bd. XLVI, S. 158) anerkennend besprochen worden ist; er hat soeben einen zweiten Roman „Der Zauber des Königs Arpus" folgen lassen, und in vorliegender Abhandlung begegnen wir ihm auf dem Gebiete der Aesthetik. Sehr zu seinem Vortheil unterscheidet er sich von den „jungen Kräften, die jetzt so viel Lärm machen", durch den Besitz der wissenschaftlichen Vorbedingungen und eines geordneten künstlerischen Vermögens, das in Production wie Kritik vor den Uebertreibungen zurückschreckt. Nach seiner Ansicht ist der Realismus nicht etwas Zerstörendes, vielmehr hat er eine versöhnende Tendenz; nicht den Begriff des Schönen, nur den Widerspruch seiner Erscheinung in einer conventionell gewordenen Poesie will er aufheben. Diese Forderung ist nicht neu; sie wird es nur in ihrer Anwendung auf die veränderten Grundlagen der heutigen Wissenschaft, namentlich Naturwissenschaft. Unser Naturerkennen ist ein anderes geworden, und die Form, in der unsre Aesthetik sich mit ihm in Einklang zu setzen hat, ist der Realismus. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet und beleuchtet der Verfasser die dichterische Behandlung der Willensfreiheit, der Unsterblichkeit, der Liebe. Bölsche vermeidet den Ausdruck „Naturalismus"; seine Lehre gestattet, von einem „realistischen Ideal" zu sprechen, das freilich nicht metaphysisch zu nehmen ist, nicht jenseits unsrer Wahrnehmung und Erfahrung liegt. Er nennt die Dinge beim rechten Namen; aber die Personen — mit Ausnahme Zola's, von welchem, als einer bedeutenden Kraft, trotz seiner Irrthümer er mit Achtung redet — nennt er nicht, weder die kleinen „Zolisten", noch die deutschen Nachahmer. Und er thut wohl daran. Sein Schriftchen empfiehlt sich um so mehr den Kreisen ernster Leser.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bang. — Gräfin Urne. Roman von Herman Bang. Berlin, Otto Janke. 1887.

Barine. — Portraits de femmes. Par Arvède Barine. Paris, Hachette et Cie. 1887.

Beust. — Bunte Blätter. Gedichte von Carl Freiherrn von Beust. Vevey, B. Benda. 1887.

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 88—100. Halle a. S., Otto Hendel. 1887.

Brückner. — Werner und Pauline. Ein Waldgruß aus Paulinzelle. Von Richard Brückner. Jena, Hermann Pohle. 1887.

Conrad. — Conradin. Trauerspiel in drei Aufzügen von G. Conrad. Berlin, Vossische Buchhandlung, (Strikker). 1887.

Correspondance de Marie Louise. 1799—1847. Lettres intimes et inédites á la Comtesse de Colleredo et á Mlle. de Pontet, depuis 1810 Comtesse de Crenneville. Vienne, Charles Gerold fils. 1887.

Chroust. — Beiträge zur Geschichte Ludwig's des Bayers und seiner Zeit. Von Dr. Ant. Chroust. I. Die Romfahrt Ludwig's des Bayers 1327—29. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1887.

Curtius. — Moderne Klänge, Dichtungen von Bogumil Curtius. Berlin, Wilhelm Latte.

Das deutsche Heer in Einzeldarstellungen. Herausgeg. v. W. Lavorrenz. Lfg. 1. Die Ulanen. Berlin, J. L. W. Lavorrenz. 1887.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart. Herausg. von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrg. Hft. 1 u. 2: Der internationale Schutz des Urheberrechtes. Von Dr. Aloys von Orelli. Hft. 3. Ueber d. Deutschthum in Brasilien. Eine Studie von Dr. Wilh. Breitenbach. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Die Nordseebäder auf Sylt: Westerland. Marienluft und Wenningstedt. 3. Jhrg. 4. Aufl. Westerland, Verlag der Badedirection. 1887.

Die totale Sonnenfinsterniß am 19. August 1887 nebst Uebersicht über die hervorragendsten Sonnenfinsternisse innerhalb Deutschlands im 19. u. 20. Jahrhundert. Berlin, P. Stankiewicz. 1887.

Eckstädt. — Ein deutscher Schriftsteller. (Karl Böttcher). Kritische Analyse von M. von Eckstädt. Hagen i. W., Hermann Risel & Comp., 1887.

Ein schöner Sonnenuntergang oder Erinnerungen einer Mutter an die letzten Tage ihres in der Jugendblüthe heimgegangenen Sohnes. Frei aus dem Englischen übertragen von L. W. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1887.

Göller. — Zur Aesthetik der Architektur. Vorträge und Studien von Adolf Göller. Stuttgart, Konrad Wittwer. 1887.

Goethe's u. Carlyle's Briefwechsel. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1887.

Hassenstein. — Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten. Von Dr. Georg Hassenstein. Leipzig, Carl Reißner. 1887.

Hehn. — Gedanken über Göthe von Viktor Hehn. Berlin, Gebrüder Borntraeger, (Ed. Eggers). 1887.

Hoenig. — Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. 1. Bd. 1. Theil. 1599—1642. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1887.

Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 1887. Herausgegeb. von Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel.

Jäger. — Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt. Handbuch für Gärtner, Architekten und Liebhaber. Von H. Jäger. 1. Lfg. Berlin, Paul Parey. 1887.

Klencke. — Am Webstuhl der Zeit. Beiträge zu einer gesunden, vernünftigen und freudigen Lebensauffassung. Von Dr. med. Hermann Klencke. 1. Theil. Dresden u. Leipzig, Verlag des Universum. 1887.

Kohut. — Die deutsche Sappho. (Anna Luise Karschin). Ihr Leben und Dichten von Dr. Adolph Kohut. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Koppel-Ellfeld. — Marquerite. Schauspiel in fünf Aufzügen von Franz Koppel-Ellfeld. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Lanzky. — Abendröte. Psychologische Betrachtungen. Von Paul Lanzky. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1887.

Lighthall. — Sketch of a new utilitarism; including a criticism of the ordinary argument from design and other matter, by W. Douw Ligthall. Montreal, „Witness" Printing House. 1887.

Lippert. — Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau von Julius Lippert. Lfg. 12|20. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1887.

Monographs of the United States Geological Survey. Vol. XI. Washington, Government Printing Office.

Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi. Vom Verfasser von „Von Mara nach Elim." Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1887.

Neubourg. — Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen Römischen Münzen von Hermann Neubourg. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandl. 1887.

Petersen. — Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von F. C. Petersen. Berlin, J. Zenker's Verlag. 1887.

Pompecki. — Die Anfangsbuchstaben in der deutschen Rechtschreibung. Eine Zusammenstellung von Wörtern, Wortverbindungen, Redensarten ꝛc. als Hilfsmittel zum richtigen Gebrauch der Anfangsbuchstaben, unter Berücksichtigung des Getrennt- und Zusammenschreibens. Bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Pompecki, Königsberg i. Pr., Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1887.

Proelß. — Scheffel's Leben und Dichten von Johannes Proelß. Berlin, Freund & Jeckel. 1887.

Rethwisch. — Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Schwerkraft und Analyse der Axendrehung von Dr. Ernst Rethwisch. Berlin, S. Schneider & Co.

Rethwisch. — Die Schauspielerin. Schauspiel in fünf Akten von Ernst Rethwisch. Norden, Hinricius Fischer Nachfolger. 1887.

Roßmäßler. — Die Geschichte der Erde von E. A. Roßmäßler. Vierte Aufl., vollständig umgearb. von Dr. Th. Engel. 1. Lfg. Stuttgart, Otto Weisert. 1887.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Hft. 1: Wilhelm Tell in Poesie u. Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tell's Erinnerungen von Dr. J. Nover. Hft. 2: Die Stenographie. Nach Geschichte u. Wesen. Von Hans Moser. Hft. 3: Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot. Von Christian Hönes. Hft. 4: Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechts. Von Conrad Thümmel. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Scheffel. — Reise-Bilder von J. V. von Scheffel. Mit einem Vorwort von Johannes Proelß. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Schneideck. — Episches Bilderbuch von G. H. Schneideck. Jena, H. Dabis.

Schurz. — Life of Henry Clay. By Carl Schurz. 2 vols. Boston and New-York, Houghton, Miffly and Co. 1887.

Teicher. — Ueber Kriegspoesie. Ein Beitrag zur Betrachtung des Krieges von der idealen Seite von Friedrich Teicher. München, Theodor Ackermann. 1887.

Thudichum. — Bismarck's Parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1887.

Tolstoi. — Das Märchen von Iwan dem Narren. Erzählt von Graf Leo N. Tolstoi. Aus d. Russisch. übers. von Eugenie Wieland. Bern u. Leipzig, Rud. Jenni's Buchhandl. 1887.

Tolstoi. — Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in 5 Akten. Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz. Berlin S., Fischer. 1887.

Vidal. — Historia general de Filipinas. Por D. José Montero y Vidal. Tomo I. Madrid, Manuel Tello 1887.

Vischer. — Festspiel zur Uhland's-Feier von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1887.

Werner. — Essays von Margot Werner. Hamburg. J. F. Richter. 1887.

Werner. — Maria, Eine Legende von Margot Werner. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Werner. — Naturkinder. Gedichte von Margot Werner. Hamburg, J. F. Richter. 1887

Wundt. — Zur Moral der literarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift von Wilhelm Wundt. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1887.

Zola. — Therese Raquin. Drama in 4 Akten von Emile Zola. Deutsch von J. Savits. Berlin S., Fischer. 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Schönheit.

Novelle

von

Karl Frenzel.

III.

Dies war der Abend des dritten Tages, den Giuliano in Florenz zubrachte. In großer Sorge hatte ihn Messer Jacopo in der Frühe des ersten Mais in die Stadt hinuntergeschickt zu seinem alten fünfundsiebenzigjährigen Bruder Bernardo del Nero. Drei Nächte hinter einander hatte derselbe Traum ihn geängstigt: im Hofe des Capitano hatte er den Greis im Hemd des Verbrechers mit gebundenen Händen stehen gesehen, den Henker mit dem Schwert in der Hand hinter ihm. Andere Vorzeichen hatten sich mit dem Traumbilde, gleichsam zu seiner Bestätigung, vereinigt, und als Jacopo eine Spruchsammlung des Plato, sie um Rath in seinem Zweifel zu fragen, geöffnet, war sein Auge auf die Worte des Sokrates an seine Richter gefallen: „Mir ist es bestimmt, heute zu sterben, Euch aber zu leben." Da hatte die Furcht Messer Jacopo's den Höhegrad erreicht, denn obwohl er sich im gewohnten Gang des Lebens wenig um den Bruder kümmerte, und jeder, wohlhabend und unabhängig von dem anderen, seinen besonderen Weg ging, liebte er ihn und sorgte überdies, daß eine politische Unbesonnenheit des hitzigen und leidenschaftlichen Bernardo, den das Alter nicht vom Hasse zur Weisheit geführt, ihn selber in Gefahr bringen könnte. Darum hatte er eilig Giuliano zu ihm gesandt, ihm die üblen Vorzeichen mitzutheilen und ihn durch sie zu warnen.

Daß in dem Hause Bernardo's, der stets zu den hervorragendsten Politikern der Stadt gehört, wiederholt unter den Prioren und den Acht gesessen und das Amt des Gonfaloniers, an der Spitze des Staates, zwei Monate hindurch, wie es die Verfassung vorschrieb, verwaltet hatte, die Parteiungen von Florenz und die Staatsangelegenheiten und somit auch die Predigten und Prophezeiungen Savonarola's den beständigen und unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung abgaben, war natürlich, aber wohin Giuliano in der Stadt kam, war ebenfalls von nichts Anderem als dem Bruder die Rede. Selbst der verunglückte Anschlag,

den Piero de' Medici vor einigen Tagen gemacht, sich Florenz durch Ueberfall zu bemächtigen, und der schmählich an der Wachsamkeit und der Entschlossenheit der Bürger gescheitert war, hatte die Menschen nicht so erregt, als die Ankündigung des Bruders, daß er am 4. Mai, dem Himmelfahrtstage, im Dome wieder predigen würde. Während diese Absicht seine Anhänger, Männer, Frauen und Kinder, in Taumel und Verzückung versetzte, als ob seine Predigt sichtbarlich die Pforten des himmlischen Jerusalems vor ihnen aufthun könnte, brachte sie seine Gegner in Wuth. Da ihm der Papst, wie Jeder wußte, durch ein Breve die Predigt außerhalb seines Klosters verboten hatte, erschien sein Vorhaben wie eine Herausforderung des Hauptes der Kirche. Aber er verletzte nicht nur die päpstlich Gesinnten: noch heftiger verurtheilten ihn Diejenigen, welche wie Bernardo del Nero die Sache allein von dem politischen Standpunkte ansahen. Es sei unverantwortlich und gottlos von dem Mönche, die Stadt, welche eben nur durch die Einigkeit ihrer Bürger einer großen Gefahr entgangen wäre, von Neuem in Zwietracht und Erbitterung zu trennen; es müsse Etwas geschehen, dem frechen Mönche, der sich gotteslästerlich auf den Propheten hinausspiele, den Mund zu stopfen.

Wie Recht der Alte mit seinen Behauptungen hatte, erkannte Giuliano, als er an diesem Mittwochabend durch die Gassen nach der Schenke Timoteo's schritt, wohin ihn eine Botschaft Doffo Spini's eingeladen. Ueberall standen die Menschen vor den Häusern in Haufen zusammen. Was der nächste Tag bringen würde, schwebte als Furcht oder Hoffnung fragwürdig auf den Lippen Aller. Viele Gruppen maßen sich mit zornigen Blicken und schmähten sich mit Worten. „Ihr Heuler," riefen die Gegner Savonarola's seinen Freunden zu, „warum wandelt Ihr nicht in Säcken, Asche auf den Köpfen, dahin? Morgen wird Euer Geheul und Euer Zähneklappern zu spät kommen." Und diese darauf: „Wartet nur, ihr Wüthenden, morgen wird Gott Feuer und Schwefel auf Euch regnen lassen." Da Giuliano von all' diesen Leuten Niemandem bekannt war, konnte er ungehindert seines Weges gehen. Aber was er sah und hörte, ließ ihm keinen Zweifel, daß beide Parteien am Himmelfahrtstage an einander gerathen würden. Mit dieser Ueberzeugung trat er in den Hof Timoteo's.

Das Mondlicht vom Himmel und zwei Fackeln, die in den Eisenringen an der Wand des Hauses steckten, beleuchteten die Versammlung. Zwei der Genossen hielten, mit Waffen unter den Mänteln, am Eingang Wache, um sie vor Ueberfall und Ueberraschung zu wahren. Noch einmal so viele junge Leute waren sitzend und stehend um die Weinkrüge vereint als am Carnevalstage. Ein lautes Gelächter, das immer wieder ausbrechend die Luft erschütterte, empfing Giuliano. Es war einem der Jünglinge gelungen, durch eine Seitenthür in den Dom zu schleichen, denn vor den Hauptportalen standen die Heuler in Scharen, und die Kanzel Savonarola's mit einer schmutzigen Eselshaut zu bedecken. Dies Heldenstück fand den ungetheilten Beifall der Zecher. Nur den Hitzigsten genügte der Schabernack noch nicht; ihre Erbitterung verlangte eine thätliche Beleidigung des Mönches. „Wenn wir in die Kirche gelangen können," rief Einer, „so wollen wir die Gelegenheit ausnutzen und der ganzen Heulerei den Garaus bereiten. Laßt uns eine Petarde unter die Kanzel legen und sie anzünden, wenn der Prophet

darauf steht." Gerade die Verwegenheit und Unmenschlichkeit des Vorschlages verschafften ihm Vertheidiger.

Aber Giuliano fühlte sich im Herzen darüber empört. „Nimmermehr soll das geschehen," sagte er eifrig, zu Doffo Spini tretend. „Kannst Du solche That dulden? Wir sind Freunde der Freiheit, aber keine Räuberbande. Dürfen wir, um unserem Muthwillen zu fröhnen, Hunderte dem Verderben aussetzen? Bedenkt doch den Schrecken, den das Auffliegen des Geschosses in der Kirche erzeugen würde! Und während Eure Petarde dem Mönche kein Haar versengen wird, werden im Gedränge und Getümmel Frauen und Kinder zu Schaden kommen." „Ei, wie bist Du besorgt für die Heulerbrut!" schrie der Petardenmann dagegen. „Mag sie sich doch Arm und Bein brechen." „Nein," stimmten Andere Giuliano zu, „der Albizzi hat Recht. Das darf nicht geschehen. Die ganze Stadt würde mit Fingern auf uns zeigen." „Aber wenn er ein Prophet ist," höhnte Einer, „würde er ja die Petarde unter seiner Kanzel merken und seinen Anhängern befehlen, sie zu entfernen, ehe er den Fuß auf die Treppe setzt. Stellen wir doch seine Sehergabe auf die Probe." „Beschließt nichts Unsinniges," erwiderte ihm Doffo Spini, „einige von den Prioren werden in der Kirche sein. Geschähe ein Unglück, würde der Verdacht gleich auf uns fallen, und sie würden uns verhaften lassen."

„Tödtet den Mönch," schrie einer der eifrigsten Trinker, „dann seid Ihr aller Sorgen ledig." Und Andere erhoben lärmend die Becher: „Ja, ja, reißet ihn aus der Menge der Heuler heraus und tödtet ihn." — „Einen Mönch" — „Mönch hin, Mönch her, sagt man doch, daß ihn der heilige Vater gebannt habe." — „Einen waffenlosen, schwächlichen Mann!" — „Oho! er behauptet, daß die Engel Gottes ihn beschützen."

„Nun, so wag's," rief ihm Giuliano zu, „wag's!" So hatte es der Schreier jedoch nicht gemeint. „Bin ich der Mann für eine solche That?" fragte er, auf seine Leibesfülle deutend, und zog sich eilig nach einer dunklen Stelle des Hofes zurück.

Diese Abführung und Beschämung Derer, die am lärmvollsten tobten, ohne den Muth einer kühnen That zu haben, lenkte die Berathung in die Bahn der Mäßigung. Alle weitergehenden Vorschläge fanden die Billigung der Mehrheit nicht; man einigte sich nur darüber, die Predigt des Bruders im Dome nicht zu dulden. Mitten in seiner Rede, wenn Doffo Spini, der sich der Kanzel gegenüber aufstellen wollte, das Barett in die Höhe werfen würde, sollten die anderen Genossen, die sich in der Kirche vertheilt, zu schreien, zu scharren, zu pfeifen anfangen, so daß der Mönch seine Predigt unterbrechen und aufgeben müßte. Außer seinem Dolche sollte Niemand andere Waffen in die Kirche bringen, damit, wenn es bei dem Ausgange, zwischen ihnen und den Heulern zum Handgemenge käme, sie nicht des vorsätzlichen Ueberfalles und des Mordes beschuldigt werden könnten. Darüber hatte sich Allen der Ernst der Lage und die Ungewißheit des Ausganges aufgedrängt; zuweilen herrschte eine solche Stille in dem Hofe, daß die Stimme des Sprechers ohne Anstrengung überall hin sich vernehmbar machte. In einem solchen Augenblicke tönte der Hymnus einer Procession der Heuler hinein, die über den Platz vor der heiligen Kreuzkirche

schritten und den Franciscanermönchen, die mit den Dominicanern längst in unversöhnlichem Hader lebten, zum Hohne ihr Lied mit aller Kraft, als ob es die Mauern des Klosters neben der Kirche umstürzen sollte, erschallen ließen. „Sie rüsten sich zum Kampfe," sagte Einer, dem bei diesem wilden, ingrimmigen Gesang das Herz sank, „es wird morgen einen harten Strauß mit den Verrückten geben." Und ein Zweiter warnte: „Sieh Dich vor, Doffo Spini, sie werden eine Mauer um die Kanzel bilden, und da Du ihnen zunächst stehst, bist Du ihrer Wuth umsomehr ausgesetzt." — „Ich werde neben Doffo Spini stehen," entgegnete Giuliano, das Haupt in den Nacken werfend; „kein Heuler soll die Hand gegen uns erheben."

Erst nach Mitternacht trennten sich die Versammelten, nachdem sie einander in die Hand gelobt, morgen in dem Dome nicht zu fehlen; sie wollten in ihrem besten Putz erscheinen, zu Ehren der Himmelfahrt des Herrn, und um durch die Pracht ihrer Kleider und die Pfauenfedern an ihren Mützen weithin kenntlich zu sein. Arm in Arm gingen Doffo Spini und Giuliano über die alte Brücke der Kirche zum heiligen Geiste zu, in deren Nähe das Haus Bernardo del Nero's stand. Die Gassen waren von den Menschen, die so lange unruhevoll sie belebt, verlassen, wie eine Todtenstadt lag unter dem Schimmer des Vollmonds Florenz da. Kein Schein einer Leuchte drang aus den dunklen Fensteröffnungen, deren Läden wegen der Wärme der Mainacht nicht geschlossen waren. Kein Geräusch einer Hantirung, kein Lärm der Arbeit, weder Gezänk noch Liebesgeflüster. Eine Weile schritten auch die beiden jungen Männer schweigend an den wohlverwahrten Buden der Goldschmiede und der Wechsler auf der Brücke dahin. Nur der Wächter, mit langem Spieße bewehrt, der für die Sicherheit der Läden und kleinen Häuser gegen Feuer und Diebeseinbruch zu sorgen hatte, begegnete ihnen.

„Wie still liegt der Mond auf dem Wasser," sagte da Giuliano an einer Stelle, wo keine Buden über die Bogen der Brücke hinweg den Blick auf den Arno hemmten, „still und silbern. So lebt es sich in Vall' Ombrosa. Kaum aber komm' ich in die Stadt hinunter, umfängt mich Tumult, Haß und Parteiung und reißt mich mit sich fort. Es ist, als athmete ich die Zwietracht mit der Florentiner Luft ein."

„Doch nicht wider Deinen Willen und den meinen," entgegnete der Freund. „Hast Du vergessen, wie Du selbst gegen den Mönch am Tage der großen Verbrennung geeifert?"

„Ich widerrufe nichts, ich hasse ihn. Aber droben auf der Höhe, im Verkehr mit der Natur und den Schriften der alten Weisen denke ich seiner kaum."

„Auch nicht der schönen Elena, die er Dir nun für immer geraubt hat?" neckte Doffo Spini.

„Die er mir geraubt hat? Was fällt Dir ein! Ich habe sie nie besessen und ihrer nie begehrt. Nicht an mir, an Dir scheint er einen Raub begangen zu haben; ich habe Lionardo Varchi in der Versammlung vermißt."

„Er ist unter die Heuler gegangen, seit er das Jawort der Schönen erhalten hat."

„Sie wird es von ihm als Preis ihrer Einwilligung, sein Weib zu werden,

gefordert haben," sagte Giuliano halb zu sich selbst, über die Steinbrüstung auf das glitzernde, leise an den Brückenpfeilern gurgelnde Wasser blickend.

„Sag' einmal offen, Giuliano, was ist zwischen Euch geschehen? Denn als das Mädchen mit seiner Tante zu Euch hinaufzog, glaubten wir Alle, daß sie nur als Deine Verlobte in die Stadt zurückkehren würde, und Lionardo hatte Dir schon Rache geschworen."

„Nun müßte ich sie an ihm vollziehen," scherzte Giuliano, „damit Ihr Recht behieltet, nicht wahr? Aber die schöne Elena ist ohne Abschied von uns gegangen, wie der Sturmwind, der über die Höhe ins Thal fährt. Der Varchi wird kein Vergnügen mit ihr haben, sie ist eine Heilige."

„Lionardo hat als erste Gabe für ihr Jawort in die Hände des Mönchs eine große Summe für die Armen gespendet und geht jeden Abend nach dem Kloster. Wenn ich den Abtrünnigen morgen erwische" —

„Thu' ihm nichts. Die schöne Elena wird ihm als Hausfrau Alles heimzahlen, was er etwa an Dir gesündigt hat."

„Sie wird morgen in der Kirche sein — die Augen, die sie Dir machen wird!"

„Sie wird mich anschauen, wie der Mond das Wasser, und mein Herz wird unter ihrem Blick bleiben wie das Wasser unter dem Mondschimmer, kalt und still. Aber da sind wir am Ende der Brücke, hab' Dank für die Begleitung. Auf morgen!" —

Trotz des hellen Sonnenlichts draußen auf dem Platz herrschte im Dome eine sanfte Dämmerung. Des Festes wegen war die Kirche mit Blumengewinden und rothen Vorhängen an den Bogenfenstern geschmückt. Ein röthlicher Schein floß durch den gewaltigen Raum. Hunderte von Wachskerzen brannten auf und um den Hochaltar. Aber von all' den Tausenden, welche dicht gedrängt die Kirche erfüllten, hatte Keiner einen Blick für die Bilderpracht, die bunten Teppiche auf den Stufen, die silbernen Leuchter und die goldenen Gefäße des Altars. Nur auf die steinerne Kanzel an einem der mittleren Pfeiler im Hauptschiff richteten sich die Augen und der Sinn Aller. Den Anhängern Savonarola's war das Glück günstig gewesen; sie waren vor ihren Gegnern in den Dom gekommen, hatten die Eselshaut und den Unrath von der Kanzel entfernt und, fest aneinander stehend, Alle in dunklen Gewändern, eine dichte Mauer darum gebildet. Im inneren Kreise hatten sich ihre Frauen und Töchter aufgestellt; manche trugen ihre Kinder auf den Armen. Sonst saßen die heranwachsenden Knaben und Mädchen rechts und links von der Kanzel, wie es der Bruder bei seinen Predigten angeordnet, auf halbrunden erhöhten Brettergerüsten. Dem Feste zu Ehren hatten die Mädchen weiße Gewänder angelegt und Kränze von weißen Rosen in den Haaren. Zwischen den beiden Estraden, wo der Weg von der Sakristei zu der schmalen Holztreppe der Kanzel hindurchführte, an einem der schweren und unförmigen Pfeiler zwischen dem Mittelschiff und dem Seitenschiff hatten Doffo Spini und Giuliano nach hartem Drängen und Stoßen, wie sie es gestern Abend ihren Genossen verheißen, ihren Platz eingenommen und behauptet. Ihre farbigen Wämser, ihre kurzen Mäntel von blauem Sammet und die stattliche Pfauenfeder auf Spini's Barett waren den ihnen gegenüber-

stehenden Heulern noch ein größerer Dorn im Auge als ihre herausfordernde Miene. Aber die Heiligkeit des Ortes und die Scheu, die erste Veranlassung zu einem Lärm zu geben, dessen Folgen unberechenbar waren, hielten sie von jeder anderen Beleidigung der Jünglinge, als strafende Blicke und mißbilligendes Gemurmel, zurück. Dies Gemurmel erstarb in dem allgemeinen Summen und Raunen der Versammlung: wie eine aus hundert verschiedenen, leise verhallenden Klängen zusammengesetzte Tonwelle fluthete es über sie hin. Angst, Erwartung, Freude, Vorahnung eines Schrecklichen, Vorgefühl einer himmlischen Verzückung mischten sich wundersam in den halblaut einander zugeflüsterten Worten, in den unwillkürlich der Brust entsteigenden Seufzern. So kühl die Luft in der Kirche war — in allen Herzen war es heiß, und eine Gewitterschwüle lagerte über den Häuptern.

Da klang die erzene Thür der Sakristei. Voran zwei Dominicaner, von denen der eine in den Händen ein schwarzweißes Kreuz hoch emporhielt, darauf der Bruder, auf der rechten Seite von Francesco Valori, einem der angesehensten und vornehmsten Bürger der Stadt, vor dem selbst die Gegner Achtung und Furcht hegten, auf der linken, zum Erstaunen seiner früheren Genossen, die ihn mit kaum unterdrücktem Gelächter empfingen, von Lionardo Varchi begleitet und beschützt. Paarweise schlossen zwölf Mönche von San Marco den Zug. Savonarola hatte die schwarze Kapuze seines Ordensgewandes über den Kopf gezogen; den Blick am Boden, schritt er langsam, mit gefalteten Händen, wie in tiefer Betrachtung, seiner Umgebung im Geiste entrückt, dahin. Dicht an Giuliano vorüber, der mit unverkennbarer, aus Verwunderung und Abneigung gemischter Spannung ihn betrachtete und wie enttäuscht einen Schritt zurückwich. Die Persönlichkeit des Mönchs entsprach seinen Vorstellungen von diesem geistigen Beherrscher der Stadt nicht. Neben seinen Begleitern, dem lang und hoch aufgeschossenen Lionardo und dem breitschulterigen, graubärtigen Francesco erschien er hager, klein und dürftig. Seine dunkle Gesichtsfarbe, die scharfe Adlernase, die stark hervortretenden Backenknochen, der grobe Schnitt des Antlitzes hatten keinen Zug von Schönheit und Anmuth, sondern etwas Hartes und Bäuerisches, das mehr die Gewöhnlichkeit des Lebens als die Ausnahme des Ideals streifte. Da war nichts von einem Jupiter- oder Platokopf, wie sich Giuliano nach den Vorbildern der alten Kunst diesen Mann gedacht. Die Häßlichkeit, die er an ihm fand, steigerte noch seinen Widerwillen gegen den Mönch, der unter dem betäubenden Hosiannahruf seiner Anhänger die Stiege zur Kanzel hinaufstieg. Einige waren vor ihm, bei seinem Vorübergange, auf die Knie gesunken und hatten die Zipfel seines Gewandes ehrfürchtig mit ihren Lippen berührt. Die Frauen hatten ihm ihre Kinder entgegengehalten. Von ihren Bänken hatten sich die Knaben und Mädchen erhoben und mit ihren hellen Stimmen einen jubelnden Hymnus, der die Himmelfahrt des Heilands besang, angestimmt. So unwiderstehlich und unerwartet war dieser Rausch der Begeisterung ausgebrochen, daß die Feinde Savonarola's weder den Muth noch die Gelegenheit fanden, ihn zu stören.

Er aber, dem diese Feier galt, schritt dahin, als vernehme sein Ohr keinen irdischen Laut mehr. Sein Haupt war ganz auf die Brust gesunken, als er

an die Brüstung der Kanzel trat und seine Hände darauf legte. So stand er eine Weile beinahe regungslos, mit geschlossenen Augen, im Gebet versunken. Ueber und um ihn zitterten die durch die rothen Vorhänge gebrochenen und gefärbten Sonnenstrahlen wie eine leisbewegte Glorie. „Es ist der blutige Hut, den er sich gewünscht hat, statt des Cardinalshutes, der ihm von dem Papste als Lohn seines Schweigens angeboten wurde," hörte Giuliano einen Mann sagen, der mit verzückten Augen wie zu einer Erscheinung zu dem Mönch auf der Kanzel emporstarrte; „Gott selber begnadet ihn damit." Giuliano's Blicke aber hingen an einer anderen Gestalt. Auf einer der Stufen der Kanzeltreppe, und so über die Menge hervorragend, sah er Elena stehen, im weißen Gewande, das blonde Haar von weißen Rosen bekränzt, die Arme auf der Brust verschränkt, wie ein Marmorbild, das ihn anzuschauen schien und doch nicht erkannte, da seine Augen erstarrt waren. Da warf der Mönch mit einer heftigen Bewegung die Kapuze über den Hinterkopf zurück und streckte gebieterisch die Rechte über die Versammlung aus. „Horch! Horch!" murmelte es rings um Giuliano her, „er will reden!" Und eine Stille trat ein, in der schon das Rauschen eines Frauengewandes über die Marmorplatten des Fußbodens hin, ein schärferer Schritt, ein lauteres Ach! sich vernehmbar machte.

Darüber war es Mittag geworden, als eine mächtige klangvolle Stimme wie aus der Höhe herab durch die Kirche scholl, daß Giuliano aus dem Zustand zwischen Träumerei mit offenen Augen und einer unbeschreiblichen Unruhe, in den er allmälig durch das ihm ungewohnte Treiben, die Menschenmenge und den jähen Wechsel von Lärm und Stille gerathen war, unabsichtlich mit einem tiefen Athemzuge auffuhr. „Es naht die Zeit, die ich Euch verkündigt habe," sagte die Stimme; „die Stunde der Gefahr ist da. Nun wird sich zeigen, wer mit dem Herrn ist. Die Bösen glaubten mich durch ihre Drohungen heute am Predigen verhindern zu können, aber sie mögen wissen, daß ich niemals aus Menschenfurcht meine Pflicht verabsäumt habe noch verabsäumen werde. Nicht meine Eitelkeit oder mein Ehrgeiz — Du hast mich hierher gestellt, Herr mein Gott. Befreie Du mich von diesen Feinden, die mich einen Verführer des Volkes und einen falschen Propheten nennen; befreie Du meine Seele, denn um den Leib sorge ich nicht!" So sprechend, hatte sich Savonarola hoch aufgerichtet und die Arme weit ausgebreitet, daß er Giuliano in dem purpurnen Sonnenschimmer größer und wundersamer erschien als vorhin bei seinem Vorübergehen. Zufällig oder weil er wirklich seinen Feind Doffo Spini der Kanzel gegenüber erkannt hatte, wandte er sein Antlitz nach dieser Stelle. Unter den dunklen buschigen Brauen hervor sah Giuliano seine Augen flammen, seine breiten Lippen sich fest und trotzig zusammenschließen; den Ausdruck seines Gesichts sich von der Strenge zur Furchtbarkeit steigern. „Ich rufe den Herrn, die Jungfrau, die Engel und die Heiligen zu Zeugen an," fuhr er fort, „daß meine Weissagungen von Gott kommen, der mich begnadet hat, seines Zornes Verkündiger zu sein. Denn die Trübsal naht. Euch Allen und dem ganzen Italien. Ein Krieg von Bannflüchen, Schwertern und Märtyrerleiden. Ausgestreckt ist das Schwert des Herrn in den Wolken über dies Land. Wolle Gott, daß ich der Erste sei, der dies Leiden durchzumachen hat. Eine große Ungerechtigkeit wird mir widerfahren.

Wie Joseph von seinen Brüdern werde ich von diesem Volke, für dessen Wohl ich die Nächte durchwacht habe und mager und krank geworden bin, verkauft werden. Sie schelten mich einen falschen Propheten und eitlen Gaukler und tragen durch ihre Bosheit und Sündhaftigkeit das Meiste dazu bei, meine Prophezeiungen wahr zu machen. Wie Heuschreckenschwärme werden die Barbaren über Italien herfallen, und ein Leid wird das andere ablösen. Haltet fest am Gebet, ihr Guten, dann wird Euch auch in der schwersten Stunde der Trost und der Beistand des Herrn nicht fehlen!"

Mit der Macht und dem Schrecken seiner Worte vereinigte sich der Eindruck seiner Stimme, die jedem seiner kurzen, eindringlichen Sätze einen eigenen, den allein passenden Tonfall verlieh, und die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, um in der Versammlung eine außerordentliche Wirkung hervorzubringen. Schon erfüllte Geseufz und Geschluchze die weiten Hallen, schon flossen Thränen und erklangen die mühsam unterdrückten Klagerufe der Frauen. Wieder erhob der Mönch seine Stimme, scharf und schrill, bis in die fernsten Winkel drang sie wie ein Trompetenstoß: „Und nun zu Euch, Ihr Bösen, zu Dir, Rotte Korah! Mich wähnt Ihr zu verfolgen und seht nicht ein, daß Ihr Krieg gegen Gott führt. Frate, du stiftest Zwietracht unter den Bürgern, rufet Ihr mir zu. Ja, ich lebe in Zwietracht mit Euren Lastern, Eurer Völlerei, Eurem Spielteufel, Euren verbuhlten Liedern. Denn was hat Christus gesagt? Das Schwert habe ich in die Welt gebracht, das Schwert! Hört Ihr es wohl? Groß Aergerniß ist in der Stadt, aber wehe Euch, von denen es ausgeht. Weil Ihr meine Ermahnungen fürchtet, darum gebietet Ihr mir mit Euern drohend emporgehobenen Händen Schweigen. Aber ich werde den Mund nicht schließen, es sei denn, daß meine Predigt statt Nutzen Schaden stiftet und statt den Frieden herbeizuführen, Unruhen hervorruft."

Seit Savonarola mit glühendem Antlitz, das Blitze zu sprühen schien, die Worte gesprochen: „Nun zu Euch, Ihr Bösen!" war ein dumpfes Murren und Grollen durch die Kirche gegangen. Die Getroffenen wollten sich nicht vor allem Volke anklagen und beschimpfen lassen, die Anhänger des Mönches nicht dulden, daß er unterbrochen würde. Ihnen bereitete die öffentliche Beleidigung ihrer Feinde einen Hochgenuß. Triumphirend sahen sie die Genossen Spini's gleichsam an den Pranger gestellt und zeigten mit den Fingern auf die jungen, durch ihren auffälligen Putz in der dunklen Menge leicht erkennbaren Männer. Darüber wuchs hinüber und herüber der Lärm und das Gezänk. Ungeduldig erwarteten die Angegriffenen das verabredete Zeichen, und Einige murrten schon, daß Doffo Spini es zu geben zögerte. Spini aber, der sich rings von Feinden umringt sah, wollte sich erst mit Giuliano verständigen und sich seines Beistandes versichern, ehe er das Wagniß unternahm. Und Giuliano wandte keinen Blick von dem Prediger. Das Neue des Schauspiels hatte seinen Geist gefangen genommen, noch nie war er einem solchen Sturm der Beredtsamkeit ausgesetzt gewesen. Die Kraft, mit der Savonarola gegen den steigenden Tumult ankämpfte, um sich verständlich zu machen, erregte wider seinen Willen seine Bewunderung. Da schüttelte ihn Spini heftig an der Schulter, rief „Jetzt!" und legte die Hand an das Barett. Ehe er es jedoch von seinem Kopfe nehmen und in die Luft

werfen konnte, erschütterte ein furchtbarer Krach, an den Gewölben wie Donner wiederhallend, den Raum.

Zweien von den Verschworenen hatte die Zögerung Spini's zu lange gedauert. Von den Worten des Mönchs zur Wuth gereizt, hatten sie den erzenen Opferkasten von der Wand gerissen und auf die Steinplatten des Fußbodens geschleudert. Wie bei einem Erdbeben ging der Schreck durch die Zuhörerschaft. Nur die Wenigsten wußten, was geschehen. Stöhnend, schreiend, wie Besessene stürzten die Frauen mit den Kindern nach den Pforten, um ins Freie zu gelangen. Die Entschlossensten unter den Anhängern Savonarola's eilten in das nahegelegene Haus des reichen Cambi, um die dort verborgenen Waffen herbeizuholen und den Bruder sicher nach dem Kloster zurückzugeleiten. In dem Lärm und Geheul, in der allgemeinen Verwirrung bei dem Waffengeklirr, schon kehrten die Eifrigsten der Frommen mit Hellebarden und Schwertern in den Dom zurück, erstarb die Mahnung Savonarola's. Hoch aufgerichtet stand er auf der Kanzel, ein Crucifix mit beiden Händen vor sich hinhaltend, den Aufgeregten entgegen, die nun, zwei feindliche Ströme, hier seine Freunde, dort die Wüthenden, mit gegenseitigen Schmähungen, zum Handgemenge bereit, auf ihn zudrängten.

Ohne sein Zuthun war Giuliano von der Fluth und Wucht der hinter ihm Stehenden gegen die Kanzel fortgestoßen und von Doffo Spini abgedrängt worden. Für sich selbst kannte er keine Furcht, aber die Sorge um die schöne Elena hatte ihn erfaßt, die er noch immer auf der Treppenstufe stehen sah. Regungslos wohl, da sie nicht mehr hinunter eilen konnte, aber mit dem Ausdruck des Bangens in ihrem Antlitz, wie Hilfe suchend, die Augen auf ihn gerichtet. Er merkte es wohl, daß diese Augen, die so lange wie unbeseelt in die Leere gestarrt, ihn jetzt in dem Gewühle erkannt hatten und ihm zaghaft eine stumme Bitte zusandten. Lionardo Varchi, der bisher an ihrer Seite gestanden, war verschwunden, sei es, daß ihn das Gedränge fortgerissen oder daß ihn die Furcht vertrieben. Schon war ihr Giuliano so nahe gekommen, daß sie sich von den Stufen in seine Arme hätte stürzen können, als zwei Wüthende mit entblößten Dolchen daherstürmten. „Nieder mit dem falschen Propheten!" schrieen sie, „nieder mit dem Volksverführer!" Sie glaubten in dem Schrecken Aller, wo Jeder nur an die eigene Rettung dachte, die günstige Gelegenheit gefunden zu haben, in dem Tode des verhaßten Mannes ihren Groll zu befriedigen.

Entsetzt wichen die Waffenlosen vor ihnen zurück. Keiner wagte sich ihnen entgegenzuwerfen. Giuliano aber dachte nur an die Gefahr, welche Elena laufen würde, wenn die zum Morde Entschlossenen die Kanzel hinanstürmten, und schlug den Vordersten mit geballter Faust auf die Brust, daß er zurücktaumelte und im Fallen den Gefährten mit niederriß. Dies gab den Freunden Savonarola's Muth und da in dieser Frist die Anzahl Derer, die sich mit Waffen bewehrt, so gewachsen war, daß sie keinen Angriff der Gegner mehr zu fürchten hatten, führten sie ihn von der Kanzel, nahmen ihn und einige der Frauen und Mädchen, die um ihn waren, in ihre Mitte und durchschritten so im gewaffneten Zuge, Schwerter und Hellebarden hoch, trotzig eins ihrer geistlichen Lieder singend, den Dom und über den Platz dem Kloster von San Marco zu. Wenn

nicht seine Gesinnung, schon sein buntes Gewand hätte Giuliano von diesem Zuge ausgeschlossen. Unter diesen wildblickenden Männern, mit zorngerötheten Gesichtern, zerzausten Haaren, deren Kleider und Mäntel die Spuren des Gedränges und des Kampfes trugen, war nicht sein Platz. Außer Elena, die jetzt von ihnen entführt wurde — freiwillig oder unfreiwillig, konnte ihm gleichgültig sein — hatte Niemand vielleicht bemerkt, aus welcher Lebensgefahr er ihren Heiligen durch seine rasche Kühnheit gerettet, und er selbst wäre der Letzte gewesen, sich dessen zu rühmen.

Das wüste Treiben dieses Tages erfüllte ihn halb mit Mitleid, halb mit Ekel. Widerstrebend mußte er eingestehen, daß der Mönch allein sich würdig und seiner Prophetenrolle angemessen benommen habe. Wie sollten die schlichten Leute aus dem Volke, wie sollte ein schwärmerisches Mädchen wie Elena nicht dem Zauber einer Beredtsamkeit erliegen, deren erschütternde Wirkung er heute an sich selbst erfahren! Die Heiligkeit dieses Mannes war ein dämonisches Feuer; sie verzehrte, was sie einmal erfaßt. Wohl empfand Giuliano im tiefsten Innern einen Drang, sich mit diesem Mönche zu messen, aber es fehlte ihm der Antrieb der Leidenschaft. Der Tumult, den seine Genossen in der Kirche erregt, kam ihm jetzt wie ein Bubenstück ungezogener Knaben vor, dessen er sich schämte, so geringen Antheil er auch daran genommen. Nicht so durfte man dem Frate begegnen, wenn man ihn besiegen wollte. Wäre er älter gewesen und hätte einen Sitz unter den Prioren gehabt, würde er von dem verwegenen Mönche, der dem Papste wie der Hälfte der Bürgerschaft trotzte, ein Wunder gefordert haben, seine göttliche Sendung zu beweisen. In den Schabernacksstreichen gegen ihn mochte er weiter keine Rolle spielen und ebenso wenig bei der Hochzeitsfeier der schönen Elena mit Lionardo Varchi ein überflüssiger Zeuge sein. So beschloß er, da er seinen Auftrag an Bernardo del Nero ausgerichtet, nachdem er sich von ihm verabschiedet, noch diesen Abend eine Stadt zu verlassen, in der Menschen und Vorfälle, was er sah und hörte, seine nach Schönheit und Wissen dürstende, von hohen Träumen erfüllte Seele kränkten und verletzten, in der er wider sein besseres Denken und Empfinden von der Masse der Anderen mit in den gemeinen Staub hinabgezogen wurde.

Nicht ihrem Herzen, sondern dem Zwange folgend, war Elena in dem Zuge der Heuler nach dem Kloster geschritten. Weder hätte es der Jungfrau geziemt noch wäre es ihr möglich gewesen, sich durch die Bewaffneten hindurchzudrängen. Wie hätte sie auch allein und schutzlos den Verhöhnungen der Menge entgehen und ungefährdet nach dem Hause ihres Vaters gelangen können! Sie mußte es der Nachbarin, der würdigen Hausfrau des Gewürzkrämers Parenti, Dank wissen, daß sie ihre Hand ergriffen hatte und sie nach dem einzigen Asyl führte, wo zu dieser Frist Sicherheit für sie war. Mit Zorn und Verachtung gedachte sie ihres Verlobten, der sie feige im Stiche gelassen, und je unedler und erbärmlicher ihr seine Handlungsweise erschien, desto glänzender leuchtete Giuliano's Heldenmuth. Ein Wink ihrer Augen hatte genügt, ihn an ihre Seite zu rufen; seine Unerschrockenheit hatte dem heiligen Manne das Leben gerettet. Nicht seinem Grolle, nur seiner Menschlichkeit hatte der Jüngling in diesem Augenblicke Gehör gegeben. Wie schön und kräftig zugleich war jede Bewegung seines Leibes gewesen,

als er sich Bahn zu ihr brach, als er den Wüthenden zurückstieß! Wie hatte sich das übermüthige Lächeln, das sie im Garten von Vall' Ombrosa so oft erzürnt, nun im Siege bewährt! Er durfte so lächeln, denn nicht wie ein gemeiner Mensch, wie ein Held schritt er durch das Leben. Etwas war in ihr, das sie mächtig zu ihm zog, ihm zu danken, ihn anzuschauen, ihm an die Brust zu sinken — sie wußte nicht, was sie, einmal ihm gegenüber, thun würde, und empfand nur, daß der Drang zu ihm immer mächtiger sich regte, je weiter sie jeder Schritt von ihm entfernte.

Das Gerücht des Geschehenen war ihnen voraus nach dem Kloster geflogen. Mit Thränen und Rührung, mit Danksagungen gegen Gott empfingen die zurückgebliebenen Mönche ihren Prior. Daß er heil und unverletzt aus so vielen Gefahren zu ihnen zurückkehrte, erhöhte in ihren Augen sein Ansehen und seine Gotteskindschaft. Wein, Brod und Früchte standen in dem Klostergarten bereit, die Ermüdeten und Verschmachteten zu laben. Savonarola war der Ruhigste von Allen; er pries Gott, daß kein Bürgerblut vergossen worden und die schändlichen Anschläge der Bösen in leere Luft zerronnen seien. Nur diese hätten sie mit ihrem Lärm und ihrem Gepolter erschüttern können. So sprach er noch viele tröstende und ermuthigende Worte und hob die Seele Derer, die ihm zuhörten, aus dem Elend und der Bedürftigkeit empor in den Glanz und die Seligkeit des Himmels, wo Gott all' ihre Thränen abtrocknen würde.

Einer Einzigen rührte er nicht das Herz. Auf dem Rasen unter einer Platane saß Elena, abseits von den Anderen. Wie süß war die tiefe, nur von der Rede des Mönchs und dem leisen Geseufze der Frauen unterbrochene Stille ringsumher nach dem Tumult der letzten Stunde; so wonnig dies Traumverlorensein nach dem Schrecken und der Todesgefahr, so wohlig dies Ausruhen der erschöpften Glieder auf dem weichen Rasen, in dem warmen Nachmittagssonnenschein! Sie wollte sich Vorwürfe machen, daß dies Gefühl des körperlichen Wohlbehagens und einer süßen seelischen Mattigkeit ihr Gemüth gegen den Ernst und die Heilslehre der Predigt abstumpfte, aber sie vermochte es nicht. Wie an jenem Frühlingsmorgen in der Villa Jacopo's war sie in der Gewalt eines Zauberers. Und diesmal wußte sie seinen Namen, auch wenn ihn ihre Lippen nicht aussprachen. Dieser von hohen Mauern umschlossene Garten, dieser Mönch, der sie von der Vergänglichkeit und dem Staub der Erde zu der Unvergänglichkeit des Paradieses aufblicken hieß, diese weinenden Frauen, diese düster ausschauenden Männer — war dies die Wahrheit des Lebens? Gab es draußen nicht eine Welt der Freiheit, der Freude und der Schönheit? War er nicht herrlicher als Alle, die sie umgaben? Wer hatte so viel Muth und Großherzigkeit wie er? Und wenn der Heilige mehr von den göttlichen Dingen wußte, kannte er nicht die Geheimnisse der Natur? Was er an jenem letzten Abend, den sie zusammen mit ihm hingebracht, ihr von den Sternen gesagt, tauchte plötzlich wie eine vergessene, sanfte Melodie wieder in ihrer Erinnerung auf und übertönte die Worte Savonarola's. Mit einem Schlage hatte seine Gegenwart Finsterniß und Traurigkeit aus ihrem Leben verscheucht, all' ihre Herbheit und Kälte war vor seinem Lächeln hinweggeschmolzen. Sie fühlte, daß sie seine Gefangene war, aber diese Gefangenschaft, statt sie zu drücken, löste die

Härte und die Gespanntheit ihres Geistes und ließ ihre Gedanken und Empfindungen in träumerischer Sehnsucht dahinfließen. Ohne heftigere Begierde nach ihm war sie voll von seinem Bilde, sanft erglühend von dem Widerschein seiner Schönheit, wie eine Marmorstatue unter dem rothen Glanz der Sonne zu erröthen scheint . . .

Sie hätte nicht peinlicher und grausamer in die Wirklichkeit zurückgerufen werden können, als es jetzt durch die heisere Stimme ihres Verlobten geschah: „Finde ich Dich endlich, Elena!"

Staubig, mit wirren Haaren, schweißtriefend kam er auf sie zu, als hätte sein Umstern absichtlich seine häßliche Erscheinung dem glänzenden Bilde Giuliano's gegenüberstellen wollen.

„Im Dome, in dem Hause Deines Vaters, auf den Straßen habe ich Dich gesucht" — er konnte nicht weiter sprechen, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Und zugleich herrschte sie ihm zu: „Still, bedenke, wo Du bist!"

Darüber hatte ihm ein mitleidiger Mönch einen Trank gereicht, und Savonarola war mit den Bewaffneten, sie verabschiedend, in den Kreuzgang des Klosters getreten. Die Frauen und Mädchen, die sich zu ihm geflüchtet, sollten bis zum Einbruch der Dunkelheit in San Marco bleiben, wo das Volk und die Wüthenden den Platz geräumt haben würden. Während sie sich nun in den Garten verstreuten, die Einen ihre Kleider und Schleier, die bei der eiligen Flucht aus der Kirche und dem Menschengewühl in Unordnung gerathen waren, wieder zurecht rückten und falteten, die Anderen, unbekümmerter um ihr Aeußeres, an dem Springbrunnen zusammenstanden und das Erlebte noch einmal besprachen, näherte sich Lionardo von Neuem Elena, die sich nicht aus ihrer Stellung unter dem Laubdach der Platane gerührt.

„Wie bist Du hierher gekommen?" fragte er mit unsicherem Ton, da er an ihrem kalten Empfange zu merken glaubte, daß sie ihm zürnte, weil er sie im Dome verlassen.

„Unsere Nachbarin, Donna Lucia, nahm mich an der Hand und führte mich aus dem Gedränge."

„Vergib — ich konnte nicht zu Dir, die Menge war zu groß . ."

„Ich hatte auch nach Deinem Schutze nicht ausgeschaut. Was hätte ich zu fürchten gehabt, da er in meiner Nähe war?"

Lionardo nickte mit dem Kopfe: „Ja — er, der Heilige! Die Engel beschirmen ihn, sonst wären wir Alle verloren gewesen. Sie erzählen draußen, ein Himmelsbote, denn Niemand hat ihn gekannt und nachher wieder gesehen, habe einen Wüthenden, der mit gezücktem Dolchmesser auf den Bruder losgestürzt sei, mit einer leichten Handbewegung niedergeworfen . . Ein Wunder! Hast Du es auch gesehen?"

„Ja, ein Wunder!" entgegnete Elena und lächelte.

„Du glaubst nicht daran?"

„Doch, doch! Aber an Deiner Statt würde ich auf den Engel neidisch sein, der gethan, was Du hättest thun sollen. Hast Du mir gestern Abend in meines Vaters und Claricens Gegenwart nicht gelobt, daß Du nicht von der Seite des Bruders weichen und mit Deinem Leben das seinige vertheidigen würdest? Nun

hast Du Dir die Gefahr und den Ruhm von einem Engel vorweg nehmen lassen."

„Hab' ich nicht den Bruder durch die Schar seiner Feinde bis zur Kanzel geleitet?" wandte er hitzig ein. „Was verlangst Du mehr? Als die Erde bebte —"

„Dachtest Du an Deine Rettung und weder an ihn noch an mich."

„Ich sagte Dir ja, daß die Menschen mich von Euch wegstießen. Sollt' ich mir mit dem Dolche Bahn brechen und Blut vergießen?" Weil er den Stachel ihrer Rede fühlte und sein Schuldbewußtsein ihm denselben noch tiefer in das Gewissen trieb, brauste er auf. „Du hättest im Hause bleiben sollen, das wäre klüger gewesen. Steh' auf und komm. Der Vater ist in Unruhe um Dich."

„Hast Du nicht gehört, was der Bruder befohlen? Wir sollen bis zur Dämmerung im Kloster verweilen. Dann wird mich Donna Parenti nach Hause geleiten. Willst Du mir einen Dienst erweisen, so schicke mir den Peppo an die Seitenpforte des Klosters."

„Ich will Dich nicht so lange lassen. Die Menschen haben sich schon verlaufen. Ich werde Dich ungefährdet zu den Deinen bringen."

„Du?" Sie sah ihn groß an. „Es ziemt sich nicht, daß ich am hellen Tage vor allem Volke an Deiner Seite gesehen werde."

„Warum nicht? Wissen nicht Alle, daß Dich Dein Vater mit mir verlobt hat? Daß morgen unser Hochzeitstag sein sollte?"

Als hätte sich im Grase eine Schlange an sie herangeringelt und reckte ihr jetzt den Kopf entgegen, sprang Elena in die Höhe. Morgen . . ihr Hochzeitstag . . mit diesem Manne! In der seligen Selbstvergessenheit, die sie seit dem Wiedersehen Giuliano's in dem Dome umfangen hielt, war ihr auch dies Schrecklichste verschwunden. Schrecklich — erst in diesem Augenblicke, wo er davon sprach, wurde es ihr zum Grausen. Bis dahin hatte sie mit einer gewissen Gefühllosigkeit der Stunde, wo sie für immer ihre Hand in die Lionardo's legen sollte, entgegengesehen. Mit derselben Gleichgültigkeit und Stumpfheit, in der sie zu seiner Werbung, auf den Wunsch ihres siechen Vaters, den sein Leiden und seine Lähmung doppelt rechthaberisch und besorgt um die Zukunft der Tochter gemacht, auf die Zurede Claricens, daß sie ihn getrost zum Gatten nehmen könne, da er in ihrer Hand Wachs sein würde, Ja gesagt hatte. Der Welt für immer abgestorben, wie sie wähnte, über alle Freuden, die diese Vergänglichkeit bieten konnte, früh enttäuscht — was hatte sie, deren Geist in den Gefilden der Seligen wohnte, diesem Manne auch zu geben? Einen gebrechlichen Leib, eine bald verwelkende Schönheit. Lohnte es sich darum, einen Vater zu erzürnen, sich neuen Versuchungen, gefährlicheren vielleicht, als die waren, denen sie kaum in Vall' Ombrosa entronnen, auszusetzen? Welchen Demüthigungen sie auch ihren Leib preisgab, ihrer Seele widerfuhr kein Schaden. Je reizloser die Sinnlichkeit für sie war, desto jungfräulicher bewahrte sie ihr Herz; je größeren Zwang sie sich in dem Zusammenleben mit Lionardo würde anthun müssen, desto mehr kreuzigte sie nach der Lehre des Bruders das sündige Fleisch. Dabei ließ sie der Gedanke nicht los, daß die Krankheit ihres Vaters ein unmittelbarer

Fingerzeig Gottes gewesen sei, und Savonarola bestätigte diese Ansicht, sie bei Zeiten vor ewigem Verderben und aus den Schlingen der Weltlust zu retten . . .

Jetzt aber . . Mit einem Blick des Schauders, den Mund halb zu einem Ausruf geöffnet, der doch nicht über die Lippen drang, als hielte ihn eine Grauenerscheinung in der Kehle fest, starrte sie ihn an . . Dieses Mannes Weib sollte sie werden? Und morgen schon? Nimmermehr! Etwas mochte in ihren Mienen und in ihrer Bewegung zum Ausdruck kommen, das selbst den gutmüthigen und schwerfälligen Lionardo zugleich stutzig machte und kränkte. An die Kälte und Herbheit seiner Verlobten, und daß sie ihn in gebührender Entfernung von sich zu halten verstand, hatte er sich gewöhnt und sich mit der Hoffnung getröstet, daß die Ehe die wilde Taube zähmen werde. Um so auffallender war der Wechsel, der mit ihr vorgegangen; war dies dieselbe Jungfrau, die er still und schlank, hoch und heilig, wie einen Engel auf den Bildern, die Fra Angelico zum Staunen und Entzücken der Florentiner gemalt, vorhin auf der Treppe zu der Kanzel hatte stehen sehen? Was war geschehen, sie in dies leidenschaftliche Weib zu verwandeln? Oder wirkte nur die Erschütterung der vorhergegangenen Stunde in ihr nach? Er versuchte noch einmal, sie zum Verlassen des Klosters zu bewegen, stammelnd, mit freundlichen Worten. Aber sie verharrte in ihrem Trotz, und, den Arm herrisch ausstreckend, sagte sie ihm: „Geh! Dein Anblick ist mir unerträglich."

Der Vorgang hatte, wenn auch nur aus einiger Entfernung, einen Zeugen gehabt, dessen Gegenwart Elena beinahe ganz vergessen. Aus dem Kreuzgang war Savonarola wieder in den Garten getreten. Verwundert blickte er auf den ohne Gruß an ihm vorbeistürmenden Varchi, der von Zorn wie von dem eiligen Laufe schnaubte, staunend auf Elena. Das glühende Roth auf ihren sonst so blassen Wangen, das Stolze ihrer Haltung, die blitzenden Augen schienen ein anderes Wesen, als er kannte, aus dem Mädchen zu machen.

„Ging da nicht Lionardo Varchi von Dir?" fragte er.

„Ja, mein Vater!"

„Hast Du ihn fortgeschickt? Er war im Zorn. Ist das die Weise, Deinem Gatten zu begegnen?"

„Er ist es noch nicht und wird es nie werden," brach sie stürmisch aus.

„Er hat Deines Vaters Wort, und Du selbst hast ihm Deine Zustimmung versprochen. Welche Thorheit verstört Dir den Sinn? Das ist nicht die Miene und die Geberde einer züchtigen Jungfrau."

Aber weder seine Stimme noch sein Auge hatte Gewalt über sie, ein stärkerer Gott war in ihr und über sie mächtig geworden. „Ich weiß nicht, was aus mir redet," erwiderte sie eifrig, „nur ein unüberwindliches Gefühl treibt mich von ihm. Er ist ein Feigling. Schnöde hat er Dich und mich in der Kirche bei dem Lärm und den Drohungen der Feinde verlassen. Hätte er nicht seine Brust zum Schilde für Dich machen müssen — und er floh! Giuliano degli Albizzi wehrte den Dolch des Wüthenden von Dir ab."

„Giuliano degli Albizzi? Das ist der Verwandte Jacopo del Nero's, mit dem Du in Vall' Ombrosa warst?"

Nun senkte sie doch vor seinem durchbohrenden Blick die Wimpern über die Augen und sagte leise: „Ja".

„Er ist wieder in der Stadt, und Du hast ihn gesehen?"

„Im Dome habe ich ihn zum ersten Male wieder gesehen; Worte hab' ich nicht mit ihm gewechselt."

„Ich sah ihn auch," sagte Savonarola hart und rauh, „eitel im stutzerhaften Gewand, sich blähend wie ein Pfau, der sein Rad schlägt. Stand er nicht neben Doffo Spini, dem Gottlosen?"

„Ich sah ihn erst, als er Dich beschützte," wandte sie ein. Seine Strenge und ihre Jungfräulichkeit, die dunkel fühlte, daß sie ein Geheimniß zu bewahren hätte, verwirrten sie.

„Thörichte! Brauchte er mich zu beschützen? Ich stand dort, wie ich hier stehe, in Gottes Hand. Er wird kein Haar auf dem Haupte seines Propheten krümmen lassen, bis es Zeit ist. Und dieses Jünglings wegen, der Dein Verderben sein wird, verschmähst Du Deinen Verlobten und willst Dein Gelöbniß brechen?"

„Ich gab es voreilig, in der Einfalt meines Herzens. Wenn Du es verlangst, werde ich Lionardo Varchi bitten, daß er mich lossspricht. Ihm wird an einem Weibe nichts liegen, das ihn nicht liebt."

„Also liebst Du den Andern?"

„Du sagst es, mein Vater, nicht ich" — gluthübergossen stand sie da, die Augen gesenkt, aber aufrecht und gefaßt.

„Unselige!" rief Savonarola, und schon hatte er die Hand mit einer Geberde erhoben, um sie wie eine Unreine aus seiner Nähe zu weisen. Doch ein Mitleid mit ihrer Jugend ergriff ihn, eine Erinnerung . . Und statt sie von sich zu stoßen, legte er die Rechte auf ihren Scheitel: „Wie gleichest Du Deiner Mutter!" sagte er sanft. Er schritt von ihr weg zu einer Cypresse, unter der ein moosbewachsener Stein ihm von den Brüdern zum Sitz bereitet war. Willenlos folgte sie ihm; es war ihr, als hätten seine Berührung und die Milde seiner Stimme all' ihren Muth und ihre Freudigkeit gebrochen. Wie zur Beichte bereit, kniete sie neben ihm auf dem Rasen nieder, das Haupt auf der Brust, und faltete die Hände. Leise löste er den Kranz aus ihrem lockigen Haar, daß es ihr über den Nacken und die Stirne floß.

„In der Frühe des Morgens, wie duftig und frisch waren diese Rosen," hub er an. „Noch ist es nicht Abend, und siehe, wie welk sind sie in der Hitze des Tages, im Winde und vom Staube geworden. Ihr weißer Glanz ist fahl und grau, und bei jeder Berührung fallen ihre Blätter zur Erde. So ist es mit der Schönheit des Menschen und mit der Liebe seines Herzens. Sie haben keine Beständigkeit in sich. Was aber bleibt, ist die Furcht Gottes und die Entsagung."

Schwerer seufzte Elena unter seinen mahnenden Worten, aber sie fand doch die Kraft zu erwidern: „Steht nicht geschrieben, mein Vater: die Liebe ist stärker als der Tod?"

„Die himmlische Liebe überwindet den Tod, weil sie göttlicher Natur ist, allein die irdische ist schlimmer als der Tod, weil sie sündhaft ist. Höre mich

an; wie der Pelikan seine Brust zerreißt, seine Jungen zu nähren, will ich mein Herz öffnen, um Dich vor der Schande auf Erden und der Strafe im Jenseits zu bewahren. Vor Jahren lebte ein junges Mädchen in Ferrara, die Tochter eines Florentiners, den die Tyrannei der Medici aus der Stadt verbannt hatte. Sie war schön und sittsam wie Du und wegen ihrer lieblichen Stimme, mit der sie zur Laute zu singen wußte, überall, wohin sie kam, den Menschen ein Wohlgefallen. Ihr Vater war in den Dingen der Welt ein erfahrener Mann, und die Herzöge Borso und Ercole benutzten ihn nach einander in mancherlei Geschäften. So wurden Vater und Tochter bald mit manchen angesehenen und rechtschaffenen Familien Ferrara's bekannt. Bei den öffentlichen Festen und Tänzen überstrahlte die Florentinerin an Anmuth und Schönheit alle übrigen Mädchen, und die jungen Männer, die Edelleute aus der Burg wie die reichen Bürgersöhne entbrannten in Liebe zu ihr. Sie aber schien weder Liebesblicke noch Huldigungen zu bemerken und glich der Lilie reinen Sinnes und fleckenlosen Gewandes.

„Diese keusche Zurückhaltung und die sanfte Würde ihres Betragens unterschied sie so vortheilhaft von dem eitlen und gefallsüchtigen Wesen und der lauten Art der anderen Mädchen, daß ein Jüngling, der bisher die Feste und die Gesellschaft der Weiber geflohen, seit er sie gesehen, alle seine Studien aufgab und wie ein Trunkener umherging. Er hatte keine anderen Gedanken als an sie und vermochte weder zu lesen noch zu beten. An Allem, was er versuchte, hinderte ihn ihr Bild. Es umschwebte ihn in der Nacht wie am Tage. Vielleicht hätte ihn das Fieber, an dem er hinsiechte, verzehrt und seine Seele würde in der Hölle die zahllose Schar der Unseligen vermehrt haben, die der Sturm der Leidenschaft ewig ruhelos umhertreibt, wenn ihm nicht der Zufall Gelegenheit gegeben, sich ihr zu nähern. Wie ward ihm zu Muthe, als sie ihn zum ersten Male länger anschaute und ihm zulächelte! Er glaubte die Freuden der Seligen zu genießen. Und eines Abends, in einem Garten, als sie wieder zur Laute gesungen und er ihr, da er des Instruments Meister war, darauf erwidert, nahm er nur von seinem Herzen Rath und gestand ihr seine Liebe. Sie wies ihn nicht zurück, und er ging zu ihrem Vater, ihre Hand zu erbitten. Aber dem Florentiner genügten weder der Stand noch das Vermögen und die Aussichten des Jünglings; er hatte die Hoffnung, nach seiner Vaterstadt wieder heimzukehren, noch nicht aufgegeben und wollte seine Tochter nur mit einem Bürger von Florenz verheirathen. Sein Entscheid zertrümmerte die Hoffnungen des Liebenden. Aber wann hätte sich je ein junges Herz ohne Kampf in das Unvermeidliche gefunden? Zu viel hatte der Jüngling in den Liedern der Dichter von dem Glück der Liebenden gelesen, die trotz aller Hindernisse zu ihrem Ziele gekommen waren, um nicht auch das seine zu versuchen.

„Unter seinen Freunden in Bologna war ein gütiger, schon bejahrter Priester an der Kirche des heiligen Dominicus, der ihn sehr liebte und ihm nichts abschlagen konnte; er wollte nämlich in den Sternen gelesen haben, daß jener Jüngling dermaleinst eine Leuchte der Welt sein würde! Auf seinen Beistand rechnete der ganz von seiner Leidenschaft Besessene. Er gedachte, mit dem Mädchen aus Ferrara zu entfliehen und sich mit ihr von jenem Priester heimlich trauen

zu lassen. Das Mädchen war zu unschuldig und zu unerfahren, um die Schändlichkeit seines Vorschlages einzusehen, und die Zunge des Verführers, die er besaß, bezauberte ihren Sinn. Gerade wie den Deinen nicht die Würdigkeit und die Tugend dieses Giuliano oder die scheinbare Weisheit des alten Spötters Jacopo, sondern der Schimmer und der Glanz der Welteitelkeiten und der Nichtigkeiten, die sie Kunstwerke nennen, verblendet haben.

„Und was geschah nun? Rettungslos wären Beide verloren gewesen, denn der Satan begünstigte alle Maßregeln und Anschläge des Jünglings und ebnete ihnen den Weg der Entführung, hätte es die ewige Liebe nicht anders beschlossen und die Strauchelnden vom Abgrunde zurückgehalten. Schon war die Nacht zur Flucht festgesetzt, schon schmachtete die Seele des Jünglings in erträumten Wonnen, als die Botschaft aus Bologna eintraf: jener Priester sei am Altar, während er das Meßopfer feierte, jählings, wie von einem Blitzschlage berührt, todt niedergestürzt. Diese Nachricht zerriß den bunten Schleier, der bisher die Nichtigkeit und den Jammer der Welt vor den Augen des Jünglings betrügerisch verhüllt hatte. Er erkannte die List des Teufels, der immer darauf ausgeht, die Seele des Menschen durch den Reiz der Sinne zu betrügen, und die Plötzlichkeit des Todes, der beständig hinter uns steht. Wehe Dir, wenn er Dich unvorbereitet trifft! Wer aber eingesehen hat, daß hienieden Alles Trug und Vergänglichkeit, Sünde und Tod ist, wendet sich von dem Irdischen ab und reißt die Liebe aus seinem Herzen, wie sehr es auch bluten mag. Es gibt nur einen Versöhner, das ist Christus; es gibt nur ein Mittel zur Seligkeit, das ist die Betrachtung seines Kreuzestodes; es gibt nur einen Weg zum Heil, das ist ein bußfertiges Leben. Statt zu dem verabredeten Stelldichein zu eilen und sich und noch eine Andere zu verderben, entfloh der Jüngling in derselben Nacht aus Ferrara in das Kloster des heiligen Dominicus zu Bologna, des Daseins müde, als hätte er schon hundert Jahre gelebt, und der Freuden dieser Welt überdrüssig, als hätte er sie alle bis zur Hefe genossen."

Erst nach einer Pause des Schweigens wagte Elena, ihre Thränen erstickend, zu fragen: „Und willst Du mir nicht sagen, was aus dem Mädchen geworden?"

„Anfänglich gedachte der Mönch ihrer nur mit geheimem Schrecken und rang in qualvollen Nächten mit ihrem Bilde, denn er sah in ihr nur trotz ihrer Reinheit und Demuth das Werkzeug des Satans, ihn ins Verderben zu locken. Aber allmälig stillte sich seine Unruhe und die Erscheinung, die ihn so oft und so sehr geängstigt, wurde blasser und blasser, wie die bunten Wolken des Himmels bleich und grau werden, wenn die Sonne versunken ist. Solch' eine Luftspiegelung wurde sie endlich für ihn, und jedes heftigere Gefühl war aus seinem Herzen entschwunden, als er sie nach vielen Jahren hier in Florenz wiedersah. Denn jener Jüngling bin ich gewesen, und jenes Mädchen war Deine Mutter."

„Ich ahnte es," hauchte Elena tonlos.

„Bald nach meiner Flucht aus Ferrara hatten die Medici ihrem Vater, Benedetto Strozzi, die Rückkehr nach Florenz gestattet. Aber kaum war er in der Stadt, so verlor er in einem unglücklichen Handelsgeschäft den größten Theil seines Vermögens und mußte die Hilfe eines reichen Mannes in Anspruch nehmen, Deines Vaters, der dafür die Hand Luisa's forderte. Was die Arme durch meine

Flucht und bei dieser Werbung gelitten, davon hat nur Gott Kenntniß. Aber aus ihren Thränen ist ihr ein Kranz himmlischer, unvergänglicher Rosen erblüht. Sie hat ihren Vater geehrt und ist seinem Willen gehorsam gewesen; sie hat ihrem Gatten Liebe und Treue bewahrt und ihr Kind in der Furcht Gottes erzogen; sie hat die böse Leidenschaft wie Unkraut aus ihrem Herzen gejätet und die Saat des guten Wortes in Werken und Gesinnungen darin aufgehen lassen. Und nun frage Dich selbst, ob Du ihrem Beispiel nachahmen oder um der Lust eines Augenblicks willen hienieden die Reue und drüben die Strafe eintauschen willst? Schreie nicht auf wider den Schmerz, denn Du siehst, Deine Mutter hat ihn auch erduldet und ist Siegerin über ihn geworden. Diese Welt ist ein Schein, Eitelkeit der Eitelkeiten — der Wind bläst darüber und die Farben der Schönheit sind fahl wie die Erde im Winter. Steh' auf und gehe heim! Nur wer sich selbst aufgibt, den verläßt Gott."

Er hatte das Zeichen des Segnens über sie hingemacht und war aufgestanden, ohne daß sie es bemerkt hatte. Das Gesicht in den Händen verborgen, lag sie auf den Knieen. Es war ihr, als sei ein vernichtendes Hagelwetter auf die jungen Triebe ihres Herzens niedergestürmt. Ihre Mutter hatte diesen Mönch geliebt und war doch einem anderen Manne in das Haus gefolgt. Einem Manne, der den Vergleich mit dem Jüngling Savonarola noch weniger hatte aushalten können als Lionardo Varchi den mit Giuliano. Und dieser Jüngling hatte um die Neigung ihrer Mutter geworben, während sie niemals von Giuliano ein zärtlicheres Wort vernommen. War sie so sicher, daß er ihre Liebe erwidern würde? Und war sie denn noch frei? Hatte sie sich nicht durch ihr Jawort gebunden, gleichviel, ob sie es aus Ueberlegung oder aus Ueberdruß am Leben und in der Dumpfheit des Gefühls gesprochen? So folgte sie willig, in schweren Gedanken, der guten Lucia Parenti, die sie mahnte, daß es nun Zeit zum Aufbruch wäre. Mit dem Fuß stieß sie den Rosenkranz, den vorhin Savonarola von ihrem Haupte genommen und der nun im Grase neben ihr lag, weit von sich, als könnten die armen Blumen dafür, daß die Sonne und der Staub sie verdorben. Sorglich hüllte ihr die Frau Kopf und Gesicht in ihren eigenen grauen Schleier ein. Elena wagte sich nicht umzusehen, als sie den Garten verließen, aus Furcht, den strengen und finsteren Augen Savonarola's zu begegnen. Einmal draußen vor der Pforte, wo Peppo sie erwartete, blickte sie auf: was sie dachte, wünschte — auch vor sich selbst wagte sie es nicht in eine feste Vorstellung zu fassen, allein unbestimmt, dem flüchtigen Leuchten des Blitzes gleich, war die Hoffnung in ihr aufgestiegen: er würde vor dem Kloster ihrer harren. Warum? Um sie in seine Arme zu reißen, auf sein Pferd zu heben? Um noch einen letzten Blick von ihr zu erhaschen? .. Ein Mann war da; drüben in der Thürnische eines Hauses stand er. Aber sie wickelte sich, als fröre sie, noch dichter in den Mantel, den ihr die sorgende Clarice mit dem Diener hinausgeschickt hatte. Es war Lionardo . .

Nachdem Giuliano mit Bernardo del Nero das Mittagsmahl eingenommen und sich von ihm verabschiedet hatte, war er eine Weile unschlüssig in den Gassen der Stadt umhergewandert. Den Diener hatte er mit dem Rosse erst um die Abendstunde nach dem Gallischen Thor beschieden, da er nicht in der Hitze

des Nachmittags zu der Höhe von Fiesole hinaufreiten mochte. Doffo Spini und die Genossen wollte er nicht aufsuchen, er hatte zu viel gegen sie auf dem Herzen und fühlte zugleich, daß auch sie hinreichenden Grund hätten, mit ihm unzufrieden zu sein. Hier jenseits der drei Brücken war es stiller als in der Altstadt; die Kinder spielten auf den Plätzen, und Jünglinge und Jungfrauen tanzten auf den blanken und glatten Steinplatten lustige Ringelreihen und sangen dabei. Unbekümmert um den Groll und Zorn, der die Alten trennte, genossen die Jungen ihres Lebens und des schönen Tages. Giuliano wäre beinahe versucht worden, sich in ihre fröhlichen Tänze zu mischen. Aber mächtig drängte sich das Bild Elena's zwischen ihn und die Mädchen. Keine von ihnen allen hatte ihr rothgoldenes Haar, ihren Anstand und ihre Anmuth. Je länger er dem Tanze zusah, desto plumper erschienen sie ihm, desto herrlicher stellte ihm die Einbildung Elena vor. Es dünkte ihn plötzlich wie ein Mangel an Höflichkeit, wenn er die Stadt wieder verließe, ohne sich erkundigt zu haben, wie es Ser Ambrogio Ridolfi und Madonna Clarice erginge, als würde Messer Jacopo ihm Dank wissen, wenn er ihm Nachricht und Gruß von seinem Pathenkinde brächte. Feindschaft herrschte weder zwischen den beiden Alten noch zwischen ihm und Elena, daß er nicht hätte in ihr Haus als Gast treten dürfen.

Aber schon als er über die Schwelle des alten Kaufhauses im Borgo der Pazzi's schritt — die Pforte war weit geöffnet, und die Diener und Mägde standen im eifrigen Gespräch davor — reute ihn sein rasches Beginnen. Denn vor ihm stieg Lionardo Varchi die Treppe hinan, mit dem alten Peppo, dem er den Befehl Elena's mittheilte, sie nach dem Vespergeläut an dem Gartenpförtlein des Klosters zu erwarten. Gern wäre er wieder umgekehrt, aber schon hatte Lionardo den Kopf zu ihm gewandt und rief in dem Halbdunkel auf der Treppe: „Wer geht da? Erkenn' ich Dich recht? Bist Du's, Giuliano degli Albizzi, oder ist es Dein Geist?" So mußte Giuliano mit ihm zusammen in das Wohngemach Ser Ambrogio's treten. Da der Alte, in seinem Stuhl sitzend, mit lallender Stimme, ohne von dem Gaste sonderlich Acht zu nehmen, Lionardo nach seiner Tochter fragte, hörte Giuliano dessen Erzählung mit an: wie er sie im Garten von San Marco mit anderen frommen Frauen heil und unverletzt gefunden, wie er sie aber noch nicht nach Hause habe geleiten dürfen, da der Frate den Frauen erst in der Abenddämmerung den Ausgang gestattet habe. Alles, was Lionardo sagte, Alles, was Giuliano sah, zerstörte das holde Bild, das er sich ausgemalt hatte; es verdroß ihn, daß er sich von einer wunderlichen Sehnsucht hatte übermannen lassen, trotzdem er wußte, daß Elena die Verlobte dieses Mannes, den er für einen Gimpel und einen hoffährtigen Narren hielt, und eine Schülerin des Frate war. Nicht der Wirklichkeit, einem Schatten war er nachgegangen. Seine ganze Fassung mußte er aufbieten, um Lionardo, der ihn eifersüchtig musterte, seine Enttäuschung zu verbergen und dem Alten seinen Eintritt in das Haus schicklich zu erklären. Die Einzige, die ihn mit freundlicherem Blicke betrachtete, war die Tante Clarice; sie wollte, in der Hoffnung auf Messer Jacopo's Testament, um keinen Preis jede Verbindung zwischen den beiden Alten zerschneiden lassen, und begegnete dem Jüngling mit höflichem Entgegenkommen.

Er hätte sich nicht aus der Stadt entfernen mögen, sagte Giuliano, ohne sich Kunde von dem Ergehen Messer Ridolfi's und der Seinen zu verschaffen; auch würde es Messer Jacopo angenehm sein, den Hochzeitstag seines Pathenkindes zu erfahren. „Morgen sollen wir getraut werden," entgegnete Lionardo, sich in die Brust werfend, „morgen!" — „So war es bestimmt," warf Clarice rasch dazwischen, da sie ein kostbares Hochzeitsgeschenk witterte, „aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Nach den Aufregungen dieses Tages — kann ich es noch verantworten, mein Schäfchen aus der Hürde zu lassen? Ich bin nicht ruhig, bis ich sie wieder habe. Und wenn sie um Aufschub der Hochzeit bittet — Du wirst ihn zugestehen müssen, Lionardo, Du wirst, wenn Du mit mir Frieden haben willst. Ihr aber, Herr Giuliano, Ihr wißt ja, daß jeder Gruß und jede Erinnerung Messer Jacopo's an sie dem armen Schäfchen eine Ehre und ein Vergnügen ist." Bei diesen Reden Claricens, dem Lallen und Nörgeln Ambrogio's, der sich von dem Schlaganfall noch nicht völlig erholt hatte und ein ungeduldiger und mürrischer Kranker war, und dem gezierten Wesen Lionardo's, hinter dem sich nur schlecht Mißgunst und Aerger über Giuliano's Anwesenheit versteckte, dankte dieser in seinem Herzen dem Zufall, der Elena im Kloster zurückhielt; es wäre ihm eine Pein gewesen, sie in diesem kahlen, spärlich von der Sonne erhellten und erwärmten Gemach, in dieser Gesellschaft zu sehen. Was hatte er überhaupt von einer Wiederbegegnung mit ihr erwartet, ersehnt? Er mußte sich die Antwort darauf schuldig bleiben. Je eher sie völlig und für immer aus seinem Gesichtskreis verschwand, um so besser, er wollte sich nicht noch einmal von dem Irrlicht ihrer Schönheit — einer Schönheit, der die Seele fehlte, verlocken lassen. So war es gekommen, daß Elena bei ihrem Austritt aus dem Klostergarten Den nicht fand, dem ihr Herz in wilden Schlägen entgegenpochte.

IV.

Einen stürmischeren Tag, als diesen Montag den einundzwanzigsten Tag des Augustmonats, hatten die Florentiner seit dem Novembertage vor drei Jahren, als Piero de' Medici aus der Stadt vertrieben worden war, nicht erlebt. Eine Verschwörung, ihn wieder als Herren nach Florenz zurückzuführen, war durch den Verrath eines der Theilnehmer, dem dafür das Leben und ein reichlicher Lohn zugesichert worden war, zu Ohren der Signoria gekommen. Die Betheiligten wurden verhaftet und gestanden auf der Folter ihre Schuld ein. Obgleich nun der Versuch Piero's, sich der Stadt zu bemächtigen, schmählich gescheitert war und die Verschwörung soweit keinen Erfolg gehabt und der Bürgerschaft keinen Schaden zugefügt hatte, erschien sie doch den Florentinern so schwarz und so schändlich, daß die Mehrzahl der Bürger an den Hochverräthern endlich einmal ein Exempel zu vollziehen beschloß. Denn nur die Langmüthigkeit und die Nachsicht gegen die Anhänger des Tyrannen verschulde seine beständigen Anschläge wider die Stadt; wenn einmal an den Hochverräthern die Todesstrafe vollstreckt sei, müsse er jede Hoffnung auf Wiederkehr aufgeben, da Keiner mehr seinen Kopf in einem so verzweifelten Unternehmen wagen würde.

Unter den fünf Rädelsführern der Verschwörung befand sich auch Bernardo del Nero. So rasch hatte sich der Traum seines Bruders und das Orakel des

Plato erfüllt. Zwar konnten ihm die Richter nicht nachweisen, daß er an den Berathungen der Verschworenen theilgehabt oder Briefe mit Piero de' Medici gewechselt, aber er mußte eingestehen, daß er um ihre Pläne und um den Angriff auf die Stadt gewußt und sie verschwiegen habe. Dies Verbrechen war nach der Meinung Aller um so unverzeihlicher, da Bernardo zu jener Zeit als Gonfalonier das Haupt der Regierung und dadurch gleichsam doppelt verpflichtet gewesen wäre, die Verschwörung anzuzeigen. Seine frühere Freundschaft mit den Medici, denn er hatte wie sein Bruder zu den Tischgenossen Lorenzo's gehört und sich nicht wie dieser jeder Theilnahme an der Vergewaltigung der Stadt enthalten, und seine Abneigung gegen den Frate und dessen Anhänger konnten auch Niemand darüber in Zweifel lassen, daß er den Sieg der Verschworenen gewünscht habe.

Bei der Nachricht von der Verhaftung seines Bruders hatte Messer Jacopo del Nero, welch' großer Epikuräer und Feind jeder schmerzlichen Aufregung er auch war, sich von seiner Villa nach der Stadt aufgemacht. Trotz seiner Gicht hatte er sich in einer Sänfte von seiner stillen Höhe hinuntertragen lassen, zur Verwunderung und Beschämung aller derer, die ihn für einen Widersacher seines Bruders und einen trägen Feigling gehalten. Weder die Gefahren, denen er sich aussetzte, wenn er für den Angeklagten eintrat, noch die Aenderung seiner Lebensweise und die mannigfachen Beschwerden des Aufenthalts in der heißen Stadt hatten ihn abgeschreckt, die Pflichten der Blutsverwandtschaft zu erfüllen. Auch nicht die hitzigsten Gegner Bernardo's nahmen an, daß Messer Jacopo das Geringste von der Verschwörung gewußt oder gar auf den Sturz der republikanischen Regierung gesonnen habe, aber mit seinen Klagen, Bitten und Rechtseinwänden fiel er denen, die den Proceß schnell mit der Vollstreckung des Urtheils beenden wollten, zur Last. Viele, die noch immer im Herzen dem Medici sich zuneigten, wohlhabende Männer, deren Einfluß die neue Verfassung und die Macht des Frate in der Stadt beeinträchtigt hatten, schöpften Muth, als sie den alten Jacopo so rüstig und unerschrocken von Haus zu Haus eilen und Stimmen für seinen Bruder werben sahen. Sie gedachten, daß es ihnen ein ewiger Schimpf sein würde, wenn sie sich von den Heulern ganz an die Wand drücken und einen alten würdigen Greis, aus den vornehmsten Geschlechtern, hinrichten ließen, ohne jedes Mittel zu seiner Rettung zu versuchen. Darum verlangten sie, daß den fünf Gefangenen Frist gegeben würde, von dem Urtheil der acht Richter, das sie zum Tode verurtheilte, an den großen Rath der Bürger zu appelliren. Mit Recht befürchtete indessen die Regierung, daß dieser Aufschub die Unruhe und Verstörung der Stadt noch vermehren und die Flammen der Parteiung noch heftiger anfachen würde. Und da sie in Messer Jacopo die Seele des Widerstandes gegen ihre Maaßregeln erkannte, trachtete sie nach einem Vorwande, ihn und Giuliano, der ihn überall hin begleitete und in trotzigen Reden noch überbot, wenn auch nur für einige Zeit, in das Gefängniß zu werfen.

Tiefer war Keine von der Kunde, daß Jacopo und Giuliano in die Stadt gekommen, betroffen worden, als Elena. Seit drei Monaten war sie die Gattin Lionardo Varchi's. Sie wohnte in einem luftigen sonnigen Hause an der Carraja-Brücke, das im Vergleich mit dem düsteren Hause ihres Vaters schon wegen seines

Ausblicks auf den Strom und die Mühlen und Platanenreihen an seinem Ufer und die darüber aufsteigenden, mit Olivenbäumen bestandenen Hügel von San Miniato wie ein Feenpalast erschien. Ueberdies war es mit herrlichem Geräth und reichem Silberschatz ausgestattet. Die Andern nannten sie die glücklichste Frau in Florenz, auch darum, weil leicht zu merken war, daß ihr Gatte keinen eigenen Willen hatte, sondern in allen Dingen nach dem ihrigen handelte. Dennoch lächelte Madonna Elena nie. Ernsthaft waltete sie als Hausfrau, immer in einem grauen Gewande, ohne Blumen- oder Perlenschmuck im Haar. Wie die Gatten mit einander lebten, war schwer zu sagen. Streit zwischen ihnen gab es nicht, aber nur, wie die Dienerinnen behaupteten, weil der Varchi kaum die Augen zu seiner Frau zu erheben, geschweige den Mund zum Widerspruch gegen sie zu öffnen wage. Mit seinen früheren Freunden hatte Lionardo jeden Verkehr abgebrochen, sei es nun, weil sich seine Gesinnungen, seit er das Jawort der schönen Elena erhalten, in Wahrheit gewandelt hatten, oder weil er den Zorn seiner Gattin fürchtete, wenn er sein leichtsinniges Leben wieder begönne. Von ihnen hatte darum Niemand Mitleid mit ihm, als sie ihn nach seiner Hochzeit griesgrämig und wortkarg, mit mißtrauischen Mienen umherschleichen sahen; eher freuten sie sich noch wegen seiner Verstimmung, da sie ihre frühere Meinung bestätigte, daß ihm diese Heirath zum Unglück ausschlagen werde. Die Frommen aber, in deren Gesellschaft er seit seiner Bekehrung gerathen war und deren Umgang er eine Weile so eifrig aufgesucht, daß er bei keiner Betstunde und keinem gemeinsamen Liebesmahle gefehlt hatte, fanden es ihren Anschauungen und Gewohnheiten durchaus angemessen, daß sich die junge Frau von allen öffentlichen Festen und Tänzen fern hielt und ihr Haus nicht zu üppigen Gastereien öffnete. Nach ihrer Ansicht kleidete die Herbheit und die Ernsthaftigkeit, welche die Jungfrau ausgezeichnet, die Frau noch einmal so schön; an dieser würdigen und gottesfürchtigen Ehe sollte ganz Florenz ein Beispiel nehmen. So mußte der arme Varchi, der sich von der Ehe nur Süßigkeiten und Freuden versprochen hatte, bei seiner schmerzlichen Enttäuschung schweigen und den Becher der Bitterkeiten ohne Klage leeren. Denn die Einen würden ihn voll Schadenfreude verspottet und gehänselt haben, weil er eine Heilige zur Frau genommen, den Andern wäre er als ein Gottloser erschienen, der seinen Platz in der Gemeinde der Frommen für immer verwirkt.

Von dem Gesichte Lionardo's konnten Diejenigen, die öfters mit ihm zu thun hatten, seine Unzufriedenheit mit seinem Zustande leicht ablesen, das Antlitz Elena's aber war stumm wie ihr Mund. Ihre Wangen waren seit ihrem Hochzeitstage noch um einen Grad bleicher geworden, und ihre Augen lagen tiefer in den Höhlen. Muthwillig war sie auch als Mädchen nicht gewesen, jetzt hatten weder Frohsinn noch Traurigkeit Zugang zu ihr. Wenn sie nicht scherzte, so weinte sie auch nicht, wie es wohl junge Frauen zu thun pflegen, denen ein Kummer oder eine Schwermuth das Herz bedrängt. Stundenlang konnte sie die schlanken Hände im Schoß gefaltet an der Fensteröffnung sitzen und in die Ferne und in die Höhe des blauen Himmels schauen. Wenn sie dann eine Frage der Dienerinnen aufschreckte, glich sie Einer, die aus einem Traum oder aus dem Anschauen einer überirdischen Erscheinung aufwacht und sich nicht ohne

Mühe in die Wirklichkeit zurück findet. Die Mägde glaubten auch fest daran, daß ihre Herrin Zwiesprache mit den Engeln und den Heiligen führe und allen irdischen Begierden und Wünschen abgestorben sei. Ich thue meine Pflicht, aber mein Herz ist todt für die Welt — schien ihr Wandel und jede ihrer Handlungen zu sagen. Die Einzige, die sie genauer kannte, Clarice, wunderte sich über ihr stilles Wesen nicht; sie hatte nicht erwartet, daß Elena eine besonders lustige und vergnügungssüchtige Frau abgeben würde: was ihr an der Nichte auffiel, war ein Anderes. Seit dem Himmelfahrtstage war Elena nicht wieder in das Kloster von San Marco gegangen, weder zur Beichte noch um den Freund und Schüler Savonarola's, Silvestro Maruffi, predigen zu hören. Ja, als Clarice sie einmal aufgefordert, mit ihr den Frate zu besuchen, der sich nach ihrem Ergehen erkundigt, hatte Elena es mit allen Zeichen des Erschreckens abgelehnt. „Sag' ihm," hatte sie der Tante erwidert, „daß es mir nach seinem Wunsche ergeht, wie einem Schatten, den kein Schlag mehr treffen und kein Schmerz mehr rühren kann."

Sie hatte sich vor der Zeit ihrer Gefühlslosigkeit gerühmt. Die Nachricht, daß Giuliano in der Stadt sei, riß sie daraus. Gern hätte es ihr Lionardo verschwiegen, aus keinem andern Grunde, als dem einer dunklen unbestimmten Eifersucht, allein die Ueberlegung, daß sie doch von Anderen die Mittheilung erhalten würde, trieb ihn selbst dazu. Aus ihrer Bewegung bei seiner Erzählung schöpfte seine Eifersucht und sein heimlicher Groll gegen den Albizzi neue Nahrung. Mit beiden Händen hatte sie, als er den Namen Giuliano's genannt, nach ihrem Herzen gegriffen und erst dann, sich fassend, den Wunsch geäußert, daß Messer Jacopo die Rettung seines Bruders gelingen möge. Was Elena erschütterte, war die Furcht vor dem Wiedersehen des Jünglings; daß er sie nicht liebte, hatte er nach ihrer Meinung dadurch bewiesen, daß er sie am Himmelfahrtstage nicht an der Klosterpforte erwartet. Und auch sie hatte bisher geglaubt, ihre thörichte Neigung, die Aufwallung einer Stunde, überwunden zu haben. In ihrem Stolz und ihrer Würde fühlte sie sich stark genug, bei einer zufälligen Begegnung sich nicht zu verrathen; aber es dünkte sie unerträglich, als die Gattin Lionardo's vor ihm hinzutreten. Nicht um ihres Mannes, um ihrer selbst willen schämte sie sich, als wäre der Schleier zerrissen, der sie in seinen Augen unnahbar gemacht. Dennoch hatte sie in diesen Tagen, wenn sie über die Straße zur Messe in die nahegelegene Kirche der heiligen Dreieinigkeit ging oder ihren Vater besuchte, sich unwillkürlich umgeblickt, ob der Zufall ihr Giuliano entgegenführte. Am Fenster stehend hatte sie dem Wunsche nicht wehren können, er möchte von dem Stadthause der Neri's über die Carraja-Brücke daherkommen. . .

Anders, als sie es erwartet, war dies heimliche Gelüst ihres Herzens erfüllt worden: gestern Nachmittag hatte sie ihn gesehen. Das Geschlecht der Tornabuoni's, von denen einer zu den Verurtheilten gehörte, hatte in dem Hause des Aeltesten der Familie eine Zusammenkunft gehalten und Alle, die mit ihm verschwägert oder durch Vetterschaften verwandt waren, Varchi's, Ridolfi's und Neri's, dazu eingeladen. Um den Verdacht der Regierung zu zerstreuen, hatten Diejenigen, von denen die Einladung ausgegangen war, jede Rücksicht auf die Parteiung, welche die Einzelnen trennen mochte, beiseite gesetzt und auch die Frauen und Mädchen zur Theilnahme aufgefordert. Mit um so größerem Eifer hatte Lionardo die

Einladung angenommen, weil sie ihm eine Gelegenheit bot, sich wieder seinen früheren Freunden zu nähern und sie günstiger für sich zu stimmen, indem er in dieser Sache, wo es sich um einen Aufschub oder um eine Amnestie für die Verurtheilten handelte, ihre Absichten unterstützte — eine Hilfe, die er leisten zu können glaubte, ohne sein „Heulerthum" und seine Frömmigkeit in den Augen Savonarola's zu schädigen. Darum hatte er auch darauf gedrungen, daß Elena ihn begleite, wie sehr sie sich dagegen gesträubt.

Als sie mit den anderen Frauen und Mädchen in den Saal getreten war, wo die Männer im Gespräch zusammenstanden, hatte sie nur einen erkannt: Giuliano. Die Uebrigen waren für sie nicht mehr vorhanden gewesen. Es schien ihr, als hätte sich ein ernster, beinahe düsterer Zug in seine Miene eingegraben, als läge eine Wolke auf seiner Stirn. Aber vielleicht war es nur das Gepräge, das die Noth der Zeit und die Gefahr seiner Freunde ihm aufgedrückt hatten. Freundlich war Messer Jacopo, an seinem Krückstock humpelnd, auf sie zugekommen und hatte liebreiche Worte und Wünsche, wie ihr junger Ehestand sie erforderte, zu ihr geäußert. In ihr war jedoch darüber ein Zorn, ein Schmerz und eine Verachtung gegen sich selbst aufgestiegen, daß sie am liebsten aus der Halle entflohen wäre. Röthe und Bläße wechselten auf ihrem Gesichte, und ein Verzweiflungsschrei wollte sich gewaltsam über ihre Lippen drängen. Allein der Blick Giuliano's bannte ihn in ihre Brust zurück. Mit ehrerbietigem Gruß, in tadelloser Haltung trat er zu ihr, reichte ihrem Gatten, der sich plötzlich an ihrer Seite fand, die Rechte und verschwand nach kurzer Wechselrede wieder in den Kreis der Männer. Nur nicht für ihre Augen. Wie festgezaubert hingen sie an ihm. Alles um sie her verblaßte und versank für sie; da, wo sie ihn gewahrte, war für sie die Welt, der Himmel und die Hölle.

Jawohl, wie von Höllenflammen fühlte sie sich umlodert. Denn eine Weile nachher hatte die kluge Hausfrau, um den Männern Muße zur Ordnung ihrer Angelegenheiten zu verschaffen, die jungen Leute zu Spiel und Tanz in dem weiten Hofe aufgefordert. Während die Frauen auf die Galerie hinaustraten, war Giuliano mit den anderen Jünglingen den Mädchen in den Hof gefolgt. Einer hatte zu singen angehoben und Giuliano die Laute dazu gespielt. Dann hatten die Mädchen sich an den Händen gefaßt und einen Ringeltanz um den breitästigen Nußbaum ausgeführt. Zuletzt hatte jeder Jüngling ein Mädchen ergriffen, und die Paare tanzten fröhlich an einander vorüber. Aber eins nach dem anderen war ausgetreten, bis Giuliano und seine Tänzerin, die Tochter des Hauses, Lucrezia Tornabuoni, allein blieben. Das Vergnügen, dies Paar tanzen zu sehen, war größer, als sich selbst im rhythmischen Auf und Nieder zu bewegen; so edel war ihre Haltung, so anmuthig jeder Schritt, den sie machten, jedes Heben und Senken ihrer Arme. Was indessen die Anderen erfreute — dies Schauspiel männlicher Schönheit und weiblichen Liebreizes zerriß Elena's Herz. Ungestüm und unwiderstehlich hatte die Eifersucht das ahnungslose ergriffen. Sie litt bei dem Anblick der Tanzenden, je sichtlicher die Beiden, durch den Beifall und die Bewunderung der Zuschauenden ermuntert, Freude an einander und an ihrem Spiele fanden, die Qualen der Verdammten; es war ihr, als würde sie ohne Besinnen ihre Seligkeit dahingeben, wenn sie um diesen Preis die Stelle

jenes Mädchens einnehmen könne. Ueber das steinerne Gitter der Galerie gebeugt, verfolgte sie jede Bewegung Giuliano's, und als er jetzt, wie es die Ordnung des Tanzes vorschrieb, die Arme ausbreitete, um die scheinbar Hinsinkende aufzufangen und an seine Brust zu ziehen, rief sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, ängstlich und zornig, verzweifelt und gebieterisch zugleich hinab: „Giuliano!"

Es war derselbe Ton, den Giuliano schon einmal vernommen hatte — in jener Nacht, als sie an seiner Lagerstatt stand, und wie damals fuhr er zusammen, blickte in einer unbeschreiblichen und für ihn selbst unerklärlichen Stimmung zu ihr auf und ließ seine Tänzerin los. Seltsam hätten es nur die finden können, die irgend etwas von den Beziehungen Beider zu einander wußten. Die Anderen sahen nur eine junge Frau, weit über die Schranke der Galerie gelehnt, in der Gefahr hinabzustürzen und einen Jüngling, der von dem Hofe aus ihre bedenkliche Lage gewahrte ... Und schon war Elena in einer Ohnmacht, die ihr die Augen schloß und die Besinnung raubte, ihrer Nachbarin in die Arme gesunken ... Alle Frauen nahmen es für einen Unfall, wie er wohl jungen, erregten Frauen zuzustoßen pflegt, und brachten die Leidende in ein Nebengemach ... Sie mußte sich auch bald wieder erholt haben, denn es war nicht weiter davon die Rede; es hieß nur, daß sie mit einer Freundin das Haus verlassen habe, und die Jugend setzte bis zum Einbruch der Dämmerung ihre Spiele fort, freilich ohne Giuliano, der unter dem Vorwande, daß der Ohm seiner bedürftig sei, sich aus ihrem Kreise gestohlen und zu den Männern gesellt hatte.

Ein Einziger schrieb dem Vorfalle eine größere und für ihn schlimmere Bedeutung zu: Lionardo Varchi. Vor seiner Verheirathung war er unter den jungen Leuten der Stadt als einer der vorzüglichsten Lautenschläger berühmt gewesen. Sein Verlangen, seine Kunst auch heute zu bewähren, hatte sich um so stärker in ihm geregt, je weniger er hoffen konnte, in den Berathungen der Männer eine bedeutende Rolle zu spielen. So war er dem Zuge seiner Neigung gefolgt und in den Hof hinabgestiegen, um in den Zwischenpausen des Tanzes die Versammlung durch sein Spiel zu ergötzen. Aber statt seines Künstlerthums froh zu werden, empfand er nur eine tiefe Kränkung seiner Ehre. Nie hatte Elena ihn so angeblickt, wie er sie jetzt Giuliano anstarren sah; nie hatte er aus ihrem Munde einen Ruf vernommen, wie den, welchen sie jetzt an Giuliano richtete. Was für die Anderen Zufall war, hatte für ihn Sinn und Zusammenhang. Alle hatten es für natürlich gehalten, daß Giuliano seine Tänzerin ließ, um einer Frau, die in Gefahr zu sein schien, beizuspringen: Lionardo's Eifersucht witterte ein Liebesverständniß zwischen Elena und dem Jüngling dahinter. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. In blinder Verliebtheit und Arglosigkeit hatte er dem Aufenthalt Elena's in Vall' Ombrosa keine Beachtung geschenkt. Er hatte sie kaum darum befragt, als er bald nach ihrer Rückkehr in das Haus ihres Vaters seine Werbung erneuert und ein unerwartetes Entgegenkommen bei ihr gefunden. Dem einmal geweckten Mißtrauen stellte sich ihre Zustimmung in einem andern Lichte da. Sie hatte in die Ehe mit ihm nur eingewilligt, weil es leichter und weniger bedenklich schien, ihren Liebeshandel als Frau fortzusetzen, da ihr Vater ihrer Verbindung mit einem Jünglinge ohne Vermögen niemals zugestimmt und die Widerspenstige in ein Kloster

gesteckt haben würde. All' ihre Heiligkeit war eitel Schein. Hatte er nicht am Himmelfahrtstage Giuliano in Ambrogio's Hause getroffen? Weshalb konnte er gekommen sein, als um ein Stelldichein mit Elena zu verabreden? Darum hatte er sich so eilig und so mißvergnügt entfernt, als er nicht sie, sondern ihn, den Verlobten, dort gefunden. Bald gab es nicht den kleinsten Vorfall, weder aus ihrer Brautschaft noch aus der kurzen Zeit ihres Ehestandes, den sein Verdacht nicht mißdeutete und im Sinne seiner Eifersucht auslegte. Der lang verhaltene Zorn, der in ihm wegen der Geringschätzung, mit der sie ihn behandelte, wegen der Kälte, in der sie sich ihm entzog, kochte — die Unzufriedenheit über sich selbst, weil er sie zugleich fürchtete und ihrer doch begehrte, die sich jetzt gegen den Anderen wandte, in dem er seinen glücklichen Nebenbuhler vermuthete — der Unmuth über seine Ehe, die plötzlich aufflammende Wuth — Alles trieb ihn dazu, die vermeintliche Beleidigung zu rächen.

Aber der Mann, Giuliano offen gegenüberzutreten, war er nicht, und von ihr Wahrheit zu fordern, scheute er sich noch mehr. Er wußte, daß er ihr weder durch Drohung noch durch Bitte ein Wort auch nur der Erklärung würde abgewinnen können. Seine Rache vermochte einzig dunkle Wege zu gehen.

Mit bestürzter Miene trat er, kurz vor Mittag, in das Gemach Elena's. „Ich komme von dem Platze der Signoria", redete er athemlos auf sie ein „die ganze Stadt ist in Verwirrung. Francesco Valori und die anderen Freunde des Bruders verlangen die Hinrichtung der Verurtheilten, unverzüglich, heute noch. Die Prioren wagen nicht mehr, ihnen zu widerstehen. Auf ihren Antrag haben sie in der Nacht Jacopo del Nero und Giuliano degli Albizzi ins Gefängniß führen lassen."

Mit sich allein hatte Elena in schlafloser Nacht einen harten Kampf gekämpft und sich schwer und bitter wegen ihrer Schwäche verklagt. Nicht zum zweiten Male wollte sie sich von ihrer Leidenschaft überwältigen lassen und sich dem Manne, gegen den Widerwillen und Verachtung in ihr wuchsen, je länger sie mit ihm zusammenlebte, zum Schauspiel geben. Mit dem ganzen Aufgebot ihrer Willensstärke hielt sie sich auf ihrem Sessel aufrecht, obgleich ihr alles Blut aus den Adern gewichen und das Gebetbuch ihrer Hand entfallen war. „Sie sind unschuldig," sagte sie, „wessen klagt man sie an?"

„Daß sie um die Verschwörung gewußt. Die Prioren haben erfahren, daß Giuliano um die Zeit des Himmelfahrtsfestes einige Tage in der Stadt und im Hause Bernardo's gewesen ist."

„Wer kann es ihnen verrathen haben?" entgegnete sie mit einem Blitz ihrer Augen auf ihn, ahnungsvoll erbebend. „Kaum einer der Bürger kennt Giuliano degli Albizzi, der so lange von Florenz abwesend war. Und seine Freunde sind keine Verräther. . . Aber Du?"

„Ich?" Vor der Schnelligkeit und Heftigkeit ihrer Frage wich er zurück. „Wessen beschuldigst Du mich! Hab' ich mich nicht gestern erboten, mit den drei Tornabuoni's vor die Signoria zu treten und sie um Amnestie für die Verurtheilten zu bitten? Und ich sollte!"

„Du!" rief sie ihm mit einer Geberde des Zornes zu, „Du bist der Verräther!" Hochaufgerichtet stand sie im Zimmer. „Verlaß mich", sagte sie herrisch, „Dein Athem schon besudelt mich."

„Was willst Du thun?“ Bis zur Thür war er vor ihren Augen geflüchtet. Es war ein Ausdruck darin, der ihn mit einer wilden Angst überschauerte, als ob es sich um sein oder ihr Leben handelte. Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern verscheuchte ihn mit einer Bewegung von der Pforte. Hinausschreitend hörte er sie ihrer Magd rufen. Wenige Minuten später sah er sie in einen schwarzen, sie ganz umwallenden Schleier verhüllt mit der Dienerin das Haus verlassen. Wie ein Irrsinniger starrte er über das Treppengeländer ihr nach. Dann stürzte er hinunter. „Wohin geht die Frau?“ stotterte er dem Pförtner zu. Erst jetzt fand er die Sprache wieder. „Nach San Marco, zum Bruder“, antwortete der.

Aus der Plötzlichkeit und Furchtbarkeit des Ereignisses, das sie betroffen, hatte Elena's Entschlossenheit und Geistesgegenwart eine Art zauberischer Kraft geschöpft. Nach diesem Schlage des Schicksals fühlte sie sich wie gefeit gegen jedes Unglück, wie ledig aller Bande und Rücksichten. Nur einen Zweck konnte ihr Leben noch haben: seine Rettung. Und je gefährlicher er verstrickt schien, um so fester wurde ihr Vorsatz. Der Einzige, der Giuliano — in der Eigensucht ihrer Leidenschaft dachte sie kaum noch an den mit ihm verhafteten Ohm — durch sein Einschreiten aus dem Kerker befreien konnte, war Savonarola. Augenblicklich mußte es geschehen, ehe die Folter dem Jüngling ein Geständniß abpreßte, ehe seine Glieder von den Seilen und Schrauben der Henkersknechte zerrissen wurden.

Wie einen Vorgeschmack der ewigen Höllenstrafen empfand es Elena, daß der Prior, in seine Betrachtungen über den Triumph des Kreuzes vertieft, sie zu empfangen zögerte. Erst nach wiederholten Bitten, die ihm einer der Laienbrüder überbrachte, stieg er aus seiner Zelle in den Sprechsaal hinab. Als er aber die Verstörtheit Elena's, ihre Todtenblässe und ihren fliegenden Athem gewahrte, hatte er Mitleid mit der Tochter der einzigen Frau, für die er jemals eine irdische Liebe gefühlt, und winkte ihr, ihm nach einer Seitencapelle der Kirche in seinen Beichtstuhl zu folgen. In hastigen, oftmals von ihrem Schluchzen und ihren Thränen unterbrochenen Worten beichtete ihm Elena, was sie hierhergeführt, was sie von seiner Menschenliebe und Barmherzigkeit erflehe. So viel Evaklugheit besaß sie noch trotz ihrer Leidenschaft, Giuliano nicht in ihrer Bitte voranzustellen, sondern ihn nur nach seinem Oheim zu nennen. Schweigend, im finsteren Brüten, hörte sie Savonarola an. Ihm war aus früheren Begegnungen eher eine feindliche als eine freundliche Erinnerung an Jacopo del Nero geblieben. Auch konnte sie den wahren Grund ihrer Aufregung mit all' ihrer Verstellung vor seinem Scharfblick nicht verborgen halten. „Was forderst Du, meine Tochter!“ antwortete er darum. „Ich bin ein Mönch und habe mit den Geschäften des Staates nichts zu schaffen. Nicht ohne Grund werden die Prioren die Beiden in Haft genommen haben. Wie geziemte es mir, in ihren Proceß einzugreifen? Ich bin ein Advocat Christi, und mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

„Bist Du nicht ein Mensch, um die Gerechtigkeit und die Unschuld zu vertheidigen?“ eiferte sie dagegen.

„Du nennst Jacopo und Giuliano unschuldig? Welchen Beweis Du für ihre Unschuld haben kannst, müssen sie selbst nicht noch überzeugendere haben? Den Unschuldigen werden die Richter kein Haar krümmen.“

„Und der grimme Valori, der durch die Stadt tobt und allen seinen Feinden den Tod geschworen hat, wird er die Stimme der Gerechtigkeit hören? O, mein Vater, erbarme Dich; wenn Du nicht für sie eintrittst, sind sie verloren."

„Traust Du ihrer Unschuld so wenig?" fragte er hart und scharf zurück. Die Erwähnung Valori's hatte in dem Prior eine andere Gedankenreihe erweckt, als die Elena hervorzurufen gewünscht. „Francesco Valori ist ein Gottesmann und mein Freund. Er hat keine Feinde als die Feinde der Republik und der guten Verfassung. Sieh Dich vor, Elena Varchi, daß Dich Dein unbesonnenes Mitleid nicht zur Mitschuldigen der Heiden und Verräther macht."

„Giuliano ein Verräther!" schrie sie auf. „Der Dich am Himmelfahrtstage mit Gefahr seines Lebens vor dem Dolche des Mörders bewahrte? Hattest Du nicht eben erst seine Genossen von der Kanzel herab gescholten und gestraft, und besann er sich einen Augenblick, Dich zu beschützen?"

„Gott schützte mich, nicht er."

„Gott durch ihn! Und Du willst die Schuld, die Du vor Gottes Angesicht ihm gegenüber eingegangen bist, nicht heimzahlen?" In der Heftigkeit ihres Schmerzes vergaß sie Alles, was seinem Gewande und seiner Heiligkeit an Ehrfurcht ihrerseits gebührte.

„Weib! Wessen hast Du Dich vermessen! Den Propheten Gottes wagst Du um seiner Handlungen willen zur Rechenschaft zu ziehen, wo er nichts thut, als der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen? Nur die ehebrecherischen Gelüste Deines eigenen Herzens hast Du kund gethan. Nicht einen Unschuldigen, Deinen Geliebten willst Du retten. Hebe Dich von mir und thue Buße!"

„Ist das Deine Frömmigkeit," rief sie und sprang in die Höhe, „daß Du mich sündhafter Gedanken beschuldigst, weil Du Deine Hand zur Errettung zweier Unschuldigen nicht regen magst? Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern, bitten wir täglich den Herrn. Du aber siehst in ihnen nur Deine Feinde und trachtest nach ihrem Verderben."

„Entweihe die Kirche nicht mit Deinem Geschrei," verwies er sie streng. „Ich habe mit jenen Männern weder im Guten noch im Bösen etwas zu theilen. Nicht in die Gewalt der Räuber sind sie gefallen, sondern unter das Gesetz des Staates. Haben sie dagegen gefrevelt, so sollen sie büßen. Du aber, Unselige, von Liebeswahn Verblendete, auf die Kniee! Zerknirsche Dein Herz und verfluche Deine Schönheit, damit Du nicht dereinst zu den Verworfenen gezählt werdest." Ohne sie eines Blickes zu würdigen, hatte er sich im Beichtstuhl erhoben und schritt in seiner mönchischen Unerbittlichkeit an ihr vorüber dem Hochaltar zu, wo er, den Kopf auf die Brust gesenkt, auf beide Kniee niederfiel und theilnahmlos für Alles um ihn her in Gebet versank.

„So möge Dich Gott verlassen, wie Du mich verlassen hast!" murmelte ihm Elena nach. Weder Dankbarkeit noch fromme Scheu vermochten der Leidenschaft, die sie erfaßt hatte, Widerstand zu leisten. Konnte der ein Heiliger sein, der seinen Retter kaltblütig aufopferte? Der ein wahrer Jünger Christi, den das Verderben seiner Feinde freute? Böser und unedler war er als jener Valori, der seine Wuth und seinen Rachedurst laut eingestand und ihn nicht hinter heuchlerischen Worten versteckte. Ein Betrüger, dem es nur um seinen Vortheil und die Befriedigung seines Ehrgeizes zu thun war, hatte sie und die ganze Stadt verführt.

Hinter einer Säule auf der Erde hockend, den Kopf in den Händen vergraben, zermarterte sie ihr Gehirn nach einem Plane, den Geliebten zu retten. Es war etwas Gefährliches und Herausforderndes in ihr. Allen hätte sie zurufen mögen: Seht her, ich liebe ihn! Und immer wieder wandten sich ihre Gedanken auf den Mönch als den Urheber ihres Elends und der Noth Giuliano's voll Haß zurück, so oft ihre Augen verstohlen nach der weißen Gestalt schielten, die regungslos auf den Stufen des Hochaltars lag. Ohne ihn und seine finstere Lehre würde sie oben auf der Höhe von Vall' Ombrosa fern von dem Qualm, dem Wust und der Blutgier dieser Stadt unter den Cypressen sitzen und dem Liede Giuliano's oder der Weisheit Jacopo's lauschen. Denn diese würden bei ihr sein und sich nicht in den Bürgerzwist gemischt haben. So aber war sie schuldig gegen die Liebe und das Weib eines Anderen geworden. Um einer Lüge willen! Denn wie konnte eine Lehre die göttliche Wahrheit enthalten, welche der Liebe entbehrte? Warum hatte ihr Vater sie diesem Lionardo verkuppelt? Weil er dessen Geld in seinem Geschäfte ausnutzte. Warum hatte der Mönch ihr diese Ehe als Gottes Willen geschildert? Damit sie in ihr Schutz gegen die Verlockungen der Sünde fände? Nein — sondern weil dieser Lionardo ein reicher Mann war, dessen Einfluß und Schätze er auf seiner Seite haben wollte. Aber der Kelch ihres Jammers war voll, er floß über. Mit seinem ganzen Inhalte wollte sie ihn ausschütten, wenn sie auch zugleich damit Gehorsam und Scham, die gelobte Treue und die Hoffnung auf die Seligkeit verschütten sollte. Ohne Giuliano zu leben, war die Hölle, mit ihm zu sterben, der Himmel für sie. Und wenn es ihr nicht gelingen sollte, ihn zu retten — mit ihm zu sterben, wer konnte sie daran hindern?

In der Unbeugsamkeit dieses Entschlusses fand sie Trost und Muth. Von den Wenigen, mit denen sie in der Stadt näher bekannt war, da der Geiz ihres Vaters und die mürrische Laune ihrer Tante selbst die Verwandten von vertrauterem Verkehr abgeschreckt, hegte sie nur zu Ser Parenti und seiner Frau Lucia ein volles Herz. Sie würden ihr in ihrer bejammernswerthen Lage nicht die Thür verschließen und ihr Gatte sie bei diesen schlichten Leuten nicht suchen. Sie entsann sich, daß der Bruder Ser Parenti's der Aufseher der Gefängnisse im Palazzo del Capitano war. Als ob das Schicksal ihr eine Genugthuung dafür schuldig gewesen, daß ihre Hoffnung auf den heiligsten der Menschen so schmählich zu Schanden geworden war, nahm Donna Lucia sie mit offenen Armen auf. So sehr die Frau Elena liebte, so verhaßt war ihr die Verdrossenheit Donna Claricens und der Hochmuth Messer Lionardo's, die nie ein Hehl daraus gemacht, wie wenig sie die Freundlichkeit Elena's zu den Nachbarn billigten. Mit beiden Händen ergriff die Frau die Gelegenheit, zugleich die Gutmüthigkeit ihres Herzens zu erweisen und ihre Schadenfreude zu befriedigen, und spornte ihren Mann an, der armen Madonna Elena in Allem zu Willen zu sein. Das Mitleid und die Aussicht auf eine reiche Belohnung, da er die Freigebigkeit Messer Jacopo's kannte, in dessen Haus er in früheren Jahren mancherlei Gewürze und Spezereien geliefert hatte, unterstützten die Bitten der Frauen. An Kauf und Verkauf war an diesem Tage, wo in der allgemeinen Unruhe alle Geschäfte ruhten, ohnehin nicht zu denken, und so verschloß Ser Parenti seinen Laden und suchte seinen Bruder im Palazzo des Stadthauptmanns, der unweit des Rathhauses lag, auf.

Mit hochrothem Gesicht, Staub in den Haaren und mit mancher Beule, in zerrissenem Wams, aber mit guten Nachrichten kehrte er nach bangen Stunden der Erwartung zu Elena zurück. Zunächst hatte sie weder für die Gefangenen noch für sich selbst zu fürchten. Die Richter hatten sich mit den Antworten Jacopo's und Giuliano's begnügt und die Folter nicht gegen sie in Anwendung gebracht; sie saßen, wie der Wärter versichert, nicht in den unterirdischen Kerkern, sondern in einem luftigen Gefängnisse unter dem Dache. Es sei nicht unmöglich, in der Nacht zu ihnen zu kommen, da die Aufmerksamkeit der Wachen und der Richter, der Regierung, ja des ganzen Volkes einzig auf das Geschick der fünf Verurtheilten gerichtet wäre. Denn noch hätten die Prioren trotz der Drohungen Valori's, dessen Anhänger auf dem Platze tobten, nicht den Befehl zur Vollstreckung der Hinrichtung ertheilt. Auch vor der Heimsuchung ihres Gatten sei Madonna Elena für diesen Tag und diese Nacht sicher; viele Frauen und Kinder hätten sich in die Kirche des Klosters zu Savonarola geflüchtet, der Prior die Pforte verriegeln und allen Männern, zu welcher Partei sie gehörten, den Eintritt verwehren lassen; so werde Messer Lionardo, wenn er ihre Spur verfolgt, mit langer Nase abziehen müssen und jede Nachforschung aufgeben, weil er sie im Schutz des Klosters glaube.

So viele günstige, nicht gehoffte Umstände und Zeichen erfüllten Elena's Seele mit Zuversicht. Hatte er ihr nicht gesagt, die Sterne lenkten des Menschen Leben, und ihre Strahlen trügen ihm Glück oder Unglück zu? Nun, dann wollten die Sterne ihr wohl. Ein kühner abenteuerlicher Plan reifte in der Dämmerung in ihrem Herzen, und leicht überredete sie ihre Wirthe, ihr dabei behilflich zu sein.

In einem Rocke und der groben wollenen Kapuze ihrer Wirthin ging sie in der neunten Stunde am Arme Parenti's aus dem Hause. Nachtdunkel lag über der Stadt, nur am Himmel war der röthliche Widerschein der vielen hundert Fackeln, die auf dem Platze vor dem Rathhause loderten. Durch abgelegene Gassen und Häuserdurchgänge, die noch nicht gesperrt waren, da in dieser Nacht in Florenz Niemand an Schlaf dachte, wie in der Erwartung eines Erdbebens oder einer Bestürmung der Stadt, kamen sie rasch dorthin. Es war die vierte Stunde nach dem Vespergeläut. Betäubendes Geschrei scholl ihnen entgegen. Von den neun Prioren hatten fünf für die sofortige Hinrichtung der Schuldigen gestimmt, die Uebrigen aber weigerten sich, ihrer Entscheidung beizutreten. Wüthend drängten die Massen der Pforte des Palastes zu, so daß die Wachen kaum mit vorgestreckten Hellebarden die Tobenden zurückhalten konnten. Auch Weiber waren in der vordersten Reihe, und sie schrieen am lautesten, daß man die Verräther aus den Fenstern werfen sollte. Für Elena und ihren Begleiter traf es sich gut, daß der Zorn des Volkes sich nach dieser Seite gewandt hatte. Da sich Alle nach der Loggia dei Lanzi und dem einzigen offengehaltenen Thor des Rathhauses, das ihr gegenüber lag, wälzten, entstand vor dem Gefängnißthurm eine schmale Lücke in der Menschenmauer, durch die sie hindurchzuschlüpfen vermochten. Parenti's Bruder erwartete sie an einem Seitenpförtchen und ließ sie ein . . .

Hinter den Gitterstäben seiner Kammer hoch oben stand Giuliano und schaute auf den Platz hernieder. Wie auf ein Abbild einer der Bulgen in der Hölle. Im Einzelnen war nichts deutlich zu erkennen, nicht einmal die Fronten

der Häuser auf der anderen Seite. Wenn sie jetzt vom rothen Fackelschimmer beleuchtet sichtbar hervortraten, verschlang sie gleichsam der gewaltige Rauch im nächsten Augenblicke. Ueber dem schwarzen Menschenknäuel, der in der Finsterniß etwas doppelt Furchtbares, Unheimliches und Unermeßliches hatte, flammten zuweilen die hochgeschwungenen Fackeln und Holzscheite empor. Dann blitzten Schwerter, Spieße und Helme, Beile und Schilde, wie Jeder nun aus seinem alten Rüstzeug in der Hast des Aufbruchs Schutz- oder Trutzwaffen ergriffen hatte, und es war, als streckten sich tausende von Armen, wie die eines einzigen riesigen Ungeheuers, in die Höhe. Seinen Ohm hatte der Schließer vor einer langen Weile schon aus dem Gemach hinausgeführt, ohne zu sagen, wohin; so war Giuliano allein mit seinen Gedanken und dem Anblick des empörten, nach Blut und Tod brüllenden Volkes geblieben. In dem Thurm selbst herrschte tiefstes Schweigen, nicht einmal der Schritt der Wachen und das Waffengeklirr der im Hofe aufgestellten Schar drang gegenüber dem Lärm und dem Widerhall des Platzes zu Giuliano's Ohr. So wenig er auch dem Anschein nach für sich oder den Ohm zu fürchten hatte — denn der Brief Jacopo's an seinen Bruder Bernardo hatte sich unter dessen Briefschaften gefunden und in jedem Punkte die Aussagen bestätigt, die sie beide in der Frühe vor ihren Richtern gemacht — klopfte sein Herz doch ungestüm der Entscheidung entgegen. Durch die Verwicklungen des Zufalls war er in diesen Sturm hineingerissen worden, und unwillkürlich sann er nach, ob er ihm hätte ausweichen können, an welchem Punkte seine That in die Ereignisse eingegriffen. Da gedachte er des Himmelfahrtstages, und daß er den Urheber dieser Verwirrung und des Bürgerzwistes vor dem rächenden Dolche bewahrt hatte. Wenn er jetzt auf das Graunbild zu seinen Füßen schaute, hätte er beinahe seiner Voreiligkeit geflucht; Savonarola's Tod würde den Frieden in der Bürgerschaft wiederhergestellt und Florenz seinem früheren heiteren Leben, der Freude und der Kunst zurückgegeben haben. Welch' ein Heiliger oder welcher Dämon hatte ihn zu seiner Handlung bestimmt? Konnte er noch fragen? Sie war es gewesen, die er gestern als Gattin Lionardo's wiedergesehen. Laut und höhnisch lachte er auf. Den Mönch hatte er gerettet, damit heute fünf edle Häupter unter dem Schwerte des Henkers fielen; Elena vor jeder Gefahr und jedem Schimpfe behütet, damit sie das Weib eines Anderen würde. Nie hatte seinem Gefühl nach das Schicksal mit einem Menschen ein größeres Possenspiel getrieben als mit ihm; in das Gegentheil seiner Absichten waren all' seine Handlungen verkehrt worden. Er mochte den dunklen Trieb, der ihn im Widerspruch mit seiner Ueberlegung zu Elena zog, nicht Liebe nennen, und doch schmerzte es ihn, daß sie einem Anderen gehörte. Immer wieder, wenn die Eindrücke, die von Außen auf ihn einstürmten, seiner Seele kurze Ruhe gönnten, tauchte die Frage in ihm auf: warum rief sie Dich gestern vom Tanze ab? Was klang in ihrem Rufe aus? Warum fiel sie in Ohnmacht? Aber von wem hätte er eine Antwort erwarten können, als von ihr selbst — und wo war sie jetzt? In ihrem Hause, vielleicht in dem Arm ihres Gatten, wohin sie der Schreck getrieben, der die Stadt durchraste. Unmuthig drückte er die Stirn gegen die Eisenstäbe der Oeffnung. Langsam fing eine Glocke mit eigenthümlichem Klange zu läuten an. Bei diesem Tone erstarb jeder Lärm, verstummte jedes Geschrei auf dem weiten Platz. Eine fürchterliche Stille trat ein, die einen

Augenblick darauf von einem noch furchtbareren Ruf, als ob zehntausend Stimmen, zu einer einzigen geworden, das dunkle Gewölbe des Himmels durchbrechen wollten, abgelöst wurde: „Tod! Tod!“ Vor diesem Ruf, vor dem Gejauchze und Geheul der Grausamkeit und der befriedigten Rachgier, die ihm folgten, wich Giuliano wie entgeistert von dem Fenster zurück. Er hatte dabei überhört, daß sich Schritte seiner Thür genähert hatten, die Riegel draußen fortgeschoben wurden. Auch jetzt war er noch so sehr von dem Eindruck befangen, daß er nur wie Einer, dessen Geist abwesend ist, die Worte des Schließers vernahm: „Da ist eine Frau, die Euch sprechen will.“ Giuliano's Augen blickten noch immer durch die Gitterstäbe ins Leere, auf die schwarze Häusermasse gegenüber, die sich allmälig von dem Widerschein der Fackeln und der Lichter im Innern zu erhellen begann. Da zitterte ein leiser wie geschluchzter Ton durch die Kammer ... „Giuliano!“ Ein Schauer überrieselte ihn, mitten in all' dem Graus ein süßes Wohlgefühl. In der Dunkelheit konnte er nur die Umrisse einer Gestalt erkennen, die sich furchtsam an den Thürpfosten anlehnte, aber ein Etwas in seinem Herzen, dessen Stimme er noch niemals gehört, dessen unwiderstehliche Gewalt er noch nie empfunden, sprach laut einen Namen ... Und wie von einem Wirbelwind erfaßt, lagen sie sich in den Armen und umfaßten sich, als müßten sie einer Welt, die sie von einander reißen wollte, Trotz bieten.

Allein es kam Niemand, sie zu trennen. Die draußen lechzten nach einem anderen, blutigen Schauspiel, es fiel ihnen nicht ein, das Glück zweier Liebenden zu stören. Fort und fort läutete die Armesünderglocke. In Zwischenräumen klang das Aufstoßen der Hellebarden der aufziehenden Wachen, das Oeffnen der Pforten, der gleichmäßige Schritt und Tritt der Geharnischten, welche die Gefangenen aus ihren Kerkern in den Hof führten, herauf. Sie indessen achteten nicht darauf, in der ersten Seligkeit der Liebe hatten sie die Welt und die Zeit vergessen. Er hatte sie auf dem Schemel neben dem Tisch, den einzigen Geräthschaften der Kammer, niedergesetzt und kniete zu ihren Füßen, ihre Hände fest in den seinen haltend. Nur zuweilen streifte ein Lichtschimmer ihr holdes, von dem dunklen Tuche umrahmtes Antlitz. Aber es genügte ihnen, ihre Stimmen zu hören, sich zu halten, sich an einander zu schmiegen, die unbeschreibliche, alle Freuden in sich schließende Wonne des Beisammenseins. Sie sagten einander nicht, daß sie sich liebten, sie fragten nicht, warum sie sich so lange geflohen, sie bereuten die verlorenen Stunden nicht, sie fürchteten keine Zukunft — Hoffnung und Sorge, Vergangenes und Künftiges war für sie nicht vorhanden. Sanft hatte sie ihre Rechte aus seinen Händen gelöst und strich ihm die widerspenstigen Locken von der Stirn zurück ...

„Ich hab' Dich wieder, ich berühre Dein geliebtes Haupt,“ flüsterte sie. —

„Bist Du es wirklich, Elena? Ist es nicht ein Traumbild, das mich neckt? Nein, das sind Deine Arme, das ist Dein Leib“ — und er befreite ihren Kopf aus der Umhüllung und löste das Stirnband, das ihr Haar gefesselt hielt. „Alle Sorge ist nun von mir genommen. Nie wieder werd' ich Dich von mir lassen. Allen Gefahren trotz' ich.“

„Du bist an einem schlimmen Orte. Aber wir haben uns, wir können zusammen sterben.“

„Nichts vom Tode!“ rief er aufspringend. „Leben wollen wir, dieser grausamen Stadt entflohen, ein freies, glückliches Leben führen. Wenn sie uns nicht gutwillig ziehen lassen, brechen wir aus. Gold wird uns helfen oder Gewalt . . .“

„Horch!“ sagte sie leise. „Sie kommen!“

Kaum, daß sie das Tuch wieder über das Gesicht zu ziehen und in eine Ecke des Gemachs sich zu ducken vermochte, so ward die Thür mit vielem Geräusch aufgeschlossen; ein karger Lichtschimmer aus einer Laterne drang herein: der Gefängnißwärter und Ser Parenti führten den alten Jacopo in die Kammer.

„Einen Sitz,“ sagte der Schließer, „einen Schemel! Die Füße tragen den Herrn nicht mehr!“

Erschöpft sank Messer Jacopo auf den Schemel nieder, Parenti nahm seinen schäbigen grauen Mantel ab und wickelte ihn als Decke um die Beine des Greises, dem vor Aufregung und Kraftlosigkeit die Sprache versagte.

Der Wärter hatte seine Laterne auf den Tisch gestellt und zog eine Flasche Wein unter dem Wams hervor. „Gebt dem alten Herrn einen Schluck davon, damit er die Schwäche überwindet. Es ist Alles gut! Lobt den Herrn Christus und alle Heiligen! Ihr seid frei. Da ist der Befehl der Acht, der Euch aus der Haft entläßt!“

„Frei!“ jubelte Giuliano auf. „Und wir verlieren einen Augenblick der Freiheit? Kommt, Oheim, auf meinen Schultern trag' ich Euch die Stiegen hinunter!“

„Gemach, gemach!“ raunte ihm Parenti ins Ohr. „Verweilet noch! Ihr könnt nicht aus dem Thurme, Alles ist voll von Volk und Soldaten. Und unten kämet Ihr nur zu einem gräßlichen Schauspiel, sie enthaupten im Hofe die fünf Verschworenen.“

„Giuliano, wo bist Du?“ stöhnte Messer Jacopo. „Deine Hand, damit ich etwas Warmes fasse. Es war zu viel für mich.“

„Bleibt ruhig, erholt Euch,“ bat der Jüngling und ließ ihn von dem Weine trinken, während der Schließer, der jetzt eines großen Lohnes für seine Dienste gewärtig sein durfte, von der Lagerstatt in der Nebenkammer die Decke holte, den Greis besser einzuhüllen, „wir sind frei, mit der Morgenfrühe kehren wir dieser gottlosen und heimtückischen Stadt den Rücken.“

„O mein Florenz! Was ist aus dir geworden!“ klagte Jacopo. „Aus dem Sitz der Musen eine Stätte des Blutes. Wo die Freude regierte, schichtet der Aberglaube Scheiterhaufen auf und richtet der Haß den Henkersblock zurecht. Ich hab' ihn gesehen, den Unglücklichen, meinen Bruder. Sie erlaubten es mir, Abschied von ihm zu nehmen. Was hat es ihm genutzt, daß er sein Leben in der Arbeit und Mühsal für die Stadt hingebracht hat, daß er fünfzig Jahre ein Orakel der Gelehrsamkeit und der Vertheidiger der Gerechtigkeit und der Ordnung war? Das ist nun sein Lohn! Weder sein weißes Haar noch seine Verdienste haben seine Gegner entwaffnet. Ein so menschliches Vergehen, daß er die Freunde nicht verrathen wollte, büßt er mit grausamem Tode. Denn die Menschlichkeit ist ihnen zum Greuel geworden, seit ihnen der Mönch den Himmel für ihre Unmenschlichkeit versprochen hat.“

Längst hatten sich der Wärter und Parenti aus der Kammer wieder entfernt, der Reiz des Trauerspiels, das sich im Hofe vollziehen sollte, übte eine stärkere

magnetische Kraft auf sie aus, als die Klagen Jacopo's. Sie überließen die Sorge für ihn dem Jünglinge. Jetzt war zu seiner Hülfe auch Elena aus ihrem Versteck herbeigekommen und suchte die kalten Hände des Alten in den ihrigen zu erwärmen.

Auch ohne ihre Vermummung hätte er sie bei dem schwachen Licht der Laterne nicht erkennen können, aber ihre Berührung that ihm wohl und er sagte: „Wer Du auch bist, ich danke Dir."

„Segne Deine Kinder," bat Giuliano, den Arm um ihren Nacken schlingend und mit ihr zu den Füßen Jacopo's sinkend, „schau' sie an, es ist Elena. Durch den Graus der Hölle ist sie zu uns gedrungen, Alles hat sie gewagt und hingegeben."

„Auch den Mönch?" lachte der Alte grimmig auf. „Das wäre ein letzter Trost für mein Herz, das bald stillstehen wird. Laß Dich ansehen, Töchterchen ... bist Du es wirklich?" Er hob ihren Kopf in die Höhe und quälte sich in dem Halbdunkel mit weit aufgerissenen Augen ihre Züge zu unterscheiden. Aber die Augen versagten ihm den Dienst. Er schüttelte das Haupt ... „Es flimmert und tanzt vor mir, ein Gestiebe von rothen Funken ..."

„Ich bin's, Elena, Luisa's Tochter, die zu Dir flüchtet ..."

„Ja, ja!" und er bemühte sich, sie an seine Brust zu ziehen. „Ich erkenne die Stimme ... es ist die weiße Taube. Bist Du auch auf und davongeflogen? Zu uns, nach Vall' Ombrosa, in die Freiheit!"

„Ich will nicht bei lebendigem Leibe verdorren und verschmachten. Nimm mich mit Dir. Ich liebe Giuliano, ihn allein. Alles, was sie von Frömmigkeit und Gottesfurcht sagen, ist Lug und Trug. Dieser Mönch geht in dem Kleide des weißen Lammes, aber er ist ein reißender Wolf, wie die draußen —"

Ein gewaltiger Schrei ließ gleichsam die Grundfesten des Thurmes erzittern. Im lang nachhallenden Echo setzte er sich fort. Er riß den Greis aus der halben Betäubung, in die ihn die Ereignisse des Tages, die Schrecken der Nacht gestürzt. Die Klarheit des Bewußtseins kehrte ihm zurück. „Das erste Haupt ist gefallen," sagte er feierlich, „beten wir für die Sterbenden."

„O, daß wir ihn von diesem Orte des Entsetzens wegbringen könnten," flüsterte Elena dem Jüngling zu, „er wird diese Stunde nicht überleben."

„Und ich möcht' es auch nicht," entgegnete Messer Jacopo. „In einer sonnigeren Welt hab' ich gelebt. Diese ekelt mich an, sie riecht nach Kutten, nach Scheiterhaufen und Blut ... Hört Ihr! das war das zweite Haupt ... Bernardo ist der Dritte in der Reihe, wie er mir sagte ... Weint nicht, Kinder! Besser auf einen Schlag, als lange in Schmerzen sterben ... Giuliano, Du bist mein Erbe. Halte sie werth .. Bruder Bernardo, es war nur ein kurzes Lebewohl, das wir uns vorhin sagten ... Beim heiligen Plato, gleich werden wir wieder vereinigt sein ... Wo seid Ihr, Kinder?" ... Und die zitternden Hände auf ihre Häupter legend, hub er mit röchelnder Stimme das Carnevalslied Lorenzo's de' Medici, seines großen Freundes, an: „O wie herrlich ist die Jugend ..." Aber er mußte abbrechen, ein Krampf und ein Zucken erschütterten seinen Leib, dann sank ihm der Kopf wie abgeschlagen vornüber auf die Brust — Giuliano hielt einen Todten in seinen Armen ...

Dieses Schicksal reifte den Jüngling zum Manne. Als wenige Minuten später nach dem Vollzug der Hinrichtungen, Parenti, an allen Gliedern zitternd

und des Grausens voll, in die Kammer zurückkehrte, um Madonna Elena hinunterzugeleiten, da das Volk sich zu verlaufen anfing, redete ihn Giuliano an: „Ser Parenti, mein edler Oheim ist in meinen Armen gestorben, gerade als das Schwert des Henkers das Haupt seines Bruders vom Rumpfe trennte. Sein Blut komme über die Anstifter dieser Unthaten. Rufet den Schließer herbei, daß wir den Todten auf dem Lager betten, bis ich aus unserem Hause die Diener sende, die Leiche zu holen. Diese Dame aber bringet noch in dieser Nacht hinauf nach Fiesole. Daß kein Auge sie sieht und daß ihr kein Haar gekrümmt werde. Seid verschwiegen wie dieser Todte. Ich werd' es Euch gedenken." Von Messer Jacopo's Zeigefinger hatte er den Siegelring gezogen und gab ihn Elena: „Dies Zeichen macht Dich zur Herrin von Vall' Ombrosa. Dort wird Dich Niemand suchen; sobald ich die Todten bestattet, eile ich zu Dir."

Es war etwas in seinem Wesen, das zugleich Muth einflößte und jeden Einspruch abschnitt. Bei allen Heiligen verschwor sich Parenti, daß er Madonna Elena ungefährdet in ihrer Verkleidung aus der Stadt bringen werde. Er hatte nur das eine Verlangen, das Gemach und den Thurm zu verlassen. Der Anblick des auf den Steinfliesen liegenden Todten, auf dessen fahles Gesicht gespenstisch der Lichtschein aus der Laterne fiel, jagte ihm mehr Furcht ein, als der Gedanke an die Mühsal des langen Weges und die Sorge vor der Verfolgung. „Kommt, Madonna, kommt, ehe der Morgen graut," drängte er Elena, „wie leicht könnte die Wache am Gallusthor, wenn sie Euch bei hellem Lichte sähe, Verdacht schöpfen." So kurz und mit Thränen und Bitterkeit gemischt war die Freude der Liebenden gewesen.

Als Giuliano um die dritte Stunde nach Mitternacht in den Hof hinunterstieg, fand er ihn lichterhellt von Fackeln und Leuchten. Auf der einen Seite bargen die Knechte des Nachrichters in schwarzen Särgen die Körper und Häupter der Hingerichteten, während auf der anderen die Verwandten der Todten bereit standen, sie zu empfangen. Zwischen den Einen und den Anderen sang eine Schar barmherziger Brüder das Miserere. Da wo noch eine breite langsam verrinnende Blutspur die Stelle bezeichnete, wo der Block gestanden, trotzte Francesco Valori in der Mitte seiner bewaffneten Anhänger den haßsprühenden Blicken der Gegner. „So mögen alle Feinde des Bruders und der Republik verderben!" hörte ihn Giuliano sagen, wie er aus der Pforte schritt. Die Anderen umringten den Jüngling. „Da bist Du!" — „Gelobt sei Gott! Sonst wäre Niemand da gewesen, Bernardo del Nero die letzte Ehre zu erweisen, denn seine beiden Söhne sind in Frankreich, und seine Enkel sind unmündige Knaben!" — „Du bist frei und Messer Jacopo auch". . . „Ja, er ist frei," erwiderte Giuliano, „aber nicht auf Erden, sondern im Himmel" — und er erzählte das Ende des guten Mannes. Ihm eine Thräne nachzuweinen, war weder Zeit noch Stimmung; der Sinn all' dieser harten Männer war einzig auf Rache gerichtet. Im schweigenden Zuge, die singenden Mönche mit ihren Fackeln voran, die fünf Särge nach einander von den Verwandten getragen — die Regierung wollte die schon durch die Hinrichtung ihrer Genossen gereizten vornehmen Geschlechter nicht durch die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses noch tiefer beleidigen — verließen sie den Thurm.

Auf dem Platze wich das Volk, dessen Wuth gesättigt war, still und scheu

vor den Todten und ihren Trägern zurück. Unter den Vordersten befand sich Lionardo Varchi, den die Unruhe den ganzen Tag umhergetrieben und auch in der Nacht nicht im Hause litt. Von der Magd, die ihre Herrin begleitet, hatte er gehört, daß Madonna Elena, als sie endlich nach langen Bitten in das Sprechzimmer zum Prior eingelassen worden, sie verabschiedet hätte. So glaubte er sie denn noch in der Sicherheit des Klosters. Mehr als einmal hatten in diesen unruhigen Zeiten fromme, Savonarola ergebene Frauen Tag und Nacht in der Kirche mit Fasten und Gebeten zugebracht. Es war nichts Außerordentliches, wenn Elena dasselbe that. Warum hatte er sich von der Eifersucht, von der Lust, ihr wehe zu thun, verleiten lassen, selbst die Kunde von Jacopo's und Giuliano's Verhaftung ihr zu bringen! Seine Voreiligkeit, sein böses Gewissen hatten ihn verrathen. Und wenn sich die Sehnsucht nach ihr in ihm regte, erhob sich zugleich die Furcht, ihr unter die Augen zu treten. Er hatte ein Vorgefühl, daß eine Begegnung mit ihr in dieser Frist, wo das Geschick der Gefangenen noch nicht entschieden war, zu einem neuen Streit und zu einer unwiderruflichen Trennung führen müsse. Auch bei seinem Schwiegervater fand er weder Trost noch Hülfe. Ambrogio und Clarice sahen Messer Jacopo schon im ewigen Gefängniß oder in der Verbannung, sein Vermögen vom Staate eingezogen und Elena ihres Erbtheils beraubt. Unstät, zwiespältigen Herzens, irrte er in den Straßen umher, die allgemeine Unruhe und Aufregung verstärkte und verbarg zugleich die seine. Wiederholt war er an der Pforte des Dominicanerklosters. Zu dem Prior Zutritt zu erbitten, wagte er nicht. Denn angesehenere Leute, als er, waren, wie er vernahm, zurückgewiesen worden. Auch besorgte er, von Savonarola nichts als eine Strafpredigt und den Bescheid zu hören, daß sich Elena für eine Zeit lang in ein Frauenkloster zurückziehen wolle. Von dem Kloster eilte er zu dem Palast der Signoria. Welches Loos traf die Gefangenen? Nein, er war nicht blutgierig, er wollte ihren Tod nicht, aber ein Stein wäre ihm vom Herzen gefallen, wenn das Gericht über Jacopo und Giuliano langjährige Verbannung ausgesprochen. Es war ihm, als würde er niemals wieder ruhig schlafen können, so lange Giuliano im Weichbild von Florenz weilte.

Und jetzt sah er ihn aufrecht, frei und düster unter den Sargträgern und hörte seine stolze gebieterische Stimme: „Macht Platz der Leiche Messer Bernardo's del Nero!" Auch Giuliano erkannte ihn, sein Gewand streifte ihn beinahe im Vorübergehen, und während Lionardo scheu die Augen zur Seite wandte, tastete seine Rechte unwillkürlich nach dem Gürtel, wo er den Dolch zu tragen pflegte. Sein guter Stern, der ihn in das Gefängniß geführt und so der Waffe beraubt hatte, bewahrte ihn vor einem Verbrechen: in seinem Zorn würde er den Gegner niedergestoßen haben.

Als er mit seiner traurigen Last in die Nähe der Brücke kam, gesellte sich Doffo Spini zu ihm, niedergeschlagen, da seine Pläne zum Sturze des Mönchs auf lange Zeit hinaus vereitelt schienen. Das Geschehene mußte die Volksmassen noch fester mit Savonarola verkitten; das vergossene Blut der Patrizier hatte den Bund zwischen beiden besiegelt, und seine finstere Prophezeiung von dem drohenden Untergang Italiens, aus dem nur die Erwählten gerettet werden würden, in der erregten Stimmung und der mit Schreckensbildern erfüllten Phantasie der Bürgerschaft, an Kraft und Bedeutung gewonnen.

„Was gedenkst Du zu thun?“ fragte Doffo Spini, nachdem ihm Giuliano die Veränderung seines Schicksals durch Jacopo's Tod mitgetheilt. „Du bist von heute an einer der angesehensten Bürger geworden, und Viele werden sich nach Deinem Beispiele richten.“

„Sobald ich meiner Pflicht gegen die Todten genügt habe, will ich mich in Vall' Ombrosa vergraben,“ erwiderte Giuliano. „Mein Herz ist nicht bei Euren Parteikämpfen. Diesen Mönch hasse ich, wie Du ihn nur immer hassen kannst, aber ich fühle, daß ich waffenlos gegen ihn bin. Was ist diesem rohen und armen Volke die Schönheit? Ihm ist die Hölle recht; Mord und Brand erfüllen seine Gedanken und reizen seine Begierden. Es wird immer lieber dem fanatischen Propheten, als dem Weisen folgen.“

„So willst Du den Pöbel über uns triumphiren lassen? Haben wir die Medici vertrieben, um die Knechte eines Mönches zu werden?“

„Ich sagte es Dir schon einmal, ehe ich ihn kannte: er wird nur gestürzt werden, wenn er auf die Wunderprobe gestellt wird. Jetzt, wo ich ihn gesehen und die Macht seiner Beredtsamkeit erfahren, wiederhole ich Dir: mit menschlichen Mitteln kommt Ihr gegen ihn nicht an. Führt Gott gegen ihn ins Feld, dessen Heiligen er sich in sündhafter Ueberhebung nennt. Da wird sich zeigen, ob der Gott, der aus Barmherzigkeit für die Menschen am Kreuze starb, für einen Propheten eintritt, dem es nach dem Blute der Lebendigen gelüstet.“

„Der Papst hätte ihn schon längst in den Bann thun sollen. . .“

„Stammen diese Weissagungen vom Himmel, so gebe der Himmel ein Zeichen. Laßt ihn durch einen Scheiterhaufen hindurch gehen oder ein glühendes Eisen von seiner Zelle bis zu seiner Kanzel im Dom tragen. In den alten abergläubischen Zeiten wurde so die Unschuld erprobt. Das ist Etwas, das noch heute das Volk begreift.“

„Ich will nicht ruhen, bis ich Deinen Gedanken zur Ausführung gebracht,“ entgegnete Doffo Spini nach einer Pause des Sinnens. „Er wird mich wie eine lästige Fliege beständig umsummen. Aber wenn die Entscheidung bevorsteht und die gute Sache all' ihre Vertheidiger braucht —“

„Dann rufe! Und Du wirst mich bereit finden.“

„Halte den Kopf oben bis dahin. Versink' nicht in Trauer, Giuliano. Morgen wollen wir Deinem Ohm eine Leichenfeier rüsten, wie sie stattlicher Florenz nicht gesehen hat.“

Aber waren denn seine Gedanken in frommer Wehmuth bei den beiden Todten? Es war für sein Ansehen bei den Leuten gut, daß die Umstände sie immer wieder dahin zurückriefen und ihn verhinderten, sich einem anderen wonnigeren Gefühle zu überlassen. Befehle waren zu geben, die verschiedensten Anordnungen zu treffen, den verweinten und rathlosen Frauen im Hause Bernardo's Trost zuzusprechen; vergebens rief es in seinem Herzen: Elena! Elena! stets von Neuem schob die rohe Hand der Nothwendigkeit das Bild der Geliebten in die Ferne. Irgend ein Gefühl begangener Schuld kam ihm nicht; es war ihm, als hätte er nur sein Gut, das sich in den Besitz eines Fremden eine kurze Frist verirrt, wieder an sich genommen, als sei nicht Lionardo, sondern er der Geschädigte. So sehr verachtete er den Feind, daß er weder Angriff noch Klage von ihm erwartete. Ihrer Liebe sicher, was hätte ihn auch anfechten sollen?

Mit einer Welt hätte er den Kampf aufgenommen. Und wenn er sich nicht voll des Glückes freuen, wenn er die Seligkeit jenes Augenblicks, wo sie im Gefängniß an seine Brust gesunken war, nicht wiederfinden konnte, gab er seiner Trennung von ihr und den Dingen, die ihn wie mit eisernen Ketten festhielten, die Schuld.

Doch waren es diese Dinge, die am nächsten Tage den Verdacht Lionardo's von ihm ablenkten, als ob er in irgend einer Weise an dem Verschwinden Elena's betheiligt sei. Am Morgen hatte sich endlich Lionardo Muth gefaßt, im Kloster dem Verbleib seiner Gattin nachzuforschen, und erfahren, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach schon am Mittag des gestrigen Tages dasselbe verlassen habe. Wohin sie ihre Schritte gewandt, wußte ihm Niemand zu sagen. Wer hatte in dem gestrigen Tumult einer Frau geachtet, die über die Straße geflüchtet! Glich doch heute noch die Stadt einem Meere nach dem heftigsten Sturme; wo waren da die Spuren einer Vermißten zu finden? Das Wahrscheinlichste war noch, daß Elena sich in einem Frauenkloster verborgen halte, und Donna Clarice hatte ihm versprochen, eines nach dem andern zu besuchen, bis sie die Flüchtige entdeckt. Der Makel, den die Flucht einer Frau immer auf den Mann wirft, schloß Lionardo seinen Bekannten gegenüber den Mund um so fester, da in der Dienerschaft seines Hauses ein Gemurmel ging, die junge Frau werde sich in ihrer Schwermuth ein Leids angethan haben und bald genug ihre Leiche im Arno aufgefunden werden. Wohl regte sich der Argwohn der Eifersucht in ihm gegen Giuliano. Wenn er sich aber zurückrief, daß dieser Tag und Nacht im Thurm gesessen, hinter Riegeln und Verschluß; daß er ihn lange nach Mitternacht auf dem Platze gesehen; daß jetzt das Haus der Neri's — das einzige, wo sie sich doch hätte verbergen können — Allen offen stand und wegen des Begräbnisses der beiden Brüder von Theilnehmenden und Gleichgültigen, von den Spähern der Regierung, die jeden Winkel nach etwa versteckten Waffen durchsuchten, von den Anhängern Valori's überfluthet war, die mißtrauisch die Zurüstungen zu der Bestattung beobachteten — so mußte er sich trotz eines geheimen Widerspruchs die Grundlosigkeit seines Verdachtes eingestehen. An eine Flucht Elena's nach Vall' Ombrosa dachte er um so weniger, weil zur Zeit, als sie das Kloster verließ, das Schicksal Jacopo's und Giuliano's noch nicht entschieden war, und sie befürchten mußte, dort die Häscher der Regierung zu treffen, welche die Besitzthümer Messer Jacopo's mit Beschlag belegten.

So konnte Giuliano ungefährdet und unbefragt die beiden Todten in den Grabkammern der Kirche zum heiligen Geist zur letzten Ruhe betten: in einem feierlichen Aufzuge, mit Todtenmessen und Glockengeläut, ohne daß der geringste Mißklang die Ceremonie gestört. Daß ein Unschuldiger, ein Greis von so viel hoher Weisheit und Leutseligkeit, dessen Wohlthaten Viele genossen, dessen heiterer Scherze sich noch die Alten erinnerten, mit dem Seufzer: Es waren bessere Zeiten! ihrem Parteigeist zum Opfer gefallen war, entwaffnete für eine kurze Weile die gegenseitige Feindschaft der Bürger. Alle lobten den edlen Anstand und die würdige Trauer Giuliano's degli Albizzi, und es wäre Keinem zu rathen gewesen, ihn an diesem Tage anzutasten.

(Schluß im nächsten Heft.)

Reliquien von Sophie Brentano.

Mitgetheilt
von
Bernhard Seuffert.

Eine Urenkelin Wieland's bewahrt in treuer Hand ein kleines Päckchen, auf dessen Umschlag der Dichter mit sorgfältigen Zügen die Worte geschrieben hat: „Reliquien von Sophie Brentano, † 19. September 1800." Innen liegen neun Briefchen; die zierlichen Buchstaben sind mit sicherer Feder und klarem Sinne leicht aneinander gereiht; selten ist ein Wort getilgt oder nachgetragen. Das ist das literarische Vermächtniß der letzten Muse Wieland'scher Dichtung. —

In der Mitte des Juli 1799 fuhr ein Reisewagen durch Weimar hindurch nach dem nahen Oßmanstätt. Hier auf dem Lande hatte sich Wieland in Erfüllung lange gehegter horazischer Lieblingswünsche angesiedelt. Hierhin, in sein Sabinum, sein Osmantinum, wie es im Freundeskreise genannt wurde, hatte er die erste Freundin seines Herzens eingeladen. Auf der mehrtägigen Reise von Offenbach her erzählte die ältere Insassin des Gefährtes, die verwittwete Sophie von La Roche, der Enkelin an ihrer Seite von dem dunkeln Ende ihrer schwärmerischen Brautschaft mit dem, den sie besuchen kam. Längst hatte Freundschaft die getrennten Verlobten wieder zu persönlichem und brieflichem Verkehre verbunden, und wenigstens in dem Herzen der empfindungsweichen Frau La Roche spielte sie noch immer leise in Liebe hinüber. Auch jetzt, da sie nach fast dreißig Jahren zum ersten Male wieder ihm gegenüber trat, schwelgte sie mit einer Zärtlichkeit in der Erinnerung vergangener Tage, daß Wieland ihrer steten Rührung und der Besprechung einer für ihn längst abgeschlossenen Zeit sich zu entziehen suchte.

Um so lieber gesellte er sich der Enkelin. Sie lebte der Gegenwart, der beglückenden Stunde. Sie bot ihm mehr als jene Verehrung und Bewunderung, die dem weisen Dichter der feinen Gesellschaft gerade von Frauen so reichlich gezollt ward. Sie bot ihm ihr ganzes jugendliches Sein ohne Rückhalt, ihr empfänglich Gemüth, den lebendigen Sinn, die allem Schönen und Guten offen standen. Bescheiden und demüthig, hingebend wie ein Kind lauschte sie den Worten des noch immer schwärmenden Dichters. Viele hat die patriarchalische

Idylle des Osmantinums bezaubert; Alle labte die heitere Zufriedenheit, die seelische Ruhe, das einfache Glück, die lautere Menschheit der Bewohner. Aber kein Gast des friedvollen Hauses schmiegte sich enger an sie an als Sophie Brentano. Hier war das Reich der inneren Welt errichtet, nach dem ihre Seele dürstete. Noch nie in den zwei und zwanzig Jahren ihres Lebens hatte sie darin so ungestört weilen dürfen als hier.

Mit dem jüngeren Bruder Clemens war Sophie in der strengen und unmütterlichen Zucht der Tante Möhn in Coblenz aufgewachsen; mit ihm theilte sie die trüben Tage fremder Pflege und sang mit ihm gemeinsam das tröstlich traurige Lied von dem Kinde, dessen Großmutter eine Hexe war und das Kind vergiftete; wie die Mutter des Liedes stand sie zwischen der harten Tante und dem Kinde Clemens. Darnach in Frankfurt richteten sich die beiden das wundersame Reich Badutz ein und lebten höchst glücklich selbander in der eingebildeten Welt. Aber das Märchen zerstob. Clemens verließ die Vaterstadt. Gleich darnach starb die Mutter Maxe. Da war Zerstörung im Hause. Und nachdem der Vater den Kindern eine neue Mutter zugeführt hatte, mußte auch er bald von ihnen scheiden. Sie saßen zwischen trostlosen Wänden. Wie Bettina, die jüngere Schwester, so mochte auch Sophie die Frankfurter Umgebung als ein apart Geschlecht empfinden, zu dem sie nicht gehöre. Frankfurt lag den Schwestern wie Blei auf dem Herzen. Basereien und Flüstereien wehten dort in der Luft und durchkreuzten als ewig langweiliger Schweif schiefer Liebeleien das Interesse für unmittelbaren Geist.

Wie anders war's in Oßmanstätt! Da sprach der Genius reiner Innerlichkeit unmittelbar zu Sophie. Da fand sie Vater und Mutter. In innigerem Sinne nannte sie Wieland und Frau Dorothea mit diesen Namen, als das damals viele Freunde und Freundinnen des geliebten Paares zu thun pflegten. Mit den zahlreichen Kindern des Hauses, den Töchtern und Söhnen, lebte sie als Schwester. Sie saß mit ihnen bei der Arbeit auf der Terrasse vor dem geräumigen Wohnhause. Am engsten schloß sie sich an Julie an, welche damals sich dem Kammerrath Stichling verlobte. Karl, der Leiter der Oekonomie des Gutes, gab ihr ein Lamm aus der Herde zu eigen, das idyllische Kostüm zu vervollständigen. Allen gab sie Liebe, von Allen empfing sie Liebe.

Schon die Anmuth ihrer Erscheinung bestach. Wieland galt sie als eines der schönsten Mädchen, das er je gesehen. Sie glich ihrer Mutter Maxe. Das Unglück, das ihr in der Jugend ein Auge gekostet hatte, konnte ihre, nach Schiller's Urtheil, sehr angenehme Bildung nicht verstellen. In ihrem einen Auge wohnte die Macht von zweien. Und sie war einzig wie ihr Auge, dichtet ihr Bruder Clemens. „Sie war von Gott mit den seltensten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, eines der ausgezeichnetsten und geliebtesten Wesen ihres Geschlechtes."

So war sie geschaffen, auf Wieland's Aristipp als Muse und Grazie einzuwirken. In der That war sie die Vertraute der Dichtung. Sie allein weihte er in die Anfänge des Briefromans ein; ihr ward der interessante, verführerische hellenische Held ein schöner Freund, und sie nahm die lebhafteste Vorliebe für ihn und seine reizende Freundin Laiska mit sich fort.

Es war eine reiche Zeit, diese kurzen vier Wochen. Zu Ende des Septembers, rückkehrend vom Besuche des Oheims in Schönebeck, kam sie nochmals ins Osmantinum, aber das Bewußtsein der nahen Trennung lastete auf den Tagen. Am 4. October reisten die Frauen ab. In Weimar, wo sie zuvor schon bei der Herzogin Anna Amalie, Goethe und anderen Besten freundliche Aufnahme gefunden hatten, ward noch ein kurzer Aufenthalt genommen. Je geringer die Entfernung von Oßmanstätt war, um so empfindlicher die Trennung. In ihrem Schmerze schreibt Sophie den ersten Brief an Wieland:

„Weimar den 10ten Octobre 1799.

Lieber Vater! Zehnmal schon hab' ich die Feder ergriffen, weil mein Herz so voll ist, und weil mir deucht, bey Ihnen allein könnte ich es ergießen; aber dann fehlen mir Worte, und ich fühle am Ende, daß ich nur Ihre Hand fassen, und Sie um Ihren Segen bitten mögte, dann wäre mir wohl. Bin ich nicht wie Tantalus? So nahe bey dem was mir fehlt, ohne es zu erreichen.

Wollen Sie gütig mit mir seyn, mein Vater, recht sehr gütig, so erfüllen Sie eine Bitte, deren Kühnheit ich gerne mildern mögte. Sie allein wissen, daß mich in Frankfurt viele bittere Stunden erwarten; wollen Sie mir Muth und Trost geben, wollen Sie mich für alles schadlos halten, so lassen Sie mich dort eine einzige Zeile von Ihrer Hand finden; nur irgend eines der freundlichen Worte, womit Sie mich in Oßmanstädt begrüßten, oder was Sie sonst wollen. Wenn ich mich hierauf freuen darf, so will ich vergessen, wie die ganze übrige Welt mich behandelt, und den thörigten Menschen im Stillen Trotz biethen, mich unglücklich zu machen. —

Ich weiß wohl, und Sie fühlen es auch, daß ich noch tausend Dinge zu sagen hätte, von Dank und Verehrung und Liebe; aber wenn noch irgend Jemand in Oßmanstädt einer Betheurung hierüber bedarf, so soll man mich lieber vergessen.

Ich küsse und herze noch einmal Groß und Klein, und scheide gerührt von Allen. Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger Vater. Meine kindliche Gefühle für Sie, sind mir über den Kopf gewachsen, ich bin darinn versunken und verloren. Der Fall ist mir neu; aber die Wirkung konnte wohl ohne die Ursache nicht hervor gebracht werden, und ich fühle mich glückselig dabey. —

Sophie."

Gleich nach der Ankunft dann in Frankfurt gab sie die von Wieland gewünschte Nachricht:

„Frankfurt den 17ten Octobre 1799.

Lieber Vater! Drey Worte nur verlangen Sie, in den liebevollen Zeilen, die mein Talisman geworden sind, und meine erste Sorge ist Ihnen zu gehorchen. Seit gestern Abend sind wir hier; ich verließ meine Großmutter wohl und munter in Offenbach; aber sie erhält heute eine Nachricht die ihr sehr empfindlich seyn muß. Schlosser (Goethe's Schwager), auf den sie sich so sehr gefreut hatte, starb vor einer Stunde an einer Brustkrankheit.

Uebrigens sieht man hier lauter verschobene Gesichter; die sonderbare Katastrofe in unserm ganzen Stand, wirkt mehr oder weniger auf alles was dazu gehört; aber auch meine Miene paßt unter diese sorgenvolle, unruhige Menschen; denn mich erfüllen Erinnerungen und Sehnsucht, und ich habe Mühe ein gewisses Gleichgewicht in mir herzustellen, welches doch sonst den ganzen Reichthum meiner Seele ausmachte.

So viel, Lieber Vater, um die drey Worte nicht zu verschieben.

Ich küsse in inniger Verehrung und Liebe die Hand, die mir Trost und Segen gesendet hat. Ganz Oßmanstädt haußt in meinem Herzen, und ich datire die merkwürdigste Epoche meines Lebens von dort aus. —

Darf ich sobald der Lärm um mich nachgelassen hat wieder schreiben? —"

Und so setzte sich der holde, leichte Briefwechsel fort, Sophie tröstend, Wieland bezaubernd, wie ein jüngerer Hausfreund, für die Leser der Blätter zum Ueberflusse, bezeugt; zugleich ein glänzendes Denkmal des Bannes, in den die

vielseitige Persönlichkeit des alternden Dichters und Gelehrten seine Umgebung lockte. Die Anziehungskraft seines Wesens, das Heilende seines Umganges hat auch in das kranke Herz eines Kleist Balsam geträufelt. Heilung brauchte auch Sophiens krankes Herz.

Eine unglückliche Liebe war die erste Veranlassung ihres Wahnsinns, erzählt Dorothea Veit beim Tode des Mädchens. Bettina nennt den Geliebten; es war ein Graf Herberstein. Als sie zehn Jahre nach dem Tode der Schwester in Wien weilte, führte er sie alle Wege, die er mit Sophie gewandert ist. „Da hat er mir," schreibt Bettina an Goethe, „sehr Schönes und Rührendes von ihr erzählt; es ist seine Freude, meiner Aehnlichkeit mit ihr nachzuspüren; er nannte mich gleich Du, weil er die Sophie auch so genannt hatte; manchmal, wenn ich lachte, wurde er blaß, weil die Aehnlichkeit mit Sophie ihn frappirte. Wie muß diese Schwester liebenswürdig gewesen sein, da sie jetzt noch im Herzen der Freunde so viele Spuren der Wehmuth ließ, ruft Bettina aus. Bänder, Tassen, Locken, Blumen, Handschuhe, die zierlichsten Billette, Briefe, alle diese Andenken liegen in einem kleinen Cabinet umher zerstreut; er berührt sie gern und liest die Briefe oft, die freilich schöner sind als Alles, was ich je in meinem Leben gelesen habe; ohne heftige Leidenschaft deutet jeder Ausdruck auf innige Freundlichkeit; nichts entgeht ihr, jeder Reiz der Natur dient ihrem Geist. O! was ist Geist für ein wunderbarer Künstler; wär' ich doch im Stande, Dir von dieser geliebten Schwester einen Begriff zu geben; ja, wär' ich selbst im Stande, ihre Liebenswürdigkeit zu fassen; alle Menschen, die ich hier sehe, sprechen nur von ihr, als wenn man sie erst vor kurzer Zeit verloren hätte, und Herberstein meinte, sie sei seine letzte und erste einzig wahre Liebe."

Und doch hatte Sophie vor ihrem Tode den Liebesbund gelöst. Ihre nächsten Briefe an Wieland, den sie auch in dies Geheimniß ihrer keuschen Seele einblicken ließ, sprechen davon, wie sich das Verhältniß zu dem Freunde an der Donau trübt, und wie sie es mit Selbstüberwindung zerreißt. Sie schreibt:

„Frankfurt den 15ten November 1799.

Schon längst, mein gütiger Vater, ist Ihr freundliches Briefgen in meinen Händen, und der wärmste Dank dafür in meiner Brust, aber Trübsinn und Mißmuth hatten meine Feder so fest gebannt, daß ich, trotz jeder Aufforderung meines Herzens, nicht vermogte, mich Ihnen zu nähern. Erst jetzt gelingt es mir meine Fittige zu schwingen; alles Drückende, Peinliche, Irrdische schütle ich herab, und schwebe hinüber zu meinem Vater, zu meinem höchsten Stolz, zu meiner süßesten Freude. Ist es recht so? Und darf ich mir die Aufnahme träumen? Wird die kleine Sofie, vielleicht oft schon der Saumseeligkeit und des Undanks angeklagt, dennoch mit freundlichen Blicken empfangen werden? Ruft ihr mein Vater ein gütiges Wort zu, und winkt ihr die theure Hand die mich gesegnet hat? — O! Entziehen Sie mir keine dieser Wohlthaten, sie sind mir alle tausendfach nothwendig geworden.

Es war einmal ein weiser Mann, lieber Vater, der sagte: Hüte dich das Bessere kennen zu lernen, wenn du mit dem Guten vorlieb nehmen sollst! — Ich habe das Beste gekannt, und was mir bleibt ist nicht immer gut; aber jener weise Mann war doch ein Thor, wenn er nicht verstund seine Erinnerungen auf die Gegenwart überzutragen, und das was ihm bleibt, mit dem was er besaß, so künstlich auszuschmücken, daß die lieblichste Täuschung daraus entstehen muß.

Mir ist diese Kunst sehr geläufig geworden seitdem ich das theure Osmantinum verlassen habe. Umgeben von Menschen, wovon keiner die Sprache redet, die so hell und deutlich in meinem Innern anschlug, wo Niemand mir Antwort zu geben wüßte, wenn ich um klüger oder besser zu werden auch nur eine Frage wagen solte, versetzen mich meine süße Träumereyen hundertmal

im Tage, an die Seite meines Vaters, in den Kreis seiner Lieben. Alles was ich dort sah und hörte, die Bilder des Friedens, der Mäßigkeit, der sanften Weißheit, erfüllen dann wohlthätig meine unruhige Seele. Ich hole mir Stärke und Ergebung in dieser stillen Schwärmerey, und verdanke Ihnen so, auch in der Ferne, alle die besseren Stunden meiner Tage. Lieber Vater, ich bin in diesem Augenblicke nicht glücklich. Die Ufer der Donau sind mit finstern Wolken überzogen; Sturm und Donner werden über mich kommen. Auch ganz in meiner Nähe ist Unruhe und Kummer, die theils eigenes Interesse, theils freundschaftliche Theilnahme, mich schmerzlich fühlen lassen. Zum Glück haben die Götter keinen leidenschaftlichen Zug in mein Gemüth gelegt; Ruhe und Gelassenheit ist in allen meinen Empfindungen, und ich kann unerschrocken meinen Weg fortsetzen, wann auch Gefahren, Verwirrung und Hindernisse einen wilden Chaos vor meinen Blicken bilden. Nun sagen die Menschen welche mich beobachten, ich sey kalt. Ist Dies wahr, lieber Vater? Kann mein Herz nicht tief fühlen ohne eben laut zu seyn? Und trägt mein gemäßigter Ton, meine gleichmüthige Laune das Gepräge des Egoismus? — Trösten Sie mich über diese Anklage, mein Vater, wenn Sie es anders mit Wahrheit können, und vergeben Sie, daß ich nach einem so langen Schweigen, nur von mir, und immer von mir rede; aber an dem letzten Morgen den ich bey Ihnen verlebte, als Ihre theilnehmende Güte Sie so liebreich für mich gestimmt hatte, als jedes Ihrer Worte für mich zum Segen wurde, und ich Sie mit der Ueberzeugung verließ, daß diese Stunde mich zu einem bessern, selbstständigern, harmonischern Wesen gebildet haben müßte, da gelobte ich Ihnen im Stillen für immer das unbegränzteste Vertrauen, die kindlichste Hingebung, und das feurigste Bestreben Ihrer Freundschaft werth zu seyn. Sehen Sie alles was von mir zu Ihnen kömmt als eine Folge davon an, und vergessen Sie nie, mein Vater, daß wann ich die Schätze berechne, die mir das Schicksal verheißt, so steht Ihre väterliche Liebe so groß und mächtig oben an, daß das Meiste daneben versinken muß.

Sie sind doch wohl und heiter, lieber Vater? Und alles um Sie her recht glücklich? Liebt mich meine gütige Mutter noch, und gedenkt man meiner oft und liebreich? Tausend Fragen mögte ich noch an diese reihen, wenn ich meines Vaters Mißbilligung nicht scheute. So zum Beyspiel giebt es einen interessanten verführerischen Sterblichen, an dem mein ganzes Herz hängt; wolten Sie mir sagen was aus ihm und seiner reizenden Freundin wird? Ob sie meinem Vater noch Freude geben, und ob sie mir immer so theuer bleiben werden? — Was schreibt jetzt Wieland? ruft mir hier Mancher entgegen, der sich einbildet dies sey die schicklichste Frage, die man mir jetzt in den Weg werfen könnte; aber bis jetzt hat noch keiner die Antwort verdient. Irgend eine alberne Gegenfrage, oder auch nur sonst ein halbes Wort, ist alles was ich darauf zu erwiedern weiß, und der Nahmen meines schönen Freundes ist noch nicht über meine Lippen gekommen. — Stolzes Mädchen! nannten Sie mich einmal; ja mein Vater, ich bin stolz. Stolz auf alles was ich bin, weil man alles *gut* seyn kann, und weil mein Wille mir bürgt, daß ich in allem besser seyn *werde*. So bin ich ein stolzes Weib, eine stolze Freundin, und die sehr stolze Tochter meines gütigen Vaters. — Wie wolten Sie es anfangen, um mir dieses zu verbiethen?

Ich habe mich durch dieses Stündgen mit Ihnen verlebt, so sehr erheitert, daß ich in Laune und Fröhligkeit die Hand meines Vaters zu meinen Lippen führe, und ihn recht ernstlich ersuche mich ein bisgen lieb zu behalten.

Sofie."

„Frankfurt den 18ten Jenner 1800.

Die kleine Sofie war krank zum Sterben, und ist unglücklich wie die Steine; aber wenn Gott und die Welt sie verlassen, so bleibt ihr ein Kleinod, das Allem das Gegengewicht halten wird. Ich küsse hundertmal das theure Papier, ein kostbares Pfand Ihres Wohlwollens, Ihrer väterlichen Liebe, und jeder Blick darauf hebt und adelt mich.

Lieber Vater! Ich habe in einer Stunde der Kraft, oder der Verzweiflung, wie Simson die Säulen meiner Luftschlösser ergriffen, und sie über meinem Haupt zusammen gestürzt; glücklich wenn die Trümmer mich auch begraben hätten! Aber da sitze ich einsam und hülflos, übersehe den ungeheuren Schutt, und jammere. — Vieles, vieles liegt zerstört. Jede Aussicht auf die lieblichen Ufer der Donau, bleibt mir auf immer verdeckt. Mein Freund ist künftig nur mein Freund; Hoffnungen, Wünsche, Pläne, alle holde, lachende Träume eines gerührten Herzens, Alles, alles liegt als Opfer zu den Füssen des unerbittlichen Schicksals; ich bin recht arm geworden. — Und doch, lieber Vater, ist es nur mein eigenes Werk; aber auf Ihren Beyfall habe ich gerechnet, als

ich es zu beginnen wagte. Eines Tages werden Sie gütig meine Rechtfertigung anhören, dann wird mir ein leiser Wink der Billigung, Entschädigung und Lohn seyn für so manche bittere Stunde.

Und so wäre er denn ausgelöscht aus der Zahl der Lebenden, der einzige Sterbliche dem Sie mich gönnen wolten, und ich gehörte nur noch meinem Vater. Wird er diesen gütigen Vertrag noch bestätigen wollen? — Ach! ich komme, ich komme! Mit der ersten Nachtigall, wie Sie selbst einst sagten, ist die kleine Sofie an den Pforten des theuren Osmantinums, und ich hoffe mein Vater soll mich nie mehr daraus verweisen. — Wie wohlthuend lächelt mir diese Aussicht zu! — Dort wird keine Sorge, keine Reue, keine traurige Erinnerung mich mehr erreichen, ich werde zum erstenmal recht glücklich seyn. Lieber Vater! Wie herzlich freue ich mich darauf!

Wissen Sie aber auch wie gütig Sie mich behandlen? Wie sehr mich Ihr großer, prächtiger Brief beglückt hat? Sie sprachen so väterlich vertraut und liebreich mit mir; mein ganzes Herz floß über, als ich die theure Blätter erhielt. Es war auf einer kleinen Reise in die große Republik, und dies allein hielt meine Antwort zurück. Umgeben von Bösewichtern, Thoren und ihren unglücklichen Opfern, konnte keine heitere Stimmung bey mir währen, jeder fröhliche Ton erstarb auf den Lippen. Gleich nach meiner Zurückkunft ward ich so krank .... Doch dies alles ist vorüber. Mit dem Jahre versenkte ich alle seine Stürme und Wiederwärtigkeiten in die Meerestiefen der Zeit, und die noch übrige so trübe Wintertage, erhelle ich durch die herrliche Frühlingssonne, die ich schon recht künstlich herüber strahlen lasse.

Ich bin verlegen, mein Vater, um Ihnen über eine Stelle Ihres Briefes zu reden. Wie kömmt es mir zu, etwas zu verweigern, was Sie mir mit so vieler Güte vorschlagen? Und doch würde der Entschluß dazu, mir unendlich viele Mühe kosten. Eine Arbeit für Sie, für Sie allein, wäre das süßeste Geschäft meines Lebens; aber für alle Welt ... und den Stoff einem halben Diebstahl verdanken .... nein, dazu fehlt mir der Muth, selbst wenn Sie mich dazu ermuntern, und dies ist doch warlich! die gefährlichste Probe, auf welche meine Eigenliebe konnte gestellt werden! — Einst, unter Ihren Augen, begeistert durch die heilige Stätte auf der ich wandlen werde, aufgefodert durch ein überströmendes Herz, durch eine freundlich erregte Einbildungskraft, durch die heitere Gesprächigkeit einer ruhigen, glücklichen Laune, einst werde ich Sie bitten über meine müsige Stunden zu schalten, und die unsichere, schwache Versuche einer so ungeübten Mädchen-Feder durch einige Leitung zu erheben. Nichts soll außer den Mauern des Osmantinums kommen; aber ich fühle, daß ich einmal, wann? wo? und wie? ich weiß es nicht, daß ich einmal alle die lebendigen Bilder die so mächtig in meiner Brust hausen, mir selbst anschaulich machen muß, wenn ihre Fülle mir nicht peinlich werden soll. Doch ich will nicht voreilig und vermessen seyn; einst, mein Vater, einst! ...

Noch einen großen Theil Ihres ewig theuren Briefes laß ich unbeantwortet. Ich fühle mich durch Ihr Vertrauen hoch geehrt; aber ich würde desselben unwerth scheinen, wenn ich mir erlaubte auch nur eine Sylbe hinzu zufügen. Sie kennen die Menschen und das Weib. Eine seltene Ausnahme kann sie wohl augenblicklich stutzig machen; aber Sie wissen dann alles sogleich zu würdigen, und jedes steht an seiner Stelle.

Ich habe mich recht sehr gefreut, über die Nachrichten von der schönen Laiska; aber ein Bekenntniß muß ich bey dieser Gelegenheit ablegen; und dies ist, daß ich mir nicht denke, wie in ihrem ganzen glänzenden und interessenreichen Leben, noch eine Situation so tief und lieblich auf mich wirken könnte, als es ihr Verhältniß zu Sokrates gethan hat. — Zarter, feiner, überirrdischer, und doch auch menschlicher, kann es nichts geben, als diese Schilderung. Mein Vater, wer hat das tausendfädige Gewebe eines weiblichen Herzens so klar und plan vor Ihren Augen ausgebreitet, daß es scheint als hätte es nur einiger flüchtigen Züge Ihrer Feder bedurft, um eine so herrliche Erscheinung wie Lais, mit allen Schattirungen auszumahlen? Mir bleibt dies ewig ein Räthsel. — Wer das Glück hat Ihren Umgang zu genießen, für den tragen Sie das Gepräge einer hohen, himmlischen Einfachheit; Ihre Seele scheint sich zart und friedlich nur in sich selbst zu hüllen, Ihr Geist scheint in eigene Glorie versenkt. Alles fremde, kleine, irdische Leben und Weben, scheint nur in der Entfernung an Ihnen vorüber zu ziehen, ohne Spuren zurück zu lassen, und was ja so nahe kömmt daß Ihre Hände es fassen, das schaffen Ihre Blicke um, und theilen ihm Glanz und Würde mit. So wenigstens deuchte mir es; aber Ihre Werke zeugen anders, und Lais vor allen fordert mich auf davon zu reden. Jedes andere Weib von Ihrer Feder ge-

schildert ist mir begreiflicher; die Züge liegen bestimmter am Tage, die Farbenmischung ist einfacher, das Ganze ist leichter zu durchschauen; aber Lais, die feine, liebliche, edle und doch so mädchenhafte Coquette, das große, liebenswürdige Weib, Ihre Lais, so in jeder Grazie nachzumahlen, so auf jeder weiblichen Kunst zu ertappen, so in jedem geheimsten Zug zu erspähen, so mit jenem nahmenlosen Reitz zu schmücken, den man sonst nur fühlen kann, und dem Sie Form und Ton verleihen, das sind tiefe, tiefe Blicke ins menschliche geheimste, verborgendste Leben, und dies mein Vater, ist mir der sicherste Beweis, daß höhere Mächte mit Ihnen in vertrauter Verbindung stehen, und daß Sie in Stunden der Weihe Erscheinungen haben, wie sie die Götter ihren Lieblingen senden.

Doch ich stutze selbst über mein kühnes Geplauder. Wie wird es mein Vater aufnehmen, daß ich so vertraut und zuversichtlich von Ihm zu Ihm rede? — Lassen Sie mich ein Wort noch hinzusetzen. Fürsten, Helden und Dichter, hundert tausend große und kleine Männer haben den Wunsch gestillt ihre Empfindungen für Wielanden zu äussern; auch edle Frauen haben ihre Stimmen erhoben, und Vieles und Mancherley hat mein Vater gehöret. Geist und Witz und Scharfsinn werden dabey aufgebothen; Vieles erhöhet wahres Gefühl, überall geht die Bewunderung voran. Aber so in ungeschminkter Herzenseinfalt, so aus kindlich liebendem Sinn, so in wahrer Ergießung kann Niemand zu Ihnen sprechen, wie die kleine Sofie, und mein Vater kann dies nicht verschmähen.

Ich hätte längst schon an Madame Julie (Stichling) geschrieben, wenn ich nicht wüßte, daß während den Flitterwochen der Brief einer Freundin in einen Abgrund fällt, in welchem ihn die Zeit bedeckt. Doch ich zähle an den Fingern; vom 2ten December bis zum 2ten Hornung, sechzig Tage, ja: dann kann ich es wagen, und ich hoffe dann freundlich gehöret zu werden.

Meiner gütigen, gütigen Mutter die mich so liebreich auf und annehmen will, empfiehlt sich kindlichtren ihre Tochter Sofie; alle Bewohner des theuren Osmantinums grüße ich mit schwesterlichem Herzen, und harre ungeduldig des frohen Wiedersehens. Und Sie mein Vater, empfangen Sie Dank und Segenswünsche, und jeden Ausdruck der liebevollsten Verehrung, in tausend Küssen auf Ihre Väterliche Hand. Sofie."

Der Brief läßt errathen, was Wieland zum Troste seiner jungen Freundin versuchte. Er lud sie ein, mit dem Frühling wieder zu ihm zu kommen; er forderte sie zu literarischer Thätigkeit auf, und welche Frau hätte mehr Beruf dazu gehabt als die Dichterin dieser Briefe? Er schreibt ihr von den Fortschritten seines historischen Romanes, sendet ihr Bruchtheile aus jenen Briefen des ersten Buches, in welchen Lais von ihrem Zusammensein mit Sokrates Bericht erstattet. Kein Zweifel, daß Wieland-Sokrates der Sophie hier eine poetische Huldigung darbringt. Die wichtigsten Stellen sollen hier stehen; der Roman, das vollendetste Werk künstlerischer Prosa, das Wieland hinterließ, ist ja kaum gekannt.

Lais also schreibt an Aristipp, Sokrates habe zu ihr gesprochen: „Ich habe drei Dinge an Dir bemerkt, die Dich aus allen Schönen, die mir jemals vorgekommen sind, auszeichnen, und Dir gerade das sind, was der Liebesgöttin die Grazien. Das erste ist ein Dir eignes, kaum sichtbares, Deinen Mund, Deine Augen, Dein ganzes Gesicht sanft umfließendes Lächeln, das nie verschwindet, es sei, daß Du sprichst oder einem Andern zuhörst, auch sogar dann nicht, wenn Du etwas Mißfälliges riechest oder höreſt, zu trauern oder zu zürnen scheinst; das zweite eine unnachahmlich zierliche Leichtigkeit im Gang und in allen Bewegungen und Stellungen des Körpers, die Dir, wenn Du gehest, etwas Schwebendes, und wenn Du in Ruhe bist, das Ansehen gibt, als ob Du, ehe man sich's versehe, davonfliegen werdest; eine Leichtigkeit, die niemals weder an sich selbst vergessende Lässigkeit noch an Leichtfertigkeit streift, und immer mit dem edelsten

Anstand und mit anspruchsloser angeborner Würde verbunden ist." — Eine Schamröthe ergoß sich, wie er dies mit so viel anscheinender Treuherzigkeit sagte, über mein ganzes Gesicht, bekennt Lais: „Gut, rief er, da haben wir deine dritte Grazie! diese holde Schamröthe, die Tochter des zartesten Gefühls, die dem Adel deiner Gesichtsbildung und dem Ausdruck des Selbstbewußtseins nichts benimmt, und sich dadurch so wesentlich vom Erröthen der kindischen oder bäurischen Verlegenheit unterscheidet . . . . Ich sage Dir dies, fuhr er fort, weder um Deine Eigenliebe zu kitzeln, noch weil es mir im geringsten schwer gewesen wäre, meine Bemerkungen für mich zu behalten; sondern weil ich diese Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen möchte, ohne Dir die hohe Bestimmung zu Gemüthe zu führen, um derentwillen die Götter so viel Schönheit und Würde mit so viel Reiz und Anmuth in Dir vereinigt haben." Und nun setzte er sich mit mir unter den großen Oelbaum vor dem Tempel der Athene Polias und begann, mit einer ihm nicht gewöhnlichen Begeisterung, eine lange Rede über Schönheit und Liebe . . . . Ich legte meine Hand mit einem kaum merklichen Druck auf die seinige, und sagte, indem ich ihm mit ernstem Lächeln erröthend in die Augen sah: der Ort, wo wir sind, und die sichtbare Gegenwart so vieler Götter und Heroen, die uns umgeben, hat Dich mächtig ergriffen, ehrwürdiger Sokrates; Du sprichst wie ein Begeisterter und beinahe wie ein Gott. Ich bin nur eine schwache Sterbliche: und doch schwebt auch mir ein hohes Ideal vor, das ich vielleicht nie erreichen werde. Fortan begegnete Lais dem Sokrates mit der zärtlichen Aufmerksamkeit einer guten Tochter, und beim Abschied konnte sie sich nicht erwehren, ihren Mund auf seine Hand zu drücken." — —

Das sind poetische Abbilder von Scenen aus dem ersten Zusammenleben im Osmantinum. Aber mit keinem Laute verräth Sophie, daß sie den Bezug durchschaue; nur darin, daß sie die Huldigung des Dichters mit einer lauteren Begeisterung erwidert, welche Dankbarkeit athmet. Wieland hat später einmal, da ein Kritiker des Romanes äußerte, der Charakter der Lais sei aus der Bücherwelt abstrahiert, dieses Briefes seiner jungen Freundin gedacht. „Wie schade," schreibt er, „daß Sophie Brentano nicht mehr ist! Daß ich ihr diese possierliche Stelle nicht vorlesen konnte! Wie würde sie über den guten Butterweck gelacht, und wie viel Feines und Geistvolles über meine aus der Bücherwelt abstrahierte Lais gesagt haben! En parenthesi gesagt, aus den Briefen, die ich von Sophien habe, ließe sich eine Recension der Lais ausziehen, bei deren Lesung Hr. Butterweck ein paar Augen machen würde comme un fondeur des cloches, wie die Franzosen sagen. Wie gänzlich könnte ich den ehrlichen armen Wicht niederschlagen, wenn ich ihm das vollgültige Zeugniß eines so außerordentlichen Mädchens wie Sophie Brentano war, vor die Augen stellen könnte!"

In gleichem Sinne hat Wieland ihren Brief erwidert, wie ihre nächste Antwort ersichtlich macht:

„Frankfurt den 7ten Merz 1800.

Nicht einen Ton des Entzückens, nicht eine Sylbe des Danks wird mein Vater hören, über die herrliche Blätter die mich so reich, so unendlich reich gemacht haben; aber mein Herz hat sich daraus einen Himmel gebaut, in dem allein es künftig seine Heymath finden wird. — Lieber, lieber Vater! Nie hat es ein dankbareres, zärtlicheres Herz gegeben, als das Ihrer Tochter Sofie; nie ist Ihre Güte in einem weicheren, empfänglicheren Gemüthe aufgenommen worden;

nie haben Sie irgend ein Wesen so angezogen, so erfüllet. — Glauben Sie nicht daß ich zu beklagen sey; wie viel ich auch verloren haben mag; wie manches ich auch künftig, nach der Meynung des großen Haufens, entbehren werde, so ruht dennoch ein Segen auf mir, der mich beneidenswerth macht. Ein jedes Wort aus Ihrem Munde, mein Vater, erneuert ihn, und ich biethe der weiten Schöpfung Troz, ein Wesen aufzuweisen, das sein Looß so hoch achtet, als ich.

Ob ich kommen werde? So fragt mein Vater, meine gütige Mutter. Würde ich es wohl gewagt haben, so zuversichtlich um die Bestättigung Ihrer Erlaubniß zu bitten, wenn ich nicht in dem Falle wäre sie ohne Anstand benuzen zu können? — Ich weiß es, mein Vater würde mir nicht vergeben, wenn ich um des schönsten Genusses willen, irgend eine Pflicht auch nur zum Schein verletzte, aber meine Verhältnisse sind so sonderbar gelößt und verworren, daß mein ewiges Gehen und Kommen, wenn es ja wirkt, nur Gutes wirken kann. Ich lasse hier nur ein Wesen zurück, das mir mit wahrer Trauer nach sehen wird, und dies ist meine jüngere Schwester (Gunda), dieselbe die Sie auf einen Augenblick in Weimar sahen. Sie allein wird meine Abwesenheit fühlen, und um ihretwillen allein werde ich im Osmantinum keinen festen Fuß haben. Kann mein Vater dies mißbilligen? — Nun fühle ich wohl auch, daß ich fragen solte: Wann darf ich kommen? — Aber dies allein hängt nicht von meiner Willkühr ab. — Sie wissen, mein Vater, uns armen Weibern die keines Mannes sind, werden auf Weg und Steg sehr scharfe Blicke nachgeschickt, und wenn auch das Ziel einer Wanderung ein Osmantinum ist, so muß doch auch der Zwischenraum auf eine solche Art zurück gelegt werden, daß der allzeit rege Spott diesen Weg zu meinem Himmel nicht mit einer irrenden Ritterschaft vergleichen könnte. Ich erwarte also vom guten Geschick und meiner Sorgfalt eine passende Begleitung, und sobald diese ausgefunden ist, so werde ich in der Freude meines Herzens fragen: Darf ich nun? —

Daß dies alles sobald als möglich geschehen möge, dazu fodert mich jezt mehr als jemals der Gedanke auf, daß die kleine Sofie gewürdigt ist, von und über die schöne Laiska zu sprechen. Lieber Vater, schrieben Sie wirklich ohne Sorgen die prächtige Zeilen hin, die Ihrer Feder bey meinen Aeusserungen über dies Werk entflossen sind? — Winkte Ihnen nicht mein Genius zu: Sie wird schwindlen, sie wird fallen? — In der That glich meine freudige Rührung darüber einem Rausch; aber es war der lieblichste, wohlthuendste der je eines Sterblichen Kopf und Herz verwirret hat. Ich fühlte mich so geehrt, so beglückt, so gesegnet .... aber mitten in diesem stolzen Selbstgefühl, erwachte schnell und mächtig der Gedanke: Wird mein Vater immer so denken? — Wie ein Talisman wird diese ernste Frage mich überall begleiten, und weh mir! wenn ihre Wiederholung mir einmal peinlich werden könnte! Nein: bey der Güte mit der Sie Ihre Tochter überhäufen, habe ich es gelobt, ich will gut bleiben, und besser werden, und treffe ich auf diesem Wege Mängel und Uebel, so wird ein Blick auf Ihre Zeilen mich zur Heldin zaubern. — So wirken Ihre Worte auf mich, mein Vater, und wenn einst, wo? und wie? es auch seyn mag, irgend eine höhere Macht mit Ihnen rechtet, so wird der stille, wunderbare Einfluß den Sie auf mich haben, ein lichter Punkt in der Waagschaale seyn. —

Ich gestatte mir nicht zu schwärmen, über mein Kommen zu Ihnen, zu meiner gütigen Mutter, und allen Lieben in Oßmanstädt. Auch mir scheint es oft ein Traum. Nicht weil es keine Wahrheit seyn mögte, sondern weil diese Wahrheit zu schön und glänzend ist, als daß es mir möglich wäre sie wirklich zu fassen. Und doch wird es so seyn, Lieber Vater! An Ihrer Seite, unter Ihren Blicken, von Ihren Worten werde ich leben, ein doppeltes, zehnfaches Leben für alle Zeiten meines Daseyns. Ja: ich fühle das reine, zarte, himmlische dieses Verhältnisses, wie Sie sagen; ich verstehe es, und alles was mir fehlt um dessen werth zu seyn, das wird es selbst mir geben.

Ich breche ab, mein Vater, weil kalte Worte mich erstarren, wann meine Empfindungen einmal die Linie überfließen, die ich ihnen nicht ohne Kampf und Mühe vorgezeichnet habe. Mein Schicksal steht in einem sonderbaren Mißverhältniß, zu meinem eigenthümlichen Wesen, und mein Bestreben eines nach dem andern zu bilden übersteigt bisweilen meine Kräfte. Daher die verschiedene Ansichten die meine Handlungsweise biethet; daher der seltsame Vorwurf der Kälte und der Selbstsucht, den selbst Louis (Wielands ältester Sohn) mir nicht schenken konnte. Sie allein, mein Vater, o! gesegnet sey diese Fügung! Sie allein sahen tiefer als Alle. Soll ich nicht jubeln? —

Ich habe einen Brief gelesen, den Sie meiner Großmutter schrieben, als mein Schweigen mich in Ihren Augen verdammen mußte. Alles was Sie damals für mich sagten, ist jetzt berichtigt, und ich erwähne dieses Briefes nur, um Ihnen die Güte meiner Großmutter zu rühmen, die wohl weiß, welchen Werth jeder Zug Ihrer Feder für mich hat. — Mir dünkt ich muß hinzusetzen, daß es mir nicht möglich ist, dieses Vertrauen, so sehr es mich auch gerührt hat, zu erwiedern. Ist es Stolz, ist es Geiz, ist es Demuth, ich kann Ihre Briefe nicht mittheilen. Nur wenige, kaum mehr als Zwey, erlangen Blicke hinein; ich kann Ihre Güte vor Zeugen nicht ertragen.

Ist Julie zufrieden und glücklich? Werde ich alle finden, wie meine Freundschaft es wünscht? — Wird meine Mutter mich immer fort lieben, und nennt mein Vater mich manchmal noch, die Tochter seines Herzens? — So frage ich wohl oft im Stillen, und jetzt da meine Feder es ausplaudert, wird eine tröstliche Antwort mich beruhigen? —

Leben Sie wohl, mein Vater, mein Stolz, meine Freude! Giebt es denn keinen Genius, keinen Sylfen, keinen Engel, der meine Wünsche, meinen Dank, meine Segnungen bis zu Ihnen trüge? . . —"

Sophie vergewissert sich auch durch eine Anfrage bei Wieland's Amanuensis Lütkemüller, ob ihre baldige Ankunft wirklich nicht störe. „Melden Sie mir," bittet sie ihn im April, „und zwar ein wenig umständlich, wie Alles im Osmantinum lebt und webt. Ich weiß zwar ziemlich Bescheid und schaue sogar in Vater Wieland's Papiere, aber — doch ich will Ihnen die Sache lieber gerade heraus sagen. Was meinen Sie, wenn ich bald wiederkäme und einen ganzen Frühling und Sommer in Oßmanstätt verweilte? Würde ich und mein so langer Aufenthalt auch in keiner Rücksicht unwillkommen seyn?" Aber ihre eigenen Verhältnisse widersetzten sich ihren und den Wünschen der Wieland'schen Familie. Sie schreibt:

„Frankfurt den 9ten May 1800.

Lieber Vater! Ich bin kein gutes Kind; denn immer noch kann ich Ihren Befehlen nicht gehorchen. Anstatt mit Herrn Rath Krauße meine Reise zu Ihnen anzutreten, gehe ich in acht Tagen einen ganz andern Weg. Ob dies mir so recht ist, davon ist keine Rede; denn mein Vater selbst hat mir gebothen keine Pflicht meinem Vergnügen zu opfern, und eben nun stehe ich auf dieser Probe. Längst schon hatten wir meiner Stiefmutter (die jetzt in Coburg wieder verheurathet ist) versprochen, einen Frühling bey ihr zu zubringen; alle meine Schwestern gehen nun hin, und ich kann nicht versagen, auf kurze Zeit wenigstens, dabey zu seyn. Indessen bin ich dort nur zehn Meilen von meinem Osmantinum, und kann, wenn es mir geöffnet bleibt, bey jedem schönen Morgen dort eintreffen. Darf ich hoffen, daß mein Vater sich all seine Güte nicht gereuen läßt, und mich auch nach dieser Verzögerung für seine Tochter erkennt? Ich bin beschämt daß ich zu handlen scheine um ein Gut, das mir der Himmel nur in einer sehr großmüthigen Laune zuweisen konnte; aber wer kann die Umstände leiten?

Lieber Vater, ich berühre mit keiner Sylbe, den höchst unfröhlichen Inhalt Ihres Briefes. Könnte ich etwas wieder gut machen, so würde ich dieser Angelegenheit mein Leben weihen; aber ich muß diesen wahren Kummer im Stillen mit allem Uebrigen tragen, und kann nur bethen, daß irgend eine gnädige Gottheit sich zu Wundern herab lassen möge. Den Gedanken an diese Nachbarschaft trage ich nicht ohne eine gewisse Furcht vor ihren Folgen, und immer noch hoffe ich einen veränderten Standpunkt, ehe ich in die Nähe komme.

Ich darf also, lieber Vater, von Coburg aus schreiben daß, und wann ich komme? Und Sie und die gütige Mamma nehmen mich immer noch auf und an? Ach! wie wohl, wie wohl wird mir seyn unter den prächtigen Linden! So lange schon wandle ich in einer heißen Zone, ohne daß irgend ein Schatten mich erquickt. Ich bin in dieser Zeit der Prüfung um zwanzig Jahr älter geworden, mein Vater wird sich weiden an meinem Ernst und meiner Weißheit.

Vergeben Sie die Eile mit welcher dies alles dahin geschrieben ist; die letzten Tage meines Aufenthalts hier sind um so unruhiger, da ich mich so bald nicht aus meinem Paradies werde

weisen lassen, wann ich einmal heimisch darin bin. Was sagt mein Vater zu diesem Uebermuth? —

Und nun tausend Küsse im Voraus auf die theure Hand, die es nicht verschmähet hat, Glück und Segen für mich niederzuschreiben. Mögte ich es verdienen, daß alles in Erfüllung gieng! Um Ihrer Güte werth zu seyn, wünsche ich es. — Sophie."

Von welcher unfröhlichen Angelegenheit ist in dem Briefe die Rede? welche Nachbarschaft fürchtet Sophie? Etwa die Louis Wieland's? Der Flattergeist bereitete dem Vater häufige Sorge. Eben damals „von dem letzten Gaul oder Esel, auf den er sich geworfen hatte, abermals abgesprungen oder abgeworfen" plante er eine neue Berufsänderung. Und nach einer etwas dunklen Aeußerung der Frau von La Roche bestand wenigstens bei ihr der Wunsch einer Verbindung zwischen ihm und ihrer Enkelin. Wollte er, der sie zu kalt befunden, ihr mehr sein als brüderlicher Freund, wie Sophie ihn nennt? —

Noch länger verschob sich die so nahe geglaubte Rückkehr ins Osmantinum. Der Verdruß darüber, die wachsende Sehnsucht dictirt die nächsten Briefe des Mädchens.

„Pfaffendorf bey Coburg. Den 27ten Juny 1800.

Lieber Vater! Ich bin nicht tod, nicht verloren; nicht undankbar, nicht nachlässig, nicht strafbar; ich bin nur gehindert, gebunden, und von einem Tag zu dem andern vertröstet worden. Immer hoffte ich, Sie mit Bestimmtheit, um die Erlaubniß zu meiner Ankunft, bitten zu können, und immer wieder mußte ich meine Abreise von hier, weiter hinaus schieben. Jetzt erst habe ich die Gewißheit, zu Ende der nächsten Woche frey zu seyn, und darf ich dann, nach allem Zögern und Verschieben, doch noch anklopfen an die Pforte des freundlichen Osmantinums! — Wer wird mir dies beantworten, da die Stimme meines gütigen Vaters nicht bis zu mir reicht! Soll ich meinem Herzen glauben, welches mich so gerne bereden mögte, ich könnte nichts von meinen alten Rechten verlieren? — Ja: ich wage es! Ein Blick wird mich belehren, ob mein Vater zürnt, und dann bleibt mir ja die Flucht um Ihn zu versöhnen. — In acht bis zehn Tagen also, wird Ihre glückliche Tochter sie sehen. Lieber Vater, ich werde Sie sehen! Mehr sag ich mir nicht in meiner freudigen Erwartung, und immer noch dünkt mich diese Vorstellung ein zu schöner Traum.

Aber ich komme nicht allein, ich fündige auf die Güte meiner lieben Mutter, und bringe einen Gast mit, dem sie die Aufnahme nicht versagen darf. Auch kann ich ihn, als den Besten seiner Art empfehlen; Fromm und stille und gehorsam wie seine Gebietherin, auch treu und dankbar wie sie, dies sind die Hauptzüge eines alten Dieners von dem ich mich nicht leicht mehr trennen kann. Zwölf Jahre eines mühseeligen Lebens haben seine Haare gebleicht; sein Feuer ist erloschen, alle Reize seiner Jugend sind dahin, und mit ihnen alle Freunde und Gönner, die ihm seine Schönheit und Geschicklichkeit zugezogen hatten. Jetzt bin ich seine einzige Stütze, wäre es nicht grausam ihn zu verlassen? Auch mögte ich wohl wissen, ob ich unter meines Vaters Linden, nicht so recht schäfermäßig werde haußen dürfen? Die Städterin mit all ihrer Zierlichkeit, habe ich ohnehin bey meiner Abreise von Frankfurt in den Mayn geworfen, um ja in Arkadien einer ächten Philis nachzuahmen. Und welches Möbel ist hierzu wohl unentbehrlicher, da ich unter Karls Heerde mein Lamm schon habe, als ein getreuer Hund? Von meinem Presto also ist die Rede; er ist mir bis hierher gefolgt, und schwört mir tausendmal durch Lecken und Wedeln, daß er mich nimmermehr verlassen könnte. — Hab ich ihn nun noch nicht genug Ihrer Huld versichert, so mag er selbst das Uebrige thun; es kann ihm nur gelingen; denn hundert von meinen kleinen Schmeichelkünsten hab ich ihm abgelernt, er ist Meister darinnen. —

Ach! lieber Vater! Wie abgeschmackt ist all dies Geplauder einer albernen Feder, wann ich denke, daß ich Sie bald sehen und hören, und immer sehen und immer hören soll! Ich bin so kindisch . . . . aber ich gebiethe mir Schweigen bis dorthin, wo Sie und jeder Bewohner von Oßmannstädt keiner Worte mehr bedürfen wird, um meine Freude zu entziffern. Tausendmal küsse ich Ihre Hand, und meiner lieben Mutter ihre, und umarme Groß und Klein, und kann es kaum erwarten, bis all dies keine Täuschung mehr ist. — Sophie. —"

„Pfaffendorf den 4ten Julius 1800.

Bis itzt, lieber Vater, habe ich immer geglaubt, alle himmlische Mächte ruhten in Ihrer Hand; ein Heer freundlicher Geister umschwebte Sie, so oft ich meine Blicke zu Ihnen erhob, und ich fand es so ganz natürlich, daß Ihre Winke allem Sichtbaren und Unsichtbaren Gesetze geben müßten. Warum denn, mein Vater, gestatten Sie einem schadenfrohen Dämon, mich zu peinigen? Warum darf dieser mir, meiner Sehnsucht zu spotten, Berge und Riesen in meinen Weg streuen? Und sind diese bekämpft und jene erstiegen, warum gelingt es ihm einen so mächtigen Bundesgenossen zu erlangen, der mich plötzlich, am Ziel meiner Wünsche, wieder Meilen weit zurück wirft! Ist es eine Probe, die Sie meiner Beharrlichkeit auferlegen? O! Dann ermüde ich Ihre geübteste Plagegeister. Ist es, weil Sie mich Ihrer Nähe nicht mehr würdigen. Nein, nein: ein Wort hätte mehr gefruchtet, als alle diese Hindernisse, die mich wohl quälen und kümmern; aber nicht irre machen können. Ich weiß mich nicht da heraus zu finden, und es bleibt mir nichts übrig, als Geduld und Unterwürfigkeit.

Ja, mein Vater, Ihr Vasall und Lehnsmann, Amor das Kind oder der Gott, je nachdem Sie es gewolt haben, der ist es der mich neckt, der sich gegen mich verschworen hat, der mich wird für Ungeduld sterben lassen. Einen Fuß schon im Wagen, das letzte Lebewohl auf den Lippen, so stund ich, und hatte in Gedanken Oßmanstädt erreicht, meines Vaters Hand gefaßt, seinen freundlichen Gruß vernommen . . . als plötzlich durch ein unerhörtes Hexenwerk meine älteste Schwester Pauline, ihr Herz verliert, ihre Hand verspricht, und nun beym nächsten schönen Sommertag ihren Nahmen vertauschen will. Geht dies wohl mit rechten Dingen zu? — Ich armer Schelm werde nicht gefragt; da soll ich bleiben, den Hochzeitskranz flechten, die Braut schmücken, den Segen sprechen, und Gott weiß! welches heilbringende Gestirn bey der ganzen Sache vorstellen. — Ich wehre mich so viel ich kann: ich verstehe nichts vom Heurathen: ich werde durch schimpfliche Thränen, die ganze Ceremonie verderben; alles verkehrt machen, durch gehen; hilft alles nicht. Sophie muß da seyn, Sophie muß mit reden, Sophie muß mit wählen, Sophie muß mit heurathen . . . Lieber Gott! Wie werde ich mich retten?

Und ist dies nicht Ihr Werk, lieber Vater? Stehen nicht die Liebesgötter in Ihrem Sold? Haben Sie selbst sie nicht gegen mich angestiftet? Wie grausam, wie hart! Da weiß ich jetzt nicht loß zukommen, vor den nächsten vierzehn Tagen giebt man mich nicht frey, und bis dahin sterbe ich zehnmal für Verdruß und Sehnsucht. Dies Schicksal haben Sie Ihrer armen Tochter bereitet; aber ich bestehe die Prüfung, und küsse mit kindlicher Zärtlichkeit, die theure Hand, die mir diese Strafen herbey winkt. Ist es recht so, mein Vater?

Liebe Mutter! Beklagen Sie mich, und sagen Sie Ihrem Sohn, meinem Freund Louis, im Fall Briefe für mich eingelaufen wären, so mögte er mir sie in einem Packet zu schicken. Ich hauße: Chez Madame la Baronne d'Altenstein née Baronne de Rotenhoff à Pfaffendorf près de Coburg. Es wäre recht brüderlich von Louis mir diesen Dienst zu erzeigen, und ich hätte vielleicht den Vortheil dabey, eine Zeile von seiner eigenen Hand zu erblicken, worauf er mich immer viel zu lang warten läßt. Verzeihen Sie, liebe Mutter, die Kühnheit dieser Bitte, und erlangen Sie von meinem Vater, daß er die kleine Götter, die hier so buntes Wesen treiben, wieder einfängt, und der armen Sophie endlich einmal freyen Paß gestattet; dann sollen Sie sehen ob ich dankbar und zärtlich bin, und Ihre Güte verdiene. Alle gute Oßmanstädter sollen für mich bitten, ich will ja gerne diese Schuld wieder abtragen. —"

„Auf dem Schloß Hassenberg den 17ten July 1800.

Pauline ist getraut, in alle ihre Würden eingesetzt, und in ihren Eheherrn gar sehr verliebt. Lauter Umstände, wobey nun die Schwester mehr als überflüssig ist. Diese arme, hintangesetzte, fragt also nun zum Letztenmal:. Darf ich kommen? — Nächsten Sonntag, oder Mondtag, oder Dienstag könnte ich abreisen, doch wünschte ich vorher eine einzige Zeile von meinem Vater, oder Louis zu erhalten. Hat Letzterer mir etwas geschrieben, wie ich ihn gebethen hatte, so bestimmt dies mein Schicksal; ist dies aber nicht, so erneuere ich jetzt meine Bitte, und erwarte Ihren Wink. So lange, lange schon habe ich die theure Handschrift meines Vaters nicht gesehen; ich weiß nicht ob er mich noch lieb hat, ob er mich noch sehen will; ich wage es nicht ohne erneuerte Erlaubniß meine alten Rechte geltend zu machen. — Nur so viel, lieber Vater. — Ist mir endlich das Glück bescheert Sie wirklich zu sehen, so darf ja wohl die zärtliche Tochter ihr ganzes Herz vor

ihrem Vater ergießen. Jetzt sehne ich mich viel zu lebhaft nach diesem Genuß, als daß diese trockene Schreiberey mir genügen könnte. — Eilig, eilig hasche ich die theure Hand, und drücke sie hundertmal an meine Lippen. O! Lieber Vater! Ich habe ein recht kindliches, treues, warmes, gutes Herz. Sophie. —"

Ja, treu bis in den Tod war das Herz des Kindes, das nun endlich sein kleines Mansardenstübchen im Osmantinum bezog und Wochen des Glückes verlebte. Ach, nur Wochen.

Monate lang hoffte und wünschte Wieland den „großen Zuwachs an Vergnügen", den ihm Sophiens Gegenwart brachte, zu genießen. Am liebsten scheint er mit ihr trotz der üblen Witterung des Sommers im Garten geweilt zu haben; unter den buschigen Linden oder im Birkenhaine, mit dem Ausblicke auf die weite Rasenfläche, wandelten sie und saßen sie zusammen im Gespräche, das gerne an den fortschreitenden Roman Aristipp anknüpfte. Wer sie so vertieft sah, glaubte einen heiligen Kreis um Beide gezogen. Da sagte ihr der Vater, daß zu seinem Glücke nichts fehle, so lange seine holde Sophie bei ihm sich befinde, und die Tochter äußerte den Wunsch, bis zu ihrem Tode beim Vater zu bleiben. Ob solcher Gedanken schalt zwar der Greise die Jugendliche, aber sie gab Worte der Todesahnung zurück: „Man sagt zuweilen leicht, was man nicht sagen wollte; oder es weht auch, man weiß nicht woher, ein Lüftchen in die Aeolsharfe unsrer Seele und erweckt sonderbare Anklänge." Anknüpfend und das Trübe ablehnend sprach Wieland darauf von seiner Anmuthung: als er vorhin in den Lindenschatten getreten, da war es ihm auf einmal, als wandelte er in Delphis heiligen Hainen, mit aller Sehnsucht seine Psyche suchend. — Dürftig hat Lüttkemüller einzelne solcher Gespräche aufgezeichnet; der Blüthenstaub ist abgestreift. Aber auch der kümmerliche Bericht läßt die briefliche Aeußerung Wieland's — sie steht in Bezug zu der Thätigkeit am Aristipp — tiefer verstehen: „Wenn die liebenswürdige Sophie Brentano nicht wäre, so weiß ich nicht, was aus meinem allmälig verglühenden Lämpchen werden könnte." Wie mußte die lebendige Rede ihrer süßen Stimme ihn fesseln! „Die Brünette" — erzählt Clemens von der Schwester Sophie in der wunderlichen Sprache seines verwilderten Romanes Godwi — „die Brünette läßt fast jede Unterhaltung eines erhabenen Todes sterben und spielt das Schicksal dabei; doch blüht auf ihren wohlthätigen Wink gleich ein ganzer Frühling von Blumen um den Rosmarin eines solchen Grabes, und jeder solcher Hügel wird durch sie ein Berg, von dem Du eine fröhliche Weinlese und Ernte übersiehest. Die ganze gegenwärtige Gesellschaft fällt dann über die Kränze her, und das Gespräch winkt in einzelnen Blumen von Busen, Locken, Lippen und Blumenkrügen Dir entgegen; sie selbst aber, fährt er fort, nahm einen kleinen Rosmarinzweig und hält ihn aufmerksam vor ihr einziges großes Auge und zieht eine Linie in die Ewigkeit."

Und an anderer Stelle des Romanes schildert der Dichter das Wesen der Schwester mit glühender Liebe und weissagt ihren frühen Tod. „Wenige können ihr geben, was ihr fehlt — sie selbst. — Ihr Leben war bestimmt, zum Himmel, zur Kunst, zur unendlichen Liebe hinzuströmen, aber sie ward aufgefangen zum Strome, sie ward von dürftigen Ufern eingefaßt und ergoß sich aus Mitleid freundlich rauschend, nährend und spiegelnd durch das arme Leben andrer; viele

ganz taugliche, schiffbare Flüsse, einige fischreiche Bächlein und viele Waldströme und wilde Schneegewässer rannen gierig in sie hinein. Schweigend nimmt sie Alle auf, die sich ihre Freunde nennen und führt sie weiter; durch diesen Zufluß ist sie aufgehalten zu vergehen; sie muß langsam die trüben Wellen abwärts wälzen, und ihre Freunde merken es nicht, daß sie sie aufreiben — über ihr steht die Sonne und saugt sie gierig auf, und sie wird wohl bald versiegt sein und im Gedanken leben, wenn das zusammengeflossene Gewässer ihrer Freunde den Strom allein ausmacht, den man Sophie nennt. — Sie ward umfaßt, und sollte Alles gelinde umfassen, und wenn ich sie ansehe, ist mir, als sei sie nur noch die Form ihres Lebens." Und er vergleicht sie mit einer „guten, herrlichen Eiche, um deren Stamm die Menschen Hütten bauen, ob auch Aeste in dunkle Stuben und feuchte Gewölbe eingebaut werden; sie strebt hinauf, da die Sonne auf sie blickt, blüht heftig im Winter, treibt Frucht und Blüthe und Samen mit Gewalt in die Höhe: dies ist die einzige Minute ihres eignen Lebens und die letzte. Alles bricht an ihr herunter, und die Hütten senken sich traurig gegen die Mitte, wo sie war."

Der traurigen Prophezeiung folgt die Erfüllung. Clemens führt den Leser an das Bett des fiebernden Weibes, das die Welt und ihren Inhalt in sich hält, des vollkommnen Wesens, das herrscht, ohne es scheinen zu wollen, so daß, was sie beherrscht und was sie umgibt, die Variation ihres eigenen Themas ist. „Die Brünette sagt, es sei ihr am Grabe der Mutter gewesen, als wenn es sie leise in die Gruft hinabzöge."

Es zog sie leise hinab. Also berichtet Wieland ihr Ende: „Sophie Brentano, das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen von 24 Jahren, das vielleicht der Erdboden trug, wurde, nachdem sie uns eine Reihe paradiesische Tage geschenkt hatte, am 3. September von einer der sonderbarsten und verwickeltsten Nervenkrankheiten befallen, die sich in wenig Tagen als gefährlich ankündigte, mit jedem Tage trostlosere Symptome zeigte, und ungeachtet aller ersinnlichen angewandten Hilfe der Heilkunst in der Mitternachtsstunde des 19. Septembers in Gegenwart ihrer Schwester Gunda und ihres Bruders Georg Brentano mit dem Tode endigte. — — Die Hülse, die der entfliehende Engel zurückließ, ruht nun in einem stillen Plätzchen meines durch sie geheiligten Gartens. Dies und die traurige Gewißheit, daß sie, wenn es auch möglich gewesen wäre, ihr Leben noch einige Zeit zu fristen, doch nie wieder zu der schönen Klarheit ihres Verstandes, die ihr einen so großen Vorzug vor den meisten ihres Geschlechts gab, hätte gelangen können, ist der einzige Trost, womit ich mich nun behelfen muß. — — Ach! sie war zu schön, zu gut, zu sanft für eine Welt wie diese!! Sie ist nun, was sie in diesem Leben nie, nie wieder hätte werden können — sie ist glücklich!"

Den halben Trost hatte der alte Freund Gleim, der vom Herzog die erste theilnehmende Nachricht von Sophiens Erkrankung vernommen hatte, seinem Wieland zugerufen: wäre sie so krank geblieben, welch' ein Unglück! Welch' ein Glück, daß sie genesen ist; in jener Welt wird sie gesund sein. Lange konnte Wieland den Verlust des Lieblings seiner Seele nicht verschmerzen; er fühlte, was er an ihr verloren, werde ihm nie ersetzt werden. Das pindarische σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος eines Schattens Traum ist der Mensch! drängte sich auf seine

Lippen. Im Traume erschien ihm das holde Bild, flog auf ihn zu, er schloß es in die Arme und drückte es an sein Herz, selig in der Täuschung ihres Lebens, mit Thränen erwachend.

So trat auch vor Clemens die todte Schwester. Bei der Erinnerung an die gemeinsame Jugendzeit war's auch ihm, als hielt' er sie lebendig in den Armen, und ach! sie war doch todt. Da sprach er folgende Worte zu ihr, heißt es im Godwi:

. . . . . .
Wie Dein Aug' brach
In sehnenden Thränen,
Ach, da schwiegen alle Worte
Und alle Thränen
Gingen mit ihr.
. . . . . .
Viel Schmerzen waren Dir,
Aber Du warst größer als Schmerzen,
Wie die Liebe, die süßer ist,
Als all' ihr Schmerz.
Und die Armuth, der Du gabst,
War all' Dein Trost,
Und die Liebe, die Du freundlich
Anderen pflegtest
War all' Deine Liebe.
. . . . . .
Scherzend war Dein Aug'
Und Deine Lippe so tröstend —
Dein Herz lag gereift
In der liebenden Brust.
. . . . . .
Oft blickte ich rückwärts
Hin, wo Du warst,
Da lagen noch Strahlen,
Da war noch Sonne,
Und die hohen Bäume glänzten
Im ernsten Garten,
Wo Du gingst.
. . . . . .
Nun bin ich einsam,
Und denke Deiner
Liebend und treu.
. . . . . .
Ach da schweigen alle meine Worte,
Und meine Sehnsucht zieht mit Dir. — —

So ergoß der Bruder seine Trauer. Wieland, bejahrter, unfähig, die Leier so stürmisch zu schlagen, suchte Linderung für seinen Schmerz, indem er sich mit dem Andenken der Todten auch äußerlich beschäftigte. Es war ihm wehmüthige Freude, die goldene Medaille, welche ihm die Familie auf seine Bitte aus dem Nachlasse Sophiens verehrt hatte, lange und genau zu betrachten, ihrem Ursprunge nachzugehen. Es war ihm schmerzliche Beruhigung, auf den Schmuck ihres Grabes zu sinnen. Der Platz, wo er sein Kind gebettet hatte, dort im Lieblingsgehölze seines Gartens, wo die Ilm den Boden säumt, wo die Nachtigallen am liebsten sangen, sollte so viel möglich abgesondert, geheiligt und dem stillen süßen Schmerz der Erinnerung, aber auch zugleich dem herzerhebenden Vorgefühl der besseren

Zukunft gewidmet werden. Was die Natur nur immer zu diesem Zwecke vermöge, sollte dazu aufgeboten werden. Es sollte nach seiner Idee das heimlichste und anziehendste Plätzchen seines Gartens werden. „Wollte Gott," ruft er aus, „ich könnt' es so anmuthig machen, daß es ihren Geist selbst anlocken könnte, es in Feierstunden der untergehenden Sonne oder stillheitrer Mondnächte zu besuchen und seine liebliche Gegenwart durch ein sanftes Säuseln unter den Silberpappeln zu offenbaren!" Wirklich empfand er dort am lebhaftesten die geistige Gemeinschaft mit dem Schutzengel des Osmantinums. Als der nächste Frühling kam, führten alle seine Spaziergänge zu ihrem Grabe; seine liebsten Ruheplätze waren nur wenige Schritte davon entfernt; der Gedanke, daß sie nur ein kleiner Sund trenne, ward zu einem still fortdauernden Gefühle, das dem Aufenthalt im Garten ein ganz eigenes, melancholisch süßes Interesse gab. Noch stand kein Denkmal an der Stätte und so, wie er es mit dem nahe befreundeten Böttiger in Gesprächen und Briefen ausdachte, ward es niemals errichtet. Als Schmetterling-Psyche sollte sie auf dem Sarkophage dargestellt werden, vom Genius des Todes in Freiheit gesetzt; ein alter Philosophus, in dessen Hand eine Rolle mit dem Namen Aristipp lag, sollte dem Relief hinzugefügt werden. Oder, um das Verhältniß zwischen dem philosophischen Dichter des Aristipp und der ihm zuhörenden Psyche deutlicher zu zeigen, sollte sie nach anderem Entwurfe als Frauengestalt dem Alten zugesellt werden, die ohnmächtig in die Arme des Genius des Todes sinkt. Bald läßt er auch diese Idee wieder fallen und will den Philosophus durch einen Genius der Freundschaft ersetzen. Nichts genügt ihm; er wünschte sein Verhältniß zu der geliebten Todten zugleich im Sinnbilde zu offenbaren und doch zugleich so zu verhüllen, daß das rein geistige desselben deutlich werde. Einige Zeilen aus seiner Alceste sollten auf den Stein geschrieben werden, gewiß die Worte, welche Admet der verlornen Gattin nachruft:

Und Du, wenn noch im Reich der Sonne, in den Kreisen
Der schönen Seelen, wenn im stillen Schoß
Des ew'gen Friedens ein Gedanke noch
An Deine Hinterlass'nen Dich erinnert,
Wenn uns're Thränen, uns're Sehnsucht, unser nie
Ermüdendes Gespräch von Deiner Tugend
Und unserm Glück in Dir
Dich noch erreichen kann,
Geliebter Schatten,
So hör' uns! — Fühle, fühle, wie wir unaussprechlich
Dich noch im Grabe lieben,
Und möchte dies Gefühl
Selbst in Elysium Deine Wonne mehren!

Erst im siebenten Jahre nach dem Tode Sophiens wurde ein Denkstein bei ihrem Grabe von der Familie Brentano aufgestellt. Inzwischen hatte Wieland an derselben Stelle seine Gattin versenkt und bestimmt, daß auch sein Leichnam da bestattet werde. Er schrieb für die dreiseitige Pyramide, die dort, wo Sophiens Name steht, in einem Rosenkranze Psyche als Schmetterling zeigt, folgende Verse:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Sechs Jahre darnach deckte der Stein auch ihn.

Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Schriften.
1623—1693.

II.

Als eine Folge jener Absicht, oder vielmehr als ein Mittel, um zum Zwecke zu gelangen, ist vielfach der 1652 erfolgte Uebertritt des Landgrafen zur katholischen Kirche dargestellt worden. Allein, wenn auch die Politik nicht ganz ohne Einfluß darauf mag geblieben sein, so liegen doch die eigentlichen Beweggründe weit tiefer. Sie beruhen theils in den kirchlichen Verhältnissen jener Zeit, theils in dem Bildungsgange und dem Charakter des Landgrafen.

Für die protestantische Kirche ist das siebenzehnte Jahrhundert eine Zeit der heftigsten Parteikämpfe. Die Lutheraner haßten die Reformirten, und die Reformirten verachteten die Lutheraner. Letztere hielten mit Zähigkeit noch an Vielem fest, was sie aus dem Katholicismus überkommen hatten; an manchen Orten wurden die Heiligen- und Marientage festlich begangen[1]); der lutherische Pfarrer spendete das Abendmahl mit Meßgewändern bekleidet; man bediente sich des Kreuzzeichens, des Exorcismus bei der Taufe u. s. w. „Es ist kaum zu sagen," schreibt der Landgraf in seinem Werk „Il Protestantismo", „wie die armen Lutheraner verspottet, verlacht und verachtet werden wegen ihres Glaubens an die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie und wegen der paar Ceremonien, die sie von den Katholiken behalten haben." Die Calviniſten hingegen vernichteten mit Fanatismus Alles, was an die früheren Gebräuche erinnern konnte. Gisbert Voëtius in Utrecht drang sogar darauf, den Hospitälern und andern Stiftungen, z. B. dem St. Annenspital, die alten Namen zu nehmen, weil darin noch Abgötterei versteckt sei. Was die Lehre betrifft, so lag die lutherische Kirche in einer todtenähnlichen Erstarrung und es herrschte ein Dogmenzwang, welcher dem der römischen Kirche durchaus nichts nachgab. Wehe dem Prediger, der es wagte, auch nur um ein Haarbreit von der Lehre seines Consistoriums abzuweichen, oder der es versuchte, wie später der edle Spener, den versteinerten Formen neues geistiges Leben einzuhauchen.

[1]) Vergl. die Gebete für diese Tage in dem lutherischen Onolzbacher Gebetbuch.

Das Ringen nach einer Einigung wurde während des ganzen Jahrhunderts fortgesetzt; allein stets scheiterten solche Versuche, und sie mußten scheitern, so lange jede der beiden Confessionen auf ihren ursprünglichen Forderungen beharrte. Die Reformirten erklärten es für „in Ewigkeit unmöglich, eine rechtschaffene Einigkeit zu treffen, es seye denn, daß sie (die Lutheraner) ihre Lehre verwerfen und verdammen." Die Lutheraner hingegen mochten mit den „Doctoribus veneno Calviniano infectis" überhaupt gar nicht in persönliche Berührung kommen, um nicht von der Seuche jener „pestiferae Doctrinae" angesteckt zu werden. Man wolle ihnen zumuthen, klagte die Wittenberger Facultät, Bekenner des „heillosen Calvinismus und des verfluchten Papstthums als Brüder in Christo anzuerkennen!" Hierzu kam noch die Erbitterung darüber, daß es beim Westphälischen Frieden Hessen-Cassel gelungen war, der reformirten Confession politische Vollberechtigung in Deutschland zu verschaffen, ein Vorrecht, das bis dahin die Lutheraner allein besessen.

Einer der edelsten und bedeutendsten Männer jener Zeit, mit welchem Landgraf Ernst in lebhaftem Briefwechsel stand, der lutherische Theologe Calixtus in Helmstedt, wurde seiner Friedensbestrebungen wegen aufs Heftigste von den eigenen Glaubensgenossen angefeindet. Dorsch von Straßburg wüthete gegen die „atrocia scandala" des Calixt, der Wittenberger Calovius gegen seine „erbärmliche Verstockung", und der fromme Haberkorn in Gießen warnte vor ihm als einem „Feinde Gottes". Nicht einmal nach seinem Tode legte sich der Sturm. Am Inaugurationstage des Rectors ließ die Wittenberger Facultät den Calixtus in Gestalt eines feurigen Drachen mit Hörnern und Klauen, seinen Namen an der Brust tragend, auf dem Theater auftreten. Niemals wurde das Princip der persönlichen Freiheit, auf welchem das ganze Reformationswerk gegründet war, schmählicher verleugnet, als in jenem Jahrhundert, und nirgends in Deutschland war die Zwietracht heftiger als in der „Heimath der Concordienformel", in Sachsen.

Während ernste Gemüther über solche Zustände trauerten und auf Abhülfe sannen, spotteten die weltlicher Gesinnten der allgemeinen Verwirrung. Der Landgraf erzählt, wie er nach der Einnahme von Amöneburg mit den schwedischen Generalen Wrangel, Mortaigne und Königsmark im Schloßhofe im Gespräch zusammengestanden, habe letzterer halb lachend, halb fluchend ausgerufen: „Da schlage doch der Teufel in die ganze Augsburgische Confusion!" Dem Landgrafen selbst war diese „Confusion" schon früh nahe vor Augen gerückt durch die heftige Fehde zwischen den lutherischen Predigern von Marburg und den reformirten von Cassel; eine Fehde, die nicht nur mit der Feder, sondern auch mit den Fäusten ausgekämpft worden war. Mit dem Westphälischen Frieden hatten die blutigen Religionskriege zwar ihr Ende erreicht und die Kämpfe, die nun folgten, hatten mit religiösen Interessen nichts mehr zu schaffen; allein während des ganzen Jahrhunderts herrschte in der gesammten Laienwelt der Hang zu theologischen Studien und Controversen vor. Große Gelehrte, wie der Polyhistor Conring, Philosophen wie Leibnitz, Staatsmänner wie Boineburg schrieben über theologische Fragen und machten dieselben vielfach zum Mittelpunkt ihres gesammten Wirkens. „Unsres Herrgotts Freyreuter" pflegte der Landgraf die Theo-

logie treibenden Laien zu nennen. In den Zelten der kriegsführenden Generale und in den Schlössern der Großen waren solche Unterredungen an der Tagesordnung. Mitten im Strudel der Vergnügungen oder im Drange weltlicher Geschäfte schrieb man Gebet- und Erbauungsbücher, dichtete geistliche Lieder und veranstaltete Colloquien. Es war eine Strömung, der sich Keiner entziehen konnte, der überhaupt an dem geistigen Leben theilnahm. Landgraf Ernst mußte um so unwiderstehlicher davon erfaßt werden, als von Kindheit an sein ganzes Augenmerk auf solche Dinge gerichtet war. Die Bücher des alten und neuen Testamentes hatte er um jene Zeit dreizehn Mal ganz durchgelesen. Mit den hervorragendsten protestantischen Theologen stand er in eifrigem Briefwechsel. Bald jedoch befriedigten ihn deren Antworten nicht mehr; er vermißte in den wichtigsten Fragen die Uebereinstimmung, und vor Allem empfand er den Mangel einer über den Einzelnen stehenden Lehrautorität. „O was für ein abyssus von Confusion! — — Alles läufft im Circel privati Scrutinij humani herumb und hinaus," klagt er in einem Schreiben an Calixtus. Vergebens bemühte er sich, eine Verständigung zwischen ihnen anzubahnen, bis ihm, wie er in einem melancholischen Briefe an seinen Bruder Hermann berichtet, „diese Idee in bronnen gefallen".

In solcher Gemüthsstimmung kam er zu Anfang des Jahres 1650 an den Kaiserlichen Hof, um die im Hessischen Hause eingeführte Primogenitur anzufechten und sich die Rechte eines souveränen Fürsten zu sichern.

Wien war zu jener Zeit der Sammelpunkt aller kleineren deutschen Fürsten, die sich durch Erbverträge oder durch die Bestimmungen des Westphälischen Friedens in ihren Rechten verletzt und mit den bestehenden Zuständen unzufrieden fühlten. Gleichzeitig aber war diese Stadt damals der Heerd der Proselytenmacherei. Eine zahllose Menge Ordensgeistlicher wetteiferte mit dem österreichischen Adel, um im Trüben Seelen zu fischen. Es bestand unverkennbar das Bestreben, den regierenden protestantischen Häusern eine katholische Nebenlinie zur Seite zu stellen, durch welche im Falle einer Succession der Protestantismus aus dem betreffenden Lande allmälig wieder verdrängt werden sollte. Im Vergleich zu den gewaltigen Anstrengungen, die gemacht wurden, und zu der großen Anzahl deutscher Fürsten, welche damals wirklich übertraten (der Landgraf zählt deren siebzehn auf), ist es höchst auffallend, daß in dem Thatbestande, wie er sich seit der Reformationszeit gebildet hatte, wesentlich nicht das Mindeste geändert wurde.

Das lebendige Interesse, das Landgraf Ernst für kirchliche Fragen mitbrachte, bot eine willkommene Handhabe, ihn ins katholische Lager hinüberzuziehn. Im Hause des alten Slavata, der „seit seinem Fall aus dem Rathhausfenster vom Kaiser gleich einem Heiligen äſtimirt" wurde, an der Tafel der Generale Jan van Werth, Gronsfeld und Octavio Piccolomini verstrickte man ihn in theologische Dispute; man lockte ihn in die Controverspredigten des Augustiners Staimos und spielte ihm Bücher in die Hände wie das Speculum Brandenburgicum und die Replik des Cardinals Perron an Jacob I. „Stündlich werden mir," schreibt er an seinen Bruder Hermann, „von allen arten Bücher geschickt, daß 30 Augen und so viel Köpfe darzu und noch viermahl so viel Zeitt gehöhret." Kurz, die Sache nahm bald den Verlauf wie die meisten

Conversionen zu jener Zeit. Man bewies die Autorität der Römischen Kirche aus der h. Schrift und die Autorität der h. Schrift aus der der Kirche, aber mit solcher Gewandtheit, daß der Betreffende des Cirkels, in dem man ihn herumführte, bis ihm schwindlig ward, nicht einmal gewahr wurde.

Bei dem Landgrafen kam insofern noch ein persönliches Motiv hinzu, als er in Folge seiner überreizten religiösen Empfindungen eine krankhafte Angst vor der ewigen Vergeltung hatte, ohne aber gleichzeitig die Festigkeit und den sittlichen Ernst zu besitzen, das „eitele Welt- und Fladerleben", das ihn für seine Ewigkeit „wie Espenlaub zittern" machte, zu vermeiden. Er schrieb wohl eine Menge der erbaulichsten Briefe und Aufsätze über „christlichen Lebenswandel", allein er selber ermahnt später seinen Enkel: „Kehret Euch ja nicht, bitte Ich Euch, an mein Exempel in materia der fladerkeit, ja zum Theil scandalen — — sondern folget mir Vielmehr nach in der auffrichtigkeit, ergebenheit und eiffer vor die göttliche wahrheit und Ehre."

Bei dieser inneren Halbheit und Unwahrhaftigkeit fand er in der Einrichtung der Beichte, wie sie im siebenzehnten Jahrhundert, und zumal an den fürstlichen Höfen, gehandhabt wurde, ein geeignetes Mittel, die streitenden Gegensätze in seinem Innern friedlich zu vereinigen. Die holländischen Protestanten erfanden damals spottend das Sprüchwort: „De Catholyken maeken geen swaerigheit in't sondigen, want sy leggen't met een biechtjen af"[1]).

Um seinem Uebertritt eine größere Wichtigkeit zu geben, sollte demselben eine öffentliche Disputation zu Frankfurt vorhergehen. Der berühmte Kapuziner Valerianus Magni[2]) erbot sich, zu diesem Zweck an den Rhein zu kommen. Die protestantischen Fürsten, die sich in eifriger Correspondenz über diese „wichtige materia" ihre „Hochvernünftigen Gedanken freundvetterlichst communicirten", waren jedoch wenig geneigt, ihre Theologen zu einem bloßen Scheingefecht herzugeben. Auch diese letztern selbst fanden es zwecklos, da der Uebertritt bereits beschlossene Sache und der Hofprediger Fabritius schon entlassen war. Nur die Casseler Theologen gaben ihr Gutachten dahin ab, man müsse die Herausforderung annehmen, „weil sonst die feinde sich mit vollem maul des siegs berühmen, ob sie selbigen schon nicht erhalten"; denn „wenn die bürger oder bawern einand für die faust fordern und der eine will nicht herfür, er mag sich noch so wohl entschuldigen, als er kann, so spricht Herr Omnis doch, Mein Nachbar ist verzagt und förchtet seiner Haut." Nun trat jedoch wieder ein anderes Hinderniß ein, indem die Gießener Lutheraner sich entschieden weigerten, gleichzeitig mit Calixtus und den Casseler Reformirten an dem Colloquium theilzunehmen. „Ich staune," schreibt Crocius aus Cassel an Boineburg, „daß die Gießener in solchem Hasse gegen Calixtus brennen, daß sie sich weigern, mit ihm für die Wahrheit gegen die gemeinsamen Feinde zu kämpfen. Wurden doch einst die Novatianer von den Katholiken um Rath gefragt und zum gemeinsamen Kampfe gegen die Arianer zugelassen. Heute aber sondern die Lutheraner einen Jünger Luthers

[1]) „Die Katholiken machen sich nichts aus dem Sündigen, denn mit Einem Beichtchen werden sie ihre Sünden wieder los."

[2]) Aus der gräflichen Familie Magni in Mailand gebürtig, sah er es nicht ungern, wenn man seinen Familiennamen in Magnus veränderte.

und Professor einer Lutherischen Akademie, der durch kein Synodaldecret wegen Irrlehre verurtheilt ist, von sich ab in einer gemeinsamen Sache!"

Nach endlosem Hin- und Herschreiben kam im December 1651 endlich ein Colloquium, und zwar zu Rheinfels, zwischen Valerian und Haberkorn zu Stande.

Dieses Colloquium gewann bald dadurch ein allgemeineres Interesse, daß es der Anlaß wurde zum hellen Ausbruch der zwischen den Kapuzinern und den Jesuiten bestehenden Feindschaft.

Haberkorn war bereits mit seinen beiden Begleitern in Rheinfels angelangt; allein Valerianus konnte, da alle Wege am Rhein überschwemmt waren, nicht rechtzeitig erscheinen. Da nun die Lutheraner unter Rühmen, ihre Gegner seien ausgeblieben, fort wollten, verschrieb der Landgraf eiligst einige Jesuiten aus Mainz, damit Jene „auffs wenigst eines Catholischen Theologi ansichtig würden."

„Ehe nun die Patres ankommen[1]), vast eine halbe stunde früer ist R. P. Valerianus in dem Wagen deß Chur-Fürstens von Cöln ankommen, hatte seine Reiß angestelt durch den Westerwald und kame daher zu uns ganz ohnverhofft. Als Ich nun ihne in sein Losament geführt, hab Ich vermeldt, was Ich nach dem Ich von seiner Ankunfft verzweifflet, vorgenommen hett; under diesem discurs gibt die Wacht ein Zeichen auß dem Thurm, daß die Patres herbey kommen — — so bald Ich nun P. Valeriano dieses vermeldet, fing er an zu zürnen, gienge schnell auf und ab, brache leztlich auß mit diesen Worten: Ich sage hiemit Ew. Fürstl. Gnaden, daß Sie alsobald und diesen augenblick diese Leuth abweisen sollen. Es wissen Ew. Fürstl. Gnaden nit, wie sie sich verhalten und mit dergleichen Personen, als wie ich bin, handlen sollen, und keinen Fuß in das Hauß einsetzen, dann sie werden sich sonsten rühmen, daß die Bekehrung von ihnen geschehen sey und solliches durch alle ihre Schulen außbreitten. Sovil damahlen P. Valerianus, und Ich mueß bekennen, daß Ich mit meinem Stallknecht Herrischer nit hette reden können, als er dazumahl mit mir geredt."

Um den erzürnten Kapuziner zu beruhigen, versprach der Landgraf, die Jesuiten nach einem Ruhetag zu entlassen, indem es ihm bei den überschwemmten Wegen und dem schlimmen Wetter unmöglich sei, sie, die er doch selber eingeladen, an der Thür umkehren zu heißen. Sie sollten sich dagegen in keiner Weise in das Colloquium einmischen.

Am folgenden Tage, da eine größere Tischgesellschaft in Rheinfels anwesend war, lud der Landgraf die Jesuiten zur Tafel. Während des Essens kam es zwischen ihnen und den Lutheranern zu einer Unterredung über eine Stelle des Jacobusbriefes. Einer der Gäste verließ hierauf heimlich den Saal und benachrichtigte den Valerianus.

„Der gute Alte", erzählt der Landgraf weiter, „und damahlen von dem Podagramb geplagte gehet herab auß seinem Zimmer bey den 100 Staffel und — — tritt gehling hinein in den Saal mit solchen Geberden, welche mehr einem Fürsten als einem Religiosen auß dem Orden S. Francisci anständig wären, setzet sich zu oberst deß Tisch neben meiner Gemahel; und da er ein Kleines zu-

[1]) Schreiben des Landgrafen an den Frater Fortunatus, 30. September 1661.

gehört, wie der Jesuiter und Lutheraner sich mit einander unterredeten, bricht er alßbald auß in Zorn und vermeldete: der Jesuiter hat nit, als wie sich gezimmet, disputiert, sondern der Doctor Haberkorn ist besser bestelt. Ich kan nit außsprechen und ohne Schrecken nit gedenken, was Ergernuß darauß erfolgt und wie sich die Lutherische darüber erfreut."

Die Jesuiten vergaßen die ihnen zugefügte Beleidigung nicht. Als Valerian im Verlaufe des Colloquiums (in welchem Haberkorn die h. Schrift und jener die Autorität des Römischen Stuhles als das Fundament des Glaubens vertheidigte) zugab, die päpstliche Unfehlbarkeit sei aus der h. Schrift nicht zu beweisen, so wurde er von ihnen dieses Zugeständnisses wegen der Ketzerei angeklagt. Die Gesellschaft Jesu war hoch erfreut über diesen Anlaß, den ihnen seit lange verhaßten Kapuziner zu stürzen. Bei ihrem Streit mit dem Erzbischof von Prag um die Universität hatte Valerian als eine mächtige Hülfe auf Seiten des Erzbischofes gestanden; während des dreißigjährigen Krieges war er es hauptsächlich gewesen, durch dessen Einfluß der den Jesuiten verhaßte Friedensschluß von 1635 zu Stande kam; eine fernere Ursache ihres Grolles war der Antheil, den Valerian an der Aufhebung der Congregation der Jesuitessen hatte[1]). Endlich aber und vor Allem sannen sie auf Rache wegen der wiederholten Anklagen, die er gegen die Gesellschaft Jesu bei Urban VIII. erhoben hatte: dieselbe sei eine atheistische Genossenschaft, welche die Religion nur als Deckmantel für rein weltliche Zwecke der Habsucht und Herrschsucht ausbeute[2]).

Es folgte nun ein neunjähriger erbitterter Kampf, bis es endlich den Jesuiten gelang, den mächtigen Gegner zu vernichten. Dieser Zeit entstammt als ein geflügeltes Wort des siebenzehnten Jahrhunderts der bekannte Ausruf des Valerian: „Mentiris impudentissime!" Die Jesuiten setzten zunächst durch, daß demselben alles Schreiben verboten wurde. Eine Apologie, die für ihn in Cöln erschien, wurde auf Befehl des Nuntius öffentlich durch Henkershand verbrannt, dem betreffenden Buchdrucker der Proceß gemacht und zwei Kapuziner, welche man als Verfasser im Verdacht hatte, wurden aus der Stadt gewiesen. Endlich[3]), am Abend des 1. Februars 1661, erschien der Auditor des Nuntius von Soldaten begleitet im Kapuzinerkloster zu Wien, um den Valerian im Namen des Papstes zu verhaften. Bis zu der beabsichtigten Ueberführung nach Rom, wohin er zur Hinrichtung (ad supplicium) gebracht werden sollte, warf man ihn in den für gemeine Verbrecher bestimmten Kerker. Ganz Wien gerieth in Aufregung. Scharenweise pilgerte das Volk nach dem Kloster, in den Straßen hörte man die Rufe: „Hoch die Kapuziner, hoch Valerianus, der das für die Wahrheit leidet! Nieder mit den Jesuiten!" Wo die Letzteren sich blicken ließen,

---

[1]) „Und weil diese Priester versuchten, den Jesuitismus durch eine Congregation von Jesuitessen zu befestigen, so trat unter Andern auch ich dem entgegen, und daher erfolgte 1631 ihre Aufhebung." Schreiben des Valerian an den Nuntius zu Wien, 5. Mai 1656.

[2]) Um dieselbe Zeit wie Valerian sandte auch die katholische rheinische Reichsritterschaft ein Schreiben an den Papst (7. März 1637), um dessen Schutz zu erbitten gegen „has Patrum Soc. divino et humano, Gentiumque juri contrarias et avidas intentiones et machinationes," welche verhüllt seien „sub velo instituendae juventutis."

[3]) Epistola Rev. Prov. Capuc. ad admodum Rev. P. General. 15. Februar 1661.

wurde mit Koth und Steinen nach ihnen geworfen. Der Provincial des Ordens eilte zum Nuntius, der ihm erklärte, sich an den Befehl des Papstes halten zu müssen; dann zum Kaiser, der zugab, die Art, wie man gegen den Valerian verfahre, mißfalle auch ihm; er habe aber, da der Nuntius im Namen des Papstes „den weltlichen Arm" verlangt, denselben nicht weigern können. Es war Leopold I., dem die Jesuiten den Beinamen des Großen gaben. Der Provincial schilderte ihm hierauf, welch' ein Skandal es sei, einen Mann so zu behandeln, der sechzig Jahre im Orden ein tadelloses Leben geführt, der so oft dem Hause Oesterreich als Gesandter gedient, dem es die Heirath der Tochter Ferdinand's II. mit dem Könige von Polen verdanke; der mit vielen Fürsten blutsverwandt sei, u. s. w. Der Kaiser versprach zu überlegen, was zu thun sei. Nachdem zwei Verwandte des Valerian, der Markgraf von Baden und ein Graf Strasnitz, Caution geleistet, befreite man ihn aus dem Kerker und sandte ihn in das Kapuzinerkloster zu Salzburg, mit dem Befehl an den Erzbischof, ihn mit „dimostrazione di politezza" zu behandeln. Hier starb er wenige Monate nachher, fünfundsiebzig Jahre alt.

Wenn die Inschrift auf seinem Grabstein ihn als „Theologus profundus" rühmt, so ist dies nach den damals in Deutschland herrschenden Begriffen zu nehmen. Die Beweise des Valerian für seine Glaubenslehre, z. B. in seinem Hauptwerk, der „Regula credendi", sind fast durchweg die abgeschmacktesten Wundergeschichten, unter denen sogar die Erweckung todter Ochsen und Esel eine Rolle spielt. Unter seinen Briefen an Ernst's Gemahlin befindet sich ein Begleitschreiben zu einem Fläschchen Oel aus den Gebeinen des h. Nicolaus zu Bari: „Ich versichere Ihnen, daß es von dem wahren Oel ist und Wunder wirkt, je nach dem Glauben Dessen, der sich seiner bedient; man muß es aber mit Andacht aufbewahren, sonst vergeht es häufig, wenn es im Besitz großer Sünder ist."

Der Landgraf selbst fühlte sich in der ersten Zeit nach seinem Uebertritt (am 6. Januar 1652 im Dom zu Köln) wie in einem Taumel; er glaubte Alles, bis auf die Erweckung der Ochsen und Esel herab, und sah auf der einen Seite nur Licht, auf der andern nur Finsterniß. Entrüstet schreibt er über Boineburg, daß derselbe diese Wundergeschichten zwar „weidlich verachte", jetzt aber werde der Valerian „etwaß schreiben, so sich gewaschen haben wird." Auf den Vorwurf des Calixtus, der Papst habe durch seine Verdammung des Westphälischen Friedens, den doch Kaiser und Reich geschlossen, und durch seine Zurückweisung des achten Kurfürstenthums in Deutschland zeigen wollen, daß Alles seiner Botmäßigkeit unterworfen sei, antwortete der Landgraf damals nur mit den Worten des Hymnus:

„Crudelis Herodes Deum
Regem venire quid times?
Non eripit mortalia
Qui regna dat coelestia" [1]).

---

[1]) „Herodes, arger Gottesfeind!
Was fürchtest Du, da Gott erscheint?
Der greift die ird'sche Macht nicht an,
Der Gottes Reich verleihen kann." (Simrock.)

Die zahlreichen Briefe, welche er zu jener Zeit an Verwandte und Freunde schrieb, meist zu dem Zweck, dieselben zu dem gleichen Schritt zu bewegen, machen unverkennbar den Eindruck ehrlichster Ueberzeugung. Während er es den beiden gelehrten Controversisten Walenburg überließ, die „Motiva“ seines Uebertrittes für die Oeffentlichkeit auszuarbeiten, stürzte er selbst sich in das hitzige literarische Gefecht, das in Folge des Rheinfelser Colloquiums zwischen Protestanten und Katholiken entstand. Mit ergötzlichster Grobheit fielen die kampflustigen Gegner von beiden Seiten über einander her. Der Landgraf beklagt sich bitter über die „animosität deß Crocii, die Waschafftigkeit deß Dorschaei, der die witz allein zu fressen vermeinet, und die impertinentz deß Hulsii. — Aber vor allen andern trägstu Crocij die palmam, undt unter den bösen Zungen undt federn erhelstu billig das primat.“

In einer dieser Flugschriften, die den Titel „Cibus quadragesimalis“ (Fastenspeise) führt, fordert der Verfasser dazu auf, man möge ihm als Gegengabe „Ostereier“ schicken, „denn durch kleine Geschenke wird die Freundschaft warm gehalten.“ Die Antwort darauf lautet: „Ew. Liebden Herr Fastenkoch wollen die gesuchte Paascheyer nicht von mir erwarten, sondern die zu Cöllen suchen, bei denen so von Compostel wieder zu Hause kommen, die werden wohl etliche frische eyer mit sich haben bracht von den weissen hünern die zu S. Domingo verwahret werden zur gedechtniß, daß einst daselbst einem wirte zwey gebratne Hüner auß seiner schüßel geflogen und wieder lebendig worden, als er nicht glauben wollen, daß der S. Jakobsbruder, den er mit falsch zum Galgen gebracht, wieder am Galgen durch die liebe Fraw zu Monte Serrato were lebendig gemacht. Er setze zu solchem hünlein das hänichen welches zu Bononia auß der Schüssel ebener massen geflogen, da es alschon zerstücklet war und einer nicht glauben wolte, daß es S. Peter wieder lebendig machen könte: alsdan so möchte man kücklein darab ziehn.“ Endlich fand der Landgraf: „es falle ihm als Reichsfürsten wenig reputirlich, sich also mit den Prädikanten herumzuschlagen“ und zog sich aus diesem Federkriege zurück.

Es war den Jesuiten bald gelungen, die Kapuziner aus der Gunst des Landgrafen gänzlich zu verdrängen, und denselben für ihre Lehrmeinungen einzunehmen. In einem sehr bitteren Brief an Valerian vom 20. Januar 1656 ruft er demselben zu: „Ziehe nach Rom, und defendire daher, daß man primatum Romani Pontificis ex solo textu sacro nicht probiren könne, und komme dan wieder anhero, so wollen wir Dich processionaliter einholen.“ Die Kapuziner waren jedoch nicht gewillt, das einmal eroberte Terrain in dem protestantischen Städtchen gutwillig aufzugeben, und wichen erst nach hartnäckigem Widerstand. Bei dem Begräbniß einer armen Frau zu St. Goar kam es vor, daß sowohl ein Jesuit als auch ein Kapuziner, um den Platz zu behaupten, eine Leichenpredigt hielten und sämmtliche Ceremonien verrichteten. Da die Kapuziner dem Landgrafen sein Versprechen vorhielten, ihnen eine Ordensniederlassung zu gründen, erklärte er, dies sei kein richtiges Versprechen gewesen, sondern nur „discurse und sachen in der lufft.“

Später söhnte sich der beleidigte Orden wieder mit ihm aus, wenn auch nicht, ohne sich gelegentlich durch kleine Chikanen für die erlittene Unbill zu

rächen. Es findet sich eine Correspondenz aus dem Jahr 1676 über einen Kapuziner, Pater Mansuetus aus Mainz, den der Fürst sich als geistlichen Beistand nach Venedig vorausgeschickt hatte; derselbe war bereits zu Fuß bis Steiermark gepilgert, als ihn der Befehl seines Obern einholte: sich „nur stracks et stante pede fein in Gottes nahmen wieder zurück zu machen." Der Landgraf schreibt empört: dies sei eine ihm „sehr schimpflich fallende procedur", aus der er „einen mercklichen disgust fasse"; man habe wohl dem Ordensgeneral „invidiose berichtet, P. Mansuetus ginge nur so per spasso durch die Länder vagiren und spatziren und Gott wüßte, ob Ich selbsten noch nach Venedig würde kommen." Der Pater Provincial entschuldigte sich, an dem Mansuetus sei dem Orden gar nicht so hoch gelegen, aber desto mehr an dessen Begleiter, dem Bruder Clemens, der ein guter Koch sei.

Jesuiten und Kapuziner waren die häufigsten Gäste in Rheinfels, mit denen der Landgraf sich, wie er schreibt, „offtmahls in Gott ergötzete". So ganz ausschließlich geistlicher Art scheinen diese Ergötzungen jedoch nicht gerade gewesen zu sein, denn es finden sich daneben bedenkliche Anspielungen auf „Jesuiterräuschlein, wann mann den Kacheloffen vor einen Cuirassier ansiehet," oder die zarte Besorgniß: „Ich verhoffe, daß Adm. Reverentia Vestra gestern nach von mir vorliebgenommenen geringen tractament der Viererley weinen, alß Von Spanischen, melissen und besten firnen und newen wein, glücklich und Zeittlich dennoch Zu Coblentz werden ahnkommen seyn." „Die drey Patres," heißt es in einem andern Brief an den Jesuiten Caspers, „hab Ich gestern tractiret et revera propter Ecclesiam multum passi sunt, dan an fischen sie nichts gehabt alß gesotten undt gebratten Salm, Forellen, Krebs, Hechte, Rhein-Carpen in schwartzer brühe, Ahl und Barben, nebst einer wohl regalirten Krebs Suppe, einen guten trunck alten starcken firnen wein, Artischocken undt gemüse, nebenst dem edlen jedoch wohl gekochten Stockfisch, weißbrodt undt allem guten willen undt Von sechserley Obs, Herr Nordeck Zu gesellschafft: in summa sie haben jugum Domini in groser austeritet getragen."

Der Landgraf besaß ein zu klares und selbständiges Urtheil und hatte zu viel in der Welt beobachtet, um lange in dem geistigen Bann festgehalten zu werden, den die Jesuiten während der ersten Jahre nach seinem Uebertritt auf ihn ausübten, und es ist interessant, in seinen Aufsätzen und Briefen die allmälige Umwandlung seines kirchlichen Standpunktes zu verfolgen. Wer die Jesuiten nicht möge, müsse entweder ein Ignorant, oder ein Häretikus sein, hatte er kurz nach seinem Uebertritt geschrieben. Wenige Jahre nahen Verkehrs mit denselben genügten jedoch, um ihn zu anderer Einsicht zu bringen. Persönlich blieb er ihnen bis zu seinem Tode nahe befreundet, wie er deren auch in Rheinfels stets zwei bis drei in seiner Umgebung hielt; allein er verstand es, ihnen gelegentlich mit großer Derbheit seine Meinung zu sagen. Zu ihrem Verdruß und trotz eindringlicher Abmahnung Seitens des berühmten Jesuiten Maimbourg, ließ er die von ihm gebaute Kirche zu St. Goar 1660 auf den Namen der Apostel Petrus und Paulus einweihen, während jene von einer solchen Nebeneinanderstellung beider Apostel nichts hören wollten. In einer Wechselschrift mit dem

französischen Jesuiten Jobert hatte der Landgraf sich den Namen Paul zugelegt, während Ersterer sich Pierre nannte.

Wie sehr der Landgraf von der übertriebenen Werthschätzung der Ordensgeistlichkeit zurückkam, spricht sich in vielen Stellen seiner Briefe aus. Wenn er Schweden, Großbritannien und Norwegen katholisch machen könnte, schreibt er an Jobert, so würde er sich wohl sehr besinnen, ob er, außer den krankenpflegenden Genossenschaften, überhaupt irgend einen Orden ins Land lassen würde. Als in der Pfalz die katholische Linie Neuburg zur Regierung kam, arbeitete er ein Gutachten darüber aus, welches das geringere Uebel sei: Jesuiten oder Kapuziner zur Hülfe ins Land zu nehmen. Die Letzteren kosteten direct wenig, sie seien wie die Tauben, die sich ihr Futter selbst suchten, aber indirect seien sie wie Blutegel, die dem Volk „das Blut aus marck und bein auffsaugen", und wer sie einmal auf dem Halse habe, der werde sie nicht mehr los. Er rathe dem Kurfürsten daher mehr zu den Jesuiten; sie seien zwar unduldsam, neidisch, rachsüchtig, auf Erbschaften erpicht, sie verleiteten die Fürsten zum Wortbruch, seien stets geneigt, Alles, was sich einmal von Mißbräuchen in die Kirche eingeschlichen, als Glaubensartikel zu vertheidigen, sie hätten außerdem noch „personal Fehler, von denen er nichts melden wolle, dann wir alle Menschen sindt;" wenn sie sich jedoch entschließen könnten, „Gott, der Wahrheit und der raison fein Platz zu geben", so seien sie immerhin „tüchtige, ja die besten Instrumenta", in Summa, er rathe zu den Jesuiten.

Den deutschen Jesuiten seiner Zeit wirft er hauptsächlich ihren Mangel an Gelehrsamkeit vor. Von den großen, die ganze Kirche damals bewegenden Fragen hätten dieselben kaum eine Ahnung; sie hörten nur davon durch die französischen Jesuiten und auch das nur höchst unvollkommen, da die wenigsten im Stande seien, ein französisches Buch zu lesen. „Und wie viele unter Euch können nicht einmahl propter latinitatem recht fertig und ohne haesitiren und sich ridiculos zu protistuiren Teutsch leßen, sondern offters stutzen." Die rheinischen Jesuiten verstünden nicht einmal zu sagen „Gott sei mir gnädig", sondern auf ihren Kanzeln höre man sie gewöhnlich beten „Bis mir gnädig". Die Gesellschaft recrutirte sich in Deutschland fast ausschließlich aus dem mittleren Bürger- und Bauernstand. „Sagt mir doch, ich bitte Euch," fragt der Landgraf 1666 den Pater Jobert, „was hat der Pater Truchseß[1]) nur in Paris zu thun? Gott verzeih mir's, aber ich glaube, weil Eure deutschen Patres so selten einen Grafen oder Adeligen bekommen, so schicken sie diesen, um Staat mit ihm zu machen, spazieren. Gott gebe nur, daß er an Eurem Hofe, dessen Geist Ihr ja kennt, sich nicht lächerlich mache; ich wenigstens möchte sein Compagnon bei der Audienz nicht sein." Von den französischen Jesuiten, die an Weltgewandtheit und an Wissenschaftlichkeit den deutschen weit überlegen waren, meinte er: „Nichts Hitzigeres gibt es in der Welt als ein frantzösischer Jesuiter, von denen ich es auch mit etlichen hitzigen probiret."

Wenn die Weltgeistlichkeit sei, wie sie sein solle, schreibt er an Jobert, so halte er die Orden eher für schädlich als nützlich. „Wenn z. B. hier in der

[1]) Graf Eusebius Truchseß, einer der nächsten Freunde des Landgrafen, Professor in Ingolstadt, später in Rom als Assistent des Generals für Deutschland, starb 1713 in München.

Nachbarschaft in Coblenz, wo Ihr gewesen seid, nur zwei gute Pfarreien wären und in jeder derselben nur vier oder fünf Priester unter einem Dechant, so wäre für das geistige Bedürfniß dieser guten Stadt hinreichend gesorgt, während es jetzt außer diesen beiden Pfarreien noch dort gibt: zwei Collegialkirchen, ferner ein Jesuiten-Colleg, Dominikaner, Rekollekten, Kapuziner, Carmeliter und Karthäuser, welches unter anderem die Ursache ist, warum aus dieser sonst so günstig gelegenen Stadt nie werden kann, was sie werden sollte. Denn es ist eine notorische, greifbare und durch die protestantischen Städte bewiesene Thatsache, daß viele Klöster — — das Gemeinwesen verschlechteren. Sehen wir z. B. Frankfurt am Main, wo dreimal so viel Lutheraner wohnen, als in Coblenz Katholiken, außerdem noch viele Calvinisten und Juden, dort sorgen nur dreizehn lutherische Prediger in vier oder fünf Kirchen für so viele Tausende von Seelen und weiden sie, wenn auch leider nicht ohne Irrthum und Schisma, so doch in Frömmigkeit und Sittlichkeit zum mindesten ebenso gut, als es unsre katholischen Hirten zu Mainz thun. Ihr und Euresgleichen werdet mir zwar antworten, daß dann nicht so viele Messen, zumal nicht für die Verstorbenen, gelesen würden, daß nicht so viele Beichten und Communionen, Andachten und Heiligenverehrung stattfänden. Aber, mein lieber Herr, über dies Kapitel hätte ich Euch wohl viel zu sagen, aber da ich sehe, daß Ihr es nicht tragen könnt, werde ich es Euch nur ahnen lassen, denn in der alten Kirche wußte man von solchen Lehren und Praktiken nichts, man las eben nicht so viele Messen und kannte nicht so viele Sorten von Devotionen, die allmälig durch die Orden sind eingeschleppt worden und die denselben nöthig sind für ihr Ansehn und Zulauf und Unterhalt. Man ging damals nicht für jede Kleinigkeit, so quasi aus Routine oder, Gott weiß, aus was für Gründen, so oft beichten. Und was das Gebet für die Verstorbenen betrifft, so seht Ihr z. B. nicht, daß die katholischen Kaiser sich so viele Tausende von Messen gestiftet hätten wie unsre guten Oesterreichischen Kaiser und Bayerischen Herzoge“ [1]).

Für die Kirchengeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts ist der Briefwechsel des Landgrafen mit der Gesellschaft Jesu von höchstem Interesse. Derselbe umfaßt einen Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren, und wir begegnen hier den bekanntesten Namen wie: Annat [2]), La Chaise, Maimburg, Le Tellier, Adam, Vota, Paganini, Hazard, Honoré Fabri u. s. w. Der Landgraf war jedoch nicht nur mit den Jesuiten, sondern auch mit deren Gegnern, den sogenannten „Jansenisten“, d. h. den Gelehrten von Port Royal und der Kirche von Utrecht (Antoine, Arnauld, Nicole, Duvaucel, Ruth d'Ans, Neerkassel u. s. w.) in lebhaftem Verkehr. In Rom stand er sowohl mit den Cardinälen Albizzi und Pallavicini [3]), als auch

[1]) Maximilian von Baiern bestimmte z. B., daß sofort nach seinem Hinscheiden die Jesuiten in Deutschland 10,000 Messen für seine Seele lesen sollten, für welche das Geld bereits deponirt war.

[2]) Im Jahre 1661 schreibt Annat: daß der Landgraf die Gesellschaft Jesu liebe und gegen ihre Feinde vertheidige, sei eine besondere Gnade des Himmels, wodurch derselbe sein Wohlgefallen an dessen Bekehrung habe bezeugen wollen.

[3]) Ranucci Pallavicini, ein Neffe des bekannten Geschichtsschreibers des Tridentiner Concils. Unter den Papieren des Landgrafen findet sich ein Sonett auf ihn, das mit den Worten anfängt: „Se fosse Papa il buon Pallavicino,“ und hierauf schildert, wie alsdann sämmtliche Jesuiten,

mit deren Antipoden, Bona und Colonna, auf vertrautestem Fuße. Nirgends paßt die Bezeichnung eines „geistigen Maklers" besser auf ihn, als in dieser eigenthümlichen Stellung eines Vertrauensmannes zweier einander auf Leben und Tod bekämpfenden Parteien. Den Inhalt jener Correspondenz bilden fast ausschließlich die damaligen Bestrebungen Roms und der Gesellschaft Jesu, die päpstliche Unfehlbarkeit zum Dogma zu erheben, sowie alle damit in Verbindung stehenden Fragen wie: Inquisition und Index, Jansenismus, Gallikanische Artikel u. s. w. Es wird uns hier ein so vollständiges, wahrheitsgetreues und genaues Bild jener Kämpfe geboten, welche die katholische Kirche während des siebenzehnten Jahrhunderts erschütterten, wie kaum in einem andern Briefwechsel aus jener Zeit[1]). Nur einige wenige Stellen aus demselben mögen hier folgen:

„Bone Deus!" schreibt der Landgraf am 17. September 1680 an Truchseß, damals in Rom als Assistent für Deutschland, „solche dergestalt ahngegebene Päbstliche Infallibilität hat mehr auf sich, alß mann primo intuito wohl nicht vermainet, und würden die weltliche Potentaten alßdann frisch sehen, wann solche pro articulo fidei passiren müste; denn was Gregorius Septimus und Bonifacius Octavus sich schon zu ihrer Zeit ahngemaßt, bekant ist, und was kan mann nicht ad res fidei et morum ziehen? — — Ich zwar meines Orths möchte herzlich wünschen, daß die Päbste nicht allein infallibiles, sondern auch so gar und zugleich impeccabiles und Thaumaturgi wären."

In der Wechselschrift zwischen dem Landgrafen und Jobert aus dem Jahr 1672 schreibt der Letztere: „Ich glaube nicht, daß es nothwendig ist, daß Paul in der Unfehlbarkeitsfrage Partei ergreife und daß er es unternehme, Pierre's Meinung zu bekämpfen; er sollte wenigstens neutral bleiben. Um sich den Protestanten nicht verhaßt zu machen, genügt es, ihnen zu sagen, diese Lehre sei kein Glaubensartikel (n'est pas de la foy)." Der Landgraf erwiderte hierauf: „Da, wo es sich um das wahre Interesse der Kirche handelt — — wüßte ich nicht neutral zu bleiben, und da ich sehe, welch ein Schaden aus dieser Lehre nicht nur der katholischen Religion und der Kirche im Allgemeinen, sondern insbesondere auch dem Apostolischen Stuhl selber erwachsen wird, so glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich aufrichtig meine Meinung gesagt habe, indem es die Protestanten in Ewigkeit unversöhnlich mit uns macht, wenn wir den Päpsten das Attribut der Unfehlbarkeit beilegen wollten. Alle diese Kanonisten und Ordensleute, wer sie auch seien, die aus ein oder anderer Rücksicht die Person der Päpste mit der sogenannten Unfehlbarkeit und Unabhängigkeit bethören, sind in der That mehr ihre Schmeichler als ihre wahren Diener — — und von ihnen sagt man, wenn man nach der Litanei von Allenheiligen für den Papst betet: Dominus conservet eum etc."

Zehn Jahre später, als Frankreich wegen der bekannten Gallikanischen Artikel (1682) mit den Päpsten in einen Streit gerieth, der nahezu den Charakter eines

vom General an bis herab zum Ausläufer, Fra Ruffino, zu Cardinälen erhoben, ganz Rom in ein Jesuitencolleg verwandelt werden würde und die Kirche in „una perfetta Monarchia, Essendo incorporata senza svario La santa fede nella Compagnia."

[1]) Staatsarchiv zu Marburg, Geheimes Haus- und Staatsarchiv zu München, Erzbischöfliches Archiv zu Utrecht.

Schisma annahm, da machte der Landgraf die Erfahrung, daß es den französischen Jesuiten mit ihrer Behauptung der päpstlichen Unfehlbarkeit nur dann Ernst sei, wenn die Consequenzen dieser Lehre zu ihrem oder vielmehr zu Frankreichs Vortheil gereichten. Der Père la Chaise war selbst einer der Miturheber jener vier Artikel und als die französischen Jesuiten von Rom aufgefordert wurden, gegen dieselben zu schreiben, weigerten sie sich dessen. „Die Entscheidungen der Päpste werden von jeder Partei für unfehlbar gehalten," bemerkte Landgraf Ernst hierauf, „wenn dieselben ihren Ansichten entsprechen; alsdann sieht man Unterwerfung und daß die Unfehlbarkeit des Römischen Stuhls in den Himmel erhoben wird; ist die Entscheidung ihnen aber entgegen, so sind die Jesuiten genau grade so wie jede andere Partei, sie zucken mit den Schultern und rufen aus: „Du hast Menschen lassen über unser Haupt fahren." „Wenn der Papst Andere verurtheilt, so nennt Ihr ihn: Notre Saint Père le Pape, wenn er aber Euch verurtheilt, so redet Ihr von der puissance étrangère, dont les droicts ne passent pas les alpes."

Frankreich hoffte, während des Pontifikats Innocenz' XII. es durchzusetzen, daß der Papst den Bischöfen, welche jener Versammlung 1682 beigewohnt, die bisher vorenthaltene kanonische Institution ertheilen und damit das Zerwürfniß beendigen werde; allein grade in jenen Jahren verließ das Glück die Waffen Ludwig's XIV. „Wenn Frankreich herabkäme," heißt es in dem Briefe eines Canonikers aus der Diöcese Aleth an den Landgrafen, „so ist es klar, daß es alsdann nicht im Stande wäre, sich beim Römischen Hof gefürchtet zu machen und Satisfaction zu verlangen für die Bulle des verstorbenen Papstes gegen die vier Artikel. Man weiß hinreichend, daß der Römische Hof in seinen Ansprüchen auf- und abschlägt (hausse et baisse), je nachdem die katholischen Mächte mehr oder weniger Kräfte haben." Was Frankreich betraf, so hatten diese Artikel weniger die Bedeutung, daß durch sie die französische Kirche der Freiheit, als vielmehr, daß sie dem Despotismus Ludwig's XIV. überliefert wurde; für die Gesammtkirche jedoch war deren Aufrechthaltung wichtig als Ausdruck der älteren Kirchenverfassung. „Wenn der französische Clerus nur festbleibt in Betreff der vier Artikel," antwortet der Landgraf auf jenen Brief, „so will ich mich schon zufrieden geben, denn ein größeres Unglück für unsere h. Kirche und für die Religion gibt es gar nicht, als diese Prätensionen des Römischen Hofes. — — Sollte derselbe gegen meine Hoffnung hierin die Oberhand behalten, so wüßte ich weiter nichts mehr zu sagen, als: Was haben wir mit dem Hause Davids zu schaffen, Israel gehe hin zu Deinen Zelten."

Rom blieb jedoch fest, und im Jahre 1693 erfolgte die Unterwerfung der französischen Bischöfe. Ergrimmt schrieb kurz vorher, 1692, der Jesuit Jobert an den Landgrafen: „Die Truppen des Königs brauchen nur zu kommen und Finale und Porto longone zu belagern, so wird der Römische Hof schon lernen nachgeben." — „Haben Ew. Hoheit sich nicht entsetzt, daß ein Jesuit sich so ausspricht?" fragt Duvaucel.

In engster Beziehung zu dieser Frage stand in jenem Jahrhundert die Thätigkeit der Indexcongregation. Ursprünglich gegründet, um die Bücher, welche man dem Glauben oder den Sitten gefährlich hielt, zu verurtheilen, war

dies jetzt nur noch die untergeordnete Bedeutung jenes Tribunals; der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag vielmehr darin, durch möglichst viele und möglichst tief in das Gewissen der Menschen eingreifende Entscheidungen die Kirche in der Unterwerfung unter das Urtheil Roms zu üben und hierdurch den päpstlichen Stuhl als im factischen Besitz der Unfehlbarkeit erscheinen zu lassen. Dies allein ist auch der Sinn jener langjährigen, schweren Kämpfe, die man fälschlich mit dem Namen der „jansenistischen" Streitigkeiten belegt.

„Ist gar nicht nöthig," schreibt der Landgraf in einem Briefe an Truchseß, „daß man eben fingerslang dieses oder jenes authoritative zu Rom entscheide, sondern, daß mann eß bey demjenigen allein laße, waß sowohl auß der heiligen Schrifft alß Tradition der ersten fünff saeculorum mann zu glauben und zu halten hat — — ch'importa per esempio alla salute d'un Christiano la dichiarazione o decisione della Concezzione della Beatissima Vergine?"

Ebenso entschieden wie gegen die Unfehlbarkeit spricht der Landgraf sich gegen die Existenz eines weltlichen Kirchenstaates aus. „Die Autorität der Päpste," schreibt er 1684 an Antoine Arnauld, „würde bei Potentaten und Völkern eine viel größere sein, wenn sie nicht mit diesem weltlichen Königreich und all dieser Pracht, diesem Ueberfluß und Glanz à la Mondaine verbunden wäre; wer das nicht glauben will, mag es in Gottes Namen bleiben lassen. — — Als ich das einmal in Rom diesem kleinen, trockenen, aber einigermaßen gelehrten Cardinal Pallavicini in sein Angesicht und in seinen ruppichten Bart hineingesagt habe, der meine, wenigstens gut gemeinten, Ansichten als leere und hohle Ideen behandelte, so sage ich auch jetzt noch, daß man durchaus nicht ausfinden kann, wie sich die beiden Gewalten füglich auf einer Persönlichkeit vereinigen lassen. — — Glaubt mir nur, die Leitung der Staatsgeschäfte, Justiz, Polizei, Krieg, Correspondenzen, Höflichkeitspflichten, das Alles nimmt mehr als einen ganzen Menschen in Anspruch, und es würde von einem solchen kaum genug übrig bleiben, um auch nur ein Bisthum ordentlich zu verwalten. Was unseren jetzigen h. Vater betrifft (Innocenz XI.), der gewiß eine heilige Persönlichkeit ist, so müßt Ihr ein für allemal wissen, daß fast alle seine Zeit auf rein weltliche Beschäftigungen geht, statt auf geistliche oder kirchliche. Wer sich etwas Anderes vorreden will, der täuscht sich."

Die deutschen Bischöfe und Domherren seiner Zeit bezeichnet er mit wenigen Ausnahmen (wie z. B. der Kurfürst von Trier, Hugo von Orsbeck) als „die großen Hanse und gemäste Kälber, denen nur darumb zu thun desto stattlicher und commöder in dieser Welt zu leben, die eher potentes in vino, alß nicht in sermone Domini sich erzeigen, deren conversatio nicht in coelestibus, sondern und biß ahn die ohren nur in terreneo und also in Koth und treck ist." Da die Einkünfte eines einzigen Bisthums selten ausreichten für die Ansprüche jener glänzenden geistlichen Höfe, so bemühte man sich, gegen die canonischen Bestimmungen, so viele Bisthümer wie nur irgend möglich in Einer Hand zu vereinigen. „Eben die Herren Jesuiter, alß Von des Pabsts und deßen hoff leib Regiment wollen mordicus dies defendiret haben, umb desto höher bey Papst und Bischöffen am brett zu seyn, und die Cathedras und Poenitentiarias Zu occupiren."

Im Jahr 1688, als der große Streit um das Kurfürstenthum Cöln zwischen dem Cardinal Fürstenberg und den beiden siebenzehnjährigen Prinzen Clemens von Baiern und Franz von Pfalz-Neuburg entbrannt war, schreibt der Landgraf an den Jesuiten Caspers: „Hatt wohl, frage Ich, den beiden Aposteln Petro et Paulo getraümet, daß wann sie gesaget und darvor gehalten haben, Qui Episcopatum bonum opus desiderat, daß es hernach in folgenden Saeculis heißen solle, daß Exempli Gratia Junge Bayer: Fürsten oder Pfalzgraffen oder ein gebohrner Graff Wilhelm Egon von Fürstenberg Nur und principaliter, umb in dieser welt potentes Zu seyn, Stattlich und herrlich Zu leben, solche geistliche digniteten — — (erwerben) und umb darzu Zu gelangen sich solcher mittel Zu gebrauchen, welche Zum wenigsten der Simonie gewaltig gleich sehen. — — Oh bone Deus, waß gedencket doch nicht Deine heilige Mayᵗᵗ Von diesem allem? Mi Pater, Ich kann mich nicht ändern vom Sentiment; Aber Ihr Herr Patres, Ihr haltet die Küßgher solchen Stands-Personen unter dem haupt." Die Protestanten, schreibt er an einer andern Stelle, müßten ja aus solchen Thatsachen nothwendig schließen, „die gantze Römisch-Catholische Religion sey nur dergestalt nach und nach mit Fleiß so geschmidt worden, um ein irdisch und weltliches Pfaffen-Reich vor müssige weichliche und hoffertige Leute allein anzustellen und zu hegen." In einem Brief an den Domprediger Volusius zu Mainz, der ihn wegen solcher Ansichten heftig angegriffen, äußert er, wenn auch die weltliche Herrschaft der Kirchenfürsten in Vielem eingeschränkt werde, so könnten denselben „doch noch solche gute Brocken bleiben, daß Sie deßwegen doch nicht mit St. Petro sagen dörffen, aurum et argentum non habemus. — — Warumb soll mann mir nun über dergleichen anderst nicht, alß raisonnable discursen und wünsch dergestaldt spöttlich über die Nase fahren, nur weil es diesem oder jenem hitzigen und nicht dergestaldt über eines und andere die erfahrung habenden Kopff nicht in sein Hirn hineinwill, schämen, sage ich, solten sich in Ihr Herz und Blut hinein solche Schulfüchse und Pedanten — — cape tibi hoc."

Es erinnert an den Juden des Boccaccio, wenn der Landgraf schreibt, grade daraus „spüret man die Göttliche Vorsichtigkeit über die Römisch-Catholische Kirch indeme solche Kirch bey so überall und auf allen Ecken her gefährlichen Läufften durch solche Leuthe zuweilen regiret wird, von denen man sich dan eben verwundern kan, als ob nicht durch gute erfahrene Holländische Steuer-Leuthe und Matrosen, sondern durch die der Schiffart doch gantzh unerfahrne Sächsische Jäger oder Tyrolische Bergknaben aus Europa ein Schiff nach Ost-Indien überbracht worden."

Im Jahr 1666 schrieb der Landgraf ein Werk über „den heutigen Zustand deß Religions-Wesens in der Welt", mit der Devise „Non nisi Bonis placere cupio". Das Buch, welches er in sechzig Exemplaren zur Vertheilung an seine Freunde drucken ließ, führt den Titel: „Der so wahrhaffte als ganz auffrichtig- und discret gesinnte Catholischer"[1]). Innerhalb fünf Monaten, bemerkt er in

[1]) Das Werk ist sehr selten, da der Landgraf der vielen Angriffe wegen, welchen er in Folge dieser Schrift ausgesetzt war, die Exemplare, deren er wieder habhaft werden konnte, zurückzog. Er schrieb später einen „Extractus", im Wesentlichen dasselbe, nur in etwas milderen Ausdrücken.

der Vorrede, habe er, durch Reisen und sonstige Hindernisse oft unterbrochen, dasselbe eigenhändig geschrieben. Mit großer Klarheit und bewunderungswürdiger Unparteilichkeit schildert er in diesem Buch den Zustand der verschiedenen Kirchen und Confessionen, wie sich derselbe zu jener Zeit darbot. „Dieses, obschon in wenig Exemplarien Bestehende Buch", schreibt er an Volusius, „wird verhoffentlich noch einmahl nach meinem todt seine frucht tragen und vielleicht noch hervor gesuchet — — werden." Es sei nicht der Zweck desselben, „ein in sich nit anderst als bodenloses Mischmasch von allen Religionen zu machen oder einige gantz chimerische Vorschläge zu thun," sondern derselbe „gehet alleinig dahin, umb bei allerseits sowol Catholischen als Protestirenden Theilen die — — Gemüther ein wenig zu mildern und zu raisonnabeleren und moderateren Gedancken — — zu bringen." Einem seiner Freunde, dem „so frommen und von hertzen Lieben", aber unduldsamen Jesuiten Mylius in Cöln schreibt er, derselbe möge den Verum, Sincerum ac Discretum Catholicum lesen, da werde er „zwar keine große gelährtigkeit noch elegantiam styli, dagegen dieses finden, daß so eß Bey den Protestirenden in ein- und anderen schlecht stehet, Wir unß gleichfallß auch Bey der Nase zu ziehen haben." Da er seinen Jesuiten nicht zumuthen wollte, eine lateinische Uebersetzung des Buches anzufertigen, so übertrug er diese Aufgabe dem lutherischen Superintendenten Christiani zu St. Goar, der den „discreten Catholischen" in ein so barbarisches Latein einkleidete, daß die Niederländer und die gelehrten Messieurs de Port-Royal sich nicht genug darüber entsetzen konnten. Der Erzbischof Neerkassel von Utrecht schrieb dem Landgrafen darüber: „Erlauchter Fürst, Mit unaussprechlicher Freude habe ich Ihren Wahren und Aufrichtigen Katholiken gelesen. Seine Sitten, sein ernstes Urtheil, seine hohe Gelehrsamkeit und seine Geistesfreiheit gefallen mir. Da ich nun solche Gaben in ihm verehre oder vielmehr ahne, so zürne ich etwas dem Künstler, der einem so edlen Manne ein so unedles Kleid angelegt hat. — — Deshalb wage ich Ew. Hoheit zu bitten, daß Sie Ihrem Katholiken eine edlere Pflege möchten zu Theil werden lassen. Er würde größeren Nutzen stiften, wenn seine Rede durchsichtiger und zarter wäre, wodurch das Ohr der Römer gefesselt würde."

Das Werk ist hauptsächlich gegen diejenigen Uebelstände innerhalb der katholischen Kirche gerichtet, welche der Landgraf für die vornehmlichsten Hindernisse zur Wiedervereinigung der getrennten Confessionen hielt: zunächst gegen die stets zunehmende päpstliche Allgewalt und die Verweltlichung des Clerus, dann gegen die Mißbräuche in der Verehrung der Heiligen und dem sonstigen Cultus, und endlich gegen die Verwahrlosung des Volkes. Von dem ersten dieser Punkte war bereits oben die Rede. Was den zweiten, die Mißbräuche im Cultus, betrifft, so war er der Ansicht, dies sei der „Articul, der mit am allermeinsten die Protestirenden vor den Kopf stosse." Dieselbe Ansicht sprechen andere einsichtsvolle Katholiken der damaligen Zeit aus, z. B. Boineburg in seiner „Cautio Catholica circa miracula visiones et apparitiones Spiritum". Die Verehrung der Heiligen hatte damals eine Höhe erreicht wie nie zuvor. „Was für ein in der antiquität gantz unbekandtes Wesen ist deßfals ja nicht allgemach durch die Religiosen und Bruderschafften und sonderlich der vier ordinum mendicantium eingeführt worden, nemlich der Dominicaner mit dem Ro-

sario: der Carmeliter mit dem Scapulier: der Franziscaner mit der geweiheten Chorde und der Augustiner mit dem ledernen Gürtel und wie kommet doch seithero erst gar kurtzens — -- deß sonsten wohl heiligen guten frommen und gerechten Pfleg-Vatters des HErrn Christi St. Joseph absonderliche devotion fast so gantz neu itzo hervor? deren St. Joachim und St. Anna auff die Art bald folgen werden, wann nur einmal ein vornehmer Potentat oder hohe Dame oder ein ansehenlicher Geistlicher es unternimmet und durch allerhand Anstalt sich Beypflichter und Nachfolger machet, da alsdann leicht Päbstliche declarationes und Bullen, allerhand Zuschreibung, Einbildungen und Gerüchte von Miraculen, Bruderschafften und Concursus von darzu andächtigen Personen mit der Zeit und nach und nach sich hierbey machen, daß endlich nemine contradicente (denn wer behencket sich leicht gerne in Streit — —) allgemach es so hinauff steiget, daß man es dann hernach also darbey lassen muß! — — Bone Deus! wie hat doch GOtt im Anfang alles so fein einfältig geschaffen, und wie machen sich doch hingegen die Menschen so viel unnötiger Künsten!"

In Italien höre man in den Kirchen „von nichts anderst als von Crocefissi und Madonne miracolosissimi", er habe deren gesehen: weinende, seufzende, Augen verdrehende, lachende, schwitzende, solche, „denen die Haare miraculose wachsen" u. s. w. Viele solche Bilder habe er angetroffen, für deren Maler man St. Lucas ausgebe, einige auch, welche Engel gemalt haben sollen. Von den Nägeln, mit denen man den Herrn ans Kreuz geschlagen, habe er, „als welcher nicht wenig durch Teutschland, Engelland, Niederland, Franckreich und Italien öffters gereyset und auch ziemlich et ex professo curios gewesen", an folgenden Orten gesehen, in: Wien, Trier, Mailand, Rom, St. Denis, „und wie mich gedunckет auch zu Venedig." Der ungenähte Rock Christi wurde in mehreren Exemplaren, die berühmtesten zu Argenteuil[1]) und in Trier, der Verehrung des Volkes dargestellt. In Andechs, dessen große Reliquientafel er sich nicht „getrawe ohne roth zu werden, einen vernünfftigen Protestirenden sehen zu lassen," zeigte man u. A. eine Stola, die die h. Jungfrau dem Johannes gestickt; in Lüneburg neben der Laterne des h. Josephs auch den Geldbeutel des Judas, in Angers einen der steinernen Krüge von der Hochzeit zu Cana. An vielen Orten habe er von denselben Heiligen „dieselben particulen ihrer Leiber gefunden"; wenn der Papst einmal den Befehl erließe, jede Kirche müsse eine Liste der in ihrem Besitz befindlichen und der Verehrung des Volkes ausgesetzten Reliquien einsenden, „was würde dann nicht für ein so gantz wunderseltzsames Wesen hervorkommen — — daß kein Catholischer Theologus sich anderst darauß zu expediren wüßte, als es — — Gott zu befehlen, denn da würde mancher Heyliger nicht alleine verschiedene Köpff und andere Gliedern: sonderen auch gar verschiedene Leiber gehabt haben. — — In Summa: Einen oder andern gelehrten und mit moderation begabten Protestirenden getrawete ich mir noch wohl — — endlich dahin zu bringen, daß er erkennen könte, quod sit pium et licitum invocare Sanctos — — Daß ich Ihn aber über das und dahin bewegen solte — — daß er — — eine sonderbare und, wie sie es gemeiniglich zu nennen pflegen, „„zarte"" Andacht zu den Heiligen

[1]) Vergl. Gerberon, La robe sans couture de N. S. J. Chr. venerée à Argenteuil.

haben, auch immaculatam conceptionem B. Mariae V. de fide glauben — — sich in eine oder andere der vielerley confraternitäten — — geben und all dasjenige von Miraculen und Miraculosen Oerthern und Bildern, Visionen und Apparitionen glauben und halten solle — — das getrawe ich mir einmal nicht zu thun."

„Pierre und Die, welche die h. Jungfrau zärtlich lieben," antwortete Jobert, auf solche Ansichten des Landgrafen, „können nicht dulden, daß Paul, wenn er Beispiele von Mißbräuchen geben will, Dinge berühre, die sie betreffen. Paul's Gegner werden nicht verfehlen, ihm dies als einen Rest seines früheren Calvinismus vorzurücken. Außerdem sollte man vermeiden, den Katholiken, die in solcher Zärtlichkeit gegen die h. Jungfrau auferzogen sind, Anstoß zu geben — — ich würde mich also mehr allgemein ausdrücken oder andere Beispiele wählen." — „Gegen jeden Andern als den Pater Jobert," erwiderte der Landgraf, „der ihn des Mangels an Zärtlichkeit gegen die Allerseligste Jungfrau beschuldigen und ihm dies als Rest seiner früheren Religion vorwerfen wollte, würde besagter Paul sich nicht wenig erzürnen. Paul selbst betet täglich seinen Rosenkranz und die Lauretanische Litanei und setzt ein besonderes Vertrauen in ihre Fürbitte; wo bleibt da der Calvinismus? Aber dessenungeachtet hält er sie, wie er es von dem großen Cardinal Perron gelernt, mehr für eine Bittende als Gebetene."

Hand in Hand mit der abergläubischen Heiligenverehrung ging in jener verwilderten Zeit der Mißbrauch mit den Teufelsaustreibungen, indem beides Mittel waren, durch welche die Orden sich den Zulauf der Menge sicherten. Im Paderbornischen zog der Jesuit Bernard Loper mit einer Schar solcher Besessenen im Lande umher, deren Reden wie Orakelsprüche angesehen wurden. Verständiger handelte der Provincial der Kapuziner zu Cöln, Benedict Leodius. Als eines Tages vor seinem Kloster eine solche Schar zusammenströmte, die vorgab, von Teufeln besessen zu sein und mit aller Gewalt exorcirt sein wollte, kurirte er sie damit, daß er ihnen erklärte, exorcirt sollten sie werden, allein der Kurfürst habe verordnet, daß Jeder vorher ein halbes Jahr im Kerker liege und ein um den andern Tag durchgepeitscht werde. Plötzlich hatte keiner mehr einen Teufel, und die Bande stob auseinander, ohne sich je wieder blicken zu lassen. Der Kurfürst sagte lachend, als er von dem Heilmittel hörte: „Placet decretum".

Am besten unter den rheinischen Bisthümern sah es in dieser Hinsicht noch in Mainz aus unter dem Kurfürsten Schönborn. Derselbe war der erste deutsche Fürst, der sich Spee's „Cautio criminalis" zu Herzen gehen ließ und den Hexenprocessen ein Ende machte. Während der Pest 1666 richtete er eine ordentliche Gesundheitspolizei ein, um nicht „die h. Vierzehn Nothhelfer allein zu bemühen". Die Bibelübersetzung, welche er drucken ließ, sei die erste deutsche Bibel, die nicht „ein so gar übel und unangenehm Teutsch" habe. Als einen Beweis, wie groß auch am Rhein die Ignoranz des gemeinen Volkes sei, erzählt der Landgraf: in seiner Nachbarschaft, dem Wallfahrtsort Bornhofen, habe man, um den Abscheu gegen die Juden und die römischen Soldaten, die den Herrn gekreuzigt, in christlicher Weise an den Tag zu legen, den steinernen Abbildungen derselben auf den Stationen am Wege die Nasen eingeschlagen; nur Pilatus und Kaiphas seien

verschont worden, weil man sie ihrer Kopfbedeckung wegen für christliche Bischöfe gehalten.

Als das wesentlichste Mittel, solcher Unwissenheit abzuhelfen, bezeichnet er die Schule. Durch scharfen Zwang müsse dafür gesorgt werden, daß jedes Kind im zwölften Jahre „fertig und hurtig" lesen könne. Andererseits aber müsse man auch Sorge tragen, daß „diejenige, welche gemeine Kinderschul halten und nebst dem Schreiben und Lesen das Beten und den Catechismum die Jugend unterweisen sollen, als woran ja fast alles angelegen ist, nothdürftig und daß sie fein darbey bleiben könten, salarijrt werden. — — Gute Pastoren, Spitäler und gute Schulmeister, die zu diesen drey Sachen Außgaben solten ja billich allen andern in der Welt vorgehen" [1]).

Einen großen Theil der Schuld an der Unwissenheit des Volks in religiösen Dingen schiebt der Landgraf auf den Ausschluß der Volkssprache aus dem katholischen Gottesdienst. In diesem Punkt gebe die Kirche leider allen Grund zu dem Vorwurfe, sie wolle das Volk absichtlich „in einer guten dicken gäntzlichen simplicität und Unwissenheit halten". Am schlimmsten sah es in Italien aus, gerade da, wo es, als dem Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, am besten hätte sein müssen. Jegliche Uebersetzung der h. Schrift oder der Meßgebete wurde hier unter den schärfsten Ausdrücken verboten. Es sei „plane haereticum", sagte der Rector des Venetianischen Jesuitencollegs zu dem Landgrafen, in den Kirchen italienisch zu singen oder zu beten. „Ist es nicht ein Elend," schreibt er 1680 aus Venedig an Leibniz, „daß das gemeine Volk hier fast nichts in Händen hat, als lateinische Offizien der h. Jungfrau, und als man dieses Buch in Wien ins Italienische übersetzte und der Kaiserin widmete, haben die Herren Inquisitoren einen solchen Schreck gehabt, — — daß sie es sofort verboten [2]). In was für einem trostlosen Zustand und in welcher schmachvollen Unwissenheit in Folge dieses Mangels die italienische Kirche ist und wie die Sitten keineswegs dadurch gebessert werden, zeigt der traurige Erfolg."

Etwas besser als in Italien sei es in Deutschland bestellt, und zwar sei dies vor allem das Verdienst des Jesuiten Petrus Canisius, der im vorhergehenden Jahrhundert durch die Einführung von Andachtsübungen in der Volkssprache, durch seinen deutschen Katechismus und seine Erbauungsbücher der Unwissenheit und Verwilderung wirksam entgegengetreten sei. Sehr richtig habe er gerade hierin das wichtigste Mittel erkannt, um einem weiteren Abfall von der Kirche zu steuern, denn durch den Gebrauch der Volkssprache beim Gottesdienst sei wohl schon ein Protestant wieder katholisch geworden, aber noch niemals ein Katholik protestantisch, wie man sich dies Letztere jetzt in Rom einbilde. Als weitere Reform auf diesem Gebiet schlägt der Landgraf vor, man solle den lateinischen Psalmengesang aus den Pfarrkirchen verbannen, wo die Bürger, Bauern und

[1]) Wie jämmerlich die Lage der Volksschullehrer in der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg vielfach war, geht aus den Verordnungen hervor, die hier und da zu ihrem Schutz erlassen wurden, z. B. einer württembergischen aus dem Jahre 1654, die den Pfarrern einschärft, die Schulmeister nicht allzu viel zu Haushaltsgeschäften, wie Holzhacken und Dreschen, zu gebrauchen.

[2]) Die Uebersetzung war auf Befehl der Kaiserin Eleonore 1672 herausgegeben worden, 1674 wurde sie in Rom verboten.

Buben „die horas Canonicas auff Latein daher eher plärren und greischen als mit Andacht singen"; man möge an die Stelle dieser lateinischen Nachmittagsgottesdienste deutsche Lieder und Gebete, sowie Vorlesungen aus der h. Schrift setzen. Während der Messe solle man gleichzeitig die Meßgebete laut auf deutsch vorbeten, ferner sich bei Taufe und Abendmahl der Volkssprache bedienen, damit das Volk besser in den Sinn der h. Handlungen eindringe; denn „daß eine Sprache vor der andern eben heiliger seyn solle, mehr eine also andächtige Speculation ist, als sonsten grossen Grund hat". Ebenso sei bei Begräbnissen ein deutsches Gebet und ein Lied über „die Sterblichkeit und Schnöde dieses zergänglichen Lebens" weit erbaulicher, als wenn „ein Priester mit einigen Clericis alleine was in lateinischer Sprache, welche die wenigsten verstehen, daher pröppelt oder herschnaddert und das Völklein mit einem Rosenkrantz und Wachskerzen nur so nachlauffet. — — Warumb soll man doch immermehr zu Rom hierinnen so dur und inflexibel sich erzeigen? — — Wolte Gott! daß nur einmahl ein Papst darauff rechtschaffen reflectiren thäte". Aus dem Gottesdienst wünscht er Alles verbannt zu sehen, was dessen Würde zuwider, z. B. die übergroße Geschwindigkeit, die in Italien im Brauch sei. Da gehe es gemeiniglich „rispel raspel damit her, und die Herren Geistlichen eilen davon, alß ob es gleichsam brennen thäte, daß es ein Schand und Spott ist." Als höchst anstößig bezeichnet er ferner Dinge wie die „Eselsprocession" am Gründonnerstag in Wien, in der die Einen maskirt als Herodes, Pilatus, die zwölf Apostel, Maria ꝛc., Alle auf Eseln sitzend, auf den Calvarienberg zogen, während Andere schwere Kreuze und Ketten hinaufschleppten. Eine ähnliche Procession fand in der Charwoche zu Rom, und zwar bei Nacht statt; die Mitglieder derselben geißelten sich, hinter je zwei „Büßenden" gingen zwei Fackelträger, um dieselben zu beleuchten und neben ihnen Kapuziner, die ihnen Brod und Wein zur Stärkung reichten. Bei lange währenden kirchlichen Feierlichkeiten wurde zu jener Zeit in Rom bisweilen Eis und Chocolade in den Kirchen herumgeboten. Einmal hatte man bei einer Procession den Altar mit der Statue des h. Antonius aus Schinken und Würsten hergestellt. In Spanien war es Sitte, an hohen Festtagen vor dem Allerheiligsten Castagnettentänze aufführen zu lassen und zwar durch dieselben Leute, die solche gewerbsmäßig in den Gassen tanzten. Von allen diesen Dingen sagt der Landgraf, „wer nicht selbst zu den Protestirenden gehört habe, könne sich keine Ideam machen, wie solches Alles selbige vor den Kopf stosse," und er halte dafür, „daß je eher und mehr man nur dasjenige fahren läßt, welches sich doch nicht beständig halten — — lassen will, je mehr und besser seye eben der Römischen Katholischen Kirchen zu ihrem wahren Interesse mit gedient".

Für die damaligen Zustände in den Klöstern ist eine Stelle im „Discreten Katholik" von Interesse, an der der Landgraf vorschlägt: schlechte Mönche solle man in eigens dazu bestimmte Besserungshäuser unterbringen und sie vornehmlich durch gut geordnete Arbeit zu bekehren suchen, „welches ja auff die Art ungleich besser were, als hie und da, wie bei einigen Religiosen — — da man solche Personen Jahr und Tag in Wasser und Brod ohne der Sonnen- oder Tageslicht sie sehen zu lassen dergestaldt in einem Keller oder Loch unter dem

hohen Altar und ohne einigen Trost und Conversation auff die Art etwas all zu hart tractirt und in der That desperiren und crepiren macht."

Es konnte nicht fehlen, daß ein Buch, welches die Mißbräuche in der Kirche so schonungslos aufdeckte, der Inquisition zur Anzeige gebracht wurde. Der Jesuit Vitus Erbermann in Mainz machte den Ankläger, ohne daß jedoch eine Verurtheilung erfolgte. Der Cardinal Albizzi, damals das einflußreichste Mitglied jenes Tribunals, begnügte sich, dem Landgrafen warnend zu sagen: „Noi riguardiamo a niente, ni anco ai principi quando scrivono". Papst Innocenz XI. dagegen rühmte in einem Schreiben „die Frömmigkeit und Umsicht" des Landgrafen, sowie sein richtiges Urtheil über kirchliche Verhältnisse. Es war dies freilich derselbe Papst, den die französischen Jesuiten achselzuckend „ce bon Pape moderne janséniste" nannten.

Den Jesuiten galt der Landgraf in seiner Offenherzigkeit als ein wahres enfant terrible. „Wenn wir auch im Allgemeinen zugeben sollen," schreibt ihm Truchseß, „daß es Mißbräuche und Unordnungen in der Kirche gebe, so sollen wir doch nicht leicht etwas Bestimmtes tadeln. — — Wenn wir Katholiken unter uns sind, können wir ja vielleicht mit etwas größerer Freiheit unsrem Eifer gegen die Mißbräuche Luft machen, aber wir dürfen das, was der Kirche zur Schande gereicht, nicht enthüllen oder Andern zeigen." — „Ew. Hochwürden Methode," antwortet der Landgraf hierauf, „stimmt besser mit den Regeln der weltlichen Politik überein, die den Grundsatz hat, die Welt in Unterwerfung zu halten — — als die meinige, die nur offen und ehrlich darauf ausgeht, das Gute gut und das Schlechte schlecht zu nennen."

Ganz so rückhaltlos, wie die Jesuiten fürchteten, war er jedoch nicht. Als der berühmte Orientalist Ludolphi ihn bat, an dem Abonnement auf eine italienische Zeitung, die er gemeinsam mit Kurtrier hielt, als Dritter theilnehmen zu dürfen, zählt der Landgraf unter den „Impedimenta Warumb Herrn Ludolphi nicht kan willfahrt werden," auf, es sei diesem als Protestirenden nicht nütze, von den Fehlern und Sitten des römischen Hofes noch mehr zu erfahren, als er bereits wisse. Aehnlich schreibt er an Leibniz: das neu erschienene Buch über die Greuel der Inquisition in Goa sei das Merkwürdigste, was man lesen könne, er habe es nach Rom geschickt, ihm werde er es jedoch nicht schicken, da es ihn nur noch mehr von dem Eintritt in die katholische Kirche zurückhalten würde.

Fast schien es, als sollte der Landgraf vor seinem Lebensende noch die Verwirklichung vieler seiner Reformideen sehen, als 1691 Innocenz XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Ueber das Conclave, aus dem dieser Papst hervorging, sowie über die erste Zeit seiner Regierung findet sich in dem Nachlasse des Landgrafen eine große Anzahl von Briefen des Agenten der holländischen Kirche, Duvaucel[1]). Derselbe hatte, als er 1682 nach Rom gesandt wurde, auf der Durchreise eine Zusammenkunft mit dem Fürsten in Frankfurt, welcher ihm durch Empfehlungen an einige Cardinäle und andere einflußreiche Personen die Wege ebnete. Aus Dankbarkeit für diese Hilfe schrieb ihm Duvaucel unter den Namen Walloni, Dubois, de Sylva („non propter metum Judaeorum,

[1]) Staatsarchiv zu Marburg.

sed aulicorum", wie der Landgraf meint) genaue, fast tagebuchartige Berichte über die damaligen Vorgänge in Rom. Für die Geschichte der Päpste würden diese Briefe von großem Werthe sein. Sehr anschaulich schildern dieselben die Zustände nach dem Tode Alexander's VIII.: die Verachtung des Volkes gegen den eben verstorbenen Papst, durch welchen der Nepotismus wieder zur vollen Blüthe gelangt, die Angst und Hast, mit der die Nepoten die erbeuteten Schätze in Sicherheit zu bringen suchten, die Zügellosigkeit während der fünfmonatlichen Sedisvacanz (182 Morde kamen während derselben in Rom vor), die verschlungenen Pfade der Diplomatie, die Parteien der Zelanti, der Innocentiani, der Papalini u. s. w. Um Abwechslung in die Langeweile des Conclaves zu bringen, befahl einer der Neffen des verstorbenen Papstes, Cardinal Ottoboni, Abends vor seinem Fenster Serenaden zu spielen. Der Cardinal d'Este aber ließ der Musik durch einen Hagel von Steinen, die seine Leute den Musikanten auf die Köpfe werfen mußten, ein Ende machen; hierauf großer Zwist zwischen den beiden Kirchenfürsten. Unter diesem Bericht findet sich von der Hand des Landgrafen geschrieben: „Oh! Domine, in qua tempora reservasti nos! mais non obstants touts tels desordres les Protestants n'on pas raison pour leur schisme, ny pour leurs doctrines erronées et insustenables! Ich habe über diesen Stand der Dinge ebenso sehr gelacht als geweint, und daß gleichzeitig zehn Cardinäle, jeder unter einem anderen Vorwande das Conclave verlassen wollte, um sich behaglicher einzurichten und statt auf die Eingebung des h. Geistes auf die Resolutionen aus Wien, Madrid und Frankreich zu warten."

Am 12. Juli 1691 ging der Cardinal Pignatelli aus der Wahl hervor. Der neue Papst, von dem man nicht die geringsten Erwartungen hegte, trat zu Aller Ueberraschung sofort mit großer Energie und Umsicht auf. Der in der Stadt eingerissenen Gesetzlosigkeit machte er, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, ein Ende. Einen Menschen, der sich den Sbirren thätlich widersetzt, ließ er, als abschreckendes Beispiel für die Uebrigen, sofort hinrichten. Er bezahlte die Schulden der römischen Großen an das Volk und ließ dafür deren Güter confisciren. Die beiden jungen Marquis von Taxis befahl er, aus ihrem elterlichen Hause zu holen und auf die Engelsburg zu setzen. Dieselben hatten während der Sedisvacanz mit dem venetianischen Gesandten eine Brouillerie in Folge aufeinander gepralter Carossen gehabt, wobei zwar der Taxis'sche Wagen zertrümmert war, aber die Vorreiter des Gesandten Peitschenhiebe erhalten hatten. Während der Letztere bei der Republik Venedig um Instructionen bat, welche Satisfaction er verlangen müsse, hatten die jungen Marquis aus Furcht, die Leute des Gesandten möchten sich die Satisfaction eines Abends im Dunkeln privatim holen, eine Anzahl neapolitanischer Banditen verschrieben und sich eine Leibwache aus ihnen gebildet. Mit dieser Bedeckung erschienen sie sogar in der Kirche bei der Einführung des neuen Papstes. Erzürnt über solche Keckheit, schickte derselbe ihnen sofort die Sbirren ins Haus, wo es auf der Treppe zu einem blutigen Gefecht zwischen diesen und den Bravi kam. Hierauf verlangte der spanische Gesandte Satisfaction von dem Papste, weil das Haus des Marquis von Taxis,

der als Postmeister von Mailand und Neapel die Stellung eines spanischen Ministers einnehme, unverletzlich sei[1]).

Fast jeder Tag brachte neue und zweckmäßige Verordnungen des Papstes. Die tägliche Ausgabe für den päpstlichen Tisch, welche unter seinem Vorgänger 50 Julius betragen, setzte er auf 12 Scudi herab, eine Reihe überflüssiger Aemter wurde abgeschafft, bei anderen die Käuflichkeit derselben aufgehoben. Dem Nepotismus, gegen den bereits Innocenz XI. angekämpft, machte er durch eine Bulle, welche bestimmte, daß ein Papst seinen Verwandten nur als wirklichen Armen „Almosen" geben, sie aber keineswegs bereichern dürfe, vollends ein Ende. Gegen das Uebereilen der gottesdienstlichen Handlungen verordnete er, in jeder Sacristei Sanduhren aufzustellen, nach denen die Dauer einer Messe auf wenigstens zwanzig Minuten einzurichten sei. Den Geistlichen verbot er das Schwatzen in den Sacristeien, das Tragen weltlicher Kleidung, das Auftreten als Advocaten vor weltlichen Gerichten u. s. w. In den Versen, welche ein Mitglied der französischen Gesandtschaft, der Abbé de Coulanges, auf den neuen Papst dichtete, wird geklagt, derselbe werde noch:

„Bannir les jeux, les opéras
Le carnéval et cetera.
Mais du moins de boire en repos
Nous permettra-t-il le Saint Père,
Car ses armes sont des pots,
Et une Caraffe était sa mère."

Leider wurde der Eifer, mit welchem dieser ausgezeichnete Papst an das Werk einer Kirchenreform ging, bald gedämpft, indem die Cardinäle, denen solche Bestrebungen unbequem waren, ihn absichtlich so in das Interesse für die Armenpflege der Stadt Rom hineinzogen, daß es ihn von seiner wichtigeren Aufgabe ablenkte. Er verwandelte den Lateran in ein großes Armen- und Krankenhaus, dem er bald fast alle seine Zeit widmete. „Questo chiodo fermò l'ardente volontà del papa di riformare"[2]), berichtet übereinstimmend mit der Darstellung Duvaucel's der venetianische Gesandte Contarini.

Schon während des Pontificats Innocenz' XI. hatte sich in Deutschland und Frankreich eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten vereinigt, um an einer Aussöhnung zwischen Katholiken und Protestanten zu arbeiten. Es war dies das sogenannte „Spinola'sche Unionsproject"[3]). So sehr auch die Wünsche des Landgrafen auf eine Einigung der getrennten Kirchen gerichtet waren, so wenig Illusionen machte er sich in Bezug auf dieses Project. Er ließ sich weder durch das Ansehen der dabei betheiligten Personen, wie: Bossuet, Leibniz, Schönborn, Molanus, die beiden Walenburg, Pelisson u. s. w. in seinem Urtheil

[1]) Als im folgenden Jahrhundert diese Familie anfing, durch Heirathen in die Reihen der regierenden Fürsten einzutreten, war es eine Urenkelin des Landgrafen Ernst, die mit dem Könige von Savoyen vermählte hessen-rheinfelsische Prinzessin Polyxene, welche sich dem energisch widersetzte. Sie schrieb an die ihr bekannten Höfe höchst entrüstete Briefe: man müsse sich zusammenthun, um dem Eindringen „dieser Postillone" zu widerstehen.

[2]) „Dieser Nagel schlug den glühenden Willen des Papstes zu reformiren fest."

[3]) Roxas de Spinola, ein spanischer Franziskaner, später Bischof von Neustadt, trat in diesen Verhandlungen als Agent des Kaisers auf.

beirren, noch durch die scheinbare Annäherung beider Parteien. „Glaubt mir nur," schreibt er wiederholt an Leibniz, „Rom wird niemals das Geringste an Macht freiwillig aufgeben oder die Bestimmungen des Concils von Trient zurücknehmen. Nicht die Klaue einer Kuh wird man zurücklassen wollen." Was aber die protestantischen Fürsten betraf, so kannte er seine Leute zu gut, um nicht zu wissen, daß der Schwerpunkt der Frage damals ganz wo anders lag, als in rein dogmatischen Unterschieden. Wie viel richtiger er in dieser Angelegenheit urtheilte als der große Philosoph, dafür liefert die Privatcorrespondenz der Fürsten[1]), sowie die schließliche Erfolglosigkeit des Unionsprojectes den besten Beweis.

Unter den Schriften des Landgrafen, welche den Zweck hatten, den Mitgliedern beider Kirchen eine bessere Meinung von einander beizubringen, sind vor Allem zwei zu nennen, eine Abhandlung über die Messe für die deutschen Protestanten und eine andere „Il Protestantismo" für die italienischen Katholiken. Beide sind vortrefflich geschrieben und, namentlich die letztere, nicht ohne Interesse. Der Hauptvorwurf, den er den Protestanten macht, ist der, daß sie „Altar gegen Altar gestellt" und ein Schisma herbeigeführt, während sie sich von der Römischen Kirche an die Universalkirche hätten wenden und von derselben die rechtmäßige Weihe für ihre Hirten verlangen sollen. Zur Universalkirche rechnet er: die orientalischen Christen, die Hussiten, die Waldenser und überhaupt jede christliche Genossenschaft, in der sich die „Succession der Bischöfe" und somit die gültige Priesterweihe erhalten habe. Diese letztere gilt dem Landgrafen als der entscheidende Punkt, indem er nach katholischer Anschauungsweise von dieser Weihe die Gültigkeit der Sacramente abhängig macht. „Ein schlecht genug lebendes und mehr aus den Legenden als der h. Schrift predigendes grobes und raues Dorfpfäfflein" sei immerhin weit besser, als der beste Prädicant ohne wirkliche Weihe[2]). Nicht ganz unrecht hat der Landgraf mit der Bemerkung: „Die Protestanten haben eine wahre Passion, Jeden in der katholischen Kirche, der in den letzten vierhundert Jahren an einer Reform derselben gearbeitet, für ihren Vorläufer zu erklären und zu den Ihrigen zu rechnen."

Von seinem Uebertritt an bis zu seinem Lebensende war der Landgraf aufs Eifrigste bestrebt, Verwandte und Freunde zu dem gleichen Schritt zu bewegen.

Mit Keinem aber gab er sich so viel Mühe als mit dem „lieben Herrn Leibniz, den ich nicht wie den seligen Herrn Hugo Grotius beinahe, sondern ganz und gar katholisch haben möchte." „Oh mein lieber Herr Leibnitz, verlieret doch nicht also die Zeit der Gnade, und heute, wenn Ihr die Stimme des Herrn höret, verhärtet Eure Herzen nicht. Christus und Belial kommen ebenso wenig zusammen, als die Katholiken und die Protestanten, und ich könnte mir nichts von Eurem Heil versprechen, wenn Ihr nicht katholisch werdet." Leibniz machte dem

[1]) Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. XXVI, S. 290 und 342. Briefe Anton Ulrich's von Braunschweig-Wolfenbüttel an den Landgrafen Ernst. Staatsarchiv zu Marburg.

[2]) Diese Anschauung tauchte damals auch innerhalb der protestantischen Kirche hier und da auf; die holländischen Reformirten und die Tübinger Lutheraner machten in jener Zeit einen, wenn auch vergeblichen Versuch, in Constantinopel Anschluß zu finden.

Landgrafen zwar die weitgehendsten Zugeständnisse, „aber," schreibt er, „was hilft es mir, in eine Gemeinschaft eintreten, in die man mich, wenn man meine philosophischen Ueberzeugungen kännte, gar nicht aufnehmen, und aus der man mich, wenn man sie erst nachträglich erfährt, wieder hinauswerfen wird." Sehr treffend wies er dabei auf das Verdammungsurtheil Rom's gegen das System des Copernicus[1]) hin, welchem sich z. B. kein Astronom in Wahrheit unterwerfen könne; „denn die Ueberzeugung ist nicht eine Sache, die von der Herrschaft des Willens abhängt und die man nach Belieben ändern könnte. — — Ich gestehe sehr gern, daß ich in der Gemeinschaft der Römischen Kirche sein möchte, was es auch koste, vorausgesetzt, daß ich es mit einer wahren Ruhe des Geistes und in diesem Gewissensfrieden könnte, dessen ich gegenwärtig genieße."

Abgesehen von seiner Leidenschaft der Proselytenmacherei auf dem friedlichen Wege der Ueberredung, war der Landgraf ein erklärter Feind aller gewaltsamen Bekehrung, sowie aller religiösen Unduldsamkeit.

Schon 1666 hatte er sich in seinem „Discreten Katholik" gegen dieselbe ausgesprochen: jedem Menschen müsse, wenn er zu den Jahren der Vernunft gekommen (den Mädchen mit vierzehn, den Knaben mit sechzehn Jahren) freistehen, sich der katholischen oder der protestantischen Confession anzuschließen; Niemand dürfe gezwungen werden, an den gottesdienstlichen Handlungen der fremden Confession theilzunehmen. Man dürfe z. B. in katholischen Orten die Protestanten nicht nöthigen, für Processionen ihre Häuser zu schmücken und Gras zu streuen oder auf der Straße vor dem Venerabile niederzuknien u. dergl. Andererseits aber, wenn „eine Protestirende Hohe Lands-Obrigkeit in dero Territorio" einen Buß- und Bettag ausschreibe, da dürften die katholischen Unterthanen nicht gezwungen werden, ihn mitzufeiern; „dan was haben sie darmit zuthun, als welche schon mit ihren Fast- und Feyrtägen gnug zuthun haben."

Ueber die Inquisition spricht er sich dahin aus: um diese Einrichtung gut zu finden oder zu vertheidigen, müsse man „einen Straußenmagen und eine Stirn von Erz" besitzen. Als Jobert ihm die bekannte Aeußerung Pallavicini's vorhielt: „durch einige Tropfen Blutes, die die Inquisition vergossen, seien Italien und Spanien der katholischen Kirche erhalten und vor Religionskriegen bewahrt worden," antwortete er: Man solle sich doch ja nicht einbilden, es sei das Verdienst der Inquisition, daß diese Länder katholisch geblieben seien, sondern „darüber muß ich Euch etwas ins Ohr sagen, nämlich: die protestantische Religion, ihr Gottesdienst und ihre Zucht, wären für so ausschweifende Nationen wie Italien und Spanien doch nichts gewesen. Dies Bekenntniß mache ich mit großem Schmerz und zu unsrer eigenen Schande." Was aber die Inquisition angehe, so „muß ich rund auß bekennen, daß solcher modus procedendi aller Ideae, welche man sich vernünfftig von Einsatzung deß Christenthums machen kan, sehr zu wider, ja recht förchtlich scheinet, dergestalt einen Menschen — — umb das er nicht besser weiß und Gott seiner Meynung nach recht zu dienen begehret, hinrichten zu lassen. — — So ist auch der Glaube eine solche Sach, welche gewiß nicht jedermans Ding, sondern einmahl eine gewisse Gabe Gottes ist und also

[1]) Erst 1822 wurde in Rom die förmliche Erlaubniß ertheilt, Werke dort drucken zu lassen, in denen die Beweglichkeit der Erde gelehrt wird.

mit eusserlicher Gewalt einmal nicht kan infundiret werden. — — Tales conceptus kommen auß gar Zu enghertzigem Herzen her und greiffen in die Göttliche providentz und reservata — — denn Gott allein ist Dominus conscientiarum. Es hat auch mancher alter Theologus oder Jesuiter auff seinem Schreibtisch gut darvon zu schreiben und auff seiner Cantzel darvon zu predigen, welche aber, wann bei ihnen es durch den Krieg über und übergehet, hernach in einem andern Land und überall wieder zu Hause seyn, aber das arme Vatterland, welches durch solche Kriege — — zu grund verderbet werden muß — — was kan, sage Ich, das arme Vatterland darvor?"

Wenn 1648 beim Westphälischen Frieden die deutschen Fürsten nicht mit „Heldenmuth durch die Opiniastrität ihrer geistlichen Räthe durchgetrungen" und Religionsfreiheit gestattet hätten, so würde aus Deutschland „endlich nur Wüsteney und Steinhauffen geworden sein, in welchen Wüsteneyen dann unser Röm. Catholischer Clerus gleichwol heut zu tage wenig ambirt sich eben finden zu lassen."

Ueber kein Ereigniß spricht der Landgraf sich mit solcher Entrüstung und so ehrlichem Zorn aus, als über die Hugenottenverfolgungen. Durch Truchseß ließ er Innocenz XI. eine Schrift überreichen, „Paradoxum non Paradoxum", in der er den Papst aufforderte, als Schutzherr der Verfolgten aufzutreten und dem unchristlichen Treiben des Allerchristlichsten Königs Einhalt zu gebieten. Er erlebte die Genugthuung, daß der Papst dem Könige, zu dessen großer Enttäuschung sein Mißfallen über den bewiesenen Eifer aussprechen ließ. Als Scharen von flüchtigen Protestanten nach Deutschland kamen, bot der Landgraf einigen derselben sein Schloß als Zufluchtsort an, bis sich ein dauerndes Unterkommen für sie gefunden.

Ein so lebhaftes Interesse der Landgraf für alle äußeren Erscheinungen auf religiösem Gebiet hegte, so gleichgültig war er gegen alle rein abstracten Fragen. Vergebens bemühten sich die Messieurs de Port Royal ihn in ihre tiefsinnigen Speculationen über die „Gnadenlehre" hineinzuziehen, vergebens auch Leibniz, ihn zu dem hohen Fluge seiner eigenen philosophischen Ideen zu begeistern. „Die Kenntniß der Wege," schreibt Leibniz einmal an den Fürsten, „ist wohl nützlich für einen Reisenden, während er reist, aber was sich auf die Heimath bezieht, für die er bestimmt ist, das ist viel wichtiger für ihn. Nun aber sind wir bestimmt, eines Tages ein geistiges Leben zu leben — — und es ist nur die Kenntniß der ewigen Wahrheiten, derer, welche die meiste Beziehung auf Gott haben, was uns vervollkommnen kann." „Das ist für mich Alles zu hoch und zu spekulativ," antwortet der Landgraf darauf.

Außer den vielen Schriften religiösen und politischen Inhaltes, sind in seinem Nachlasse noch eine Menge anderer, wie sie nur ein Mann schreiben konnte, der nicht wußte, was mit seiner Zeit anfangen. Keine Plage konnte ihn treffen, und war es auch nur ein Schnupfen, den er sich auf seinen Festungswällen geholt, die nicht sofort ihre ausführliche „Description" gefunden hätte. In einem dieser Aufsätze „Description de ma grande maladie", einer Ruhr, die er sich 1676 vor Pfalzburg durch übermäßigen Genuß von Trauben zugezogen, erzählt er, wie ihm ein unterwegs angetroffener jüdischer Arzt das Leben gerettet. Er nahm denselben mit nach Rheinfels, vermochte ihn aber gegenüber der Eifersucht seines Leibarztes nicht zu halten. Der Letztere hatte dem Gehülfen des

Juden, als derselbe sich lateinischer Ausdrücke bedient, ein paar Maulschellen verabfolgt, mit der Bemerkung: ein Judenbengel habe kein Latein zu reden, worauf der Landgraf des Friedens halber die Fremden entließ. Er bedauert in diesem Aufsatz lebhaft, daß er zu seinen Todesvorbereitungen nicht die angesehensten Lutheraner und Reformirten aus St. Goar eingeladen, indem es dabei so sehr erbaulich hergegangen sei.

Aus einem andern derartigen Schriftstück: „Wie Ich die werckтage Zubringe", erfahren wir, daß sein Leben während seiner letzten Jahre mehr das eines Mönches, als eines Fürsten war. Seine feste Tageseintheilung war folgende: Um sechs Uhr Aufstehn unter Verrichtung von „fünff außwendigkönnenden Gebethlein," dann Morgengebet und Frühstück, hierauf schriftliche Beschäftigung, und Besichtigung des Festungsbaues. Um 10 Uhr Messe, nach derselben, um 11 Uhr, Mittagessen und Mittagschlaf. Hierauf schriftliche Beschäftigung, Beten einer Litanei, Lesen einiger Kapitel Thomas a Kempis, „also daß ich solchen des Jahres sechsmahl außlese." Alsdann eine Spazierfahrt, nach derselben Rosenkranzgebet, Lesen und Schreiben bis zum Abendessen. Nach demselben im Sommer noch ein Gang ins Freie. Dann zwei Capitel des neuen und drei des alten Testaments, „daß ich des Jahrs einmahl daß Alte undt zweimahl daß Neue Testament außlese." Hierauf das Abendgebet und um neun Uhr zu Bett. „Sehet so passire Ich tout doucement die Zeit, ohne daß mir eben solche sonderlich lang fallet."

Das Lebensende des Landgrafen wurde beschleunigt durch den Kummer über seine zerrütteten Familien- und Vermögensverhältnisse und die kriegerischen Ereignisse der Zeit.

Daß er es verstanden hatte, während dreißig Jahren eine so wichtige Grenzfestung, wie Rheinfels, an Ludwig XIV. verkauft zu halten, ohne sie in dessen factischen Besitz gelangen zu lassen, wurde später von seinen Söhnen als ein „diplomatisches Kunststück" gerühmt. Im Sommer 1692 schien es jedoch, als ob die Franzosen mit der Besitzergreifung Ernst machen wollten. Hessen-Cassel legte daher sowohl nach St. Goar, als in die nächste Umgebung einige Truppen, um für den Fall der Noth bereit zu sein. Wie begründet das Mißtrauen gegen den Landgrafen war, das sich in dieser Maßregel aussprach, zeigte sich, als im December desselben Jahres der Marschall Tallars mit einem Heere von 18 000 Mann heranrückte und Ernst bis zum letzten Tage vor dessen Ankunft nach Cassel berichtete, es sei keine Gefahr, das Heraufziehen der Franzosen gelte nicht Rheinfels, sondern Rheinfelden bei Basel. Der Marschall würde die Festung jedenfalls nach kurzer Scheinvertheidigung eingenommen haben, wenn nicht der in der Nähe befindliche Cassel'sche General Görz sich mit einer kleinen Schar tapferer Hessen hineingeworfen und sie so lange heldenmüthig vertheidigt hätte, bis der regierende Landgraf Karl in Eilmärschen mit Entsatztruppen anlangte. Der glänzende Sieg, den die Hessen hier erfochten (die Franzosen verloren an 4000 Mann bei dieser Belagerung), wurde später durch Medaillen und Soldatenlieder gefeiert. Krank und erbittert zog Landgraf Ernst sich nach Cöln zurück, wo er am 12. Mai 1693 starb.

Einheitlichkeit des Naturerkennens.

Von

B. Carneri.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß nur eine einheitliche Weltanschauung widerspruchslos ist. Ob dann der Einzelne damit sich befreundet, ist eine andere Frage. Es ist nämlich etwas rein Subjectives, ob ein Individuum über Widersprüche sich hinwegsetzen kann und lieber sie mit in den Kauf nimmt, als auf alte Gefühls- oder Denkgewohnheiten zu verzichten. Darüber sollte man eigentlich nie streiten. Bewegt sich aber der Streit, mit Uebergehung aller individuellen Neigungen ausschließlich innerhalb der Schranken der Logik, so bilden Widersprüche unübersteigliche Hindernisse: kann man sie nicht hinwegräumen, so hat man einen anderen Weg zu suchen. Die Wahrheit ist unerbittlich. Der ihre Gesetze nicht achtet, wird immer wieder ihre Spur verlieren, und die wahrheitsgetreue Forschung überzeugt sich — wie die Geschichte der Wissenschaft beweist — immer mehr von der Alleinrichtigkeit einer einheitlichen Weltanschauung. Mit dieser aber identisch, weil sie voraussetzend wie von ihr vorausgesetzt, ist die Forderung eines einheitlichen *Naturerkennens*. Die verschiedenen Wissenschaften haben ein unverbrüchliches Ganzes zu bilden, von dem jeder Theil auf den Einen Punkt zurückführt, auf welchem schließlich die Weltanschauung beruht, die nichts Anderes zu sein hat, denn die Zusammenfassung der einzelnen Wissenschaften in einem bestimmten Zeitpunkt der menschlichen Erkenntniß.

Was mit alledem ausgesagt wird, ergibt sich von selbst aus dem Begriff des Erklärens, der Bedingung alles Begreifens und Wissens. Wir erklären und begreifen nur, indem wir eine Erscheinung auf eine einfachere, diese auf eine noch einfachere u. s. f. zurückleiten, bis wir auf eine solche kommen, welche uns bereits klar ist. Unser ganzes Wissen besteht eben nur in der Klärung des allgemeinen Zusammenhanges der Dinge. Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir gleich bei, daß uns da keinerlei absolutes Wissen vorschwebt und daß, unserer Ansicht nach, der Mensch sich zu begnügen hat mit einem *für ihn* verständlichen Zusammenhang der Erscheinungen oder Dinge.

Bei diesem Gang der Forschung ist es einleuchtend, daß die Wissenschaften nicht alle auf derselben Stufe stehen können. Entsprechend dem Fortschreiten der menschlichen Erfahrung bilden sie eine emporsteigende Reihe, in der sie höher stehen im Verhältniß zur Complicirtheit der Erscheinungen, welchen ihr Forschen gilt, so daß, die mit den einfachsten Erscheinungen sich beschäftigt, die Grundlage aller andern bildet. Darum darf es uns nicht Wunder nehmen, daß, je höher in dieser Beziehung der Platz ist, den eine Wissenschaft einnimmt, d. h. je neuer eine Wissenschaft ist, sie desto mehr zu wünschen läßt, und daß die grundlegende Wissenschaft der fortgeschrittensten Abgeschlossenheit sich erfreut. Mit Hinweglassung der dazugehörigen Zweigwissenschaften können wir für die uns hier gestellte Aufgabe auf die Nennung von fünf Namen uns beschränken: Mechanik, Physik, Chemie, Physiologie, Entwicklungslehre. Daß die Mechanik diejenige ist, auf welche in letzter Analyse die übrigen sich stützen, dürfte heute als allgemein angenommen betrachtet werden, selbstverständlich in jenen Kreisen, welche den Begriff Wissenschaft ernst nehmen. Man geht da sogar noch viel weiter, und auch wir gehen noch so weit mit, zugegeben, daß unser Naturerkennen in demselben Verhältniß sich vertieft, in welchem der experimentelle Nachweis, daß alle Erscheinungen schließlich auf Mechanik zurückzuführen, Fortschritte macht. Allein dieses Zurückführen spricht nur für die Einheitlichkeit des Ganzen, und kann von diesem nur einen Theil erklären: könnte es Alles erklären, dann gäbe es nichts als Mechanik und müßten in der Folge die andern Wissenschaften, wenn nicht überflüssig, so doch nebensächlich werden. Eines ist es, Alles auf Mechanik zurückzuführen, ein Anderes, Alles durch Mechanik erklären zu wollen — ein Streben, berückend, aber eben darum auch fehlgreifend wie jede Einseitigkeit.

Diese irrige Auffassung der nothwendigen Einheitlichkeit bekämpft, unseres Wissens, Niemand energischer und mit größerer Klarheit als der Physiologe Wilhelm Preyer. In seinen Essays: Hypothesen über den Ursprung des Lebens[1]), Kritisches über die Urzeugung[2]), Ueber den Lebensbegriff[3]) und Ueber die wahre Aufgabe der Physiologie[4]) tritt er mit steigernder Wärme und der ganzen Macht innerster Ueberzeugung für die Grundsätze auf, welche er in seinem Lehrbuch: „Elemente der allgemeinen Physiologie“ [5]) ebenso leicht faßlich als kurz zusammenstellt. Wir theilen vollkommen seine Ansicht, welche im Wesentlichen darauf hinausläuft, daß zur Hebung mancher heute noch unauflösbar scheinender Widersprüche eine allgemeinere Formulirung des Begriffs Materie der richtige Weg wäre.

Wir haben seiner Zeit unter der Ueberschrift: Zum Kapitel Urzeugung[6]) gegen die Auffassung Preyer's theilweise Opposition gemacht; aber streng genommen nur in Unwesentlichem, und unter voller Würdigung seines Gedankens. Wir

[1]) „Deutsche Rundschau“, I. Jahrgang, 7. Heft 1875, S. 58 ff.
[2]) „Kosmos“, I. Jahrgang, 5. Heft 1877, S. 377 ff.
[3]) „Kosmos“, I. Jahrgang, 9. Heft 1877.
[4]) „Deutsche Rundschau“, XIII. Jahrgang, 1. Heft 1886, S. 38 ff.
[5]) Leipzig, Th. Grieben's Verlag, 1883.
[6]) „Kosmos“, I. Jahrgang, 12. Heft 1877—1878, S. 485 ff.

sagen: streng genommen in Unwesentlichem, weil durch die Theilung der Aufgabe der Schwerpunkt ein anderer wird. Professor Preyer hat uns nämlich auch darin für seine Anschauung gewonnen, daß wir mit ihm die Frage nach der Entstehung des Lebens von der Frage nach der Keimbildung trennen, und diese letztere als später in der Zeit und daher als ein Problem für sich betrachten. Darnach wäre das Protoplasma vor der Entstehung der ersten Keime dagewesen, und es entfiele für die Erklärung der Keimbildung die größte der Schwierigkeiten, nämlich, im Gegensatz zur Erfahrung: daß zwar alles Lebende stirbt, aber nichts Gestorbenes wieder ins Leben gerufen wird, — aus Todtem Lebendiges entstehen lassen zu müssen. Um dieser Schwierigkeit, deren ganze Größe uns Preyer an ihrem Widersinn aufdeckt, auch bei der Erklärung des Lebens zu entgehen, läßt er nicht die lebende oder organische Natur aus der sogenannten todten oder anorganischen, sondern vielmehr die letztere aus der ersteren hervorgehen.

Für diejenigen, welchen die genannten Essays nicht mehr ganz gegenwärtig sind, deuten wir hier seinen Grundgedanken in großen Zügen an. Anstatt, wie es die verschiedenen Theorien über Urzeugung thun, die Entstehung lebendiger Körper aus anorganischen plötzlich stattfinden zu lassen, nimmt Preyer an, es sei das jetzige Protoplasma aus einem ihm ähnlichen Gemenge entstanden. Denken wir einen noch in glühend flüssigem Zustande befindlichen Weltkörper als im weitesten Sinne lebendig — an dem Beispiel des Feuers wie des Meeres wird uns die Vorstellung eines erweiterten Lebensbegriffes in anschaulichster Weise klar gemacht — und lassen wir bei diesem Verbrennungsproceß die schwereren Elemente sich ablösen von denen mit niedrigstem Atomgewicht, so bilden die ersteren, gleichsam als zurückbleibende Schlacken, die anorganische Natur, während die letzteren ein Gemenge darstellen, welchem wir Leben in einem engeren Sinne zuschreiben können. Wir sagen „engeren", weil wir da noch nicht vor dem Gemenge stehen, bei welchem das eigentliche, das Leben im engsten Sinne, zur Erscheinung kommt. Es handelt sich nur um Vorstufen, die unzählbar gedacht werden mögen, welchen aber allen eine Bewegung eigenthümlich gewesen wäre, die wir weder als eine ausschließlich mechanische, physikalische oder chemische begreifen könnten, und deren Erklärung als eine vornehmlich physiologische sich herausstellen würde. Die nähere Begründung dieser Hypothese findet sich in den genannten Essays; allein auch ohne Einsicht in die Einzelnheiten der Durchführung kann Jeder zugeben, daß sie gegen die Entwicklungslehre so wenig verstößt als gegen die Logik. Einen bestimmten Punkt, auf welchem das Leben überhaupt begonnen hätte, gäbe es allerdings nicht; Punkte aber, mit welchen etwas ganz Neues seinen Anfang nimmt, kennt die Entwicklungslehre überhaupt nicht, und die Einheitlichkeit dieser gegen jeden Angriff sicher zu stellen, ist das Eine, das Preyer mit seiner Hypothese beabsichtigt; das Andere: der Physiologie das eigene Gebiet so genau abzugrenzen, als es bei den übrigen Wissenschaften der Fall ist.

Durch diese Hypothese erhält das Leben ein anderes Antlitz, und bei der Präcisirung dieses Begriffes gebührt der Physiologie das entscheidende Wort; während dabei den andern Wissenschaften, so zu sagen, nur ein Veto zusteht.

Selbstverständlich kann die Physiologie diese Präcisirung nur auf Grund dessen vollziehen, was sie Function nennt, und darum legt Preyer das schwerste Gewicht auf die Feststellung des Begriffs „Function." Dem Mangel an einer Feststellung desselben, aus welcher die physiologische Function als mehr hervorgehen würde, denn eine bloß mechanische Bewegung oder ein bloß physikalischer Vorgang oder ein bloß chemischer Proceß, schreibt es Preyer zu, daß noch keine Erklärung des Lebens den an sie gestellten Anforderungen zu genügen gewußt hat. Es liegt nahe zu sagen: die physiologische Function sei allerdings von jenen dreien keines allein, dagegen als ein Zusammenspiel aller drei zu erfassen. Das ist auch wahr, aber nur zum Theil wahr; es ist nicht ganz richtig: sonst müßte auch die Chemie als ein bloßes Zusammenspiel mechanischer und physikalischer Erscheinungen zu erklären sein, müßte gar die Physik — wobei der Widersinn noch greller zu Tage träte — aus einem Zusammenspiel der alleinigen Mechanik hervorgehen. Thatsächlich gehen diese Wissenschaften und zwar in eben dieser Reihenfolge aus einander hervor, insofern sie nichts Anderes sind als die stufenweise Darstellung der ununterbrochen sich fortentwickelnden Natur; allein augenscheinlich spielt — was wir nicht übersehen dürfen, wenn es anders uns Ernst ist mit dem Erklären der Einheitlichkeit der Natur — Etwas mit, das bei der rein mechanischen Aeußerung noch gar nicht, bei der physikalischen Erscheinung theilweise, bei der chemischen Affinität großentheils und erst bei der physiologischen Function ganz ins Leben tritt.

Damit wären wir beim Leben angelangt, bei einem auf ganz natürlichem Wege sich erklärenden Leben, dem keinerlei Widerspruch anhaften würde, vorausgesetzt, daß — wie Preyer in seinem Lehrbuch, S. 160, darlegt — Physik und Chemie sich entschließen könnten: „eine Erweiterung des Begriffes der potentiellen Energie in der Weise anzubahnen, daß darunter das Vermögen der Materie, zu empfinden, subsumirt werde, ein Vermögen, welches unter ganz speciellen Bedingungen — wie sie in den complicirten lebenden Körpern allein verwirklicht sind — sich bethätigen kann, sonst aber zu gering ist, um die Vorgänge der anorganischen Natur zu afficiren. Ferner wird es, um die Erscheinungen der Erblichkeit mit den Thatsachen der Physik und Chemie in Einklang zu bringen, erforderlich sein, aller Materie eine Art Gedächtnißvermögen zuzuschreiben, wie es bereits Einige gethan haben. Ein Beharren der kleinsten Theilchen in der Anordnung, in welche sie am häufigsten durch äußere Kräfte geriethen, und eine mit der Wiederholung steigende Tendenz, immer wieder dieselbe Anordnung einzugehen, auch wenn die äußeren Kräfte nicht mehr in der ursprünglichen Intensität wirken, bildet die Vorstufe dazu."

Wir haben den letzten Satz vollständig hierher gesetzt, weil er den Ausdruck „Vermögen" in einer Weise präcisirt, die es uns ermöglicht, auch über die vorhergehende Anwendung desselben Ausdrucks uns hinauszusetzen. Anstatt: „das Vermögen der Materie, zu empfinden", — würden wir sagen: eine Art Empfinden der Materie, wie übrigens auch Preyer nur von einer Art Gedächtniß spricht. Hier wie dort handelt sich's um eine Vorstufe und nicht um Empfinden und Gedächtniß im engeren Sinne, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß Preyer darin, wie im Folgenden, kein für die Verständigung unüber-

steigliches Hinderniß erblicken wird. Für unsere Arbeiten perhorresciren wir nämlich auch die Ausdrücke: potentiell, potentia. Sie gehören zur Naturphilosophie Schelling'schen u. s. w. Andenkens, und gemahnen an geheimnißvolle Kräfte, von welchen Preyer sowenig wie wir etwas wissen will. Bezeichnet man damit nicht die ganze, aber noch unaufgeschlossene Empfindung, und nur das Vorhandensein eines Theiles der zur Entwicklung der Empfindung nöthigen Bedingungen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Mit dieser Einschränkung können wir auch zugeben, daß die empfindende Materie zu unterscheiden wisse. Es nimmt z. B. der Magen die Verarbeitung ihm gänzlich unverdaulicher Gegenstände gar nicht in Angriff, so daß man ganz gut sagen kann, er unterscheide genau, was für ihn paßt, was nicht. Das Unverdauliche übt eben nicht die richtige Reizung auf ihn aus: es verändert sich nicht, indem es mit ihm in Berührung kommt; während das Verdauliche, den richtigen Reiz hervorrufend, sich verändert, womit die Verdauung schon beginnt. Das psychische Moment, das wir später zu kennzeichnen versuchen werden, ist noch gar nicht dadurch herangezogen, daß wir schon der Materie eine Art Empfindung und mit dieser Gedächtniß und selbst Unterscheidung zusprechen.

Vom speculativen Standpunkt aus ist Preyers Forderung vollkommen vereinbar mit unserer den Stoff betreffenden Hypothese. Wir fassen den Stoff in der Bedeutung, die Viele dem Ausdruck Substanz beilegen, welchen Ausdruck wir meiden wegen der in ihm liegenden, ins Transscendente hinüberschielenden Nebenbedeutung von etwas darunter Befindlichem. In voller Uebereinstimmung mit A. Riehl, obgleich er die Bezeichnung Substanz beibehält, gilt uns die Materie als der Stoff nach der Seite seines Daseins, die Kraft als der Stoff nach der Seite seiner Wirkung betrachtet. Kraft und Materie sind für uns ein und derselbe, unendlich oder, wenn man lieber will, unbeschränkt theilbare Stoff. Mit seiner unendlichen Theilbarkeit wäre eine unbeschränkte Bewegung gegeben, so daß Alles fortwährend sich verändert, und nur für unsere beschränkten Sinne Manches in Ruhe verharrt. Ebenso gilt uns als identisch mit der unendlichen Theilbarkeit des Stoffes die Möglichkeit einer Verdichtung zu der mit dem Atom beginnenden Masse einerseits, und anderseits einer unbegrenzten Verdünnung — unendlich theilbar heißt endlos theilbar, untrennbar — wodurch die Nothwendigkeit, Fernewirkungen anzunehmen, entfällt. Von unserm Stoffbegriff sind die Begriffe Raum und Zeit unzertrennlich; daher ist im unendlich theilbaren Stoff Raum und Zeit für alle Entwicklung. Mit der Massenbildung ist die Schwere, mit dieser sind Anziehung und Reagiren gegeben, und wir sehen nicht ein, wieso man einem derart gedachten Stoff nicht sollte die Ermöglichung einer Art Empfindens, Unterscheidens und Erinnerns zuschreiben können. Damit ist allerdings noch nicht gesagt, daß Physik und Chemie, mit diesem Stoffbegriff niedersteigend vom theoretischen Gebiete der Speculation in das praktische Gebiet des Experiments, in keinen Widerspruch mit sich selbst verwickelt werden könnten. An ihnen ist es, diese Frage zu beantworten, den Begriff Stoff zu formuliren. Alles, was wir dabei von ihnen fordern dürfen, aber im Interesse der wissenschaftlichen Einheitlichkeit zu fordern auch berechtigt sind, ist,

daß die Formulirung eine solche sei, mit welcher nicht nur die Mechanik, sondern auch die Physiologie und Entwicklungslehre auslangen können.

Zu Preyer zurückkehrend, stoßen wir bei den von ihm an den Begriff der Materie gestellten Forderungen auf eine Stelle, S. 161, über die wir so leicht nicht hinwegkommen: „daß die besten Beobachter dem Protoplasma der niedersten Wesen psychische Functionen mit Entschiedenheit zuschreiben. Wenn aber die Anlage derselben den lebenden Gemengen verschiedener Stoffe, aus denen das gegenwärtige Protoplasma hervorging, nicht bereits zukam, so ist nicht ersichtlich, woher das Empfindungs- und Unterscheidungsvermögen stammen sollen?" — Diese Worte berühren den Cardinalpunkt der physiologischen Function; denn das Wesentliche daran wird durch deren Lösung gekennzeichnet. Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob der Physiologie nur zu helfen ist durch einen Hylozoismus, der scheinbar erklärt, wo er doch in Wahrheit die Erklärung nur umgeht, — oder ob die Physiologie eine exacte Wissenschaft ist, die lieber ein Problem bis auf Weiteres ungelöst läßt, als zu einer nicht rein wissenschaftlichen Erklärung sich zu bequemen. Keinesfalls darf sie — wogegen Preyer mit vollem Recht sich verwahrt — einfach als angewandte Mechanik und Chemie behandelt werden.

Wir sind der Ueberzeugung, durch die Annahme von Preyer's Hypothese, betreffend die Entstehung des Lebens, dem Hylozoismus, der eine allgemeine Beseelung der Natur ausspricht, nicht zu verfallen. Für uns gibt es nur die Eine, mit der unendlichen Theilbarkeit des Stoffs gegebene Bewegung, welche die Möglichkeit in sich trägt, je nach den hinzutretenden Bedingungen mechanisch, physikalisch, chemisch, physiologisch, geistig zu wirken, so daß die Entwicklung nicht auf Grund eines allgemeinen Bildungsprincips, sondern in Folge der äußeren Verhältnisse sich vollzieht. Wir suchen auch nach keinem für sich seienden Geist, um die Erscheinungen uns zu erklären, welche wir die geistigen nennen, ohne aber darum im bloßen Leben den Geist selbst finden zu wollen. Treffend sagt Preyer in dem Essay über Urzeugung, S. 384: „Zwischen dem Mann in seiner Vollkraft und dem Säugling ist die Aehnlichkeit noch groß; aber worin stimmt das Ei und der Held, der aus ihm sich entwickelt, überein — abgesehen davon, daß beide Naturkörper sind —, wenn nicht allein darin, daß beide leben?" — Es ist gewiß, daß, wie groß auch der Unterschied zwischen entfernteren Entwicklungsstufen sich herausstellt, dieser doch kaum wahrnehmbar ist, wenn man einen beliebigen Punkt der Entwicklung mit dem unmittelbar ihm vorhergehenden vergleicht. Durch später hinzutretende Bedingungen kommen Functionen zu Stande, welche früher, weil eben nur die Vorbedingungen vorhanden waren, unmöglich gewesen wären. So wenig, als schon das Ei einen Helden zu nennen, könnten wir je uns entschließen, das Leben eines in glühend flüssigem Zustand befindlichen Planeten als pflanzliches oder gar thierisches Leben zu bezeichnen. Das hindert uns aber nicht, im Verbrennungsproceß des Planeten Leben im weitesten Sinne zu erblicken. Wir finden es selbstverständlich, daß der Pflanze, sobald zwischen ihrem Protoplasma und dem des Thieres kein wesentlicher Unterschied besteht, im streng physiologischen Sinn Empfindung zugeschrieben werde, und gerathen nicht in Verlegenheit bei der Frage: „Ob das Bromsilber einer

photographischen lichtempfindlichen Platte die Zersetzung durch Licht weniger empfinde, als in den Blättern des Baumes, die allein durch eben dieses Licht grün werden, das Protoplasma den dabei stattfindenden Zersetzungsproceß?“ [1]) An diesem Beispiel zeigt uns Preyer, wie unbezweifelbar die Einheitlichkeit der Allentwicklung ist. Was an einer solchen Platte vor sich geht, läßt sich in der That allein Empfinden nennen, und wir können es sogar als ein feineres Empfinden denken, denn das eines mangelhaft functionirenden Protoplasma nervenloser Thiere, die noch auf einer sehr niedern Stufe der Entwicklung stehen. Wie beim Leben, so ist bei der Empfindung das Fortschreiten der Entwicklung ein unmerkliches, und wenn auch auf den ersten Blick überraschend, so ist sie doch ganz natürlich die Erscheinung, daß dort, wo eine niedrigere Stufe in voller Entfaltung sich befindet, dieselbe Thätigkeit vollendet auftritt, welche auf einer höheren Stufe, deren Bedingungen noch nicht vollständig verwirklicht sind, noch sehr unvollkommen zum Ausdruck kommt. Die höhere Leistung allein ändert nichts an der Entwicklungsstufe, und wir dürfen uns nicht verleiten lassen, z. B. Erscheinungen, die auf die Stufe der bloßen Empfindung gehören, als psychische darum zu erklären, weil sie eine Vollendung erreichen, zu welcher manche Thätigkeiten nicht gelangen, welche von psychisch entwickelten Wesen ausgehen. Betreten wir diese schiefe Ebene nachlässiger Unterscheidung — das bene distinguere ist bei der Entwicklungslehre womöglich noch unerläßlicher als bei andern Lehren —, so können wir logischer Weise nicht mehr uns weigern, der ganzen Natur eigentliche Beseelung und schließlich auch Denken zuzuschreiben. Das nennen wir Hylozoismus. Es hilft nichts, dieses Denken als ein überaus geringes sich vorzustellen: hat es keine Wirkung, so ist dessen Annahme überflüssig; soll es aber eine Wirkung haben, dann verzichten wir, indem wir es dort schon eintreten lassen, wo die erklärenden Bedingungen mangeln, auf das Begreifen des Denkens überhaupt, und legen der gesammten Entwicklung ein unbegreifliches Moment zu Grunde. Was das Denken des Menschen vom Denken der Thiere unterscheidet, ist allein das Hinzutreten von ein paar Bedingungen, nämlich des Umstandes, daß zwei Eigenschaften, welche auch bei Thieren, aber nicht bei demselben Individuum zugleich vorkommen — hohe Differenzirung des Gehirns und des Kehlkopfs — nur beim Menschen sich vereint finden. Dieses ist, unseres Wissens, zuerst von Häckel ausgesprochen worden. Und dann hat Preyer in seinem neuesten Buche [2]) dargethan, daß Gehirn und Kehlkopf erst zur vollen Geltung kommen müssen, was einen bestimmten Grad des Wachsthums voraussetzt, damit die psychische Thätigkeit des Kindes von der psychischen Thätigkeit des Thieres sich unterscheide. Die geistige Thätigkeit, durch die der fertig entwickelte Mensch so glänzend sich hervorthut, ist nur Fortbildung des Bewußtseins, das Eins ist beim Thier wie beim Menschen und den Grund legt zu allen psychischen Erscheinungen.

Es ist eine höchst merkwürdige Verkettung, die uns in die Augen fällt, wenn wir die drei großen Stadien der allgemeinen Entwicklung überblicken, die kosmische Bewegung in das eigentliche Leben übergehen und aus diesem die psychische

[1]) „Deutsche Rundschau“, XIII. Jahrgang, 1. Heft 1886, S. 50.
[2]) Die Seele des Kindes, 2. Aufl. Leipzig, Th. Grieben, 1884.“

Thätigkeit emporblühen sehen. Zwei Ringe verbinden diese drei Stadien zu einer vollendeten Einheitlichkeit: die Empfindung und das Bewußtsein, — beide das Ergebniß des Zusammenwirkens von Functionen, die allmälig sich entwickeln. Wie die Empfindung durch unzählbare Uebergänge die anorganische Natur mit dem pflanzlichen und thierischen Leben verbindet, so verbindet durch unmerkliche Uebergänge das Bewußtsein die organische Natur mit den stolzesten Erscheinungen des menschlichen Geistes. Es liegt auf der Hand, daß das Bewußtsein, wenn anders die Einheitlichkeit der Naturentwicklung kein leeres Wort ist, auf Empfindung beruht. Das Bewußtsein kann, wie es auch beim Uebergang des kosmischen Lebens zum Leben im engeren Sinne vorausgesetzt wird, nur durch eine Isolirung des Zusammenwirkens von Bedingungen ermöglicht werden, welche bei der einfachen Empfindung, die als Sinnesempfindung ihren Culminationspunkt erreicht, noch zu sehr mit anderen Thätigkeiten verschmolzen sind. Die Einsicht, daß das Bewußtsein mehr sei als die einfache Empfindung, hat schon wiederholt Physiologen auf den Gedanken gebracht, es müsse aus dem Zusammenspiel der Empfindung von mindestens zwei Sinnen sich ergeben. Damit ist aber, unseres Erachtens, einerseits zu wenig, anderseits zu viel gesagt: zu wenig, weil daraus doch nicht ersichtlich ist, wieso das Bewußtsein dadurch zu Stande kommt; zu viel, weil durch das Ineinandergreifen zweier Sinnesempfindungen schon eine höhere Stufe des Bewußtseins erreicht wird, ein Denkact sich vollzieht. Allerdings würde dadurch das Bewußtsein auf rein physiologischem Wege erklärt, was für Manche genügen mag, um über das Unzureichende der Erklärung sich hinwegzusetzen. Jedoch wir stehen da fest zu Preyer. Wie er sagt, daß die physiologische Function durch Mechanik, Physik und Chemie allein nicht zu erklären sei, so sind wir der Ueberzeugung, daß das Bewußtsein allein durch Mechanik, Physik, Chemie und Physiologie nicht erklärt werden kann. Das Erhobensein zur Persönlichkeit, womit Friedrich Goltz treffend das bewußte Thun charakterisirt, ist ein ganz concreter Begriff, zu dessen Feststellung aber die Elemente dieser vier Wissenschaften nicht ausreichen. Es gehört das Bewußtsein in den Bereich der Entwicklungslehre, die auf nichts Anderem fußen kann, als auf Mechanik, Physik, Chemie und Physiologie, jedoch überdies, wie schon die Morphologie zeigt, mit Bedingungen arbeitet, welche den Bereich jener anderen Naturwissenschaften überschreiten.

Auf genetischem Wege — wir können hier nur andeuten, was wir an andern Orten ausführlicher behandelt haben — läßt sich nachweisen, wie eigenthümlich die Empfindungsthätigkeit bei einem Wesen sich gestaltet, welches über ein centralorganisirtes wirkliches Nervensystem verfügt. Gewiß gibt es auch da und vielleicht unzählbare Uebergangsstufen; aber erst ein wirkliches Gehirn, in welchem alle Nerven ihren Einigungspunkt und ihre wechselseitige Verbindung finden, faßt den Organismus so vollständig zu einem Ganzen zusammen, daß die Empfindung des Theils zu einer Empfindung des Individuums wird. Oder, wenn wir einen Schritt weiter gehen: die Empfindung wird zum Gefühl, wird das Eigenthum des ganzen Individuums, indem sie sich ihm unter Mitwirkung der Sinnes- und Muskelthätigkeit im Gehirn vorstellt, zur Vorstellung sich erhebt. Durch diese Einreihung der Vorstellungen unter die Gefühle im weiteren

Sinn wird alle Transscendenz vom Psychischen abgestreift, welches ausschließlich darin besteht, daß dem Individuum die von ihm als Ganzem empfundene Empfindung bewußt wird. Das Bewußtsein ist demnach nichts als das Verhalten eines centralorganisirten Individuums zu den verschiedenen Empfindungen und Empfindungscomplexen. Durch die Vorstellungs-Associationen, welche aus zwei gleichzeitig ausgelösten Sinnesempfindungen sich ergeben, indem die sie verbindenden Fasern so eng an einander geschlossen sind, daß später die eine vereinzelt nicht mehr anklingen kann, ohne die andere mitklingen zu lassen, wird zu den Schlüssen, durch die verschiedenen Mittheilungsformen, welche in der Sprache sich vollenden, zu den übrigen Denkacten der Grund gelegt, so daß die gesammte Geistesthätigkeit nichts Anderes ist als Fortentwicklung des einmal zu Stande gekommenen Bewußtseins in seiner Wechselwirkung mit der Außenwelt, und um nichts wunderbarer als die aus dem winzigen Keim zum Himmel strebende Tanne. Anlangend die ganz natürlichen Stadien, die das Ichgefühl durchmachen muß, bis im fertigen Gehirn die Zusammenfassung des Ganzen ermöglicht ist, genügt es, wenn wir auf Preyer's „Die Seele des Kindes", S. 392 ff., verweisen, und wir fügen nur noch hinzu — wobei wir auf Kant uns stützen — nicht etwas Fremdes im Menschen, sondern der ganze Mensch ist es, der fühlt, denkt und will.

Gegen diese Darlegung dürfte Preyer, der zwischen wirklichen Nerven und deren Vorstufen scharf unterscheidet und den Begriff des Ganzen — im genannten Lehrbuch S. 128 — durchaus in unserm Sinne auffaßt, nichts Wesentliches einzuwenden haben. Noch weniger fürchten wir, auf Widerspruch zu stoßen, wenn wir sagen: was uns die Empfindung als ein unerklärliches Phänomen erscheinen lasse, sei das mit ihr verbundene Bewußtsein, und von diesem die einfache Empfindung zu trennen, der einzige Weg, sie zu etwas Begreiflichem zu machen. Es ist auch, in der That, die an sich bewußte Empfindung nicht bloß transscendent und darum für uns unfaßbar, sie ist wissenschaftlich unerklärlich, weil es sie nicht gibt, wie es in der Natur überhaupt nichts Widersinniges gibt. Den Widersinn gibt's erst im menschlichen Irrthum, und die Annahme dieses Widersinns führt zum bewußten Atom, zum Hylozoismus, zur Transscendenz, zur Mystik u. s. w., zu Allem, nur nie wieder zurück zur Wissenschaft. Beginnt aber die psychische Function erst mit der Entfaltung des Bewußtseins, und dieses erst auf einer besonderen Stufe der organischen Entwicklung, dann können wir es uns nur als beruhend auf einer Täuschung durch etwas außerordentlich Aehnliches erklären: „daß die besten Beobachter dem Protoplasma der niedersten Wesen psychische Functionen mit Entschiedenheit zuschreiben."

Es ist dies die Stelle, von welcher wir sagten, daß sie den Cardinalpunkt der physiologischen Function berührt. Die ganze Tragweite dieser Anschauung ermessend, knüpft Preyer daran die Bemerkung, daß nicht ersichtlich sei, woher die psychischen Eigenschaften des jetzigen Protoplasma stammen, wenn nicht „die Anlage" dazu schon den Vorstufen desselben zukam. „Anlage" ist eben eine etwas dehnbare Bezeichnung und, wie potentia, nicht ungefährlich. Rede ich z. B. beim menschlichen Ei von einer Anlage zur Sprache, so ist dies ganz richtig; aber die Entwicklung der Sprache liegt noch so ferne, daß Niemand daran denken

wird, sie könne schon im Ei irgend wie sich vernehmen lassen oder überhaupt schon diesem von irgend einem Nutzen bei seiner Entwicklung sein. Sage ich dagegen: dieser Knabe hat Anlage zum Zeichnen, — so ist es gar nicht widersinnig, anzunehmen, daß er ohne einen besondern Unterricht ein Zeichner werde; denn hier bedeutet „Anlage" mehr als eine bloße Ermöglichung: es ist eine Befähigung da, welche eine bestimmte Entwicklung wesentlich fordert. Was wir im zweiten Fall „Anlage" nennen, ist sehr verschieden von dem, was wir im erstern Fall mit demselben Ausdruck bezeichnen. Hier ist etwas schon da, was dort noch nicht da ist. Lassen wir uns durch den Ausdruck „Seele" und „beseelt" verleiten, das Psychische mit dem bloßen Leben zu verwechseln, und lassen wir das Psychische vor dem Eintritt des Bewußtseins zur Erscheinung kommen, so verwirren wir zwei sehr verschiedene Begriffe. Functionen, welche durch bestimmte Organe bedingt sind, kommen gewiß auch durch das diese Organe bildende Protoplasma, allein in erster Linie doch nur durch die betreffenden Organe zu Stande. Dem Protoplasma psychische Funktionen oder dem menschlichen Ei Sprache zuzuschreiben, ist dasselbe. Man wird uns einwenden, das letztere thue Niemand, weil ein redendes Ei nicht vorkomme; aber die psychische Function kommt beim Protoplasma auch nicht vor: man will nur durch diese Annahme dem psychischen Problem sich nähern und umgeht die Erklärung, anstatt sie zu versuchen. Man darf bloß, und auch nur mit Vorsicht, von einer Anlage sprechen, und die Anlage zum Psychischen, ein Theil der unerläßlichen Bedingungen, kommt sicherlich auch den Vorstufen des Protoplasma zu; so weit zu gehen, zwingt uns die einfache Logik: aber aus den alleinigen Functionen des Protoplasma und seiner Vorstufen wird man so wenig je das psychische Moment erklären, als das Leben allein aus den chemischen Elementen des Protoplasma zu erklären ist.

Entscheidend ist die Bedeutung, die dem Psychischen beigelegt wird, und jedem Mißverständniß wird nur dann vorgebeugt, wenn wir den Nachdruck auf das Bewußtsein legen und dieses als von ihm unzertrennlich erklären. Preyer geht bei der in Rede stehenden Bemerkung nicht so weit und präcisirt das Psychische nur als „Empfindungs- und Unterscheidungsvermögen". Schwebt ihm da als Empfindung das vor, was wir die einfache, von Haus aus nicht mit Bewußtsein ausgestattete Empfindung nennen, so erblicken wir keine Schwierigkeit darin, die „Anlage" zum Empfinden und Unterscheiden auch den Vorstufen des Protoplasma zuzuschreiben. Wie wir am Beispiel von der Verdauung gezeigt haben, gilt uns ein gewisses Unterscheiden als identisch mit dem Begriff der Empfindung. Wie könnten wir sonst der Materie selbst eine Art Empfindung und eine Art Gedächtniß zuschreiben? Allein dies Alles fassen wir als unbewußt; nicht in der Bedeutung des „Unbewußten" des Herrn von Hartmann, sondern als einfach nicht bewußt, ohne Bewußtsein sich vollziehend, weil unter Verhältnissen sich vollziehend, in welchen von Bewußtsein keine Rede sein kann. Wir verkennen durchaus nicht die Vortheile, welche in heuristischer Beziehung eine Erweiterung des Begriffes psychisch bieten mag, und geben gerne zu, daß diese Vorstellung das Finden von Wegen erleichtern könne, welche das Erklären zum Ziel führen. Uns ist es hier nur um eine helle Beleuchtung dieser Wege zu thun, von denen zahllose Seitenpfade abzweigen nach Gegenden, in welchen Spiritua-

lismus und Spiritismus, Mysticismus und Mystificismus den fruchtbarsten Boden haben. Bei Preyer, dem entschiedensten Bekämpfer dieser Abirrungen, ist da freilich nichts zu besorgen, und kommt er uns hier zuerst in den Sinn, so hat dies darin seinen Grund, daß, wie wir bei unserm Begriff Stoff gesagt haben: erst müsse sich zeigen, ob Physik und Chemie damit auslangen, — wir bei unserer Erklärung des Bewußtseins ebenso einsehen, daß sie nur durch die Physiologie sanctionirt werden kann. Diese hat experimentell nachzuweisen oder wenigstens zu zeigen, inwiefern sie Grund hat zur Erwartung, eines Tages experimentell nachweisen zu können, daß die physiologische Function mit allen ihren Leistungen aus dem alleinigen Begriff der Empfindung, ohne Mitwirkung eines psychischen Momentes, zu erklären ist. Wir geben zu, daß man auch hier mit einem halben Worte, mit dem Ausdruck „eine Art psychischen Moments" sich behelfen könnte. Allein wir können dazu nicht uns entschließen, weil der Fall ein anderer ist als bei der Empfindung und beim Gedächtniß. Der Sinn, der dem Gedächtniß und der Empfindung bei der Materie zukommt, läßt so genau sich umgrenzen, daß jeder Mißbrauch ausgeschlossen wird; zudem sind beide schon da. Das Bewußtsein dagegen ist, bevor die zu seiner Verwirklichung unerläßlichen Bedingungen eintreten, noch gar nicht da. Es ist nur, und zwar unter ganz besonderen Bedingungen, eine Begleiterscheinung des Lebens, aber durch die Wechselwirkung, in die es mit ihm tritt, für dessen weitere Entwicklung maßgebend. Nehmen wir an, es trete das Bewußtsein auch vor jenen Bedingungen ein, aber ohne für die Lebensentwicklung maßgebend zu sein, dann ist diese Annahme überflüssig; lassen wir es aber gleich maßgebend auftreten, dann stellt es eine Macht dar, welche wir uns nicht erklären könnten und mit deren Annahme wir in das Gebiet des Uebernatürlichen uns einlassen würden.

Sicherlich läßt sich kaum ein frappanteres Beispiel denken als Preyer's Vergleich eines Seesterns mit einem Südsee-Insulaner in seinem Essay „Ueber die wahre Aufgabe der Physiologie," S. 48. Hier schildert er uns, wie die Seesterne mit der Sicherheit geübter Turner „von einem schwimmenden Holz an die feste Felswand voltigiren, frei schwebend von der Rückenlage sich in die gewöhnliche Haltung von selbst wenden, mittels ihrer langen Strahlen, die sie wie Hebel nach Bedürfniß kurzarmig oder langarmig gegen einander stemmen, übergeschobene, fest anliegende Schläuche entfernen, u. s. w." Dann sagt er: „Ich habe einen Südsee-Insulaner gesehen, welcher außer Stande war, einen Rock auszuziehen, welchen man ihm ganz richtig angezogen hatte. Er verfiel nicht darauf, einen Arm nach rückwärts zu strecken." — Befreit sich nun der Seestern wirklich — wie Preyer beifügt — „mit Leichtigkeit von Hülsen und Hüllen, Ringen und festgeschürzten Fäden in zweckmäßiger Weise, obgleich er nie in seinem Leben solchen Zwang verspürte," — dann liegt allerdings die Versuchung nahe, ein psychisches Handeln sehr fortgeschrittener Art, ein wirkliches Denken zu Hilfe zu rufen; denn das zweckmäßige Handeln beginnt erst beim Denken, und ist der übrigen Natur unbekannt. Hat dagegen der Seestern und haben seine Vorfahren, deren Umgebung doch auch nur als allmälig entstanden gedacht werden kann, seit undenklicher Zeit mit ähnlichen Hindernissen zu kämpfen gehabt, so sehen wir durchaus nicht ein, warum diese Geschicklichkeit nicht sollte auf Grund eines

Unterscheidens und eines Gedächtnisses der Materie und in Folge einer langewährenden Uebung als vererbte reflectorische Thätigkeit erklärt werden können? Gab es aber beim Seestern keine ähnliche Uebung, so würden wir darum doch nicht im Protoplasma seiner Ganglienzellen, sondern in der Gruppirung dieser letzteren die Erklärung suchen.

Von großer Bedeutung ist, was Preyer im Verfolg seines Vergleiches ebenda sagt: „Nicht für eine einzelne geistige Arbeit ist ein großes Gehirn nöthig, sondern für eine Mannigfaltigkeit von Arbeiten. Die winzigen Ganglienzellen der Strahlthiere leisten, wie ich fand, wenn viele mit nur Einem Strahl in organischem Zusammenhang bleiben, nicht allein quantitativ mehr, als unter gleichen Umständen wenige, sondern auch qualitativ mehr. Also wird es wahrscheinlich, daß auch bei höheren Thieren und dem Menschen die größere Intelligenz nicht mit dem relativ größeren Gehirn zusammen geht, sondern von einer größeren Zahl von Ganglienzellen und deren Zusammenwirken (mittels zahlreicherer Associationsfasern) abhängt." — Wir könnten uns keine erfreulichere Bestätigung unserer Auffassung des Psychischen vorstellen, welches nicht aus der Materie, sondern aus deren Organisirung sich ergibt, und — wie der Südsee-Insulaner beweist — erst durch die äußeren Lebensbedingungen voll entwickelt wird. Wir rufen bei Preyer's Vergleich nicht aus: auch der Seestern denkt, — sondern: alles Denken beruht auf der Organisirung. Vermag ein so niedriges Thier so viel: um wie viel begreiflicher sind die Leistungen des Menschen! — Kann uns nachgewiesen werden, daß beim Gangliensystem des Seesterns eine Centralisirung Platz greift, welche die Theilempfindung zur Empfindung des Ganzen macht, so hätten wir da, so zu sagen, den mechanischen Apparat des Bewußtseins vor uns, welcher durch sein automatisches Reagiren auf hemmende Reizungen nicht bloß auf das Verhalten des Embryo im Mutterleibe, sondern auch auf die höchste Thätigkeit des Geistes ein helles Licht wirft. Gerade daß der Südsee-Insulaner mit seinem großen Gehirn sich so lächerlich macht, spricht gegen die Auffassung des Psychischen als eines für sich seienden Elements, oder als einer Eigenschaft des Protoplasma überhaupt: das Psychische ist die Function des auf die höchste Stufe der Organisirung gelangten Protoplasma. Wie unbehilflich ist das neugeborene Kind gegenüber dem neugeborenen Thier! Je höher die Stufe ist, auf welcher in der Entwicklungsreihe ein Individuum steht, desto geringer ist seine Leistungsfähigkeit im Vergleich zu tiefer stehenden Individuen, wenn nicht wenigstens die es charakterisirenden Functionen zu einem gewissen Grade der Ausbildung gelangt sind.

Daß Preyer, wie den arg mißbrauchten Begriff des „Unbewußten," den viel mißbrauchten Begriff der „Zielstrebigkeit" verwirft (Lehrbuch S. 157), und das Leben (ebenda S. 163) nicht als das Resultat Eines Processes, sondern unbegrenzt vieler Processe auffaßt, versetzt ihn — wir können da nur urtheilen nach unserem Begriff des großen Ganzen — auf den richtigen Weg, in die physiologische Function eine Klarheit zu bringen, deren sie bislang hauptsächlich darum entrathen mußte, weil die Einen einen unwissenschaftlichen Kraft- oder Seelenbegriff mit hineinzogen, die Anderen allzuwissenschaftlich von einem einzigen Punkt aus das Ganze umfassen wollten. Betreffs der Größe der Aufgabe gibt

sich Preyer keiner Täuschung hin. Die Function betrachtet er nicht bloß als das Werk von Organen, sondern auch als selbst Organe bildend und damit neue Functionen anbahnend, mit einem Worte, als sich selbst vervollkommnend. Mit der ganzen Redlichkeit des Forschers, dem es nur um die Wahrheit zu thun ist, bekennt er unumwunden, daß das Protoplasma, der einfachste lebende Körper, eine Reihe verschiedener Functionen aufweist, die heute noch von einander sich nicht ableiten lassen, und daß erst diese einfachen Theilerscheinungen des Lebens für sich untersucht, eindeutig in lückenloser Reihe streng causal auf einfachere Vorgänge, die verwickelteren Functionen hochdifferencirter Pflanzen und Thiere auf weniger verwickelte Protoplasmafunctionen, und diese auf elementare — zunächst chemische und physikalische — Processe zurückgeführt werden müssen, ehe die exacte Wissenschaft zur Prüfung der Frage nach einem gemeinsamen Ursprung aller Entwicklung schreiten kann.

Nur in Einem verstehen wir Preyer nicht, können aber auch nur annehmen, daß allein eine speculative Subtilität die Verschiedenheit unserer Ansicht begründet, eine Subtilität, von der es uns unmöglich scheint, daß sie eine volle Verständigung über einen der wichtigsten Punkte vereiteln könne. Preyer läßt die einfache Empfindung als keine Bewegung gelten, während für uns Alles, zumal das Lebendige Bewegung ist. Er sagt: „Jedenfalls ist es nicht statthaft anzunehmen, daß die Aenderungen der einfachen reinen Empfindung räumlich seien; sie sind nur zeitlich[1])." — Selbst beim Psychischen, von welchem wir ja hier ganz absehen, vermögen wir keine Aenderung, die nicht Bewegung wäre, daher keine zeitliche und nicht zugleich räumliche Aenderung zu denken. Ein rein zeitlicher und nicht auch räumlicher Vorgang könnte nur ein rein geistiger sein. Von einem solchen wissen wir aber nicht, weil wir in unserem Denken Raum, Zeit und Stoff nicht zu trennen im Stande sind. Darum können wir auch nur annehmen, daß in obigem Satze der Begriff Zeit nicht ganz streng genommen und nur gebraucht sei, um die schwierige Unterscheidung zwischen Kraft und Reiz greller hervortreten zu lassen. Es heißt auch unmittelbar vorher: „Inhaltlich oder begrifflich sind Reize etwas Anderes als Kräfte, und nicht jede Function nothwendig eine Bewegung; denn die Function des Empfindens, obwohl nicht ohne begleitende materielle Aenderungen (Bewegungen) möglich, kann selbst keine Bewegung sein." — Daß Bewegung dabei sei, wird zugegeben, nur für die Empfindung selbst eine andere Art Bewegung gedacht als die mechanische, physikalische oder chemische. Darum heißt es auch auf der folgenden Seite, daß „der endliche Reizerfolg selbst keine Bewegung, sondern die Hemmung einer solchen oder Empfindung ist." Vielleicht ist der Accent auf dem Ausdruck Hemmung zu suchen, und wird damit nicht eine Aufhebung, sondern nur eine Art Einschränkung der Bewegung bezeichnet. Jedenfalls ist hier der entscheidende Punkt; denn mit einem bei der Empfindung gesetzten Ausnahmsfall zerfiele die Natur in zwei nicht zu vermittelnde Theile, um nicht zu sagen Welten, und dreht sich daher Alles um die Erklärung der physiologischen Function.

Mit vollem Recht dringt Preyer vor Allem darauf, daß Klarheit gebracht werde in diesen Begriff, und zwar durch ein inniges Zusammenwirken der Physik,

[1]) Elemente der allgemeinen Physiologie, S. 177.

Chemie, Physiologie und Entwicklungslehre, welche allsammt noch große Fortschritte zu machen haben. Die Grundbedingungen, unter welchen alles physiologische Functioniren zu Stande kommt, haben völlig aufgedeckt zu werden. Zu jeder Function ist unerläßlich: erstens ein Substrat, d. i. ein Organ oder Organapparat, zweitens ein Object, drittens ein Reiz, den das Letztere auf das Erstere ausübt. Damit eine Function Statt habe, darf keines dieser drei Momente fehlen, womit zugleich gesagt ist, daß das Dritte ausbleibt, wenn das Erste nicht empfindungsfähig oder das Zweite unfähig ist, eine Reizung auf es auszuüben. Es kann beim bloßen Reiz bleiben, und dann wird nur eine Empfindung ausgelöst, wie z. B. bei einer Wahrnehmung, wenn nämlich ein äußerer Gegenstand unser Auge afficirt; es hat aber gewöhnlich der Reiz ein weiteres Resultat, wie z. B. die Ernährung, wenn nämlich die Nahrung in den Verdauungsorganen die nöthige Reizung hervorruft. Im ersteren Fall erleidet durch die Function — um bei Preyer's Terminologie zu bleiben — nur das Substrat, im letzteren Substrat und Object eine Veränderung. Daß der Reiz uns zum Bewußtsein komme, gehört nicht nothwendig zur Function. Es functionirt vielmehr unser Organismus desto besser, je weniger wir uns dessen bewußt werden. Soweit nimmt sich die Sache sehr einfach aus, weil man gewöhnlich die einzelnen Organe als anatomisch, die verschiedenen Processe und Veränderungen als physikalisch und chemisch vollkommen bekannt sich vorstellt und auf die morphologischen Veränderungen zu wenig Gewicht legt. Bedenkt man aber weiter, daß es für die zureichende Erklärung einer Function unerläßlich ist, unter den vielen dabei eintretenden Veränderungen die wesentlichen zu erkennen und eine gesetzmäßige Beziehung, in der sie zur Function stehen, nachzuweisen, so kann man schon einen großen Theil der Schwierigkeiten überblicken. Gänzlich in die Tiefe dieser Arbeit sieht man erst, wenn man die Function als organbildend auffaßt, wovon uns Preyer[1]) das überraschendste Beispiel vorführt am Embryo des Landsalamanders, aus welchem man, ihn im Wasser züchtend, ein neues Thier heranbilden, richtiger gesprochen, theilweise eine frühere Form desselben Thieres wieder erstehen lassen kann. Aus einem Wesen mit Lunge und Füßen wird wieder ein Wesen mit Kiemen und Flossen: durch neue Lebensbedingungen (Objecte) werden die einzelnen Theile des Organismus (Substrate) von neuen Reizungen zu Thätigkeiten angeregt, durch welche neue Organe für neue Functionen herangebildet werden. „Alle Functionen" — sagt Preyer am Schluß dieser Schilderung — „sind früher da, als die ihnen ausschließlich dienenden Organe." Das ganze unabsehbare Feld der Entwicklung tritt bei diesen Worten uns vor die Augen. Als die Entwicklung ermöglichend und, durch die äußeren Bedingungen vervollkommt, die Entwicklung fördernd, finden wir immer und überall die Empfindung. Sie bestimmt die Erklärung der physiologischen Function, die Tiefe unseres Naturerkennens und die Wissenschaftlichkeit unseres gesammten Denkens.

[1]) „Deutsche Rundschau". XIII. Jahrgang, 1. Heft 1886, S. 45.

Geschichte einer vornehmen Dame im achtzehnten Jahrhundert[1]).

Auch Bücher haben ihre Schicksale!

Im Jahre 1772 wurde ein neunjähriges, elternloses Kind, die Tochter des polnischen Fürsten Massalsky und einer Prinzessin Radziwill, in ein Kloster zu Paris gebracht, um dort, der Sitte der Zeit entsprechend, zur großen Dame erzogen zu werden. Nach Jahresfrist begann die junge Schülerin, auf Anregung der Lehrerinnen, wie es damals Mode war, ein Tagebuch zu führen. Ohne Zweifel nur zur Uebung des Stils und zur Ausfüllung müßiger Stunden auferlegt, wurde diese Arbeit eine Lieblingsbeschäftigung des jungen Mädchens.

Als die Schulzeit vollendet war und das Kind, zur erwachsenen Dame herangereift, in die große Welt eintrat, da wurde das Tagebuch, obgleich es einen starken Folioband bildet, vergessen und vergraben und gelangte endlich mit den übrigen Büchern in die gräflich Potocky'sche Bibliothek in Galizien.

Fast hundert Jahre später führten Geschäfte einen Schweizer in das Städtchen, in welchem diese Bibliothek sich befand und gesprächsweise erfuhr derselbe, daß auf dem Potocky'schen Schlosse Bücher verkauft würden. Aus Neugierde ging er hin und erstand einige Bände, darunter jenes vergilbte Manuscript. Wieder verging manches Jahr, bis aus dem Besitze des Büchersammlers das Tagebuch nach Paris zurückkehrte, wo es einst entstanden war, und wo es am besten verstanden und auf seine Echtheit geprüft werden konnte.

Ein gütiges Geschick legte diesen lang unbeachtet gebliebenen Schatz endlich in die Hände des sachkundigsten Bearbeiters, des Herrn Lucien Perey, dem wir bereits die unter Beihilfe von Gaston Maugras veröffentlichten, interessanten Monographien über den Abt Galiani, über Madame d'Epinay und über Voltaire verdanken.

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat der Verfasser die Authenticität des Buches festgestellt. Nachforschungen in den Archiven von Paris und Genf haben Documente ans Licht gefördert, welche die Richtigkeit der vielen, in dem Tagebuch erwähnten Thatsachen bestätigen, ja durch letzteres ergänzt und erklärt werden.

---

[1]) Histoire d'une grande dame au XVIIIe siècle. La Princesse Hélène de Ligne, par Lucien Perey. Paris, Calmann Levy, 1887.

Die Schilderung, welche dies, aus dem polnischen Fürstenschlosse mit einem Schlage einsam in eine ganz fremde Welt verpflanzte Kind von seinen ersten Eindrücken, von seinen kindischen Wünschen und kleinen Sünden und von seiner Lebensauffassung gibt, ist so naturwahr und in vielen Punkten rührend, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, hier einige Proben daraus zu geben.

I.

Das Kloster Abbaye-aux-Bois, in welchem die Prinzessin Aufnahme gefunden, war damals das vornehmste Erziehungsinstitut für Töchter in Frankreich. Die stolzesten Namen waren unter den Nonnen wie unter den Zöglingen vertreten. Letztere wurden durchaus nicht zu Betschwestern, sondern praktisch zu Hausfrauen erzogen, wie ihre Stellung und ihr Rang es in jener Zeit verlangte. Das Kloster hatte sein eigenes Theater. Musik Tanzen, Malen wurde ebenso gut gelehrt wie Geographie, Geschichte u. s. w.

Das Tagebuch führt die Aufschrift: „Mémoires d'Appoline-Hélène Massalska en l'Abbaye royale de Nôtre-Dame-aux-bois, Rue de Sève, Faubourg Saint-Germain", und beginnt folgendermaßen:

„An einem Donnerstage bin ich in die Abbaye-aux-Bois eingetreten; Frau von Geoffrin, die Freundin meines Onkels (des Fürstbischofs von Wilna, welcher Vaterstelle an ihr vertrat) hat mich zuerst in das Sprechzimmer der Frau Aebtissin gebracht; dies ist sehr schön, weiß, mit goldenen Streifen; Frau von Rochechouard (die Vorsteherin des Erziehungsdepartements des Klosters) ist auch in das Sprechzimmer gekommen, ebenso Mutter Quatre-Temps (dies war ein Beiname, welchen die Schülerinnen einer der Lehrerinnen gegeben hatten), denn sie war die erste Lehrerin der Classe, in der ich sein sollte.

„Man war so gütig, mir zu sagen, daß ich ein hübsches Gesicht, eine hübsche Figur und schöne Haare hätte; ich antwortete nichts, weil ich mein Französisch unterwegs vergessen hatte, da ich so weit gereist, durch — ich weiß nicht wie viele — Städte gekommen, immer mit der Post, „die auf dem Jagdhorn blies" (sic). Ich verstand aber Alles, was man sprach; darauf hieß es, ich sollte hinausgebracht werden, um das Schulkleid anzuziehen, und man würde mich nachher wieder zum Gitter zurückbringen, damit Frau von Geoffrin mich sehen könnte.

„Das Schubfensterchen des Gitters im Sprechzimmer wurde darauf geöffnet, und man schob mich hindurch, denn ich war klein. Dann brachte man mich zur Aebtissin, in ein Zimmer, das ganz in blauer und weißer Seide (tapeziert) war, und Schwester Crinore hat mir das Kleid angezogen; aber als ich sah, daß es schwarz war, fing ich herzbrechend an zu weinen; aber es tröstete mich ein wenig, daß man mir die blauen Bänder anmachte, und dann holte die Lehrerin Eingemachtes, das ich aß, und es hieß, das gäbe es alle Tage zu essen.

„Man liebkoste mich sehr; alle die großen Fräulein, welche bei der Aebtissin Dienst hatten, kamen an, um mich zu betrachten, und ich hörte, wie sie sagten: die arme Kleine, sie versteht nicht französisch; man muß sie veranlassen, polnisch zu sprechen, um zu sehen, was das für eine Sprache ist. Aber da ich merkte, daß sie sich über mich lustig machen wollten, mochte ich nicht sprechen. Es hieß auch, ich sei sehr zart; ich käme aus Polen, einem sehr fernen Lande.

„Dazwischen nahm mich Fräulein von Montmorency auf den Schoß und fragte mich, ob sie meine kleine Mama sein sollte, und ich machte ein Zeichen, das Ja bedeuten sollte, denn ich wollte durchaus nicht eher sprechen, als bis ich wie alle Leute sprechen konnte.

„Dann hieß es, mein Onkel sei im Sprechzimmer und wolle mich in meiner Uniform sehen; also ging ich hin, wie ich gekleidet war, und man fand, daß mir mein Anzug sehr gut stand, und mein Onkel und Frau von Geoffrin gingen fort, nachdem sie mich allen Damen sehr empfohlen hatten. Darauf wollten die Aebtissin und Frau von Rochechouart mich zum Sprechen bringen, aber es war vergeblich; da rief Frau von Rochechouart Fräulein von Montmorency und sagte zu ihr: „Mein Herz, ich empfehle Dir dieses Kind; Du hast ein gutes Herz, nimm sie mit nach der Classe und sorge dafür, daß man sie nicht quält." —

Die Classe, in welche die Prinzessin Helene eintrat, hieß die blaue und enthielt Kinder von sieben bis zehn Jahren. Der Lehrplan, wie das Tagebuch ihn angibt, war der folgende:

„Montags, Mittwochs und Freitags: Aufstehen im Sommer um 7, im Winter um 1/2 8 Uhr. Um 8 Uhr Jeder auf seinem Platze in der Classe, um Frau von Rochechouart zu erwarten, die um 8 Uhr kommt. Sobald sie fort ist, wird der Katechismus von Montpellier auswendig gelernt und das früher Gelernte wiederholt; um 9 Uhr Frühstück, um 1/2 10 Messe. Um 10 Lesen bis 11. Von 11 bis 1/2 12 Musikstunde. Von 12 bis 1 Uhr Geographie- und Geschichtsstunde. Um 3 Schreiben und Rechnen bis 4 Uhr. Um 4 Uhr Tanzstunde bis 5; Vesper (goûter) und Freistunde bis 6 Uhr. Von 6 bis 7 Uhr Harfe oder Clavier. Um 7 Uhr Abendessen. Um 1/2 10 Uhr im Schlafzimmer."

Auch die Lehrerinnen werden in dem Tagebuche porträtirt: „Frau von Montlüc, Mutter Quatre-Temps genannt (vielleicht weil sie beim Musikunterricht den Tact zählte), gutmüthig, sanft, sorgsam, aber zu kleinlich und quängelig (tatillon); Frau von Montbourcher, Sainte-Macaire genannt, gutmüthig, dumm, sehr häßlich, an Gespenster glaubend; Frau von Fresnes, Sainte-Bathilde genannt, häßlich, gutmüthig, gern Geschichten erzählend ꝛc."

Obgleich die Kleine in der untersten Classe war, hatte sie vorläufig ihr Bett im Schlafsaale der größeren Mädchen, was diesen sehr lästig wurde, wie sich bei nachfolgender Gelegenheit zeigte. Die Kleine schreibt darüber: „Ich war gerade krank, in Folge des Pariser Trinkwassers. Doctor Portal hatte mir Pulver verschrieben, und Frau Sainte-Bathilde kam in der Regel des Abends, wenn ich im Bette lag, um mir das Pulver einzugeben. Eines Abends hatte sie es vergessen. Die großen Mädchen hatten an jenem Abend gerade vor, eine Pastete zu verzehren, und nachdem die Thür des Schlafsaals geschlossen worden war, standen sie wieder auf und fingen beim Scheine der Laterne an zu essen. Als ich dieses sah, rief ich, ich wollte auch Etwas haben und würde es anzeigen, wenn man mir nicht von der Pastete gäbe. Da kam Fräulein d'Equilly zu mir her und brachte mir ein großes Stück mit Rand, das ich verschlang. Inzwischen war es der Frau von Sainte-Bathilde eingefallen, daß sie mir mein Pulver nicht gegeben hatte; sie stand daher auf und kam, um es mir zu bringen. Kaum hörten die Mädchen, daß der Schlüssel ins Schlüsselloch gesteckt wurde,

so liefen sie alle wieder in ihre Betten, und eine von ihnen nahm die Ueberbleibsel der Pastete in ihr Bett. Die Lehrerin und Schwester Eloi kamen nun an mein Bett, um mir das Pulver zu geben. Da ich aus Furcht, die Mädchen zu verrathen, nichts sagte, mußte ich das Pulver hinunterschlucken, obgleich ich eben erst ein großes Stück Pastete mit Rand gegessen hatte.

„Sobald Frau von Sainte-Bathilde fort war, standen die Mädchen wieder auf, indem sie über mich raisonnirten; sie sagten, es wäre ganz unerträglich, ein so albernes Balg, wie mich, im Zimmer zu haben; dann fingen sie an, Aepfelwein zu trinken. Da schrie ich, daß ich auch welchen haben wollte; die Mädchen wollten es nicht thun, weil ich eben erst das Pulver genommen hätte, und Fräulein de la Roche-Aymon kam sogar auf mich zu, um mir Klapse zu geben; aber da fing ich an, so heftig zu weinen, daß sie sich zuletzt gezwungen sahen, mir ein Glas Aepfelwein zu bringen, das ich mit einem Zuge austrank. Am anderen Morgen hatte ich ein wahres Pferdefieber und wurde ins Krankenzimmer gebracht; in der Nacht bekam ich Delirium und endlich ein Faulfieber, das mich an den Rand des Grabes brachte; danach blieb ich zwei Monate im Krankenzimmer."

Diesem leichtsinnigen Streiche verdankte die Kleine, daß ihr eine von den übrigen Zöglingen völlig getrennte Wohnung angewiesen, und drei weibliche Wesen, eine Gouvernante, eine Jungfer und eine „Mie" (wohl eine Art Bonne) mit ihrer körperlichen Wartung und Pflege beauftragt wurden. Zur Bestreitung dieser Ausgaben bestimmte ihr Onkel jährlich 30000 Livres, woraus sich ein Schluß auf die Vermögensverhältnisse der Prinzessin ziehen läßt.

„Ich hatte damals," so schreibt sie, „einen ganz schrecklichen Widerwillen gegen Schönschreiben. Herr Charme (der Lehrer) war sehr unzufrieden mit mir und hatte mich verurtheilt, nichts als O's zu machen, was mich sehr langweilte; auch machte sich die ganze Classe über mich lustig und meinte, ich würde niemals lernen, meinen Namen zu schreiben. Dabei haßte ich das Schreiben gar nicht, im Gegentheil, ich schrieb den ganzen Tag an meinen Memoiren, wie es damals unter den großen Mädchen Mode war, und was wir deshalb nachmachten. So kritzelte ich denn den ganzen Tag auf dem Papier, aber es war ein Geschmiere, aus dem Niemand als ich selbst sich zurecht finden konnte, und, weit entfernt, davon Nutzen zu haben, verdarb ich mir nur die Hand dabei. Fräulein von Choiseul machte oft die Schreibarbeiten für mich; aber da man merkte, daß es nicht meine Handschrift war, beklagte sich Herr Charme bei Mutter Quatre-Temps. Diese fragte mich: „Fräulein, haben Sie dies geschrieben?" Ich antwortete: „Ja, Madame, wahrhaftig, ich habe es geschrieben." Da sagte sie: „Wenn dies wahr ist, schreiben Sie mir auf der Stelle eine solche Seite." Da gerieth ich in große Verlegenheit und wäre gern in ein Mauseloch gekrochen; was ich am wenigsten zu Stande brachte, waren die M's und N's und meine Vorschrift war „Masinissa, König der Numidier". Es ergab sich bald, daß ich nicht damit fertig werden konnte; da hängte mir Mutter Quatre-Temps Eselsohren an, und weil ich gelogen hatte, heftete sie mir auf den Rücken die „rothe Zunge" mit meinem Papier; da behauptete ich, daß ich nur deshalb so schlecht geschrieben, weil man absichtlich an den Tisch gestoßen hätte; aber da hieß es,

ich wäre eine Verleumderin, und es wurde mir noch die „schwarze Zunge“ angehängt; das Schlimmste bei der Sache war nun, daß Frau von Rochechouart, die mich gern hatte und die anfing, mich gütig zu behandeln, gerade an jenem Morgen mich zum Abend sechs Uhr in ihre Zelle bestellt hatte.

„Und nun nahte diese Stunde heran; wie sollte ich in dem Aufzuge, in welchem ich war, vor ihr erscheinen? Lieber wäre ich gestorben. Und als Mutter Quatre-Temps mir befahl, zur Vorsteherin zu gehen, rührte ich mich nicht vom Platze; ich weinte mir fast die Augen aus dem Kopfe. Fräulein von Choiseul fing auch an zu weinen; die ganze Classe beklagte mich; nur die weiße (die höhere) Classe lachte darüber; als Mutter Quatre-Temps sah, daß ich nicht gehorchen wollte, verhängte sie noch obenein die Schnur der Schmach (le cordon d'ignominie) über mich, ließ zwei Laienschwestern kommen, die mich bei den Armen nahmen, vom Stuhle aufzogen und bis an die Thür von Frau von Rochechouart brachten. Als ich eintrat, schrie diese auf und sagte dann: „Aber, mein Gott, was ist denn geschehen? Du siehst ja wie ein Hanswurst aus! Was hast Du denn verbrochen, um Deines menschlichen Antlitzes verlustig zu gehen?“

„Da fiel ich ihr zu Füßen und beichtete ihr mein Vergehen; ich sah, daß sie sich die größte Mühe gab, nicht laut zu lachen; aber dennoch sagte sie mir mit ernster Miene: „Deine Vergehen sind sehr groß, und Deine Strafe ist zu gering.“ Darauf ließ sie die beiden Schwestern, welche vor der Thüre geblieben waren, eintreten und sagte zu ihnen: „Ich befehle, daß das Fräulein zur Classe zurückgebracht wird und acht Tage kein Dessert erhält.“

Die Folge dieses Auftrittes war indessen, daß die beschriebene Art von Strafen abgeschafft wurde.

Während der Anwesenheit der Prinzessin im Kloster ereignete es sich mehrere Male — und sie sollte es einst auch selbst erleben — daß eine der Schülerinnen, obgleich sie noch Zögling des Klosters blieb, verlobt wurde, ohne ihren zukünftigen Gatten zu kennen. Es war dann ein Fest für die ganze Schule, mit anzusehen, wie der Verlobte an dem Fenster vorbeigeführt wurde, an welchem seine Auserkorene stand. Wir erfahren aus dem Tagebuche, welche Gefühle die Braut dabei bewegten und in welcher, oft drastischen Weise, sie dieselben äußerte. Einen Fall dieser Art wollen wir, da er für diese Sitte des Verheirathens in damaliger Zeit bezeichnend ist, kurz berühren, wie ihn das Tagebuch erzählt:

„Fräulein von Bourbonne ist (von einem Besuche) ganz betrübt zurückgekehrt; zwei Tage später machte sie uns die Mittheilung, daß sie den Grafen d'Avaux, Sohn des Marquis de Mesme, heirathen solle. Wir stürzten Alle auf sie zu, um hundert Fragen an sie zu richten. Sie war kaum zwölf Jahre alt, sollte in acht Tagen zum ersten Male zum Abendmahle gehen, acht Tage darauf getraut werden und dann ins Kloster zurückkehren. Sie war so ausnehmend melancholisch, daß wir sie fragten, ob ihr Zukünftiger ihr nicht gefiele; sie sagte uns offen heraus, er sei sehr häßlich und sehr alt; sie sagte uns ferner, daß er am folgenden Tage zum Besuche kommen würde. Da baten wir die Frau Aebtissin, uns die Appartements d'Orléans öffnen zu lassen, damit wir dort, von den nach dem Abteihofe hinausgehenden Fenstern aus den künftigen Gemahl unserer Kameradin sehen könnten.

„Fräulein von Bourbonne erhielt am nächsten Morgen beim Erwachen ein großes Bouquet, und am Nachmittage erschien Herr d'Avaux. Wir fanden ihn, was er auch war, schauderhaft! Als Fräulein von Bourbonne aus dem Sprechzimmer (wo sie ihn empfangen hatte) herauskam, hieß es von allen Seiten: „Um Gotteswillen, was ist Dein Mann häßlich. An Deiner Stelle würde ich ihn nicht heirathen. Du Arme!" Und sie erwiderte: „Ach, ich werde ihn heirathen, denn Papa will es; aber daß ich ihn nicht lieben werde, das ist sicher."

„Es wurde nun verabredet, daß sie ihn erst am Tage der Abendmahlsfeier wiedersehen solle, damit sie bis dahin nicht zerstreut würde; nach acht Tagen nahm sie das Abendmahl, und vier oder fünf Tage später fand die Trauung in der Capelle des Hôtel d'Havré statt. Sie kam an demselben Tage wieder ins Kloster zurück; sie erhielt Schmuck, Diamanten und eine prächtige Ausstattung, die Bolard angefertigt hatte; am meisten belustigte es sie, daß wir sie nun Frau d'Avaux nannten. Sie erzählte uns, daß bei ihrer Schwiegermutter nach der Trauung ein Frühstück stattgefunden und man verlangt hätte, sie solle ihrem Manne einen Kuß geben; da habe sie angefangen zu weinen und sei nicht dazu zu bringen gewesen, so daß ihre Schwiegermutter gesagt habe, sie wäre ein (dummes) Kind. Dieser offene Haß hat seitdem nur zugenommen und ist immer mehr zu Tage getreten, so daß, als eines Tages ihr Mann im Sprechzimmer nach ihr verlangte, sie vorgab, sich den Fuß verstaucht zu haben, um nicht zu ihm gehen zu müssen."

Inzwischen wuchs die junge Prinzessin Massalska heran; sie wurde in die zweite, die weiße, und dann in die erste, die rothe, Classe versetzt und gewann sich die allgemeine Zuneigung der Lehrerinnen und ihrer Mitschülerinnen.

Als sie zum zweiten Male zum Abendmahl zugelassen wurde, begann auch ihre Theilnahme am Dienste im Hause. Dieser zerfiel in neun verschiedene Abtheilungen (obédiences), in denen die Zöglinge successive thätig waren und hatte den Zweck, sie zu nützlichen Mitgliedern des Hauses vorzubilden. Der Dienst umfaßte die Aufwartung bei der Aebtissin, in der Sacristei, im Sprechzimmer, die Arbeit in der Apotheke des Klosters unter Erlernung der Pflanzenkunde und Zubereitung von Heilmitteln, die Thätigkeit in der Wäschekammer, in der Bibliothek, im Refectorium, in der Küche und im Versammlungszimmer.

Wie oben bereits erwähnt wurde, war die Prinzessin bei ihrer Ankunft einem Fräulein von Montmorency besonders empfohlen worden. Sie mußte aber den Schutz desselben bald entbehren, indem dies arme Mädchen schwer erkrankte, von Paris fortgebracht wurde, um an verschiedenen Orten Heilung zu suchen und endlich in Genf starb. In der Nacht ihres Todes hatte die kleine Prinzessin eine eigenthümliche Vision. Sie erwachte in großer Angst, rief nach ihrer Gouvernante, und als diese kam, erzählte sie ihr, sie hätte eben im Traume Fräulein von Montmorency vor sich gesehen, mit einem weißen Kleide und einen Kranz von weißen Rosen im Haare; diese habe ihr gesagt, daß sie im Begriff sei, sich zu verheirathen, und seit diesem Augenblicke sähe sie ihre beiden großen Augen vor sich, die sie anstarrten und ihr Angst machten. Von diesem Fräulein von Montmorency erzählt sie ferner als Beweis ihres energischen Charakters, daß sie im Alter von acht oder neun Jahren mit der Aebtissin des

Klosters, einer Frau von Richelieu, einen so heftigen Streit gehabt habe, daß Letztere ihr gedroht, sie würde sie tödten; darauf habe das junge Mädchen nur geantwortet: „Das würde nicht das erste Mal sein, daß die Richelieu die Henker der Montmorency wären".

Diese Anekdote von einem neunjährigen Kinde, im Tagebuche eines nicht viel älteren Kindes aufbewahrt, ist bezeichnend für den Geist, welcher in jenem Kloster und in den Familien der Zöglinge desselben herrschte.

Die sympathischste Persönlichkeit unter den Insassen des Klosters ist die schon mehrfach erwähnte Frau (eigentlich Fräulein) von Rochechouart, welche den Unterricht leitete. Wir erfahren aus dem Tagebuche soviel Züge aus der klösterlichen Thätigkeit dieser Dame, daß sich ihr Bild wie das einer Romanfigur daraus abhebt.

Eine von den drei Töchtern des Herzogs von Mortemart, nahm sie, wie ihre Schwestern, bei dem Tode des Vaters den Schleier, weil nach den gesetzlichen Anordnungen das Vermögen auf den ältesten Sohn überging und sich für sie kein passender Freier gefunden hatte. Das Tagebuch schildert sie im achtundzwanzigsten Jahre als „groß, schön gebaut, mit hübschen Füßen, zarten, weißen Händen, prächtigen Zähnen, großen schwarzen Augen; sie hatte ein stolzes ernstes Wesen und dabei ein entzückendes Lachen; man warf ihr vor, daß sie mitunter im Umgange mit Gleichstehenden sarkastisch sei, aber gegen die Untergebenen war sie stets menschlich und gut, dabei sehr gebildet und voller Talente. Obgleich sie Liebkosungen nicht liebte, war sie im ganzen Kloster geliebt und gefürchtet." Jede Schülerin strebte danach, sich ihren Beifall zu sichern und die kleine Prinzessin, die sich von ihr für bevorzugt hielt, klagt einige Male bitterlich, daß Frau von Rochechouart sie unfreundlich angesehen habe. Auf die ganze Gemüthsstimmung dieser Dame im Kloster läßt eine Scene schließen, welche das Tagebuch folgendermaßen darstellt: „Ich werde nie vergessen," schreibt die Prinzessin, „was mir eines Tages mit Frau von Rochechouart begegnete; sie hatte mir befohlen, am Abend in ihre Zelle zu kommen; ich ging und fand sie umgeben von Papieren und mit Schreiben beschäftigt; da dies gewöhnlich der Fall war, wunderte ich mich nicht weiter darüber, aber was mich in Staunen versetzte, war, daß ich sie völlig außer Fassung fand und daß sie bei meinem Eintritt auffallend erröthete. Sie hieß mich ein Buch nehmen und mich hinsetzen. Ich that demnach, als ob ich läse und beobachtete sie dabei; sie schrieb in äußerster Erregung weiter, rieb sich die Stirne und seufzte laut, sah rechts und links um sich, und ihre Augen waren starr und abwesend, als weilten ihre Gedanken hundert Meilen weit entfernt. Ich wußte, daß sie oft drei Stunden hintereinander schrieb und dann beim geringsten Geräusch aufsprang und ihren Aerger über die Störung nicht verhehlte. An jenem Tage sah ich aber so deutlich Thränen in ihren Augen, daß mir mit einem Male der Gedanke kam, es quäle sie ein Leid. Während ich dies dachte, sah sie mich an; sie hatte einen Bogen vor sich, die Feder in der Hand, ihr Mund war ein wenig geöffnet, ihre Augen geradeaus gerichtet und die Thränen flossen herab. Dies ergriff mich so tief, daß auch meine Augen feucht wurden und ein schwerer Seufzer sich meiner Brust entrang; dies erweckte Frau von Rochechouart aus ihrer Starrheit; sie sah, daß ich ihre

Seelenangst bemerkt hatte. Sie gab mir die Hand, mit einer sehr ausdrucksvollen, rührenden Geberde und sagte: „Mein Herz, was hast Du denn?“ Ich küßte ihre Hand und brach in Thränen aus. Da schloß sie mich in ihre Arme und sagte nach einem kurzen Schweigen: „Ich bin mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft geboren, und um diese zu beschwichtigen, bringe ich Alles, was sie in mir schafft, zu Papier; daher kommt die Erregung, mit der ich oft stundenlang schreibe. Da sich unter meinen Gedanken auch dunkle und traurige befinden, so werde ich mitunter von ihnen so ergriffen, daß ich Thränen vergieße; die Einsamkeit, das beschauliche Leben unterhält meine Neigung, mich meiner Phantasie hinzugeben.“ Die Glocke rief uns zum Abendessen; wir trennten uns ungern von einander; seit dieser Zeit verdoppelte sich die Zärtlichkeit, welche Frau von Rochechouart mir erwies, und ich liebte sie ohne Gleichen“.

Wenn man diese Zeilen liest, kann man, vom literarischen Standpunkte aus, wohl ein Bedauern fühlen, daß die Herzensergüsse jener schönen Seele der Nachwelt nicht eben so erhalten geblieben sind, wie das Tagebuch der Berichterstatterin. Daß dies nicht der Fall, daran wird das herbe Geschick, welches Frau von Rochechouart traf, einen Theil der Schuld tragen. Wahrhaft erschütternd ist die Beschreibung ihres Todes, welcher sich noch während des Aufenthalts der Prinzessin Helene im Kloster ereignete. Bei dem innigen Verhältnisse, welches sich trotz des Unterschiedes der Jahre zwischen Beiden gebildet hatte, ist es begreiflich, daß das plötzliche Ableben der edlen Freundin die junge Schülerin aufs Tiefste bekümmerte. Das Tagebuch scheint ihr nunmehr fast verleidet gewesen zu sein; denn es endet bald danach mit den Worten: „Bei dem Tode der Frau von Rochechouart entstand zum ersten Male der Wunsch in mir, das Kloster zu verlassen“.

II.

Als die Prinzessin ihre Selbstbekenntnisse schloß, hatte sie noch nicht das funfzehnte Lebensjahr vollendet. Die Mittheilungen, welche wir gegeben haben, lassen die hohe Begabung und frühzeitige Geistesentwicklung des jungen Mädchens erkennen. Unwillkürlich macht sich jeder Leser des Tagebuchs ein Bild von dem weiblichen Wesen, welches ihn beschäftigt hat, und die Phantasie liebt es, dieses Bild mit allen Reizen auszuschmücken. Die Prinzessin Massalska kommt dem Leser darin zu Hilfe, indem sie sich in dem Tagebuche übermüthiger Weise selbst schildert: „Fräulein Helene Massalska (dies bin ich) ist vierzehn Jahre alt, hübsch, begabt, graziös, gewandt, gutgewachsen, eigenwillig wie ein Maulthier (têtue comme la mule du pape) und unfähig, dem ersten Impulse zu widerstehen“.

Die Lieblichkeit ihrer Erscheinung wird auch von ihren Zeitgenossen bestätigt, und im Titelkupfer, welches dem Werke beigegeben ist, begegnen uns die reizenden Züge, welche den Besuchern des Berliner Museums von dem bekannten Pastellgemälde der Gräfin von Potocka erinnerlich sind[1]).

[1]) Daß dieses Bild unsere Heldin und nicht die, in dem Cataloge des Museums aufgeführte abenteuerliche Gräfin von Potocka darstellt, ist außer Zweifel. Es ist erwiesen, daß die Prinzessin Massalska, spätere Gräfin von Potocka, zu wiederholten Malen auch von Frau Lebrün gemalt worden und es findet sich außerdem in dem Tagebuche selbst ein Jugendbild, welches unverkennbare Aehnlichkeit mit jenem Pastellbilde trägt.

Für die späteren Schicksale der Prinzessin konnte das Tagebuch nicht weiter zur Grundlage dienen, sondern es kam nunmehr darauf an, in den zahllosen Memoiren, Biographien und Correspondenzen jener schreiblustigen Zeit ihre Spur zu verfolgen. Dies hat Herr Lucien Perey gethan, und Dank seinen Bemühungen kennen wir jetzt auch das fernere Leben der jungen Dame, die wir bis an die Schwelle der Entwicklung begleitet.

Nachdem das geräuschvolle Leben von Paris so oft über die Klostermauern in ihre Schlafzelle geblickt hatte, sollte sich auch ihr endlich die Klosterpforte ganz öffnen. Dies konnte aber nach der Sitte der Zeit nur mit ihrer Heirath geschehen. Wem die Hand der lieblichen, vornehmen und reichen Erbin zufallen sollte, darüber wurden nun weitläuftige Verhandlungen geführt, die Alles berücksichtigten, nur nicht die Neigung des jungen Mädchens oder die Wahrscheinlichkeit, daß sich eine Neigung bilden würde. Die Prinzessin hatte im Kloster nur mit Französinnen verkehrt; in der französischen Aristokratie hätte man ihr einen glücklicheren Ehebund bereiten können, oder, falls dies nicht thunlich war, sie in ihrem Vaterlande diejenige Wahl treffen lassen sollen, welche ihrem Range und ihren Verhältnissen entsprach. Statt dessen beschloß der Fürstbischof von Wilna, von allen Freiern, welche sich gemeldet hatten, dem Sohne des österreichischen Feldmarschalls Fürsten von Ligne, Prinzen Karl, welcher drei Jahre älter als die Prinzessin war, den Vorrang zu geben.

Die Verlobten sahen sich zum ersten Male im Sprechzimmer des Klosters; die Braut trug ihr einfaches Klostergewand und wagte kaum aufzusehen. Sie fanden Beide an einander Gefallen; der Braut erschien der Prinz nur zu ernst, zu „deutsch." Am 25. Juli 1779 wurden die Ehepacten zu Versailles in Gegenwart des Königs und der Königin unterzeichnet und vier Tage darauf in der Kapelle des Klosters die Trauung vollzogen.

Die fürstlich Ligne'sche Familie, in welche die Prinzessin eingetreten war, gehörte zu den ersten und ältesten der österreichischen Niederlande. Der damalige Chef derselben, der berühmte Feldmarschall Fürst Karl Joseph, einer der furchtlosesten Soldaten, dabei ein Schöngeist und fruchtbarer Schriftsteller, war der Typus des Grand Seigneur des sinkenden achtzehnten Jahrhunderts. In Versailles, im intimen Cercle der Königin Marie Antoinette, ebenso gern gesehen, wie in Wien, in Sanssouci, in St. Petersburg oder am Hofe des Königs von Polen, hatte der Fürst eigentlich keine rechte Nationalität. Er war in den Niederlanden, in Deutschland, in Rußland begütert und hatte das polnische Indigenat. Diese Unstätigkeit haftete auch seinem Sohne an und wurde für das Glück seiner Ehe verhängnißvoll. Bis zum sechzehnten Lebensjahre in Straßburg erzogen, war der Prinz Karl ebenfalls in österreichische Kriegsdienste getreten und hatte im Bayerischen Erbfolgekriege unter den Augen des Vaters gefochten, der dabei die Betrachtung anstellte, „es wäre doch spaßhaft, wenn dieselbe Kugel Vater und Sohn treffen wollte."

Beide, Vater und Sohn, waren sich innig zugethan, und der Vater umfaßte mit gleicher Liebe die junge Schwiegertochter, welche ganz nach seinem Herzen beschaffen war.

Das junge Paar hatte gleich nach der Trauung den Reisewagen bestiegen

— „gezogen von sechs feurigen Rossen mit Postillonen in den Ligne'schen Farben, Rosa und Silber" — und hatte erst im Schlosse Beloeil Halt gemacht. Diese in Belgien belegene Besitzung war ein kleines Versailles, mit schönen Parkanlagen, Gärten und Wäldern, wo der alte Fürst im Sommer Hof hielt und Könige und Fürsten bewirthete.

Die junge Frau war entzückt von der Pracht des Schlosses und hingerissen von dem Empfange, welcher ihr zu Theil wurde. Als sie am ersten Morgen, nach der spät Abends erfolgten Ankunft das Fenster des Schlafzimmers öffnete, zeigte sich ihren Augen ein zauberisches Bild. Ueberall, soweit der Blick reichte, waren Gruppen fröhlicher Menschen, zum Theil in malerischen, theatralischen Costümen postirt, Hirtenpaare à la Watteau, zechende Soldaten, Seiltänzer, Sänger; man sah lustige Paare sich im Tanze drehen, und auf der Bühne des Schlosses spielte schon am Vormittage eine aus Paris gekommene Truppe improvisirte Sprichwörter; am Abend nach dem Diner folgte ein Schauspiel, das der alte Fürst selbst verfaßt hatte. Nicht nur aus Brüssel, sondern aus Versailles waren die Freunde und Bekannten der Familie herbeigeeilt, um dem jungen Paare zu huldigen. Ein Feuerwerk und eine feenhafte Beleuchtung der Gärten beschloß den Tag, so daß die junge Frau meinte, es wäre gar nicht Nacht geworden, sondern „silberner Tag" geblieben.

Auch der Prinz fühlte sich glücklich; er war auf so viel Schönheit und Verstand nicht gefaßt gewesen. Mit Vergnügen nahm er an den Zerstreuungen Theil, welche ihm geboten wurden. Die Prinzessin tanzte mit Leib und Seele, spielte lebhaft und natürlich Comödie, sang wie eine Lerche, saß vortrefflich zu Pferde. Was war natürlicher, als daß ihr Gemahl seiner ernsteren Richtung abhold wurde und der reizenden Genossin überall zur Seite blieb? Auch seine Eltern theilten dies Entzücken. Bei der häufigen Abwesenheit des Fürsten der von sich selbst sagt, daß er drei volle Jahre seines Lebens auf Reisen zugebracht habe, hatte die Fürstin im Haushalte die tonangebende Stimme, und es kam viel darauf an, wie sich das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Schwiegertochter gestalten würde. Die Fürstin, eine geborene Prinzessin von Liechtenstein, war nach dem Ausspruch ihres Mannes eine vortreffliche Frau, voller Zartgefühl, von edler Gesinnung und frei von Egoismus. Aber im Hause verlangte sie unbedingten Gehorsam und gedachte, ihr strenges Regiment auch auf die junge Prinzessin auszudehnen.

Leider wurde schon im nächsten Jahre eine Trennung des jungen Paares nöthig. Zum Vermögen der Prinzessin gehörten Forderungen an die russische Krone bis zum Belaufe von 400,000 Rubeln, die nicht einzubringen waren. Da machten sich im Juni 1780 Vater und Sohn auf, um die Sache in St. Petersburg selbst zu betreiben.

Sechs Monate dauerte die Reise und somit die erste Trennung der jungen Eheleute. Helene hatte mit der Schwiegermutter die Wintermonate in dem fürstlichen Palais zu Brüssel zugebracht, zurückgezogen und möglichst eingeschränkt, wie dies der Fürstin in Abwesenheit beider Gatten passend erschien. Die junge Frau kam sich daher wie erlöst aus der Gefangenschaft vor, als ihr Gemahl zurückgekehrt war und bald darauf die Uebersiedelung nach Beloeil erfolgte.

Hier pulsirte etwas von dem Pariser Leben; täglich war offene Tafel, fortwährend kam Besuch von nah und fern, und der Fürst namentlich war unerschöpflich in der Erfindung von Amüsements. So wurde in diesem Sommer auf dem Theater des Schlosses Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" von den Schloßbewohnern selbst aufgeführt, wobei Helene die Rolle der Susanne und der bekannte Marquis (gewöhnlich Chevalier genannt) de Boufflers die Rolle des Figaro spielte. Aber müßig war man trotzdem nicht. Musik, Lectüre, Zeichnen wurden fleißig geübt. Der Fürst schreibt in einem Briefe aus jener Zeit: „Christine (dies war die einzige, an den Grafen Clary verheirathete Schwester des Prinzen Karl) klebt und löst wieder auf, und Helene singt und bezwingt (chante et enchante)." Der Prinz Karl fand besonderes Vergnügen am Sammeln von Handzeichnungen alter Meister, versuchte sich auch im Graviren und nahm eine im Schlosse eingerichtete Buchdruckerei unter seine besondere Protection. Auch aus dem Tagebuche der Prinzessin soll ein Auszug damals gedruckt worden sein, es ist aber kein Exemplar dieses Werkes mehr zu finden. Dagegen sind verschiedene andere, aus der Presse in Beloeil hervorgegangene Druckwerke, zierliche von Bücherfreunden sehr gesuchte Arbeiten, noch vorhanden.

Eine Trübung der bis jetzt so glücklichen ehelichen Verhältnisse bereitete sich indessen vor, als beim Ablauf des Sommers der Prinz dem schon lange genährten, immer brennender gewordenen Wunsche seiner Frau nachgab und den folgenden Winter in Paris zubrachte. Helene fühlte sich dort, im Kreise ihrer inzwischen gleichfalls verheiratheten Freundinnen aus der Klosterzeit überglücklich; sie wurde mit Jubel empfangen, allgemein bewundert, aber zugleich sehr verwöhnt, und ihre Vergnügungssucht fand nur zu reichliche Nahrung. Es stellte sich jetzt der Gegensatz der Charaktere beider Ehegatten heraus; das frivolere französische Wesen der Frau behagte dem soliden deutschen Manne nicht. Aber war es schon unvorsichtig von diesem gewesen, die junge Gattin den Gefahren des Pariser Lebens auszusetzen, so beging er jetzt das größere Unrecht, sich allmälig selbst von der ihm widerstrebenden Geselligkeit zurückzuziehen und Helene in dem Strudel allein zu lassen, der sie immer weiter fortriß. Anfänglich beengt, fand sie sich bald in die Rolle der allein stehenden, viel umworbenen Weltdame, und es entstand auf diese Weise eine Kluft zwischen Beiden, indem Jeder seine besonderen Interessen hatte, und Helene namentlich die Beschäftigungen ihres Mannes geringschätzte und in Gegenwart Anderer bespöttelte.

Die Vorsehung streckte dem, auf einem gefährlichen Irrwege befindlichen jungen Paare noch einmal die rettende Hand entgegen, indem ihm im December 1786, nach siebenjähriger kinderloser Ehe ein Mädchen geboren wurde, welches den Namen Sidonie erhielt. Dieses Ereigniß führte die Gatten wieder einander näher. Helene verließ jetzt ohne Widerstreben Paris, um den Sommer in Beloeil zuzubringen, und Alles schien sich auf das Beste zu gestalten; da kam ihnen die Politik in die Quere. In Belgien brachen Volksaufstände aus, durch Kaiser Joseph's II. Neuerungen veranlaßt und vom Clerus genährt. Das Volk glaubte sich in seinen Privilegien und in seinem Glauben bedroht und griff überall zu den Waffen. In Oesterreich wurden kriegerische Maßregeln zur Unterdrückung der Unruhen getroffen, und die fürstlich Ligne'sche Familie verließ in aller Eile Beloeil, um dem Fürsten und dem Prinzen Karl nach Wien zu folgen.

Wenn sich auch die Wiener Salons mit Versailles nicht vergleichen konnten, was Eleganz, Bildung und Verfeinerung der Sitten betraf, so hatte sich doch auch in der Kaiserstadt, besonders in der Umgebung des jungen Kaisers eine ausgewählte Gesellschaft gebildet, in welcher Alles vertreten war, was Oesterreich und Ungarn an hervorragenden Männern, an edlen und schönen Frauen der Aristokratie aufweisen konnte. Dabei herrschte, selbst in unmittelbarer Nähe des Kaisers ein merkwürdig freier Ton, wie wir aus folgender Anekdote sehen, die uns der Fürst von Ligne erzählt. Eines Tages, kurz nach der Theilung Polens, als von der erfolgten Verurtheilung eines Diebes in jenem Kreise die Rede war, unterfing sich eine der anwesenden Damen, an den Kaiser die Frage zu richten: „Wie haben Ew. Majestät dieses Urtheil vollstrecken lassen können, da Sie selbst doch Polen gestohlen haben?" Worauf der Kaiser ganz gutmüthig antwortete: „Meine Mutter, zu der Sie, meine Damen, doch das beste Vertrauen gehabt und die ebenso oft wie Sie die Messe gehört, hat sich daraus kein Gewissen gemacht."

Unter den Damen der damaligen Wiener Gesellschaft wird uns die Gräfin Kinsky, geborene Gräfin Dietrichstein, als besonders schön und verführerisch geschildert. Sie sowohl als ihr Bruder, ein junger Graf Dietrichstein, waren mit dem Prinzen Karl von Kindheit an befreundet, und der Verkehr zwischen ihnen scheint damals sehr innig geworden zu sein. Die junge Gräfin war in einer eigenthümlichen Lage. Sie war gleich nach der Trauung von dem Grafen Kinsky, welcher sie widerwillig geheirathet hatte, weil er schon in anderen Banden lag, verlassen worden und somit nicht Mädchen, nicht Frau. Das plötzliche Wiedersehen des Prinzen Karl, ihres Jugendfreundes, hat ohne Zweifel auf das Gemüth der jungen Gräfin einen tiefen Eindruck gemacht, und das wenn auch nur freundschaftliche Verhältniß Beider gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die Prinzessin Helene ihrem Gatten innerlich noch mehr zu entfremden.

III.

Inzwischen verging der Winter des Jahres 1787 ohne ernstliche Störungen, bis der Prinz Wien verlassen und sich zur Armee begeben mußte. Da erhielt er, als er im Felde war, plötzlich von seiner Frau die briefliche Mittheilung, daß sie nach Warschau reisen würde, um dort mit ihrem Onkel, dem Fürstbischofe, wichtige Familienangelegenheiten zu ordnen. Das Kind blieb in Wien bei der Großmutter.

In Warschau thaute die Prinzessin auf; sie athmete hier freier als in Wien. Das leichtlebige, frivolere Element der polnischen Gesellschaft behagte ihr besser. Wie es dort herging, beweist die damals noch nicht verschwundene Sitte, bei Gelagen aus dem mit Champagner gefüllten Schuh der schönsten Frau der Gesellschaft die Gesundheit derselben zu trinken.

Hier fand Helene Ersatz für ihr geliebtes Paris, Luxus im eigenen Hause, warme Anerkennung ihrer geselligen Talente von Seiten ihrer Landsleute und täglich sich erneuernde Vergnügungen. Aus diesem Freudenrausch sollte sie indessen auf eine ungeahnte Weise herausgerissen werden, indem sie dem Gefühle zum Opfer fiel, mit dem sie bisher nur gespielt hatte.

Im Hofstaat des Königs nahm der Oberkämmerer (grand chambellan) Graf Vincenz Potocky eine wichtige Stelle ein. Obgleich damals erst achtunddreißig Jahre

alt, war er schon zum zweiten Male verheirathet; von seiner ersten Frau, einer Nichte des Königs, geschieden, hatte er 1786 eine Gräfin Micielska geheirathet, die er innig liebte. In diesen, mit zwei Kindern gesegneten Ehebund griff die Prinzessin Helene, ihren eigenen Mann und ihr Kind vergessend, mit leidenschaftlicher Hand hinein. Der Graf Potocky war allein nach Warschau gekommen, während seine Frau leidend auf seinem Gute Niemirow in der Ukraine zurückgeblieben war. Er war kaum bei der Prinzessin Helene eingeführt worden, als diese in unwiderstehlicher Leidenschaft für ihn entbrannte. Diese Thatsache konnte ihrer Umgebung nicht lange verborgen bleiben, denn ihr ganzes Wesen war mit einem Male wie umgewandelt. Keine Gesellschaft, kein Vergnügen reizte sie mehr, wo sie nicht den Grafen fand, und als sie bei ihm keine Gegenneigung erweckte, fing sie an, sich einsam und elend zu fühlen; um dem Grafen sich zu nähern, kam sie auf den Gedanken, ihn, der für einen erfahrenen Geschäftsmann galt, mit der Ordnung ihrer vernachlässigten Vermögensverhältnisse zu betrauen. Bei einem zu diesem Zwecke verabredeten Besuche scheint sie zuerst dem Grafen von ihrer Neigung Kenntniß gegeben zu haben, worauf dieser sich nicht ablehnend, aber kühl dahin geäußert haben soll, er würde ihr seine Gegenneigung dadurch zu erkennen geben, daß er stets eine ehrerbietige, reservirte Haltung innehalte, wie sich solche der Frau eines Anderen gegenüber gezieme. Allmälig fing er aber an, eine Art Herrschaft über sie auszuüben; er schrieb ihr vor, mit wem sie in Warschau umzugehen habe, vernichtete alle Briefe ihres Mannes, die in ihren Händen waren und suchte überhaupt ihrem ganzen Leben und Denken eine andere Richtung zu geben. Die Prinzessin, im Herzen getroffen, ließ Alles ohne Widerspruch über sich ergehen.

Da kam ganz unerwartet die von dem gefährlichen Verhältnisse ihres Mannes unterrichtete Gräfin Potocka in Warschau an, und der Graf dachte, als er sie wiedergesehen hatte, ernsthaft daran, alle Beziehungen zur Prinzessin Helene abzubrechen. Dies ergibt sich aus einem verzweifelten Briefe, welchen Letztere zu jener Zeit an ihn richtete. Aber kaum hatte sie dieses verhängnißvolle Schreiben abgesandt, als der Bote, welcher es übergeben sollte, dasselbe ungeöffnet mit einem von der Gräfin Potocka darauf geschriebenen Vermerke zurückbrachte, der Graf sei auf seine Güter in der Ukraine abgereist.

Jetzt zeigte sich, wie wenig der Fehler, den die Prinzessin schon im Kloster herbe an sich selbst getadelt hatte, durch die Schule des Lebens gebessert worden war. Kaum hatte sie die Nachricht von der Abreise des Grafen erhalten, als sie, der ersten leidenschaftlichen Aufwallung folgend, sofort Postpferde kommen ließ und, nur von einer Kammerfrau begleitet, dem Flüchtigen nachsetzte. Sie legte die Reise ohne Unfall zurück und kam nur wenige Stunden nach dem Grafen in Niemirow an. Diesem Opfer, welches die Prinzessin ihrer Liebe gebracht, konnte der Graf nicht widerstehen, und Beide wurden jetzt einig, Alles zu thun, um ihre Verheirathung zu ermöglichen.

Es ergab sich auf beiden Seiten ein unerwarteter Widerstand. Ueberaus rührend ist der Brief, welchen die Gräfin auf das Gesuch, in die Scheidung zu willigen, an ihren treulosen Gatten richtete und worin sie ihre Ablehnung motivirt. Ebenso lautete die Antwort des Prinzen Ligne abschläglich, und es schei-

terten auch alle Versuche des Grafen Potocky in Paris, persönlich den Widerstand zu brechen, an dem einmüthigen Entschlusse der Ligne'schen Familie.

Die Prinzessin hatte während der Abwesenheit des Grafen Niemirow verlassen und lebte ganz zurückgezogen in dem nahe gelegenen Orte Kowalowska. Von der Familie ihres Mannes getrennt, in unfreundlichem Verkehr mit ihrem sehr unzufriedenen Onkel, dem Fürstbischofe, und nicht wagend, sich an die Großmuth des Grafen Potocky zu wenden, gerieth die verwöhnte Frau eine Zeit lang in bittere Noth; aber sie achtete jede Entbehrung gering, wenn ihr nur die Aussicht auf die Vereinigung mit dem Gegenstande ihrer Neigung erhalten blieb. Da kam ihr das Geschick zu Hilfe.

Der Prinz Karl war inzwischen als Ingenieur-Oberst der österreichischen Armee nach der französischen Grenze beordert worden, um unter dem Oberbefehle des Herzogs von Sachsen-Teschen an dem Coalitionskriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, und hier fand er am 13. September 1792 bei einem Gefechte am Argonner Walde den Heldentod auf dem Schlachtfelde, allgemein betrauert, am tiefsten beklagt von seinem Vater, der sein Leben lang diesen Schlag des Schicksals nicht verwinden konnte. Wie bitter der Prinz die Untreue seiner Gattin empfunden, läßt uns sein ausführlich abgedrucktes Testament erkennen. In diesem verordnet er, daß die Prinzessin Sidonie das Porträt ihrer Mutter als Vermächtniß erhalten solle, „damit sie sich vornehme, deren Beispiel nicht nachzuahmen." Ein anderes Bildniß seiner Gemahlin solle aus seinem Wohnzimmer in Beloeil entfernt und in der Garderobe untergebracht werden. Alle Ehre des Andenkens widmet der Prinz in dieser letzten Kundgebung seines Herzens der Gräfin Kinsky.

Die Prinzessin Helene empfand bei der Todesnachricht nichts als das Bewußtsein ihrer Befreiung. „Den Prinzen Karl hat eine Kugel dahingerafft; ich bin frei; dies ist Gottes Wille," mit diesen Worten setzte sie den Grafen Potocky von dem Ereignisse in Kenntniß.

Gleichzeitig starb auch ihr einziger Bruder, Prinz Xaver Massalsky, und hinterließ ihr ein ungeheures Vermögen. Jetzt zögerte der Graf Potocky nicht mehr, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um sein Eheband gleichfalls zu lösen; auch der Fürstbischof nahm die ungerathene Nichte wieder zu Gnaden an und seinem Einflusse gelang es, daß schon drei Monate nach dem Tode des Prinzen Karl die neue Ehe um Mitternacht in der Kapelle des Bernhardinerklosters zu Werky priesterlich eingesegnet wurde. Vor dem Altare hatte die Braut eine seltsame Erscheinung. Im Begriffe, an der Hand des Verlobten die Marmorstufen des Altars hinaufzusteigen, blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen, indem sie drei Särge vor sich sah, die ihr den Weg versperrten. Erst die ängstliche Frage des Grafen, was ihr fehle, gab ihr Muth weiterzugehen, und da versanken die Särge vor ihren Füßen.

Wie diese, unter ungünstigen Vorbedeutungen begonnene Ehe weiter verlaufen ist, darüber fehlen uns die Nachrichten. Das Buch schließt versöhnend, mit einigen Zeilen aus einem Briefe, welchen Helene an ihren Gatten gerichtet hat, und worin sie bekennt, daß seine Liebe ihr ganzes Glück ausmache.

H. v. W.

Erinnerungen an Franz Liszt.

Von

Fanny Lewald.

Ragaz, Hof Ragaz den 4. August 1886.

I.

Nehmt Alles nur in Allem!

— — — — — — — —

Wir werden nimmer seines Gleichen sehn!

Die Worte klingen mir wieder einmal schmerzlich und erschütternd in der Seele, seit dem Augenblicke, in welchem die Zeitungen die Nachricht brachten, daß Liszt gestorben sei.

Achtunddreißig Jahre lang habe ich ihn näher gekannt. In wechselnden Lebensverhältnissen bin ich ihm im Laufe dieser Zeit vielfach begegnet. Gar Manches habe ich in persönlichem Verkehr mit ihm erlebt; Vieles durch Andere von ihm berichten hören. Nie ist mir ein Wort über ihn zu Ohren gekommen, nie habe ich einen Zug an ihm beobachtet, in welchem der Adel seiner Natur, seine tiefe Herzensgüte, seine Großmuth sich verleugnet hätten; und der gute Glaube, das Zutrauen, der gute Wille, mit denen er den Menschen entgegentrat, sind sich gleich geblieben für und für, trotz harter Erfahrungen, die auch ihm das Leben und die Menschen nicht erspart haben. Es werden viel ehrliche Thränen aus dankbaren Herzen um ihn fließen! —

Es kann mir nicht einfallen, einen Nachruf, im gewohnten Sinne des Wortes, über Liszt zu schreiben, ihn als Virtuosen, als Componisten zu beurtheilen. Ein gewiegter Forscher und Darsteller wird Mühe haben, einmal ein treues, vollständiges Bild von dem seltenen Manne für die Nachwelt herzustellen. Aber gewohnt, mit der Feder in der Hand zu denken, versage ich es mir nicht, mich an all' das Geistreiche, Ursprüngliche, an das Freundliche und Gute zu erinnern, das lebendig in mir aufwacht, da ich seinen Tod betrauere; und wie aus kleinen, unscheinbaren Steinchen sich ein erkennbares Mosaikbild zusammensetzen läßt, so tritt das Bild von Liszt, für die, die ihn gekannt, wie für jene Anderen, die ihm nicht begegnet sind, vielleicht auch aus diesen Aufzeichnungen hervor, in der Liebenswürdigkeit, die Alle beherrschte, welche ihm nahe treten durften.

Ich habe Liszt in jenen Jahren, in denen er als Virtuose die Welt durchreiste, nie im Concertsaal gesehen und gehört. Als er einmal, nach Rußland gehend, oder von dort kommend, sich öffentlich in meiner Vaterstadt Königsberg in ein paar Concerten hören ließ, konnte bei den erhöhten Preisen für uns in einer zahlreichen Familie von dem Besuche derselben nicht die Rede sein. Doch sah ich ihn damals in einer Gesellschaft bei einer uns befreundeten Familie, in der er sich unaufgefordert gefällig herbeiließ, zwei von ihm für das Clavier bearbeitete Lieder zu spielen.

Alles drängte sich um ihn; die Frauen bestürmten ihn mit ihrer Bewunderung ebenso wie mit Fragen aller Art, und ich hörte, wie er einer derselben, die sich bei ihm über die Gebühr ausführlich nach George Sand und deren Aussehen und Alter erkundigte, die Antwort gab: „Sie ist jung! denn man ist immer jung, so lange man zu gefallen vermag!" — („On est toujours jeune tant qu'on sait plaire!") An ihm selber hat sich das bewahrheitet bis zuletzt im allerhöchsten Grade.

Selbst gesprochen habe ich ihn zuerst im Herbste des Jahres 1848 am 22. October. — Ich war zu Anfang dieses Jahres, gleich nach dem Ausbruch der Februar-Revolution, mit meiner Freundin Therese von Bacheracht in Paris gewesen, und dort durch einen Brief, den Bettina von Arnim mir mitgegeben, mit der Gräfin Marie d'Agoult, der Mutter von Liszt's drei Kindern, bekannt geworden. Sie schrieb eben damals unter ihrem Schriftstellernamen Daniel Stern ihre: „Lettres sur la liberté," von denen ein paar an mich gerichtet sind. Ihr Verhältniß zu Liszt, der schon seit einigen Jahren in Weimar lebte, war bereits gelöst. Ihre Kinder wurden in Paris unter den Augen von Liszt's Mutter durch eine deutsche Frau aus adligem Geschlecht erzogen.

Den Sommer hatte ich in Deutschland, einen Monat mit meinem Bruder in Helgoland zugebracht, war dann im Herbste mit Theresen in einer ihrer Familienangelegenheiten, auf ihres Vaters und ihres Bruders Ersuchen, nach Frankfurt a. M. mitgegangen, da sie erklärt hatte, ohne mich nicht gehen zu wollen. Wir waren in Frankfurt kurz nach der Ermordung des Fürsten Lichnowsky und Auerswald's eingetroffen. Als Theresens Geschäfte abgethan, gingen wir gemeinsam zurück. Sie, um sich in ihre Heimath nach Hamburg, ich, um mich nach Berlin zu begeben, wo ich mir eben damals mein erstes, eigenes Heim zu begründen beabsichtigte. In Weimar wollten wir einen Ruhetag genießen.

Liszt war in Weimar, seit er bei seinem zweiten Besuche die Hofconcerte geleitet, welche man zur Vermählungsfeier des jetzt regierenden Großherzogs veranstaltet, als Capellmeister angestellt. Man nannte es „als Capellmeister in außerordentlichen Diensten". Ob der Titel wirklich so sonderbar gelautet, ob man ihn scherzend so bezeichnete, weiß ich nicht. Als wir nach Weimar kamen, hatte er seine Kunstreisen als Virtuose fast ganz aufgegeben, und sich seit etwa einem Jahre in dem „Gasthof zum Erbprinzen" vorläufig festgesetzt.

Therese kannte Liszt von Hamburg her. Ihr Vater, Herr von Struve, einer alten Diplomatenfamilie angehörend, lebte dort als russischer Gesandter für die kleinen deutschen Nordstaaten und für die Hansestädte. Ihr Gatte, Staatsrath

von Bacheracht, war in Hamburg russischer Generalconsul; und da Herr von Struve Wittwer war, hatte seine Tochter, die in dem gesonderten schönen Consulatshause wohnte, die gesellschaftlichen Pflichten für die Gesandtschaft zu erfüllen. Bei solchem Anlaß hatte sie auch Liszt verschiedentlich in ihrem Hause gesehen, und sie waren ehrliche, gute Freunde geworden.

Therese hatte an Liszt geschrieben, daß und wann wir nach Weimar kommen würden, ihn bittend, zwei zusammenhängende Zimmer für uns zu bestellen, und er hatte das auch ausgeführt. Als wir in dem damals noch herzlich schlechten „Gasthof zum Erbprinzen" landeten, dessen erstes Stockwerk Liszt zum besten Theile inne hatte, fand Therese nur einen schriftlichen Gruß von ihm vor, da er nach Hofe geladen war. Wir nahmen unsere Mahlzeit ein, und es mochte gegen neun Uhr sein, als Liszt uns gemeldet wurde. Er trat mit rascher, lebhafter Bewegung in das Zimmer, und die offene Freude, mit welcher die beiden Menschen, er und die schöne Therese, sich begrüßten, machte mir großes Vergnügen.

Ich war ihm natürlich eine völlig Fremde. Er war in Frankreich heimischer als bei uns. Aber wie immer bemüht, Anderen Vergnügen zu machen, erzählte er, wie die Frau Großfürstin anerkennend von mir gesprochen, als er ihr mitgetheilt, daß Therese und ich angekommen und im „Erbprinzen" abgestiegen wären. Theresen, die am Weimarischen Hofe bekannt war, hatte er zu berichten, daß die Großfürstin sie wieder zu sehen hoffe, und daß der russische Gesandte, Baron von Maltitz, der damals das Goethe'sche Haus bewohnte, zu ihr kommen werde, die nöthige Abrede wegen der Audienz mit ihr zu nehmen. — Mein Verdienst in Liszt's Augen war, daß ich Therese liebte und sie mich.

Ich hatte viel reden hören von dem Pomp, mit welchem er in die Gesellschaft, in die Concertsäle eintrete, von der gemachten Manier, mit welcher er den mächtigen Kopf stolz in den Nacken zurückwerfe, von der Geflissentlichkeit, mit welcher, wenn er sich im Concertsaal an den Flügel setze, die Handschuhe von sich und auf den Fußboden schleudere, die dann freilich von seinen begeisterten Zuhörerinnen aufgehoben und als kostbare Andenken in Ehren gehalten wurden. Man gefiel sich darin, ihn als einen Mann darzustellen, der Aufsehen durch leere Aeußerlichkeiten erregen wolle.

Ich habe Liszt im engen persönlichen Verkehr immer sehr einfach gefunden; und daß ein Mensch, der von frühester Kindheit an die Augen der Anderen neugierig und bewundernd auf sich gerichtet weiß, allmälig dahin gelangt, sich in einer bestimmten Weise ihnen gegenüber darzustellen, das ist mir als das Allernatürlichste, ja als ein Nothwendiges erschienen. — So lange er jung war, werden die Huldigungen ihn erfreut haben wie jeden Anderen an seiner Stelle; auch konnte er sich ihnen nicht wohl entziehen, ohne Diejenigen zu enttäuschen, die ihre Befriedigung darin fanden, sie ihm darzubringen. In seinen späteren Jahren gab er sich den Uebertreibungen, welche ihm in der Hinsicht entgegentraten, gutmüthig und geduldig hin, weil er des Gebahrens von je gewohnt worden, und weil in der Uebertreibung doch immer eine Liebe und eine Anerkennung verborgen waren, die ihm wohl thun, ihm das Bewußtsein geben mußten, daß er fortlebe auch in dem jüngeren Geschlechte, daß er fortleben werde auch in dessen Erinnerung und über dessen Lebenszeit hinaus, als eine edele, erhabene Natur.

Goethe hat, sicher aus eigener Erfahrung, in seinem Epilog zum Essex, der Königin Elisabeth die Worte in den Mund gelegt:

„Schauspielerin! so nennen sie mich all'
Und Schau zu spielen ist ja unser Fall!"

und daneben die andere:

„Regiere noch! auch wenn Dich's nicht mehr freut!"

Diese Worte sind mir manchmal eingefallen, wenn ich Liszt in den Wintern von 1878 und 1881 in Rom in den Concerten der Sala Dante im Palazzo Poli gesehen habe, umringt von der Menge, von welcher jeder Einzelne, wenn auch nur in die oberflächlichste Berührung mit ihm gekommen sein wollte, und Jedem dankend, als wären ihm die Neugier und die Bewunderung der Menschen nicht ein sein Leben lang Gewohntes, als könne es ihn nie ermüden. Menschenfreundlichkeit gibt große Kraft; und seine kräftige Natur war menschenfreundlich.

Als ich Liszt in Weimar begegnete, waren wir Beide siebenunddreißig Jahre, und es hatte sich gefügt, daß es grade sein und Stahr's Geburtstag war, der aber fünf Jahre mehr zählte als wir Beide. Liszt war noch grade so schlank und leicht in allen seinen Bewegungen wie damals, da ich ihn in Königsberg gesehen. Mich überraschte wieder, wie damals in meiner Vaterstadt, das fröhliche Leuchten seiner Augen, ihr großer Aufschlag und eine eigenthümliche Hoheit, die sein ganzes Antlitz überstrahlte. Sein bräunliches, lang herabwallendes Haar, das in der Mitte der Stirne mit hohem Schwunge ansetzte, seine Farbe und Gesichtsbildung waren durchaus nicht germanisch; und doch konnte man sie ebenso wenig als slawisch oder sarmatisch bezeichnen, denn im Profil erinnerte sie, bis er im Alter stark geworden war, entschieden an Dante. Er sah, wenn er um sich blickte, wie ein Mensch aus, dem die Welt gehört und dem dieser Besitz angeboren war, so daß er ihm natürlich dünkte. — Sein Kopf hatte so viel Adel, daß er in den Zeiten von 1830—1840, in denen er meist in Paris gelebt, auf die bildenden Künstler ebenso von Einfluß gewesen ist, als die classische Schönheit der Gräfin d'Agoult. Man findet die beiden Köpfe in vielen Bildern aus jener Zeit sehr erkennbar wieder. Namentlich aber galt die Statue des Spartakus von Foyatier, die im Tuileriengarten dem Schlosse gegenüber stand, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, als ein entschiedenes Porträt von Liszt.

Ein Relief von Schwanthaler, aus Liszt's jungen Jahren, mit einem Lorbeerkranz auf der Stirn, und die große Medaille, welche der in Rom in diesen letzten Jahren jung verstorbene Bildhauer Wittig zu Liszt's siebenzigstem Geburtstage gemacht, halte ich für die beiden geistreichsten Bildnisse von Liszt. Von der ersten Arbeit besitze ich eine kleine Nachbildung in rothem Wachs als Geschenk der Fürstin Wittgenstein, von der zweiten eine solche in Bronce, die Liszt mir 1881 in Rom gegeben.

Liszt sprach, wenn es am Platze war, um 1848 meistens französisch; aber er handhabte es in einer Weise, die mir als etwas Besonderes auffiel und die voller Reiz war, ebenso wie die Art, in welcher er einem Menschen die Hand bot und „cordialement" schüttelte. Erklären oder beschreiben könnte ich das nicht, und doch empfand man es als etwas Freies und Schönes, als Etwas,

das ihn dem Fremden augenblicklich nahe brachte, als Etwas, das Zutrauen zeigte und Vertrauen erweckte.

Ach! es war derselbe feste Handschlag, mit dem wir schieden, als ich im Juli 1885 auf der Eisenbahnstation in Lindau, im Waggon sitzend, Liszt aus der Thüre des Wartesaales heraustreten sah, ihn anrief — und wir nach ein paar rasch und herzlich gewechselten Worten, uns zum letzten Male Aug' in Auge sahen, zum letzten Male einander die Hände reichten!

II.

Berlin, im December 1886.

Soweit hatte ich diese Blätter unter dem Eindruck des ersten Schmerzes in Ragaz geschrieben, und sie liegen lassen. Heute, an einem melancholisch trüben Decembertage, kamen sie mir, während ich etwas Anderes in meinem Schreibtisch suchte, wieder in die Hand. Sie bestimmten mich, die Briefe hervorzusuchen, in welchen ich im Jahre 1848 aus Weimar, Stahr und meinen Geschwistern von jenem Zusammentreffen mit Liszt in aller Ausführlichkeit geschrieben.

Sein Bild tritt mir auch aus diesen vergilbten Blättern so klar und in solcher Heiterkeit entgegen, seine damaligen Aeußerungen sind so bezeichnend für ihn wie für die Wandlungen, die er später in sich durchgemacht, daß ich sie unbedenklich der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen glaube. Nur das Eine muß ich bemerken, daß ich seine Rede aus dem Französischen übersetze, da das ganze Gespräch französisch geführt worden war. Liszt's Deutsch war damals herzlich schlecht, ein häßliches Wiener-Deutsch mit starkem ungarischen Anklang. Im Laufe der Jahre hat es sich dann wesentlich abgeschliffen und geklärt, aber er sprach das Französische doch immer besser als das Deutsche.

Die ersten Augenblicke, heißt es in jenem meinem Briefe vom 23. October 1848, gingen zwischen Therese und Liszt mit Fragen nach gemeinsamen Bekannten hin, und Liszt wurde nicht müde, Theresen immer wieder zu versichern, wie er sich freue, sie wieder zu sehen.

„Sie können gar nicht wissen," sagte er, sich zu mir wendend, „wie sehr ich Theresen ergeben bin; und wollen Sie wissen weshalb? — Weil sie mir immer eine ehrliche Freundschaft bezeigt hat und niemals Liebe! — Scheinbar klingt dies Bekenntniß geckenhaft (il y a en apparence de la fatuité dans cette confidence) aber ich stehe nicht an, es auszusprechen, denn es ist die aufrichtigste Wahrheit. Laß' die Theres' mich auf die Proben stellen, wenn sie will, und sie soll sehen, auf mich kann sie zählen!" — schloß er den Satz in seinem Wiener-Deutsch.

„Das weiß Gott!" rief Therese, „und liebenswürdiger als in Kassel haben Sie mir das nie bewiesen," setzte sie hinzu. „Fanny weiß auch davon und hat sich mit mir darüber gefreut."

Und in der That war der Vorgang, von dem sie sprachen, ein schönes Zeugniß für die Herzensgüte aller Beiden. — Die Sache war die:

Als Liszt einmal in Kassel Concerte gegeben hatte und wie überall vom Hof und von der Gesellschaft auf das Eifrigste gefeiert worden war, hatte Therese ihm geschrieben, daß in Kassel Charlotte Diede lebe, die Freundin Wilhelm von

Humboldt's, mit welcher Therese, ich entsinne mich nicht auf welche Weise, lange in Berührung gestanden, und deren sie sich nach Wilhelm von Humboldt's Tode in großmüthiger Weise angenommen.

Frau Diede war alt, arm, kränkelnd, einsam. Sie hatte gegen Therese das Bedauern ausgesprochen, Liszt nicht hören zu können. Therese hatte darauf an Liszt geschrieben: „Sie können einer alten, unglücklichen Frau ein Glück bereiten. Gehen Sie zu Frau Charlotte Diede und spielen Sie ihr Etwas vor." — Und mitten aus allen seinen Triumphen war Liszt zu der einsamen Vergessenen gegangen und hatte ihr auf ihrem „elenden Claviere" vorgespielt, „was auf solchem Ding mit gutem Willen eben zu machen gewesen war!"

Er lachte bei der Erinnerung, und Therese war dann auf das wahrhaft königliche Geschenk gekommen, das Liszt von Petersburg aus, nach dem Hamburger Brande der Stadt Hamburg gesendet. Ich glaube, es waren 10,000 Rubel Silber, wenn nicht mehr.

„Sonderbar!" rief Liszt, „ich glaube, ich habe nie ein „reçu" dafür erhalten, aber ich weiß es nicht bestimmt. Ich war damals so beschäftigt, so hingenommen von dem Treiben um mich her, daß ich es vergessen haben kann."

Es war in dem Allen so viel einfache Sorglosigkeit, daß man immer vergaß, um wen und um was es sich handelte. Liszt kam dann natürlich auf unseren Aufenthalt in Frankfurt, auf die Ermordung des Fürsten Lichnowsky zu sprechen, mit dem er eng befreundet gewesen, und bei dem, wie er erzählte, die Fürstin Wittgenstein auf ihrer Reise nach Deutschland gerastet, ehe sie nach Weimar gekommen, Liszt in Deutschland wiederzusehen, dem sie in Rußland nahe getreten war. Er gedachte mit warmer Empfindung des Fürsten. Ich erwähnte, daß ich ein paarmal mit demselben und mit Charlotte von Hagn bei dem Maler L'Allemand zusammengetroffen sei, als dieser gleichzeitig unsere Bilder für irgend welche Taschenbücher oder Zeitschriften gemacht. Das brachte Liszt auf Charlotte von Hagn; aber über wen er sich äußerte, er wußte das Bild der Menschen mit wenig Worten zu kennzeichnen, und immer hatte er dieselben in ihren besten Eigenschaften aufgefaßt und dargestellt.

Von dem Frankfurter Parlament und dem, was wir dort erlebt, war der Weg zu unserem Aufenthalte in Paris und zu den französischen Zuständen nicht weit. Therese schilderte ihm die großen Veränderungen, die ihr im Aeußeren der Stadt, wie in der Stimmung ihrer Bekannten aufgefallen waren; und ich gedachte des ergreifenden Eindrucks, den Rachel mir gemacht, als sie in antiker Tracht auf der Bühne die Marseillaise gesungen hatte.

„Wie ist das möglich!" fuhr Liszt plötzlich und mit leidenschaftlichem Tone auf, „wie hat Sie das erschüttern können? Wie haben Sie das zu bewundern vermocht? — Es ist ja Thorheit, Verbrechen, es ist eine Sünde, jetzt die Marseillaise zu singen. Was hatte diese jetzige Revolution mit jener im vorigen Jahrhundert gemein? Was soll uns der blutdürstende Hymnus bei einer Umwälzung, bei einer socialen Umwälzung, deren Grundprinzip die Liebe, deren einzige Lösung nur durch die Liebe möglich ist? — Wo sind jetzt die féroces soldats? Wo ist le sang impur? Nie hätte man es dulden dürfen, daß in dieser Revolution die Worte: qu'un sang impur abreuve nos sillons! gesungen worden

sind! Ich weiß und ermesse, was ich sage. Ich würde einer der Ersten sein zu den Waffen zu rufen, mein Blut hinzugeben und nicht zu zittern vor dem Beil der Guillotine, wenn es die Guillotine wäre, die der Welt den Frieden und der Menschheit das Glück geben könnte. Aber wer denkt daran? Es handelt sich darum, den Frieden in die Welt zu bringen, indem man gerecht wird gegen die Einzelnen in der Gesammtheit! Es handelt sich darum, die Ideen triumphiren zu machen, deren einstiger Sieg als ein gewisser vorauszusehen ist! Es handelt sich dabei ebenso um nationalökonomische Dinge, um tiefe Studien, die zu unternehmen sind, als darum, daß man endlich Ernst macht mit der Liebeslehre des Christenthums. Und bei einem solchen durchaus friedlichen Werke zu den Waffen zu rufen, die wilden Leidenschaften des Volkes zu erregen, de gaité de cœur zum Blutvergießen aufzufordern, und schließlich auch noch die Bühne, die Kunst zu entweihen zu dem schrecklichen Zweck, das ist eine Gräßlichkeit (une atrocité)! das ist ein Verbrechen, und Nichts weiter."

Der Ausbruch seiner Empfindung, die Reihenfolge seiner Gedanken hatten uns völlig überrascht. Eine ganz andere Seite seiner Natur kam bei dem jähen Wechsel des Gesprächs plötzlich zur Erscheinung: sein Glaube an eine bessere Zukunft für die Menschheit durch Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, sein Wurzeln in dem Christenthum und jenes Streben nach Erkenntniß und nach Wahrheit, das ihn dereinst dem St. Simonismus zugewendet.

Es war eine Pause in der Unterhaltung eingetreten. Ich bemerkte ihm, daß mich in seiner Laufbahn sein Anschluß an die St. Simonisten, als Zeichen seines Suchens nach einem Ausgleich des anscheinend Unvereinbaren, sein Streben nach dem Idealen, reichlich so sehr, wenn nicht in noch höherem Grade angezogen habe, als sein Künstlerruhm.

Er begriff das. — „Sehen Sie," rief er, „das Christenthum hat sie vor nahezu zweitausend Jahren gepredigt, diese höchsten und tiefsinnigsten Lehren von der Brüderlichkeit und von der Gleichheit der Menschen, aber wer hat sie verstanden und was hat man aus ihnen gemacht?"

Wir blieben bei dem Gespräche haften und es führte uns weit. — Hier gebe ich jedoch nur das, was ich jenem alten Briefe aus Weimar wörtlich entnehme. Wir verstanden einander fast nach allen Seiten hin; und als Liszt nach Mitternacht schied, drückte er mir mit den Worten die Hand: „Wenn ich Sie recht erfaßt habe, sind Sie auch eine von den Naturen, die nur die beiden Möglichkeiten haben: die Menschheit zu lieben oder die Menschen zu verachten!"

Damit ging er; und wir hatten Beide, Therese und ich, das Bewußtsein, ein Unvergeßliches erlebt zu haben.

Unser Verweilen in Weimar dehnte sich aus, weil Therese bei Hofe zu erscheinen hatte. Sie war als ganz junges Mädchen von ihren Eltern, zu ihrer weiteren Ausbildung für die Gesellschaft und den Hof, in das Haus ihres Onkels von Struve geschickt worden, der in jenen Tagen als russischer Gesandter in Weimar gelebt; und da er wohl ein pedantischer Mann gewesen sein mußte, gehörten Anekdoten, wie man Theresen sogar beim Mittagstisch, wenn man allein gewesen, bildende Schriften vorgelesen oder zwischen Braten und Compot ernst-

hafte Gespräche mit ihr geführt, zu ihren heitersten Erzählungen. Sie war in jener Zeit auch bei Hofe vorgestellt worden, hatte, wie sie berichtete, dort in lebenden Bildern, als Engel, als Hagar's Sohn u. s. w. figurirt, war von den Prinzessinnen gütig behandelt worden, und so machten dankbare Verehrung und die Stellung ihres Vaters und ihres Mannes ihr es wünschenswerth und zur Pflicht, der Aufforderung der Großfürstin zu folgen.

Ich für mein Theil hatte, außer dem Landschaftsmaler Karl Hummel und seiner lieblichen Frau, in Weimar eine mir und Stahr sehr werthe Freundin wiedergefunden, eine Russin, geb. von Gallachhoff, mit der und deren Bruder wir in Rom in engem Verkehr gelebt. Sie hatte seitdem einen Weimarischen Justizbeamten, einen Präsidenten von Schwendler geheirathet, und die zwei Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, hatten in unserer Zuneigung nichts geändert.

So war denn auch ich des Bleibens froh, und gleich am anderen Morgen kam Liszt zu uns. Er brachte mir ein neues Heft der „Lettres republicaines" von der Gräfin d'Agoult, die man ihm gesendet, und in dem sie abermals einen Brief über „les orateurs modernes" an mich gerichtet. Therese war noch beim Ankleiden, wir waren allein, ich und Liszt. Er fragte mich nach der Gräfin d'Agoult — es war keine leichte Unterhaltung, eine Unterhaltung, die Gemessenheit erforderte und mit der Bemerkung schloß: „Sie hat mir Vorwürfe zu machen gehabt, aber mir auch viel Anlaß gegeben, sie ihr zu machen." — Von seiner Anfrage, ob ich George Sand gesehen, die ich zu verneinen hatte, wendete er das Gespräch auf ihre „lettres au peuple," die ihn ebenso kalt gelassen als mich; und er nannte die Sand überhaupt — wie später alle Personen, die mir von ihr gesprochen — kaltherzig und selbstsüchtig bis zum Vergessen jeder Rücksicht auf Andere. So habe sie sich gegen Jules Sandeau, Pierre Leroux und gegen alle ihre Freunde erwiesen. „Sie hat nur Wärme in der Phantasie, aber ein ganz kaltes Herz," sagte Liszt von ihr.

Während Therese zur Tafel in das Schloß fuhr, ging ich zu Frau von Schwendler, bei der ich neben einigen anderen Gästen auch ihre Schwester, die Frau des Kammerherrn von Plötz, und ihre greise Schwiegermutter antraf. Die Letztere war eine Frau aus dem alten Goethe'schen Kreise, und früher an einen Grafen von Schlabrendorff verheirathet gewesen.

Als im Laufe der Unterhaltung die Rede auf Liszt gekommen war, konnte es nicht fehlen, daß man der Fürstin Wittgenstein gedachte, und die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Verheirathung der Beiden in Erwägung zog. Wie bei allen derartigen Verhältnissen machten die verschiedensten Meinungen und Ansichten sich geltend, und Zustimmung und Tadel steigerten sich in ihrem Eifer aneinander, als ob solche Verbindungen noch nie dagewesen wären, und nicht immer wieder vorkommen würden. Nur die greise Frau von Schwendler blieb so ruhig, als hätte sie es von Goethe erlernt, in Gelassenheit die menschlichen Dinge menschlich zu betrachten.

„Wir dürfen doch nie vergessen," sagte sie, „daß solche aus der Bahn der Sitte abweichende Schritte eben kein sinniger Mensch zum Spaße thut, denn Jeder weiß im Voraus, daß sie ihn mit seiner ganzen Umgebung und mit allen seinen Verhältnissen in Zwiespalt bringen müssen. Man muß gewiß immer

durch sein Inneres und durch die äußeren Umstände sehr dringend dazu gezwungen werden; und solchen Menschen dann das Leben noch schwerer zu machen durch Beurtheilungen, die sich ja doch immer nur an den Außenseiten halten können, statt ihnen soviel als möglich zur Beruhigung, zum Ausgleich zu helfen, statt mit Schonung zu mildern — das ist ein Mangel an Ueberlegung und ein Zeichen von großer selbstgewisser Härte. Ich beklage die Fürstin und beklage auch Liszt; denn ob sie glücklich würden mit einander, das können sie selber kaum wissen, und das Leid des Conflictes, das ist ihnen ganz gewiß."

Die Sache war damit im Augenblick abgethan; aber ich hatte die Empfindung, so würde wohl auch Goethe gesprochen haben. Es war nebenher das biblische, in den gesellschaftlichen Ton übertragene: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! — und ich habe später im Leben oft genug daran zurückgedacht.

III.

Wie wir es mit Liszt verabredet hatten, fuhren wir am Abend nach der Altenburg, die Fürstin Wittgenstein zu besuchen. Das Schloß hatte, so wie es da lag, an dem dunklen Herbstabende etwas Unheimliches, auch der Eindruck, wenn man es betrat, war gar nicht freundlich. Die halbe Erleuchtung ließ es erkennen, daß es lange nicht bewohnt gewesen war; und ohne daß die geringste Aehnlichkeit mit den italienischen Palästen vorhanden gewesen wäre, mahnte mich's an die Art und Weise, in welcher man sich, gegebenen Falles, in Italien in irgend einer Ecke oder einem Flügel eines solchen Baues einzuheimen pflegte.

Oben in dem Saale, in den wir geführt wurden, trug die Einrichtung auch das unverkennbare Gepräge des Zufälligen, des Vorläufigen, trotz einzelner stattlicher Möbel und Geräthe. Als man uns die Thüre öffnete, sahen wir die Fürstin, der zwei Herren Gesellschaft leisteten, am Kamine sitzen. An einem Tischchen am anderen Ende des Zimmers spielte Liszt mit der schönen, eben der Jugend entgegenreifenden Tochter der Fürstin, Dame. Eine steife, wie aus Holz geschnitzte englische Gouvernante sah dem Spiele zu, das aufgegeben wurde, als wir kamen.

Die Fürstin, eine mittelgroße, feingliedrige Frau, mochte in unserem Alter sein, wenn ihr Aeußeres nicht täuschte. Ihr schwarzes Haar, die dunklen Augen und das ungewöhnlich scharf ausgeprägte Profil hatten etwas Orientalisches und doch wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit der ältesten Tochter Bettina's, der nachmaligen Gräfin Oriolla, die allerdings die Schönere war. Die Fürstin trug einen Ueberrock von weißem Wollenzeug, eine kleine Haube mit wasserblauen Bändern. Sie war eine eigenartige Erscheinung. Bei unserem Eintritt legte sie die große Cigarre fort, die sie geraucht. Man reichte, da man sich eben vom „Mittagsbrod" erhoben hatte, den Kaffee herum, und Liszt bemerkte, sie wären hier bei seiner Freundin jetzt auf dem besten Wege, sich in die Tageszeit gewöhnlicher Sterblichen zurecht zu finden. Früher habe sie buchstäblich aus der Nacht Tag gemacht, und den Tag darüber versäumt. Nun man eher speise, komme man wohl bald dahin, um zehn Uhr ein Mittagsschläfchen zu machen, und werde so den Turnus hoffentlich vollenden.

Die Unterhaltung war lebhaft. Liszt führte sie mit dem ganzen Sichgehen-

lassen, das ihm so wohl anstand; die Fürstin regte unablässig bedeutende Fragen an, politische, wissenschaftliche, religiöse, künstlerische, und erwies sich überall voll Geist und Wissen. Sie war uns beiden Frauen, Theresen und mir, an philosophischer Bildung nach diesen Richtungen hin ganz fraglos überlegen, abgesehen davon, daß sie eine scharfe, schneidende Dialectik besaß. Da aber Liszt sie immer zurückrief, wenn sie sich in irgend eines ihrer philosophischen oder politischen Themas ernsthaft vertiefte, kam etwas Unruhiges in diese beständig abspringende Unterhaltung, und ich wurde den Gedanken nicht los, daß uns Allen wohler sein würde, wären die beiden Herren fort, und sprächen wir einfach von uns selber, und nicht von den hohen und höchsten Dingen, die weder Liszt noch die Fürstin, weder Therese oder mich in diesem Augenblicke so lebhaft beschäftigen konnten, als die noch ungefestigten und ungeklärten Zustände, in welchen jene Beiden sich zurechtzufinden hatten, und deren Schwere sich in ihrem gegenseitigen Verkehr auch kund gab. Wir beklagten Beide. Es kam zu keinem wirklichen Behagen an dem Abend, und ich bin gewiß, die Hausherrin fühlte das mehr noch als wir, und litt darunter. Einen ruhigen, wohlthuenden Eindruck machte sie überhaupt sehr selten.

Da wir den Wagen auf der Altenburg behalten, und es, während wir oben waren, in Strömen zu regnen begonnen, brachen wir nach etwa einer Stunde, schon aus Mitleid mit dem Kutscher, auf, und Liszt folgte unserem Beispiel. Weimar war damals mit Fuhrwerk noch wenig gesegnet, und der kleine zweisitzige Wagen, den man uns geschafft, hatte eben nur Raum gehabt für uns und das Schleppkleid Theresen's, die im Hofanzug geblieben war. Als wir uns in dem Wagen untergebracht hatten, machte Liszt Anstalt, ebenfalls einzusteigen.

„Das ist ja unmöglich!" riefen wir Beide aus, „Sie können sich hier nicht unterbringen."

„Was heißt Ihr pas moyen de se fourrer là dedans!" entgegnete er mit seinem frohesten Lachen. „Wenn Sie einen großen Pudel hätten, wäre schon Platz für ihn!" — und rasch hineinspringend, setzte er sich, seine Füße unterschlagend wie ein Türke, auf den Boden nieder und rief: „à présent mettez vos quatre jolies pattes sans gêne sur moi; vous serez à merveille et je serai à l'abri de cette grosse pluie!"

In vollem Lachen langten wir in unserem Gasthofe an, saßen bald darauf in Theresen's Stube beim Thee zusammen, und eine der ersten Fragen Theresen's galt der, wie man damals annahm, nahe bevorstehenden Heirath der Fürstin und ihres Freundes. Ich wollte mich also mit einem schicklichen Vorwande entfernen, da ich auf Liszt's Vertrauen keinen Anspruch hatte. Liszt jedoch hielt mich davon zurück.

„Bleiben Sie doch! ich gehöre nicht zu denen, die wie der Strauß den Kopf in den Busch stecken, um nicht gesehen zu werden. Ich kenne nichts, was so dumm ist, als ein Geheimniß zu machen aus Dingen, die vor aller Welt Augen liegen. Unsere Verhältnisse sind verwickelt, wir werden zu sehen haben, wie sie sich gestalten lassen. Die Fürstin ist in Rußland nach allen Seiten hin gebunden, und sie vergessen hier in Weimar immer, daß wir keine Protestanten sind — daß wir um Nichts in der Welt, nicht die Fürstin und nicht ich, an einen Glaubenswechsel denken können."

„Ach" rief Thereſe, „ſprechen Sie doch überhaupt von Ehe nicht. Sie ſind nicht beſtändig und Sie wiſſen nicht, was eine unglückliche Ehe iſt!" fügte ſie ſeufzend hinzu. „Sie würden nur unglücklich machen und unglücklich werden in jeder Ehe."

„Sehr möglich!" unterbrach er ſie, „im Grunde glaube ich das ſelbſt. Der Eid iſt eine ernſte Sache. Was man gethan hat, das weiß man, das kann man beſchwören. Was man empfinden, thun wird, nicht thun wird, das kann man nicht wiſſen, das zu beſchwören iſt bedenklicher. Wer kann beſchwören, daß er immer derſelbe bleiben wird! Ich bin gewiß, daß man mit mir am beſten fährt, wenn man mir meine Freiheit läßt, daß es riskirt iſt mich zu binden, ſei es an eine Perſon oder an einen Ort." Er ſprach das zwiſchen Ernſt und Scherz, aber der Ernſt überwog, als er hinzuſetzte: „Sie müſſen die Fürſtin kennen lernen! Es iſt etwas Großes in ihrer Natur, und ſie hat ebenſoviel Geiſt als Charakterſtärke — es war ein Entſchluß, daß ſie hierhergekommen, mir gefolgt iſt; ich hatte ſie nicht erwartet."

Ich dachte an den Ausſpruch der greiſen Frau von Schwendler: das künftige Glück iſt zweifelhaft! Die Sorgen und Schmerzen waren gegenwärtig.

Es wurde raſch abgebrochen von dem Gegenſtande. Liſzt erzählte von Metternich, von deſſen Frau, vom Kaiſer von Oeſterreich, von den Wienern im Allgemeinen, dann kam er von Oeſterreich auf Bayern zu ſprechen, und pries ſcherzend König Ludwig als den glücklichſten Sterblichen, um Lola Montez willen. —

„Sie iſt das vollendetſte, bezauberndſte Geſchöpf, das ich je gekannt!" rief er mit Begeiſterung. Er fragte, ob ich ſie geſehen; es war nicht der Fall geweſen.

„Oh! man muß ſie geſehen haben! Sie iſt immer neu! immer plaſtiſch! in jedem Momente ſchöpferiſch! Sie iſt wirklich ein Dichter! Das Genie der Anmuth und der Liebe! Alle anderen Frauen verbleichen neben ihr! Man kann Alles verſtehen, was König Ludwig für ſie gethan und geopfert hat! Alles!"

So ging es eine Weile fort; er wurde ſelbſt ſchöpferiſch und zum Dichter in der rückwirkenden Bewunderung ihrer Schönheit. Wir hörten ihm zu, wie einem Improviſator — und es war wieder Mitternacht, als wir uns trennten.

Am anderen Morgen geleitete er uns in aller Frühe nach dem Bahnhofe. — Am Abende waren wir in Dresden, und als ich, faſt ein Jahr ſpäter, Liſzt und die Fürſtin wiederſah, hatte ihr Zuſammenhang ſich feſtgeſtellt, wie er geblieben iſt bis zuletzt.

IV.

Es war im Auguſt von 1849 und in Helgoland. — Der Zufall hatte dort eine durch ihre einzelnen Glieder anziehende Geſellſchaft zuſammengeführt, die ſich durch unſer Hinzutreten bald zu einem erfreulichen Kreiſe vereinte, da Stahr und ich die verſchiedenen Perſonen kannten.

Als wir in der dritten Woche des Auguſt dort landeten, fanden wir aus Berlin den Hauptredacteur der „National-Zeitung," Dr. Friedrich Zabel, und den Geheimrath Profeſſor Mitſcherlich am Ufer. Der reiche Kaufherr Conferenzrath Donner aus Altona, Julius Fröbel, Falatti, Dingelſtedt, der flüchtende

Konrad von Rappart (unter dem Namen eines Kaufmann Najack), Frau Mathilde von Guaito aus Frankfurt am Main, Bettina's Nichte, waren Bekannte von uns. — Zwei uns von Rom her befreundete Maler, der noch jugendliche Rudolph Lehmann aus Hamburg und der alte Ernst Meyer von Altona, der gar nicht so alt war, aber so genannt wurde, weil er noch ein Freund von Thorwaldsen gewesen, waren mit uns auf demselben Schiffe angelangt. Den in Helgoland ansässigen tüchtigen Maler Heinrich Gäthke kannten wir von früheren Aufenthalten, ebenso wie den geschiedten und liebenswürdigen Badearzt Dr. v. Aschen; und acht Tage nach uns, in den ersten Tagen des September, hatten Liszt und die Fürstin Wittgenstein die Insel erreicht.

Am Tage nach ihrer Ankunft kam Liszt mit Dingelstedt am Nachmittage zu uns. Stahr und Liszt sahen sich da zum ersten Male und sagten vom ersten Augenblicke einander zu; denn sie waren Beide gleich lebhaft, Beide durchaus zum Anerkennen des Guten und Schönen an Anderen, und ebenso zum enthusiastischen Vertreten dessen geneigt, was sie als anerkennenswerth gefunden. Wahrhaft in sich selbst war der Eine wie der Andere.

Der Zufall fügte es, daß eine Arbeit von Lamartine über die Revolution von 1848 aufgeschlagen auf dem Tische lag, an dem wir saßen. Ich glaube, es waren die „Trois mois au pouvoir." Es machte sich also ganz von selbst, daß Liszt, als wir von dem Buche, von der Darstellung und Charakteristik der handelnden Personen sprachen, sein persönliches Wissen von ihnen zur Geltung brachte; daß er erzählte, was er in verschiedenen Zeiten mit ihnen erlebt; und auch dabei trat das Unbefangene und das Schöpferische seiner Natur bewundernswerth hervor. Er war wie ein klarer Spiegel, in dem die Menschen und die Ereignisse sich in wahrhaftiger Deutlichkeit darstellten, weil er sie ohne Rückblick auf sich selbst, in sich aufnahm, gerade im Gegensatz zu Dingelstedt, dessen Urtheil über Personen und Zustände immer von der Bedeutung beeinflußt wurde, die sie für ihn und seine Zwecke gehabt. — Uns fiel es auf, daß er Liszt, wenn dieser sich erwärmte, regelmäßig, und meist mit einem schneidenden Gegensatz unterbrach. Liszt aber beachtete das nicht und schied dann mit der Bemerkung gegen Stahr: „ich glaube, wir verstehen einander, obschon ich weder das Scheitern der französischen, noch wie Sie, das der deutschen Umwälzungen beklage! Denn ehrlich gesagt, ich glaube nicht an den Segen von politischen Revolutionen. Aber ich bin nur maßgebend für mich selbst, und ich will hier Niemanden in seinem Glauben stören, wie im verwichenen Jahre Fräulein Lewald in ihrer Bewunderung von „Rachel chantant la Marseillaise!"

Er lachte dazu; Stahr sagte, ich hätte ihm ausführlich davon geschrieben, „und", fiel Liszt ihm ein, „ich hoffe, sie hat Ihnen dann auch mitgetheilt, daß uns dies nicht gehindert, als Freunde zu scheiden." Er schüttelte uns die Hände, wir schieden heiter und fast möchte ich sagen: wer ist jemals anders von ihm gegangen?

Fast täglich war man beisammen, auch ohne daß man es besonders suchte: bei den Ueberfahrten nach der Düne, im Frühstückshause auf der Düne, bei dem erquicklichen Herumliegen und Sitzen auf den weichen, sandigen, von der Meeresluft und der Sonne umspielten Hügeln; und es gehörte dann, wenn nicht

Fremde sonst es sahen, zu Liszt's Vergnüglichkeiten, sich von den Aufwellungen in dem warmen Sande, wie ein Knabe herunterzurollen, um das Spiel bald noch einmal und noch einmal zu wiederholen.

Alle trachteten darnach, ihn zu sehen, ihm vorgestellt zu werden, ihn zu sprechen; aber er lebte viel in Gesellschaft der Fürstin, in unserem kleinen Kreise, und er war auch in Helgoland nicht ganz ohne Gefolgschaft. Zwei junge Musiker hatten ihn begleitet. Er war in sehr guter Stimmung.

Einmal, als wir bei Windstille rudernd eine lange Fahrt nach der Düne zu machen hatten, befanden sich in dem Boote unter den Ueberfahrenden, außer uns Beiden und Liszt, auch Rudolph Lehmann, Ernst Meyer und Geheimrath Mitscherlich; und auf irgend eine äußere Anregung hin, fing der gescheidte liebenswürdige, aber kleine und verhutzelte Ernst Meyer eine Erzählung mit den Worten an: „Als ich in Island war —"

„Sie waren in Island?" fragte Mitscherlich überrascht, denn damals, waren solche Nordfahrten noch nicht in die Reihe der gewöhnlichen Sommervergnügungen aufgenommen. „Was hatten Sie denn da zu suchen? und wie haben Sie es dort gefunden?"

„Sehr angenehm, Herr Geheimrath! sehr!" erwiderte ihm Meyer; „denn da war ich ein Adonis! Da machte ich bei den Frauen Glück!"

Unser helles Lachen lohnte ihm den Scherz, und im selben Augenblicke sprach Rudolf Lehmann davon, daß er einmal viele Wochen in den pontinischen Sümpfen zugebracht, um dort Studien für ein Bild zu machen, das er beiläufig viele Jahre später gemalt, und das ich, irre ich nicht, 1864 in dem Museum zu Lille gesehen habe. Es stellt die Segnung der pontinischen Sümpfe durch den Papst dar.

„In den pontinischen Sümpfen!" rief der Geheimrath, „das ist ja ein Verbrechen gegen sich selbst! wer lebt ohne Nothwendigkeit in solcher Atmosphäre!"

„Schönere Augen und interessantere Farben als dort, habe ich kaum irgend wo gefunden!" versicherte Lehmann.

Der Geheimrath zuckte geringschätzend die Schultern. Er mochte den Morgen nicht in der guten Laune sein, mit welcher er sich sonst in unseren Kreis hinein zu passen liebte, oder eine Grille mochte ihn reizen, die Maler zu necken. „Schöne Augen! Schöne Farben!" spottete er. „Die Hauptsache und die Hauptschönheit an einer Frau sind eine gesunde Knochenstructur —"

Und wieder lachte Alles hell auf, und Liszt, sein langes Haar nach hinten werfend, rief durch das Lachen: „Da hören Sie's! Sag' ich das nicht immer! — Die Liebe! Die Frauen! Sie sind die bewegende Kraft in der Welt! Den Einen locken sie nach dem Nordpol, den Andern treiben sie halb Weges in den Tod! Der Dritte begeistert sich für ihre Knochen! Und wir wundern uns und klagen sie an, daß sie herrschsüchtig sind, daß sie uns zu ihren Sclaven machen! Seien wir ehrlich! Gestehen wir es ein! Wir sind in ihrer Gewalt, denn wir können sie nicht entbehren! — Die Frauen sollen herrschen zu Lande und zur See!"

Wenn man ihn in solchen Stunden des Scherzes gesehen, so überraschte der Ernst und die Beharrlichkeit, mit denen er an seinen künstlerischen und überhaupt an seinen Idealen fest hielt, umsomehr. Schon damals trug er den

Gedanken warm im Herzen, daß man in Weimar eine Gesellschaft, eine Stiftung zur Erinnerung an Goethe gründen müsse. Er hatte wohl in seiner und in der Seele seines fürstlichen Gönners und Freundes, des damaligen Erbprinzen, seinen Ursprung gehabt; und da die in Helgoland versammelten Deutschen eben erst, zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag, wie überall in Deutschland, sich zu einem Feste vereinigt hatten, kamen wir oftmals auf den Gegenstand zurück, dessen Gestaltung Liszt freilich nur in verschwimmenden Umrissen vorschwebte. Er dachte sich die „Fondation Goethe" als einen „Concours", der wie seiner Zeit die Olympischen Spiele, sich in regelmäßigen Zeitpausen wiederholen, und bei dem alle Künste, jede innerhalb ihres Bereiches, zum Wettstreit herangezogen werden sollten. Wenn man dann auch an der Ausführbarkeit dieses Planes zu zweifeln hatte, war es doch immer hochzuschätzen, daß ein Nichtdeutscher in reiner Begeisterung für den größten Genius unseres Volkes den Plan gehegt und redlich an ihm festgehalten hatte.

Stahr hat auf Liszt oftmals das Wort angewendet, das, wie ich glaube, Wieland von Goethe gebraucht hat: „wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!"

Da Stahr ihn niemals hatte spielen hören, ging Liszt einmal mit uns in den oberen Saal des Conversationshauses hinauf, in welchem ein von Jung und Alt mißbrauchter Flügel stand, um ihm — anspruchslos im höchsten Grade auch in Bezug auf dieses Instrument — etwas vorzuspielen. Kaum aber war man es gewahr worden, daß Liszt hinaufgegangen, kaum hatte man die ersten Klänge vernommen, so kam herbei, wer irgend des Weges oder in der Nähe war; denn der Zutritt stand Allen offen zu dem Saale, und bald hatte sich leise eine Anzahl von Zuhörern versammelt, die Liszt nicht beachtete, die in lautem, nicht endendem Beifall ausbrachen, als er zu spielen aufhörte. — Unser gehofftes stilles Vergnügen war damit zu Ende. Es war jedoch schön zu sehen, wie man seinen Dank aussprechen wollte, und wieder einmal die Freundlichkeit zu beachten, mit der er es hinnahm, als hätte er nicht von allen Großen und Mächtigen der Erde die gleiche und größere Huldigung erfahren. — Nur als ein Bremer Kaufmann es immerfort wiederholte, das Allererstaunlichste sei doch diese Fingerfertigkeit, wendete sich Liszt kopfschüttelnd und lächelnd zu uns und sagte: „on a tant de fois fait l'éloge de mes dix doigts au détriment de ma tête, que je commence à prendre mes dix doigts en grippe! Allons nous en!"

Es war eine sehr liebliche volhynische Melodie gewesen, die Liszt der Fürstin verdankte. Er hatte sie an dem Morgen in freier Weise behandelt und zuletzt zu einem glänzenden Schluß gebracht, und sie war Stahr so lebhaft in der Erinnerung geblieben, daß er am Nachmittag des folgenden Tages, als wir uns zum Kaffee nach dem Strandpavillon hinunterbegaben, in das Conversationshaus ging, sie sich vorzuspielen.

Mit einem Male trat Liszt herein. „Oh! Sie finds!" rief er; „ich dachte, es wäre ein Spuk! Die Melodie hätte sich da oben irgendwie verfangen! Aber ich wußte nicht, daß Sie musikalisch sind! und Sie sind es sehr! Die Melodie ist intakt! Das macht mir Vergnügen! Es gibt also doch Ueber-

raschungen hier auch für mich!" setzte er hinzu, und wir gingen dann gemeinsam zum Kaffee.

So kam in freundlichem Stillleben der Tag heran, an welchem der größere Theil unserer Bekannten, Liszt unter ihnen, die Insel verlassen wollten, während Stahr und ich noch eine halbe Woche länger zu bleiben beabsichtigten. Den Vormittag des 15. September hatten wir mit Liszt und seiner Freundin sehr anmuthig in den Dünenhügeln zugebracht und waren als die Letzten mit dem letzten Boote nach der Insel zurückgekehrt. Am Abende wollte man sich zum Nachtessen oben im Saale des Conversationshauses als besondere Gesellschaft zusammenfinden, und der Wirth hatte den Saal dazu festlich herrichten lassen. Ich meine, es können damals dreißig bis vierzig Personen beisammen gewesen sein.

Dingelstedt, Stahr und Andere hatten gesprochen, die Stimmung war gehoben und heiter. Nur eine sehr schöne und edle Frau, der einer der Abreisenden während der ganzen Zeit in auffälligster und leidenschaftlichster Weise gehuldigt, und die er an dem Abende eisig kalt zurückwies, weil für ihn die Huldigung und die Herzensneigung nur zu den Badevergnügungen gehört, hatte die schönen Augen voll Thränen und meine ganze Sympathie für sich, denn sie war von dem eiteln Manne gewissenlos behandelt worden. Liszt sah es wie ich und sagte leise: „Das ist brutal! So handelt nur ein Herzloser gegen eine Frau! Aber was wollen Sie! ich kenne ihn de longue date — es ist Alles Schein an ihm!" — Indeß war die Reihe des Sprechens nun an Liszt gekommen und sich erhebend begann er: „Wir sind hier eine Gesellschaft von fast lauter Deutschen! wir befinden uns auf englischem Grund und Boden; parlons donc français!" — und nun gedachte er lobend all der guten Stunden, die man gehabt, ließ England, Deutschland, die Kunst, die Wissenschaft, die Frauen und die Freunde leben, und hatte Alle für sich aufs Neue eingenommen, als man verlangte, nun solle er ganz Liszt sein und sich zum Schluß noch einmal hören lassen!

Er ließ sich nicht bitten, ging an den Flügel und spielte die große Chopin'sche Polonaise mit der Energie, die eben nur ihm eigen war, wenn er in guten Stunden sein ganzes Selbst in der Musik zur Erscheinung brachte. Als er geendet hatte, riefen Personen, die ihn früher schon gehört: „Die Don Juan-Phantasie! die Don Juan-Phantasie!"

Und wieder ließ Liszt sich zum Spiele nieder. — Ich bin so wenig in musikalischen Compositionen und in Liszt's Werken bewandert, daß ich nicht weiß, ob eine solche Composition unter den letzteren vorhanden ist, oder ob es freie Phantasien waren, in denen er sich nach Motiven aus dem Don Juan versenkte. Nur das ist mir in der Erinnerung geblieben, daß das Motiv von: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise" immer wiederkehrte, daß die Musik immer wilder, immer bacchantischer, immer dämonischer wurde, daß alle Männer endlich vom Tische aufgesprungen waren und mit den Gläsern in der Hand den Spielenden umringten, daß Liszt endlich, aufgeregt wie Alle, sich vom Flügel erhob und halb lachend, halb zornig in die Worte ausbrach: „il ne

faut pas me faire jouer ces sortes de choses là! je ne devrais pas me faire entraîner! mais enfin — c'est fait!"

Er brach ab, nahm wieder seinen Platz neben mir ein, rief einen Kellner herbei und ich sah, wie er in die große Champagner-Bowle, die man eben aufs Neue gefüllt, zwei Flaschen Cognac hineingießen ließ, weil er das Getränk fade fand — und man trank dann rüstig weiter.

Wir Frauen entfernten uns gleich darauf. Die Männer blieben zum Theil bis gegen Tagesanbruch beisammen. — Von denen, die mit dem fälligen Dampfer am Morgen die Insel hatten verlassen wollen, hielten nur Wenige, unter ihnen Dingelstedt, an dem Plane fest. Die Uebrigen hatten sich auszuschlafen, sich in das Gleiche zu bringen, und gingen dann bis zur Ankunft des nächsten Dampfers noch ruhig auf dem Falm spazieren.

In Stahr's Notizbuch finde ich die Worte: „Abds. Souper. Liszt spielt bezaubernd. Tolle Nacht. — Allgemeine Tollheit!"

V.

Am dreißigsten April 1851 trafen Stahr und ich uns in Weimar, und nahmen Wohnungen im Erbprinzen, wo auch Liszt noch sein altes Quartier hatte, wie vor drei Jahren, obschon auch in der Altenburg jetzt ein Musiksaal und eine Wohnung für ihn und sein Schaffen vorbereitet waren. Die Altenburg war nun überhaupt vollständig zum Aufenthalt der Fürstin und nach deren Bedürfnissen zu dauerndem Verweilen eingerichtet, wie denn auch Liszt selbst sich als Kapellmeister fest an Weimar gebunden hatte.

Seine Ergebenheit für den Großherzoglichen Hof, des Erbprinzen Freundschaft für ihn, seine fortdauernde Verbindung mit der Fürstin Wittgenstein, seine amtliche Thätigkeit und daneben der Gedanke, der in seiner Seele auch wieder mit der Goethe-Stiftung zusammenhing, eben in Weimar einen Boden zu gewinnen, auf welchem der Musik, ihrem Studium wie ihrer Ausübung, eine ideale Heimath geschaffen werden sollte, hatten ihn seinem Wanderleben noch mehr abwendig gemacht, und das war von einem wesentlichen Vortheil für ihn gewesen. Wir fanden ihn viel ruhiger geworden. Er hatte sich in großem Sinne auf sich selbst gestellt und in einer Weise in sich vertieft, wie er in der Rastlosigkeit des Virtuosenlebens und in dem Taumel des Beifallrausches, den ein beständig wechselndes Publicum ihm gezollt, es nie vermocht hätte.

Er hatte damals Schüler und junge Musiker um sich, die alle Meister geworden sind: den ganz jugendlichen Concertmeister Joseph Joachim, Hans von Bülow, Coßmann, Singer, Winterberger, Voß und noch manche Andere, und es war, ganz abgesehen von dem großen musikalischen Genuß, den das Zusammenwirken dieser, an Liszt mit Begeisterung hängenden jungen Männer gewährte, eine Freude zu sehen, mit welcher Liebe und Hingebung er sie beobachtete und leitete, wie ihr Können ihn freute, wie warmherzig er es ihnen aussprach, wenn sie es ihm zu Dank gemacht. — Ich meine den Ton seiner Stimme noch zu hören, mit dem er ihnen zurief: „Bravo, Joachim! Bravo, Hans! je ne pourrais pas faire mieux!" — und wie er, sich dann zu den Hörern wendend, fragte: „Nicht wahr? das finden Sie nicht überall?"

Er war, da man ihn im Gasthof von unserer Ankunft unterrichtet, gleich am ersten Abende zu uns gekommen. Im Tagebuche heißt es: „spät Abends Liszt!“ — — und dabei blieb es denn durch die ganze Reihe der Wochen, die wir in Weimar zubrachten.

Obschon Liszt sehr beschäftigt war, machte er sich zu unserem Führer in Weimar. Mit ihm besahen wir die Fresken im Schlosse, mit ihm die schönen, an Erinnerungen so reichen Punkte in der Umgebung der Stadt, und ihm und der Fürstin Wittgenstein hatten wir musikalische Aufführungen in deren Hause zu verdanken, die unvergleichlich waren, und zu deren würdigender Darstellung ich nicht geeignet bin. Nur in Stahr's Notizbuch finde ich oft Bemerkungen darüber, wie: „So hörte ich Beethoven noch niemals spielen!“ — oder: „Wie groß wird Alles, wenn Liszt seine Seele hineinlegt!“

Und etwas Großes waren auch die Aufführungen der Wagner'schen Opern, des Tannhäuser und des Lohengrin, die wir in jenen Tagen zum ersten Male hörten; denn sie wurden damals in Berlin noch nicht gegeben.

Wie Liszt sich zum Apostel von Berlioz gemacht, so war er auch mit aller seiner Kraft für Wagner eingetreten. Er hatte ihm fortgeholfen, als Wagner nach der Revolution aus Dresden fliehend, durch Weimar gekommen war, um sich nach der Schweiz zu wenden; und er hatte die Wagner'schen Opern in Weimar in einer Weise zur Darstellung gebracht, bei deren Schilderung ich eben auch nichts Besseres zu thun weiß, als daß ich auf Adolf Stahr's darüber geschriebene Kapitel in seinem „Weimar und Jena“ verweise.

Liszt's Geist war in Allen lebendig, die bei den Aufführungen mitzuwirken hatten. Er lebte in jedem Einzelnen und schwebte über dem Ganzen mit jener Ruhe, die nur der Fülle einer großen Willenskraft entstammt. Seine Bewegungen, wenn er dirigirte, waren gemessen; aber wie Michael Angelo's Schöpfer, in den Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle, den Menschen ins wache Leben ruft durch die kaum merkliche Berührung mit seinem Finger, so belebte Liszt's Blick die Darstellung, die Musiker und, man hätte fast sagen mögen, die Instrumente. Das, was Wagner geplant hatte von dem Zusammenwirken der Künste für die Oper als einheitliches Kunstwerk der Zukunft, das hatte in Liszt seinen Widerhall gefunden; denn es traf in ihm zusammen mit dem Gedanken an die Goethe-Stiftung, an jene Neubelebung und Vereinigung aller Kunst, in dem Wettstreit der Künste in sich.

Liszt hatte den Hof für seinen Gedanken einzunehmen gewußt, und war gleich an dem ersten Abende, an dem er uns besuchte, auf die in Helgoland über diesen Gegenstand gepflogenen Unterhaltungen zurück gekommen.

„Nun ich Dich hier habe,“ sagte er zu Stahr, „nun kommst Du mir nicht fort, ehe wir nicht ein Ende weiter in die Sache hineinsehen. Es gehören Hingebung und Selbstlosigkeit dazu, um sich auf solche Dinge einzulassen, um einzeln und mühsam die Steine zusammen zu tragen, aus denen man ein Denkmal für einen Anderen errichten will. Aber ich meine, wir ermangeln Beide der Eigenschaften nicht!“ — sagte er, und wie er gern den Scherz dem Ernste folgen ließ,

setzte er hinzu: „und wer weiß! vielleicht hat der Himmel uns eben dazu an dem gleichen Tage geboren werden lassen!“ —

Für den Gedanken einer Goethe-Stiftung hatte Stahr bei seiner unbedingten Verehrung für Goethe natürlich die lebhafteste Theilnahme, nur die Art der Ausführung, wie Liszt sie sich dachte, hielt er nicht für möglich; und das Für und Wider wurde mit allen seinen Einzelnheiten immer aufs Neue zwischen ihnen durchdacht, wurde auch in weiteren Betracht gezogen.

Es gab verschiedene Besprechungen über den Gegenstand mit seiner Königlichen Hoheit dem Erbprinzen. Stahr wurde zu der Frau Großfürstin berufen, ihr aus einander zu setzen, was er für möglich, was für unausführbar halte, er wurde endlich aufgefordert, seine Ansichten in gründlicher Feststellung als eine Art von Programm auszuarbeiten, während man gleichzeitig mit ihm darüber in Unterhandlungen trat, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen er sich entschließen könnte, nach Weimar überzusiedeln, seine Thätigkeit dieser Stiftung zu widmen und, als eine der ersten Aufgaben, die Gründung einer Zeitschrift zu übernehmen, welche die Goethestiftung einleiten und ihren Bestrebungen zum Mittelpunkte dienen sollte.

Das Programm ist sorgfältig ausgearbeitet und von Liszt an die Betreffenden übergeben worden. Eine Abschrift für sich hatte Stahr nicht behalten und dies bedauert; denn als er nach einer Reihe von Jahren seine Arbeit zurück zu haben wünschte, um selbständig an eine Goethe-Stiftung zu mahnen, war jene Arbeit nicht aufzufinden gewesen. Es war aber freilich auch an eine Goethe-Stiftung außerhalb Weimars, in dem damals nicht geeinten Deutschland, nicht wohl zu denken gewesen; und ich erwähne des Vorgangs nur, weil auch er Liszt's Neigung bekundet, sich an ein Ideales hinzugeben, und weil er Liszt und Stahr näher noch zu einander führte, als das erste Beisammensein in Helgoland es bereits gethan. — Es ist jedoch nicht Stahr's oder meine Lebensgeschichte, die ich hier schreibe, sondern es sind Erinnerungen an Liszt, wie sie sich mir rückblickend der Reihe nach bieten, und ich breche also von der Goethe-Stiftung ab.

Wie nun Liszt auch immer mit einem Allgemeinen beschäftigt war, blieb sein Herz für jeden Einzelnen offen. Er war hilfreich und dienstfertig im Kleinen wie im Großen alle Zeit; seine Schüler wußten auch davon zu sagen.

Joachim Raff liebte es z. B. zu erzählen, wie er als ein junger, unbekannter Mensch, sich nach langem Kampfe das Herz gefaßt, zu Liszt zu gehen, als dieser einmal in Zürich Concerte gegeben, und ihn um ein Eintrittsbillet zu bitten, da ihm die Mittel gefehlt, es zu bezahlen. „Und nicht nur das Billet hat er mir gegeben, er ist, so wie er gesehen, daß ich des nicht unwerth war, mir zu Hilfe gekommen mit Lehre, Rath und That, in einer Weise, die nicht abzuverdienen ist, sondern für die man zu danken hat alle Zeit!“

Einer von Liszt's Hilfsleistungen wohnte Stahr einmal bei und erzählte mir dann ganz gerührt davon. Einer von Liszt's Schülern wollte nach Amerika gehen, und es mochte zwischen dem Schüler und dem Lehrer wohl die Rede davon gewesen sein, daß Liszt dem jungen unbemittelten Manne die Möglichkeit zu seiner Reise schaffen würde, auf welcher er zunächst Leipzig berühren und dort spielen sollte. Als der junge Mann nun zu Liszt kam, um Abschied von ihm zu nehmen, sagte

dieser: „Hör' mein Junge! ich habe nachgesehen! Geld, so viel Du brauchst, habe ich nicht und kann Dir's auch im Augenblick nicht schaffen, denn frei heraus gesagt: ich bin selber ein wenig auf dem Trocknen. — Aber hier, das ist für den Anfang" sprach er, ihm eine kleine Geldrolle reichend. „Nimm und genire Dich nicht! Ich und Professor Stahr stammen auch nicht von Millionären! und dann" — Er wendete sich nach seinem Schreibtisch, nahm ein bereit gelegtes Notenmanuscript von demselben, bot es dem Scheidenden, und bemerkte dazu: „die Arbeit ist fertig, ich habe mit ... (er nannte den Namen eines Verlegers und einen Preis) darüber das Nöthige verabredet. Nimm es mit! verkaufe es und geh dann Deines Weges mit dem Gelde! et bon voyage mon cher! bon voyage! und mach' mir Ehre! hörst Du!" —

Das Geben, Helfen, Verpflichten waren ihm so natürlich, gehörten so sehr zu ihm, daß man sich niemals über diese Thatsache, sondern nur über die Anmuth wunderte, mit welcher er sich dabei benahm.

„Ich bin durch alles Das gegangen," sagte er einmal, als von einer Familie die Rede war, die sich in drückendsten Umständen befand, und sich um Hilfe an ihn gewendet hatte. „Ich bin als ein halbes Kind dahin gedrängt worden, das tägliche Brot nicht nur für mich, sondern für meine Familie zu verdienen, als mein Vater uns gestorben war; und ich habe danach das Gold mir zuströmen sehen, und es wie ein Narr mit vollen Händen fortgeworfen. Ich würde es jetzt besser zu halten und zu brauchen wissen! Aber was wollt Ihr! Es hat das Alles ein Gutes für mich gehabt. Die Armuth, die Entbehrungen schrecken, der Reichthum und der Luxus reizen und blenden mich nicht. Ich könnte mit meinem Flügel und ein paar Menschen leben überall und wie es eben kommt! Ich bin sehr philosophisch geworden in dem Betrachte!"

„Und Du hättest doch allen Grund, verwöhnt oder übersättigt zu sein!" meinte Stahr und gedachte dabei eines Festes, das die Studenten Liszt einmal in Bonn gegeben und von dem einer der Theilnehmer uns erzählt, daß sie, nachdem Liszt am Flügel improvisirt und sie sich in fanatischem Jubel von der Tafel erhoben, ihre Gläser aus den Fenstern geworfen, damit kein Anderer, der nicht ihre Begeisterung getheilt, sie mit unheiligen Lippen berühre.

Liszt lachte. „Das ist wahr!" sagte er. „Nicht allein die Gläser haben sie hinausgeworfen, sie ließen in ihrer Tollheit die Teller und die Schüsseln folgen, und da ein Theil von ihnen auch zu viel getrunken haben mochte, hatte ich Noth, sie von noch größerem Unfug, vom Hinauswerfen der Spiegel, zurückzuhalten."

Liszt hielt einen Augenblick lächelnd inne. Dann sagte er: „Erinnert Euch an den Sommer von 1849. Es ist etwas Gefährliches um solche Improvisationen: Man steigert sich gegenseitig und hat es doch sehr nöthig, den Andern gegenüber seiner Herr zu bleiben. Denkt an Helgoland! Und wir waren doch dort Alle keine Studenten mehr. — Es ist, wie ich gesagt! ich bin sehr gleichgültig gegen Aeußerlichkeiten; aber an den Menschen hänge ich und an dem Glauben, daß sie mehr werden und erreichen können, als bis jetzt geschehen, wenn Jeder dazu seinen Obolus liefert. Damals aber in Bonn war ich nicht viel gescheidter als die Studenten. Sie warfen die Gläser zum Fenster hinaus, und ich — ich hatte mich auf Nonnenwerth mit der d'Agoult eingerichtet — ich

warf das Geld zum Fenster hinaus. J'ai dépensé un argent stupide là-bas! — und für Dinge, die mir im Grunde keinen Werth hatten".

Liszt hatte nicht zuviel von sich gesagt. Es war etwas unzerstörbar Einfaches in ihm; und er hatte keine Spur jener Sattheit, welche übersättigt und unersättlich nach immer stärkeren Reizmitteln verlangt. Die geringste Aufmerksamkeit, die kleinste Rücksicht auf seine Neigungen und Gewohnheiten freuten ihn unverkennbar; und wie sehr er auch von Frauenliebe und Huldigungen aller Art von Jugend an umringt worden war, hatte ich doch schon damals oft die Empfindung, daß, gegen seine und Theresen's Ansicht, der Segen einer festen ruhigen Häuslichkeit eine Wohlthat für ihn sein, und daß er sie im Alter schwer entbehren würde. Meine Voraussicht hat mich leider nicht getäuscht. Er war sehr empfänglich für ruhige, freundliche Vorsorge, und er ist gestorben, wie er fast immer gelebt, im Wirrsal zufälligster Umgebung.

Wir saßen oft weit über die Mitternacht mit ihm in meinem Zimmer zusammen, wenn er sich in sein Suchen nach einer idealen Gestaltung der menschlichen Zustände, in sein Brüten über den Anfang und das Ende der Dinge verlor. Er hatte sich von den verschiedenen philosophischen Systemen Vorstellungen verschafft und konnte sich nicht darein finden, wenn ich ehrlich erklärte, daß ich mich vom Grübeln über die ersten Ursachen und die letzten Dinge, von dem durchaus kein Erfolg zu erwarten sei, fern halte, weil dies nicht wissen könnende Wissenwollen mich um den Verstand bringen würde, wenn ich mich darin verlöre. Für mich seien alle Philosophien auf Voraussetzungen gegründet, auf die man baue, wie auf andere Glaubensartikel — und glauben, was ich nicht verstehe, könne ich einmal nicht.

„Aber," rief er einmal aus, „Etwas muß man doch glauben! Was fangen Sie denn mit sich an?"

„Sie thut, was ihr Herz ihr eingibt und ihre Vernunft vor sich vertreten kann," fiel Stahr ein, um mir zu Hilfe zu kommen.

„Das heißt," rief Liszt, „sie glaubt an den Gott in sich, und darum landet sie im Spinozismus!"

Stahr lachte. „Zerbrich Dir den Kopf darüber nicht!" sagte er, „und geht alle Beide Euren Weg. An Dir aber," fuhr er zu Liszt gewendet fort, „ist es höchst eigenartig, wie Du alle die Systeme, denen Du nachgeforscht, so mit Deinem eigenen Wesen und Bedürfen durchtränkt hast, daß man meinen sollte, Du hättest sie in ihren Ursprüngen erzeugt. Sie sehen Dir dadurch fast ähnlicher als ihrem Schöpfer. Du transponirst sie für Dich, und nur so sind sie Dir brauchbar und werth."

Zum Schlusse jener Unterredung setzte Liszt uns weitläufig aus einander, wie ihn zuerst der Hinblick auf die furchtbare Ungleichheit der Menschenschicksale, dann der Zwiespalt zwischen dem christlichen Sittengesetz und der Natur des Menschen, auf die Lehren der St. Simonisten aufmerksam gemacht und ihnen zugeführt habe. Von Bazard's Staatsbanken, in die alles Erworbene einfließen und aus denen es an die Einzelnen vertheilt werden sollte, von des Père Enfantin Lehre von der Heiligung des Fleisches sprach er; von den durch Bruderliebe und Gleichberechtigung geeinten, solidarischen Gemeinden, in welchen jedoch dem Ein-

zelnen seine Freiheit gewahrt bleiben, dem veredelnden priesterlichen Einfluß der Künstler der weiteste Spielraum geöffnet und die zusammengehalten werden sollten durch die Weisheit eines gesetzgebenden, von der Gesammtheit der Gemeinden frei gewählten Oberhauptes.

Die Sache war für ihn ein überwundener Standpunkt, und doch sprach er sich in den Erinnerungen warm, und in eine Glaubenssehnsucht, in eine Begeisterung für eine bessere, glücklichere Zukunft hinein, bis er plötzlich mit dem Ausruf abbrach: „Du hörst mir zu, mein Freund, aber Du schweigst. Hältst Du denn die Zustände, in denen die Menschheit lebt, für die richtigen? Hältst Du einen Zustand, einen Ausgleich zwischen dem Elend und der sinnlosesten Verschwendung, einen Zustand für unmöglich, in welchem die Menschheit in Frieden ihrer möglichsten Vollendung nachstrebt?"

Stahr blieb ihm die bestimmte Antwort darauf schuldig, da er ihn in seiner Erhebung nicht stören mochte. „Was willst Du?" sagte er, „es sieht und erschaut Jeder die Zukunft mit den Augen seines Geistes; es wünscht und hofft Jeder mit den Fibern seines Herzens. Ich sehe die Welt anders an als Du. Ich theile Deine Hoffnungen nicht; denn die bewegende Kraft in der Natur ist nicht die Liebe! — Aber Dich muß man lieben! Du bist viel besser als viele Andere, die sich sehr gut dünken; bist viel jünger als Deine vierzig Jahre, und mit Deinen St. Simonistischen Erinnerungen — weit katholischer als Du weißt und glaubst!"

Ich habe mich an den Abend oft mit Stahr erinnert, als wir, fünfzehn Jahre später, Liszt in Rom im geistlichen Gewande wiederfanden.

(Schluß im nächsten Heft.)

Rathsmädelgeschichten.

Von

Helene Böhlau.

Fünfte Geschichte.

Wie Frau Rath über das Leben, über Erziehung und über die ersten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte.

Wie zwei Vögel in einem herrlichen Garten harmlos leben, in dem die wunderbarsten Seltenheiten grünen, blühen und Früchte tragen, so lebten die beiden jungen Mädchen, Röse und Marie, in Weimar. Welche Wunder, welche Außerordentlichkeiten sich auch um sie her begaben, sie erachteten das überreich entfaltete Leben als nichts Erstaunenswerthes, so wenig sie über ihre eigene Existenz erstaunten. Es war ganz in der Ordnung, daß gerade zu ihrer Zeit die Welt einmal gehörig in Gang kam. Sie hatten ihre Freude daran, daß es in Weimar so viel zu sehen und zu erfahren gab, daß im Theater alle Augenblicke etwas Neues, was man unter jeden Umständen sehen mußte, zur Aufführung kam, daß Budang ihnen hin und wieder erklärte, daß sie in einer Zeit lebten, wie sie noch nicht auf Erden dagewesen sei, von der man in Jahrtausenden noch reden würde.

Das war den Rathsmädchen angenehm zu hören und trug das Seinige zu ihrem Selbstbewußtsein mit bei. Sie empfanden eine bewegte schöne Atmosphäre um sich her und gediehen in ihr. Die verschiedensten Kreise der weimarischen Gesellschaft waren ihnen vertraut. Sie verkehrten, wie wir es wissen, im Salon der Madame Schopenhauer; eben so gern aber steckten sie bei Kesselrings im Thurm, bei Budang's Angehörigen, den Müllersleuten, und dann wiederum erschienen ihnen Apothekers als die Krone der Gesellschaft.

Die Beiden thaten einen weiten Blick in das Leben schon in frühester Jugend und genossen das Gute, Lebensvolle, das sich ihnen in den verschiedensten Verhältnissen darbot, in vollen Zügen.

Durch diese kluge, freie Erziehung spürten sie im freundschaftlichen Zusammenleben mit Leuten, in weit von einander getrennten Lebensstellungen überall das Menschliche als die Hauptsache heraus; die Verhältnisse verdeckten es ihnen nicht,

wie es bei denen, die in einem engen Gesichtskreis erzogen wurden, wohl meist der Fall ist.

Es war selten, daß unsere Beiden, wenn sie nach Hause zurückkehrten, von einem Spaziergange, einer Besorgung in der Stadt, einer Gesellschaft oder vom Markte, daß sie nicht erfüllt von der Freundlichkeit der Menschen waren und mochte ihnen etwas Gutes durch das Marktweib, oder den — Handwerkermeister, oder durch Karl August oder gar Geheimrath Goethe selbst angethan worden sein, sie schienen nur eine Art von Dankbarkeit und Wohlwollen in sich zu haben, eine einzige Art, die für Alle herhalten mußte.

Frau Rath hatte darüber ihre Freude. Sie war es, die so zu fühlen ihren beiden kleinen Gerechten gewünscht, die sie darauf hingeleitet hatte, und war dankbar, als sie ihre Wünsche sich erfüllen sah. Frau Rath hatte gewiß eine schöne Gabe, das Leben zu genießen.

Die wenigsten Menschen kennen das, was man Lebensgenuß nennt, und alle guten Christen eifern mit Zorn, Predigen und Strafen dagegen, preisen Pflichterfüllung, Aufopferung, Enthaltsamkeit, Ueberwindung als etwas Nützlicheres, Beglückenderes und Schöneres an — statt aber gegen den verpönten Lebensgenuß zu eifern und überzeugend zu predigen, sollte man der Menschheit zurufen: Genießt den Tag, genießt jedes Wort der Liebe, jede Freundlichkeit, jede Wärme, verzeiht, nur um weiter zu genießen, nicht weil es lobenswerth ist, seid gut, nicht weil ihr deshalb als vortrefflich angesehen werdet — nein, nur um zu genießen; helft auch deshalb nur einander, denn es ist schön, es ist göttlich, zu leben! — Das Leben wie Sonne in sich zu fühlen — nicht grübeln, was danach kommt. — — Dunkle Frage, — an ein unverbrüchliches Schweigen gerichtet! Lernt zu leben! Das Sterben wird uns gelehrt ohn' unser Dazuthun. — Die Sünde mit glänzenden Farben malen und das Leben in seiner Trockenheit, Pflichterfüllung darstellen, nach hohen Zielen strebend, das ist ein vielgeliebter Kunstgriff, um Rekruten für die Tugend zu werben. Und man wirbt auch damit. Ob es oft glückt? — Ich weiß es nicht. — Die aber, welche kräftig leben und kräftig wollen, bleiben von dergleichen gut gemeinten Lehren im innersten Herzen unberührt. Wir wachsen wie das Getreide auf dem Felde; ist uns der Boden günstig, wachsen wir gut, ist uns der Boden ungünstig, wachsen wir schlecht. Wohl denen daher, die in gutem Boden stecken.

Die größte Wohlthat, die die Natur unsern beiden schönen Kindern zugetheilt hatte, war die gesunde Freisinnigkeit ihrer Mutter. Die bereitete sie auf ein kraftvolles Leben voller Sonne vor. „Ueberwindet Widerwärtiges", sagte sie ihnen, „nicht weil es überwunden sein muß, sondern weil Ihr wißt, daß Alles hier auf Erden wechselt und nichts Bestand hat, und es ist unklug und macht blind und einseitig, wenn wir uns von Etwas ganz unterdrücken lassen. Die Ereignisse haben nicht das Recht dazu, dies zu thun, sie können es eigentlich gar nicht. — Wir sind Schuld daran, unsere Unklarheit ist Schuld daran, daß es ihnen dennoch gelingt." Und weiter: „Strebt danach, Alles schön zu thun, das ist besser als gut; denn wenn Ihr nur die Dinge gut verrichten wollt, das ist nichts; eine gute That kann mürrisch und unliebenswürdig gethan werden. Thut, was Ihr thut, schön, dann werdet Ihr geliebt. — Wenn ich Euch doch die

Liebe zur Schönheit in die Herzen pflanzen könnte für alle Zeit, dann ließ ich Euch laufen, wohin Ihr wolltet, und Ihr wäret geschützt! — Die Liebe zur Schönheit ist die Liebe, die den Menschen am reinsten erscheinen läßt, die allerunschuldigste, denn sie läßt Vieles, wie Ueberhebung, dummen Stolz, Härte, Wuth nicht an ihn heran; die andern guten Eigenschaften, die er sich aneignen kann, bringen ihm leicht eine schlimmere mit ein; da ist die Frömmigkeit, die bringt im Nu Ueberhebung. — Man hat es oft, daß soviel Frömmigkeit, soviel Hartherzigkeit da ist und Verachtung der Nichtfrommen."

So empfahl Frau Rath ihren beiden Mädchen die Liebe zur Schönheit an, als moralischen Lebenshalt.

Und wenn viele Mütter Frau Rath verstehen würden und die anspruchslose Weisheit in sich aufnehmen könnten, ein heiteres, gutartiges, freundliches und kraftvolles Geschlecht sollte entstehen. Schönheit ist nur in Verbindung mit Kraft zu denken.

Röse und Marie wurden wegen einer häßlichen Antwort, einer Unfreundlichkeit bestraft, während man ihnen manchen dummen Streich liebevoll hingehen ließ. So war das herrliche zwanglose Leben, das sie führten, zu Stande gekommen, Freiheit war ihnen in reichem Maße zugemessen; aber im gegebenen Augenblick hatten sie sich zu fügen und zwar in aller Liebenswürdigkeit.

Da war die wunderschöne Zeit herangekommen, die den Rathsmädchen die „ersten Liebesbriefchen" einbrachte. Sie hatten diesen Augenblick schon geraume Weile voraus kommen sehen und waren nicht umsonst „Botengängerinnen" gewesen, die die Herzensgeheimnisse der schönen Geistreichen zwischen diesen aus und ein trugen.

Marie hatte einen glühenden und sehr schmeichelhaften Brief von einem jungen Rheinländer erhalten, der sich seit wenigen Monaten in Weimar aufhielt und von dem schönen Mädchen sich ganz bezaubert fühlte. Rösen hingegen war ein Gedicht zugesendet worden, das die Reize ihres Hutes behandelte, den ein holder Jüngling, der Verfasser der Verse, ihr bei einer Landparthie getragen und mit zu sich genommen hatte, aus Vergeßlichkeit, oder um Gelegenheit zu haben, seinem Herzen durch ein paar tiefgefühlte Reime Luft zu machen.

Beide, Röse wie Marie, waren über die ihnen zugedachte Sendung außerordentlich erfreut und vertrauten ihr Geheimniß Budang an, ließen ihn die Briefe lesen, fanden aber zu ihrem Erstaunen, daß Budang die Angelegenheit sehr kühl und von oben herab behandelte.

„Hört einmal, macht keine Dummheiten; es ist ein rechtes Elend, daß Ihr damit anfangt — was fällt Euch denn ein?"

„So," sagten Marie und Röse, „ich dächte, es wäre nun Zeit. — Es gibt Mädchen, die in unserem Alter schon verlobt sind."

„Jesus," rief Budang ganz erregt, „das fehlte noch! jetzt denken die an so Etwas! — Ihr solltet Euch schämen!" —

Röse und Marie aber lächelten, und Röse sagte ruhig: „Nein, das ist jetzt in der Ordnung, wir wollen auf alle Fälle heirathen, das haben wir miteinander besprochen. Früher waren wir dagegen. Neulich haben wir uns aber, als wir Abends in der Wünschengasse auf und nieder gingen, darüber miteinander

berathen. Marie will schon in allernächster Zeit sich verloben, sagte sie mir. Sie hält das für gut und hübsch, es sehr früh zu thun. Man bekommt dann mehr Ansehen, meint sie, und ich glaube, sie hat Recht."

„So albern wie heute," unterbrach Budang sie, „seid Ihr mir noch nicht vorgekommen, gerade jetzt dachte ich, wie hübsch vernünftig und ordentlich Ihr nach aller Mühe geworden seid, aber proste Mahlzeit. Die beiden Esel hätten wahrhaftig etwas Besseres thun können, als Euch die Zettel zu schreiben. — — Das Beste ist, thut das Briefzeugs fort, daß es Euch nicht noch mehr die Köpfe verdreht, oder gebt es mir, ich hebe es Euch auf."

„I, Gott bewahre," sagte Röse, „die Briefe bleiben bei uns in unseren Schränkchen." —

„Meinetwegen!" murrte Budang. —

Die Rathsmädchen besaßen jede ein Schränkchen, braun gestrichen, aus Tannenholz, und roh mit Rosen bemalt, in der Art, wie die altweimarischen Tischler den Blumenschmuck auf den Bauertruhen und Betten zu Stande brachten. Jedes war eine Elle hoch, nicht allzu tief, so daß sie außerordentlich handlich waren und bald dahin, bald dorthin von den Besitzerinnen geschleppt wurden, je nachdem sie eine Nascherei, ein Geheimniß verborgen hielten und es den Beiden wünschenswerth erschien, die Schränkchen in sicherer Nähe zu haben. In diese Schränkchen also wurden die Liebesbriefe gesteckt, jede that den ihrigen in eine Bonbonschachtel.

Sie holten sie tagsüber wohl zehnmal heraus, beguckten sie sich gegenseitig und waren sehr zufriedengestellt. Aber wie es so geht, Marie erboste schließlich Rösen; sie hatte ihr gesagt, daß das Gedicht auf den Hut mit ihrem Brief nicht in Vergleich zu ziehen sei, hatte ihr die Vorzüge ihres Briefes und die Mangelhaftigkeiten des Gedichtes zu Gemüthe geführt, so daß Röse mißlaunig wurde und Beide in eine Zänkerei verfielen, die sich eine gute Weile hinzog. Sie wurden sehr erregt und schienen aus dem Grunde zu zanken, um ihre Lebenskräfte etwas toben zu lassen.

Frau Rath hatte ihnen vom Nebenzimmer aus eine Weile zugehört. Als sie eintrat, sagte sie ruhig: „Was fällt Euch ein, Ihr Mädchens?" — Sie sahen ganz verwildert aus, und Röse rief: „Die Marie hat einen Liebesbrief im Schränkchen!"

„Herrgott!" rief Marie ganz aufgebracht und schluchzend, „die Klatsche auch!"

„So," — sagte Frau Rath, „zeigt sie mir."

Da brachten sie Beide ihre Schränkchen ganz gutwillig angeschleppt. „So, nun schließt sie auf."

Sie schlossen sie auf, und Jede nahm aus ihrer Bonbonschachtel den Liebesbrief und überreichte ihn der Mutter.

Diese gebot Rösen, ein brennendes Licht zu holen und that keinen Blick in die Zettel, die sie in der Hand hielt.

Sie war ganz ruhig und freundlich, strich Marien über die Wangen, die ihr von der Zänkerei glühend roth geworden waren.

Als Röse wieder mit dem brennenden Licht zaghaft eintrat und es auf den Tisch stellte, hielt die Mutter, ruhig lächelnd, die Briefchen über die Flamme.

Die beiden Mädchen schauten nun still zu, wie so merkwürdige Dinger verbrannten. — Und als die Mutter das verkohlte Papier auf den Tisch fallen ließ, und die Funken noch daran knisterten, betrachteten Röse und Marie den kleinen verkohlten Haufen sehr interessirt, und als das letzte Fünkchen verlosch, sagte Röse: „Jetzt ist das Schulmeisterlein hinausgegangen." —

Es war bei ihnen ein beliebtes Spiel, Funken in einem verkohlten Papierknäuel verlöschen zu sehen.

Die muntern Fünkchen, welche sprühten und knisterten und vergingen, das waren die Schulkinder, die nach Hause liefen, und der letzte Funke war eben — „das Schulmeisterlein."

Frau Rath lachte hell auf bei Röse's Bemerkung, schloß das Kind in die Arme und küßte es und alle drei waren seelenvergnügt.

Um diese Zeit begab es sich, daß Karl August aus Wien von dem großen Congreß, der den verworrenen Streit der Völker schlichten sollte, zurückkehrte.

Empfangsfeierlichkeiten wurden vorbereitet. Die Weimaraner schmückten ihre Häuser, Ehrenpforten wurden gebaut. Die Schützengilde, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen, Alles berieth sich. Es war ein so wichtiges und emsiges Treiben im Städtchen, als sollte die Schützengilde, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen, das Wohl des ganzen Reiches schaffen und erwägen.

Der Bürgermeister, Rösens und Mariens Vater, hatte alle Hände voll zu thun; Frau Rath nähte für die beiden Kinder neue weiße Kleider. Ihre Mädchen waren dazu ausersehen, dem heimkehrenden Fürsten in Gesellschaft noch anderer hübscher Geschöpfe Blumen und Lorbeerkränze von einer niederen Estrade aus auf den Weg zu streuen, während er vorüberritt.

Die Stadtverordneten, die Schützengilden, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen hatten die Bestimmung getroffen, daß die weißgekleideten Mädchen mit offenem Haar und in Kränzen den Fürsten begrüßen sollten. Die Rathsmädchen, weil sie so gut zu einander paßten und so hübsch nebeneinander aussahen, hatte man dazu bestimmt, ganz vornan zu stehen. Und Röse war das Amt überkommen, einen wunderschönen Lorbeerkranz Karl August gerad auf den Degengriff zu werfen, oder doch wenigstens auf sein Pferd, wenn es ihr mit dem Degen zu schwer würde.

Es war eine außerordentliche Ehre für sie, das sah sie selbst ein und that sich Etwas zu gute darauf. Das Wetter am Einzugstag war schön und klar, die Luft kräftig und frisch, die Fahnen wehten in der Sonne vom Winde bewegt. Es duftete nach Tannen und Grün von allen Häusern herab, vor jeder Thür. Musikbanden zogen durch die Gassen nach den verschiedenen Versammlungsorten des Einholungszuges. Es pfiff, trommelte, schrie, schimpfte, lachte, sang auf allen Straßen, daß es eine wahre Freude war. Die weißgekleideten Mädchen versammelten sich wie Züge weißer Tauben in der Esplanade. Die frische sonnige Luft schien, wie sie die Fahnen regte, auch die Gemüther munter zu bewegen. Man war so lustig, so ganz feiertäglich und erwartungsvoll gestimmt.

Die weißgekleideten Mädchen kletterten auf ihre Estrade, der Wind wehte in blondem, braunem Haar, in weißen duftigen Falten, wehte über der hübschen

Schar hin, wie über ein blühendes Feld, etwa wie über ein Mohnfeld, das in weißen, rosigen Farbentönen strahlt.

Alle Glocken begannen zu läuten, voll und schön. Die weimarischen Glocken sind von einem seltenen Wohlklang. Freudenschüsse klangen dumpf dazwischen. — Da näherte sich der Zug. Den Mädchen auf der Estrade klopfte das Herz, denn der Augenblick war eigen feierlich.

Die Musik erklang, so eine recht herzhafte Musik.

Und als Karl August auf seinem Pferde von ferne zu sehen war, da reckten sich alle Hälse. „Du Marie," rief Röse, „da reitet ja der Ottokar Thon neben ihm, — gucke, gucke! — Marie sieh doch, Marie sieh doch!" rief Röse ganz bewegt von allem Festjubel, — „das ist er! — Du kannst Dich darauf verlassen. Er ist jetzt Adjutant, das muß er sein. — Den haben wir aber in Jahren nicht gesehen! — Er soll ja ganz etwas Besonderes geworden sein, ist Lützow'scher Jäger, — Du weißt doch?" —

„Ja, ja," sagte die Schwester etwas gedankenlos. —

„Höre, Marie," rief Röse wieder, als die beiden Reiter herangekommen waren, „ich werfe dem Adjutanten meinen Kranz zu, das sollst Du sehen." —

„Du bist verrückt," sagte Marie, „da könntest Du in eine schöne Bredouille kommen — der Lorbeer ist für den Herzog."

„I gar," sagte Röse.

Da ritt der Herzog eben der Estrade zu, und die Mädchen jubelten hoch auf — und der ganze Zug jubelte, und aus allen Fenstern ringsumher schrien und riefen sie. Der Wind wehte Rösen und Marien das lange Haar, das sie so einhüllte, daß man nur ein Streifchen ihrer weißen Kleider sah, wie goldene Fahnen über die Schultern, dem Herzog entgegen, ganz als hätte es sich der Wind so ausgedacht.

Das mochte ein sonderbar hübscher Anblick sein; denn Karl August schaute lächelnd und nickend zu den Mädchen hinauf, hielt sein Pferd an und sprach ein paar Worte zu seinem Adjutanten.

In dem Augenblick flog Rösens Lorbeerkranz auf Karl August zu und richtig, verfehlte ihn, weil ihr die Haarsträhnen über das Gesicht geflogen waren, daß sie nicht recht sehen konnte, und der Kranz blieb an dem Degenknauf des jungen Adjutanten hängen.

Da lächelte Karl August noch einmal, und als der junge Offizier den Kranz loslösen wollte, um ihn dem zu überreichen, dem er bestimmt war, da machte der Herzog eine Bewegung, die zu bedeuten schien: „Da, wo er ankam, da laßt ihn nur."

Der Adjutant war augenscheinlich verwirrt und wußte nicht, was er mit dem Kranz anfangen sollte; seine Blicke trafen die Spenderin der schönen Ehre. Er lächelte ihr zu und schaute sie an — und erkannte sie, die er, als sie ein kleines Mädchen war, in der Wünschengasse oft gesehen hatte.

Seine Eltern hatten Raths eine Zeit lang gegenüber gewohnt, und er erinnerte sich Rösens und Mariens wieder.

„Herrjeh," sagte Röse ganz glücklich. „Nun seht nur, jetzt reitet er mit meinem Kranz davon. Das war ja wirklich Ottokar Thon!"

„Na freilich," bestätigte Marie.

„Und wie er aussah! — nein, wie er aussah! — Früher haben wir ihn gar nicht groß angesehen, ich glaube nicht einmal gegrüßt. Hast Du bemerkt, wie er roth wurde, als der Kranz auf ihn fiel; das hat er sich nicht träumen lassen, daß er so einen großen Lorbeer bekommen würde. Und hast Du auch gesehen, Karl August hat ihm den Kranz geschenkt!" —

„Ja — ja!" sagte Marie ganz lustig. „Gut ins Ziel getroffen!"

„Höre, Marie," begann Röse wieder, während sie noch den beiden Reitern, dem Herzog und seinem Adjutanten nachschauten. „So, wie der Ottokar Thon, als er wie im Traum auf den Kranz sah — und dann auf uns, so gut hat mir noch nie ein Mensch gefallen, noch nie," — wiederholte sie ernst. — „Er gehört zu den Lützow'schen Jägern," sagte sie noch einmal — „weißt Du? — Aber wie streng er aussah."

Sonnenklar wußte Röse, wer ihr gefiel und wer nicht, und war gewohnt, den ersten Eindruck, den sie von Jemandem empfing, Marien sofort mitzutheilen.

Diesmal aber war der Eindruck glückverheißend, bedeutungsvoller, als sie sich vorstellte; denn jener junge Adjutant, der neben seinem Herrn bei dem Einzug dahinritt, der die Zeit des Congresses mit ihm in Wien gelebt hatte, wurde Jahre darauf Rösens Gatte. —

Sie war ein Glückskind; die erste Bewegung ihres jungen Herzens, das erste Sichhinneigen einem anderen Leben zu, war die Ankündigung einer schönen Zukunft. Und der erste Blick, mit dem sie der Geliebte angesehen, erschien ihr bis ins hohe Alter wie ein Wunder; „denn damals," sagte sie, „wußte ich so klar wie das, daß er mir besser als jeder Mensch bisher gefiel, auch das, daß wir einmal zu einander gehören würden." —

Der schöne Ernst, der auf den Zügen des jungen Mannes lag, als er unter Glockengeläut mit seinem Fürsten einritt, hatte seinen Ursprung in einer tiefen und klaren Liebe, die dieser junge einfache Soldat zu seinem Vaterlande fühlte. Er hatte in Wien mit Trauer gesehen, wie weit der Weg noch sein mußte, ehe Deutschland würdig und groß dastehen konnte.

Er hatte in dem reichen großartigen Leben, den Reden und Versammlungen, den Festen und Feiern, den Plänen, wie ein Geheimniß, das man nicht verräth, um es nicht zu entweihen, seine ruhigen Gedanken über die Möglichkeit, wie Deutschland erhoben werden könne, niedergeschrieben.

Lange Jahre nach seinem frühen Tode ist jene Niederschrift bekannt geworden, und staunend mußte man die Klarheit und Sicherheit dieses jungen kräftigen Geistes erkennen, der damals in Dunkelheit klar und sicher Deutschland den Weg zur Größe vorschrieb, den es jetzt gegangen ist.

Ein Geschichtschreiber, Heinrich von Treitschke, hat dem früh Gestorbenen ein Denkmal in seinem Werke gesetzt.

Er hat des jungen Adjutanten Tapferkeit, seine Klarheit und Sicherheit, seine geniale Voraussicht im Gegensatz zu der großen allgemeinen Verworrenheit gepriesen und schließt mit den Worten, die er der Erinnerung an jenen kühnen jungen Denker weiht, mit dem Ausspruche: „Wie unheimlich erscheint doch die schwerflüssige Langsamkeit der nationalen Entwicklung neben dem raschen Gedanken der kurzlebigen Einzelmenschen." —

Welche Fülle von Hoffenden, Denkenden und Strebenden geht über die Erde hin, scheinbar ohne eine Spur zu hinterlassen. Wir sehen es oft mit Trauer und Staunen. Und dennoch wirkt ein Jeder; die Natur hält mit ihren Kräften Haus.

Denke man sich einen schönen mächtigen Wald, unübersehbar; göttliche Frische lebt in ihm. Es ist eine Welt für sich, eine herrliche Erscheinung, und er hat sich gebildet dadurch, daß ungezählte große und kräftige und geringe Bäume, ungezählte Daseinskräfte, mächtige und zarte, sich zu einem Ganzen hier zusammenthaten — zu einem einzigen Begriff, der alles Einzelne in sich begräbt.

So ist es auch im menschlichen Leben; um einen Begriff, eine Erfahrung dazu zu schaffen, gehören Millionen, die diese Erfahrung an sich erprobten, die diesen Begriff durch ihr Aufgehen in demselben bilden.

So wie ein Baum uns nie die Erscheinung eines Waldes geben kann, so würde der erste Tugendhafte uns nie den Begriff der Tugend geben können, der erste Leidende nicht den des Leidens, der erste Glückliche nicht den des Glückes, der erste junge Mensch nicht den der Jugend.

Ungezählte mußten gelitten haben, ehe die Welt von Leiden reden konnte; Millionen mußten glücklich gewesen sein, ehe das Bild des Glückes, Millionen sündigen, ehe das der Sünde entstand.

Ein Begriff ist der große Wald, in dem das Einzelne aufgeht, um ein Ganzes bilden zu helfen. Und ich sage hier noch: Ungezählte mußten in Jugend erblühen und wieder dahinwelken, ehe wir von Jugend als von einer Glückseligkeit reden konnten.

Das Wort, der Begriff „Jugend" ist das Grab, in das die Jugend aus Jahrtausenden sank, wobei ihr seliges Erbtheil dem Worte überlassen hat, so daß es Kraft hat, den, der es recht ausspricht, mit Wonne, Wehmuth und allem Wundervollen, das je gefühlt ist, zu überschütten.

Und diese Zeilen, diese munteren harmlosen Geschichten haben weiter kein Ziel als das: dem reich geschmückten Worte, an dessen Pracht und Zauber die Geschlechter der Erde von Anbeginn an wirkten, noch ein schimmerndes Flitterchen mehr anzufügen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Kaiser Wilhelm hat nach kurzem Aufenthalte Ems verlassen. Da der Monarch, wie aus verschiedenen Umständen geschlossen werden kann, von seinem jüngsten Unwohlsein wieder hergestellt ist, darf gehofft werden, daß er in Wald- und Bergluft weitere Erholung und Kräftigung findet, so daß er zur Freude der Bevölkerung neugestärkt heimkehren wird. Die letzten Nachrichten über das Befinden unseres Kronprinzen lauten durchaus zufriedenstellend. Waren die Gutachten des Professors Virchow geeignet, Besorgnisse, die noch hier und da gehegt wurden, im Hinblick auf die wissenschaftliche Autorität des berühmten deutschen Pathologen zu zerstreuen, so wird auch durch die angekündigte Abreise des Kronprinzen von Norwood, wo er sich in der unmittelbaren Pflege des englischen Arztes Mackenzie befand, bewiesen, daß das Leiden im Wesentlichen als gehoben betrachtet wird. Die herzliche Theilnahme, welche der deutsche Kronprinz überall in England findet, muß dazu beitragen, den Aufenthalt in der Fremde zu erleichtern.

Das fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria von England ist am 21. Juni nicht bloß in Großbritannien und in den britischen Colonien, sondern in der ganzen civilisirten Welt als ein Freudenfest gefeiert worden. Wie die Dynastien Europa's durch hervorragende Mitglieder der innigen Verehrung für die Jubilarin Ausdruck liehen, regten sich auch aller Orten innerhalb der Bevölkerung lebhafte Sympathien für die Frau auf dem Königsthrone, die während der langen Dauer ihrer segensreichen Regierung nie den Grundsatz verleugnete, daß die Gerechtigkeit das Fundament eines geordneten Staatswesens ist. Zahlreich sind die Fortschritte, welche das britische Reich seit der Thronbesteigung der Königin Victoria auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens machte, nicht minder bedeutsam die Verdienste, welche England sich in diesem Zeitraume um die Civilisation erwarb, deren Banner es stets hochhielt, vor Allem ist es jedoch den übrigen Staaten ein Vorbild geblieben, so oft es darauf ankam, die bürgerliche Freiheit zu wahren. Sind auch glücklicherweise die Zeiten vorüber, in denen eine einzelne Nation, freilich nicht ohne Selbstüberhebung, den Anspruch geltend machen konnte, daß sie an der Spitze der Civilisation marschirte, so darf doch auch heute noch mit England exemplificirt werden, wenn es sich um Garantien für die persönliche Freiheit handelt. In Deutschland, dessen Bevölkerung sich mit der stammverwandten Englands durch die innigsten Bande alter Waffenbrüderschaft sowie durch die nahen, herzlichen Beziehungen der Herrscherhäuser verknüpft weiß, werden allgemein aufrichtige Segenswünsche für die Königin Victoria gehegt, die insbesondere auch durch die werkthätige Theilnahme, welche sie während des gegenwärtigen Aufenthaltes unseres Kronprinzen in England beweist, neue Ansprüche auf unsere Erkenntlichkeit erworben hat. Mit allen Herrschertugenden ausgestattet, von ihrer gesammten Familie hochgeschätzt, wird die Fürstin, die seit fünfzig Jahren das britische Scepter mit Weisheit und Gerechtigkeit, zugleich aber mit fester Hand führt, unter den Frauen, die in den Annalen der Weltgeschichte mit Anerkennung genannt werden, einen Ehrenplatz behaupten.

Daß auch Papst Leo XIII. sich bei der Jubiläumsfeier der Königin Victoria durch einen besonderen Abgesandten, Msgr. Ruffo-Scilla, vertreten ließ, ist ein Symptom, welches nicht bloß für die gegenwärtige Neigung des Vaticans, mit den Regierungen gute Beziehungen zu pflegen, bezeichnend ist. Vielmehr wird in einem der römischen Curie nahe stehenden Organe, dem „Moniteur de Rome", hervorgehoben, daß, wenn die Geschichte der Königin von England vom katholischen Standpunkte aus geschrieben werden sollte, die englischen Katholiken allen Anlaß hätten, dankbar zu sein; denn für diese Regierung würde vielleicht eines Tages der Fortschritt des Katholicismus charakteristisch sein. In allen protestantischen Ländern wird freilich die Genugthuung zu denken geben, mit welcher das klerikale Blatt darauf hinweist, daß im Jahre 1837, als die Königin Victoria den Thron bestieg, in England nur ein halbes Dutzend apostolischer Vicare vorhanden war, unter deren Leitung etwa fünfhundert Priester kaum in mehr als vierhundert Capellen functionirten, während der geistliche Unterricht in drei oder vier mäßig blühenden Anstalten ertheilt wurde. Heute bietet sich nun ein anderes Bild dar, indem unter dem Cardinal Manning und vierzehn Weihbischöfen in England 2473 katholische Priester 1280 Kirchen oder Capellen verwalten, während Schottland zwei Erzbischöfe und vier Bischöfe nebst ihrem Stabe von Geistlichen aufweist. Der aus zuverlässiger Quelle schöpfende „Moniteur de Rome" entrollt dann nachstehendes Gemälde vom gegenwärtigen Besitzstande des Katholicismus im gesammten britischen Reiche: Die Frauenklöster lassen sich kaum noch zählen, und fast jede Diöcese besitzt eine geistliche Erziehungsanstalt oder ein Seminar. In den Colonien haben sich die Fortschritte noch rascher vollzogen und sind noch bedeutender; schätzt man doch die Anzahl der im gesammten britischen Reiche lebenden Katholiken mindestens auf zehn Millionen. „Wir erwähnten," fährt das klerikale Organ fort, „daß nach Jahrhunderten der Verfolgung zuerst im Jahre 1837 Katholiken zu öffentlichen Functionen berufen wurden. Heute stehen ihnen mit zwei Ausnahmen alle Aemter offen, sie haben im Rathe der Regierung, im Ministerium Sitz und Stimme, und der beste Vicekönig, welcher das indische Reich regierte, war ein Katholik. Man sah, wie Cardinal Manning durch königliche Verordnung berufen wurde, an den Arbeiten einer großen parlamentarischen Commission theilzunehmen, in welcher er unmittelbar nach dem Thronfolger seine Stimme abgab und den Vortritt vor dem ersten Minister der Krone hatte. Heute werden die katholischen Kirchenfürsten zu jedem officiellen Empfange und insbesondere zu denjenigen beim Prinzen von Wales eingeladen."

Nach dieser begeisterten Schilderung darf man sich nur darüber wundern, daß die römische Curie bisher keinen ernsthaften Versuch gemacht hat, der katholischen Geistlichkeit in Irland Anweisungen im versöhnlichen Sinne gegenüber der Staatsgewalt zu ertheilen; ist es doch gerade der Clerus, in welchem die irische Bewegung allezeit eine Stütze gefunden hat, wie denn auch die jüngst gemeldete Sendung päpstlicher Delegirten lediglich dem Zwecke dienen soll, Material zu sammeln. So zeigt sich hier von Neuem, daß die römische Curie stets bereit ist, aus den günstigen Dispositionen der Regierungen Nutzen zu ziehen, ohne jedoch das entsprechende Aequivalent darzubieten.

In Italien, dessen Regierung und Bevölkerung das jedem Machtzuwachse rücksichtslos geneigte System des Papstthums aus eigener Wahrnehmung sehr genau kennen, begegnen deshalb alle Lockrufe der letzten Zeit, welche eine Versöhnung zwischen dem Quirinal und dem Vatican herbeiführen sollen, tauben Ohren. Mit anerkennenswerther Entschiedenheit hat insbesondere der Minister des Innern, Crispi, jede Möglichkeit, die weltliche Herrschaft des Papstes in irgend welcher Form, wäre es auch nur im bescheidensten Maße, wiederherzustellen, zurückgewiesen. Vor Allem darf jeder Freund Italiens dem mannhaften Worte des Königs Humbert „Roma intangibile" vertrauen. Die italienische Regierung hat andererseits nicht das geringste Interesse, auch nur auf einen Fußbreit römischen Gebietes zu verzichten, auf die Gefahr hin, daß die Uebergriffe der römischen Curie sogleich von Neuem beginnen, abgesehen davon, daß der Nachfolger Leo's XIII., dessen versöhnliche Gesinnung sicher hohe Anerkennung verdient, wieder ganz andere Wege wandeln könnte. Ueberdies

sind die Existenzbedingungen des Königreichs Italien von denjenigen des Papstthums so grundverschieden, daß ersteres, wenn anders es sich nicht selbst aufgeben will, seinen vollen gegenwärtigen Besitzstand wahren muß. Jedenfalls täuschen sich die Diplomaten der römischen Curie, wenn sie ernsthaft glauben sollten, daß ihre Beschwerde-Noten und Memoranden, insofern sie die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zum Zwecke haben, bei den verschiedenen Regierungen ein anderes Schicksal haben könnten, als ad acta gelegt zu werden. Es läßt sich daher nicht im geringsten absehen, wodurch die italienische Nation, welche alljährlich den 20. September, den Gedenktag des Einzuges in Rom, als höchsten Festtag feiert, veranlaßt werden könnte, sich eines Besitzes zu entäußern, dessen Erlangung das Ideal aller Patrioten bildete! Wenn von Seiten der Klerikalen darauf hingewiesen wird, daß erst, nachdem der Ausgleich zwischen Vatican und Quirinal gefunden ist, die Anhänger des Papstes an dem politischen Leben theilnehmen werden, so ist dies nach dem jüngsten Ergebnisse der Gemeinderathswahlen zu Rom eine wenig verlockende Aussicht. Das bisher von der Curie ausgegebene Losungswort: nè elettori nè eletti, wonach die Klerikalen weder das politische Wahlrecht ausüben noch ein politisches Mandat annehmen dürfen, bewahrt die italienische Deputirtenkammer lediglich vor einer den Ansprüchen der Hierarchie günstigen Fraction. Selbst das geringste Zugeständniß in territorialer Hinsicht könnte für Italien verhängnißvoll werden; wäre doch dann im Falle eines Conflictes der Vatican wieder in der Lage, die Intervention einer fremden Macht anzurufen. Die Erinnerungen, welche sich in Italien an die französische Occupation Roms knüpfen, sind sicherlich nicht dazu angethan, eine solche Gefahr ohne jeden Grund von Neuem heraufzubeschwören, während die römische Curie allerdings den lebhaften Wunsch hegt, die glücklicherweise mit dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia endgiltig gelöste römische Frage künstlich wieder ins Leben zu rufen. Augenblicklich wären überdies die Aussichten, Frankreich für die Angelegenheit in einem den päpstlichen Ansprüchen günstigen Sinne zu interessiren, schlecht genug. Der neue Nuntius in Paris, Msgr. Rotelli, unterließ zwar nicht, als er unlängst dem Präsidenten der Republik sein Beglaubigungsschreiben überreichte, darauf hinzuweisen, daß er sich bemühen würde, das gute Einvernehmen zwischen dem päpstlichen Stuhle und der französischen Republik aufrecht zu erhalten und zu befestigen; er verabsäumte ebenso wenig seiner „Bewunderung" für das „ruhmreiche" Land Ausdruck zu geben, dessen Einfluß und Wohlthaten er während seiner früheren Wirksamkeit in Constantinopel schätzen gelernt haben will. In den Freudenbecher ist jedoch bereits ein Tropfen Wermuth gefallen. Msgr. Rotelli wird nämlich von den französischen Radicalen aufs Schärfste angegriffen, weil er sogleich nach seiner Ankunft in Paris einer von dem monarchistischen Abgeordneten Baron de Mackau veranstalteten Soirée beiwohnte, die dazu dienen sollte, den Nuntius mit den Führern der royalistischen Partei bekannt zu machen. Die äußerste Linke, die seit dem Sturze des Generals Boulanger überall Verschwörungen gegen die Republik vermuthet, macht die Regierung für diese neueste Conspiration verantwortlich, zumal da das Verweilen des Grafen von Paris auf der englischen Insel Jersey und die dem Prätendenten zugeschriebenen Aeußerungen gegenüber seinen sich zahlreich zur „Huldigung" einfindenden Getreuen den Argwohn der Radicalen bestätigen sollten. Daß die tumultuarischen Scenen, welche sich am 8. Juli bei der Abreise des Generals Boulanger nach Clermont-Ferrand abspielten, weit eher einen revolutionären Charakter hatten als die jüngsten Vorgänge auf Jersey, wird von den Organen der äußersten Linken geflissentlich verschwiegen.

General Boulanger trägt zwar selbst die hauptsächliche Schuld für die erwähnten Scenen, da er Tag und Stunde der Abreise auf seinen neuen Posten als commandirender General des XIII. Armeecorps von den ihm nahestehenden Organen der äußersten Linken mittheilen ließ, welche dann auch zu einer Kundgebung im großen Stile für den „sauveur" Frankreichs aufforderten. Selbst ein Theil der radicalen Linken ist aber am 8. Juli belehrt worden, wie es zur Herrschaft des Straßenpöbels führen müßte, wenn die Regierung nicht in den Stand gesetzt wird, ungesetzlichen Kund-

gebungen mit Entschiedenheit zu begegnen. Der Conseilpräsident Rouvier, der bereits bei der Neubildung des Cabinets durch die Ausschließung des Generals Boulanger Muth bewies, hat durch die Antwort, welche er in der Kammersitzung vom 11. Juli auf die Interpellation der äußersten Linken hinsichtlich der vom Grafen von Paris gebilligten angeblichen Umtriebe der Rechten ertheilte, seine Stellung sicherlich befestigt, wie denn auch die von der Regierung verlangte einfache Tagesordnung mit der beträchtlichen Mehrheit von 357 gegen 111 Stimmen angenommen wurde. Wenn Clémenceau die Popularität des Generals Boulanger aus den gegen diesen von Seiten der deutschen Presse und der Monarchisten gerichteten Angriffen erklärte, so darf hervorgehoben werden, daß gerade in Deutschland das Theatralische im Wesen des früheren französischen Kriegsministers sehr bald erkannt wurde. Der verhältnißmäßig ruhige Verlauf des Nationalfestes vom 14. Juli beweist überdies, daß in Paris selbst die vernünftige Beurtheilung des früheren Kriegsministers an Boden gewinnt.

Der Groll der Radicalen erklärt sich allerdings aus dem mannigfachen Ungemach, das sie neuerdings erfahren mußten. Hatten sie gehofft, daß nach dem Sturze des Ministeriums Goblet ihnen selbst die Regierung zufallen würde, so sahen sie sich in dieser Erwartung arg getäuscht; ja, sie mußten die Erfahrung machen, daß die verhaßten Opportunisten in den Besitz der Macht gelangten, und daß General Boulanger dem Generalstabschef zur Zeit des Ministeriums Gambetta das Feld räumte. Daß der neue Kriegsminister, General Ferron, einen schwierigen Stand haben würde, durfte von Anfang an angenommen werden. Wesentlich in Betracht kam in dieser Hinsicht, daß die Radicalen im Hinblick auf die in der Deputirtenkammer berathene Heeresvorlage am ehesten hoffen durften, durch Schwierigkeiten, welche sie dem Kriegsminister bereiteten, diesen selbst und dann das gesammte Cabinet zum Falle zu bringen. Das erste parlamentarische Manöver bestand darin, das Ministerium durch den Vorwurf zu discreditiren, daß es, weit entfernt, sich auf eine rein republikanische Mehrheit stützen zu können, vielmehr von den Parteigruppen der Rechten abhängig sei. So wurde das Cabinet von der äußersten Linken interpellirt, welche Stellung es gegenüber der Dienstpflicht der Seminaristen einnehmen werde. Verlangte der Kriegsminister auch für diese die dreijährige Dienstpflicht, so konnten die Radicalen auf den Abfall der Monarchisten hoffen; machte er andrerseits Ausflüchte, so war die opportunistisch-reactionäre Intrigue offenbar. General Ferron benahm sich jedoch durchaus correct, indem er keine Ausnahme für die Seminaristen zulassen wollte, vielmehr an der dreijährigen allgemeinen Dienstpflicht festhielt, und die Monarchisten besaßen genügende Disciplin, um nicht sogleich von Neuem mit der äußersten Linken gemeinschaftliche Sache zu machen. Allerdings wußten sie auch sehr wohl, daß die Militärvorlage, falls sie nicht bereits in der Deputirtenkammer Schiffbruch leiden sollte, doch im Senate ernste Gefahren zu bestehen haben würde.

Als eine seltsame Ironie verdient hervorgehoben zu werden, daß die Radicalen sich bald darauf in ihrem eigenen Netze fingen. Sobald nämlich der Artikel 49 des Heeresgesetzentwurfes zur Verhandlung gelangte, welcher bestimmte, daß diejenigen Soldaten, welche eine genügende militärische Ausbildung nachweisen, bereits nach zweijähriger Dienstzeit entlassen werden könnten, zeigte sich, daß der radicale Berichterstatter Laisant und dessen Parteigenossen, anstatt in Wirklichkeit das Princip der allgemeinen dreijährigen Dienstpflicht einführen zu wollen, vielmehr eine weitere Ermäßigung um ein Jahr planten, die vom Kriegsminister als unannehmbar bezeichnet wurde. Die Deputirtenkammer lehnte dann auch mit einer Mehrheit von 318 gegen 205 Stimmen den Artikel 49 ab, worauf von Seiten der äußersten Linken die ganze Vorlage als gescheitert bezeichnet wurde, während zugleich der Berichterstatter Laisant seinen Austritt aus der Commission erklärte. Wie gespannt die Beziehungen der Radicalen zu den Opportunisten sind, erhellt unter Anderem aus dem Schreiben, in welchem Laisant seine Entschließung rechtfertigt. Er hält dafür, daß nach der Verwerfung des Artikels 49 die Fortsetzung der Verhandlungen über die Vorlage nur noch eine „parlamentarische Comödie" sei, und daß er in dieser Comödie keine Rolle spielen wolle.

Sollte aber der Heeresgesetzentwurf in der That beseitigt werden, so würde auch die von der Kammer als Artikel 29 der Vorlage bereits beschlossene Militärtaxe hinfällig werden, welche alle diejenigen Dienstpflichtigen trifft, die aus irgend welchem Grunde entweder vom Eintritte in die Armee befreit oder provisorisch zurückgestellt sind. Da diese Militärvorlage wiederum die Voraussetzung der von einigen Abgeordneten vorgeschlagenen Fremdensteuer bildet, wäre mit dem Scheitern des ganzen Entwurfes auch eine Streitfrage aus der Welt geschafft, welche mit vollem Rechte bereits die anderen Regierungen beschäftigt hat. In einer hochofficiösen Note der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wurde der völkerrechtliche Grundsatz betont, daß die in einem Staate lebenden Ausländer von allen Leistungen befreit bleiben müssen, die wie der Militärdienst mit ihrem Rechtsverhältnisse zum Vaterlande unvereinbar sind. Zugleich wurde angekündigt, daß, falls die erwähnte Vorlage in Kraft treten sollte, Frankreich die übrigen Staaten herausfordern würde, den Franzosen lediglich seiner Nationalität wegen einer besonderen Steuer zu unterwerfen. Wenn der Artikel mit der Ausführung schloß, daß für Deutschland der Augenblick gekommen zu sein scheine, in Erwägung zu ziehen, ob nicht alle gegen Deutschland gerichteten Bestimmungen, welche in Frankreich zur Ausführung gelangen, auch bei uns und namentlich in den Reichslanden in voller Reciprocität zur Anwendung zu bringen seien, so muß jedenfalls zunächst das Schicksal der französischen Vorlage abgewartet werden. Sind es doch zumeist wieder nur die radicalen Blätter, die sich an der „Fremdenhetze" betheiligen, während die weit überwiegende Zahl der Journale keineswegs in diesen Ton einstimmt. Ja, das „Journal des Débats" verspottet die „Apostel der menschlichen Brüderlichkeit und Gleichheit", welche die Fremden bloß, weil sie Ausländer sind, direct besteuern wollen, und der „Temps" fragt ironisch, ob es für Paris etwa gleichgültig sei, ob es den Besuch einer reichen und zahlreichen Fremdencolonie erhalte oder nicht? Ebenso wird hervorgehoben, daß auch die Anwesenheit fremder Arbeiter der Bevölkerung nur zum Nutzen gereiche, da durch die entstehende Concurrenz bewirkt werde, daß die Preise für die Lebensbedürfnisse sinken, und die französische Industrie in den Stand gesetzt werde, noch den Kampf mit der fremden aufzunehmen. Der „Temps" legte deshalb Verwahrung gegen den rückschrittlichen Geist ein, der um so mehr überraschen müsse, wenn er sich bei Männern finde, welche gleichzeitig mit erhöhtem Eifer zur Pariser Weltausstellung von 1889 drängen. Da andere Blätter der französischen Hauptstadt eine ähnlich besonnene Sprache führen, so ist Aussicht vorhanden, daß die Mäßigung sehr bald über das Ungestüm der Radicalen den Sieg davontragen wird. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, mit welchen Elementen die französische Regierung in Paris selbst rechnen muß, so daß es zuweilen überrascht, wie die allem Anscheine nach ungezügelte Masse schließlich doch von ernsten Ruhestörungen zurückgehalten wird.

Unzweifelhaft würde den auswärtigen Beziehungen Frankreichs besser gedient sein, wenn die Regierung, anstatt ihre Wirksamkeit durch die Radicalen gelähmt zu sehen, ihre Kräfte auf die schwebenden wichtigen Angelegenheiten concentriren könnte. Die französischen Staatsmänner werden sich im Hinblick auf die Ablehnung der europäischen Großmächte, an der Weltausstellung theilzunehmen, kaum verhehlen, daß das Mißtrauen gegen ihr Vaterland im Allgemeinen fortbesteht, zumal Rußland trotz aller Versicherungen der panslawistischen Presse doch nur seine eigene Politik verfolgt. Von den noch immer ungelösten Fragen der auswärtigen Politik beschäftigten in jüngster Zeit insbesondere die ägyptische und die bulgarische die öffentliche Meinung. Bezeichnend ist hier wiederum das thatsächliche Zusammengehen der französischen und russischen Regierung, welches zwar sehr weit von dem in den panslawistischen Organen angekündigten Schutz- und Trutzbündnisse entfernt ist, aber doch zu planmäßig erscheint, als daß es eine bloße communio incidens, eine zufällige Gemeinschaft, sein könnte. Es braucht nur an die einzelnen Phasen der Verwicklung im Orient erinnert zu werden; wie insbesondere damals, als die Mächte gegenüber Griechenland energisch ihre Absicht bekundeten, den europäischen Frieden nicht durch die kriegerischen Anwandlungen eines

einzelnen Balkanstaates stören zu lassen, Rußland und Frankreich Zurückhaltung beobachteten, wie ferner die beiden Staaten in der Angelegenheit des Fürsten Alexander von Bulgarien gewissermaßen einem gemeinschaftlichen Losungsworte folgten, um zu zeigen, daß diese Vorgänge von symptomatischer Bedeutung sind. So erklärt sich auch das ablehnende Verhalten Rußlands und Frankreichs gegenüber der englisch-türkischen Convention über Aegypten, in welcher von französischer Seite namentlich die Bestimmung angefochten wird, daß auch nach der in dem Abkommen vorgesehenen Räumung des Landes im Falle innerer Unruhen oder bei Gefahr einer fremden Invasion englische und türkische Truppen entweder gemeinsam oder getrennt einzuschreiten berechtigt wären.

Zugestanden werden muß, daß Frankreich gerade in Aegypten wichtige Interessen zu wahren hat, deren Bedeutung verkannt wurde, als die Regierung der Republik ablehnte, sich an der von England vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Occupation zu betheiligen. Da die Zustimmung der Mächte zu sämmtlichen in der englisch-türkischen Convention enthaltenen Bestimmungen internationalen Charakters erforderlich ist, kann auch das gute Recht Frankreichs, diese Zustimmung zu gewähren oder zu verweigern, nicht bestritten werden. Es entsteht nur die Frage, welche Vortheile die französische Regierung dadurch erlangen könnte, daß sie, anstatt eine Verständigung mit England anzustreben, lediglich den Intentionen Rußlands nachzugeben scheint. Sollte aber das ablehnende Verhalten Frankreichs und Rußlands selbst bewirken, daß die Unterzeichnung der englisch-türkischen Convention von Seiten des Sultans unterbleibt, so wäre die Stellung der französischen Regierung in der ägyptischen Angelegenheit keineswegs günstiger; vielmehr würde dann England eben nur im Besitze seiner bisherigen bevorzugten Position bleiben und könnte überdies alle Beschwerden mit dem Hinweise ablehnen, daß seine Bemühungen, eine endgültige Lösung herbeizuführen, an dem Widerstande Frankreichs und Rußlands gescheitert seien. Rußland, das in Aegypten keinerlei directes Interesse besitzt, glaubte doch diese Angelegenheit benutzen zu können, um Zugeständnisse in der bulgarischen Frage zu erlangen. Letztere ist nun durch die am 7. Juli von der großen Sobranje vollzogene Wahl des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien in ein neues Stadium getreten. Allerdings erscheint diese Wahl mit Rücksicht auf den Artikel III des Berliner Vertrages keineswegs unanfechtbar, da derselbe bestimmt, daß der Fürst von der Bevölkerung „unter Bestätigung durch die Pforte und mit Zustimmung der Mächte" frei gewählt wird. Sollte selbst die große Sobranje diesen Artikel dahin gedeutet wissen wollen, daß es keineswegs der Billigung aller Mächte bedarf, so könnte doch ein unbedingt ablehnendes Verhalten von Seiten Rußlands dem neuen Fürsten ernste Schwierigkeiten bereiten. In der Antwort, welche der Prinz auf die telegraphische Mittheilung seiner Wahl nach Tirnowa richtete, erklärt er sich bereit, der bulgarischen Nation seinen Dank zu bezeigen, indem er ihr sein Leben weihe. Er erklärt zugleich, daß er, sobald seine Erwählung durch die hohe Pforte bestätigt und von den Mächten anerkannt wäre, dem Rufe der bulgarischen Nation folgen werde, indem er sich in ihre Mitte begebe. Oesterreich, Großbritannien und Italien würden diese Anerkennung kaum verweigern, während Rußland sämmtliche Beschlüsse der Sobranje bisher überhaupt nicht für rechtsgültig ansah und bei dieser Auffassung unzweifelhaft auch jetzt wieder von Frankreich unterstützt werden wird. Deutschland ist bei der bulgarischen Angelegenheit in keiner Weise interessirt, so daß es keine Veranlassung hat, auf seine Zurückhaltung zu verzichten. Sicherlich wird die deutsche Regierung den am 26. Februar 1861 geborenen, gegenwärtig als Oberlieutenant in einem österreichischen Husarenregiment dienenden Prinzen Ferdinand von Coburg nicht zu einem Unternehmen ermuthigen, welches für den Prinzen Alexander von Battenberg beinahe verhängnißvoll geworden wäre.

Literarische Rundschau.

Briefe über die neuere philosophische Literatur.

Verehrter Herr!

Seit meiner letzten Berichterstattung hat der Forscher, welchen ich für den größten Philosophen der Gegenwart und einen der größten aller Zeiten halte, sein fünfundzwanzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum gefeiert: Eugen Dühring (geboren in Berlin am 22. Januar 1833[1]).

Dühring ist eine reich veranlagte, außerordentliche Persönlichkeit, ein wirkliches Genie, von erstaunlicher Geisteskraft und beispiellosem Umfang gediegenen Wissens. Er ist ausgezeichnet als Logiker und Erkenntnißtheoretiker, als Mathematiker, Physiker und Nationalökonom. Manches an ihm erinnert an Schopenhauer; aber — so sehr auch seine Urtheile über Forscher der Vergangenheit und Gegenwart von dem Herkömmlichen oft abweichen — er ist von echter Bescheidenheit; Worte, wie die von der „Fabrikwaare der Natur", womit Schopenhauer die in intellectueller Hinsicht mittelmäßig ausgestatteten Menschen zu bezeichnen liebte, sind nie über seine Lippen gekommen, und nie hat er für die von der Natur privilegirten Geister noch weitere Privilegien verlangt. Das Moralische hat bei ihm die erste Stelle, und sein Enthusiasmus für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit machen alle seine Werke zu einer veredelnden Lectüre. Dieselben sind im besten Sinne des Wortes populär geschrieben, oft von hinreißender Beredsamkeit, doch gelegentlich auch von einer zu fürchtenden Schlagkraft des Witzes, und wahrhaft virtuos in der (meist glücklichen) Bildung neuer charakteristischer Wörter. Seine Schriften bergen eine unerschöpfliche Fülle von Ideen und Anregungen. Wenn ich einige Punkte besonders hervorheben sollte, so würde ich hinweisen auf seine Kritik der Unendlichkeits-Vorstellungen und sein „Gesetz der bestimmten Anzahl", seine antimetaphysischen Erörterungen über die falschen Verdoppelungen, über die „Vernünfteleien" und „Deuteleien", seine Untersuchungen über „historische Begriffskritik" und die „Regelung der Beweislast", seine Geltendmachung

[1]) Seine wichtigsten philosophischen Schriften sind folgende: De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica. Berlin 1861. Natürliche Dialektik: neue Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865. Der Werth des Lebens, populär dargestellt. 3. Aufl. Leipzig, Fues's Verlag. 1881. Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875 (jetzt: Heidelberg, G. Weiß). Logik und Wissenschaftstheorie. Leipzig, Fues's Verlag. 1878. Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig, Fues's Verlag. 1878. Sache, Leben und Feinde: als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Mit seinem Bildniß. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther. 1882. — Die „Natürliche Dialektik" ist seit vielen Jahren vergriffen. Wie sehr sie geschätzt und gesucht wird, kann man aus den antiquarischen Preisen entnehmen, die für das Werk gefordert und bezahlt werden. Während der ursprüngliche Ladenpreis 4 ℳ war, pflegt es jetzt 12—18 ℳ zu kosten (18 ℳ z. B. nach dem Katalog 110 von Simmel & Co. in Leipzig, 1886. Ebensoviel bezahlte ein Freund von mir für sein Exemplar), ja ein amerikanischer Gelehrter schrieb mir darüber: „Ich habe selbst seit mehreren Jahren vergeblich versucht, das Buch zu erhalten. Das letzte Exemplar, von dem ich hörte, kostete 40 ℳ, und diese Summe konnte ich nicht anwenden."

der vollen Tragweite und der Souveränetät des Verstandes, seine kosmische Erweiterung der Bedeutung logischer und ethischer Reflexionen, seine Bekämpfung des Skepticismus, Mysticismus und Lebensekels („Pessimismus") in jeglicher Gestalt, seinen Nachweis, daß zwischen der wissenschaftlichen Wahrheit und den echten Bedürfnissen des Gemüths niemals ein Widerstreit besteht. Bewundernswerth ist die Einheitlichkeit und Consequenz von Dühring's „Wirklichkeitsphilosophie" (wie er seine Lehre gern nennt). Ueberall, in den Schriften des Dreißigjährigen wie in denen des Fünfzigjährigen, finden wir in allem Wesentlichen denselben Standpunkt vertreten; bei Dühring gab es keine „Umkippungen".

Doch einige kritische Bemerkungen kann ich nicht unterdrücken. Dühring, scheint mir, hat sich von der Metaphysik noch nicht völlig emancipirt. Er vertritt eine teleologische Naturauffassung[1]). Da indessen seine diesbezüglichen Lehren wenig mehr aufstellen, als was der Darwinismus als berechtigt nachweist, so ergeben sich aus seinem Standpunkte nur wenige wissenschaftlich nicht haltbare Consequenzen. Den Darwinismus nun aber greift er in einer Weise an, die nur in einem Mißverstehen der Theorie des großen Briten ihren Grund haben kann[2]). Er hat für Darwin kein Wort der Anerkennung, nur Tadel. Sein „Widerwille gegen das aristokratische und autoritäre England" hat ihn auch davon abgehalten, dessen philosophische Literatur hinlänglich zu beachten. Wenn er sich mit derselben mehr beschäftigt hätte, so würde er sich überzeugt haben, daß Lehren, welche er als seine Entdeckungen ansieht, wie die von der „Oekonomie der Affecte" und von der Rache als der „Hüterin der Gerechtigkeit", schon vor hundert und anderthalb hundert Jahren in England ausgesprochen worden sind. Ich erinnere an Shaftesbury, Butler und Adam Smith; letzterer schon nannte, in seiner „Theorie der moralischen Gefühle", das Ressentiment (resentment) „the safe-guard of justice" und erörterte eingehend die Vergeltungsaffecte. Ueberhaupt macht sich bei Dühring ein Mangel an literarhistorischen Detailkenntnissen nicht selten bemerkbar. Es ist ja gewiß nicht zu bedauern, daß ein Mann von der originalen Schaffenskraft eines Dühring nur ein beschränktes Maß von Zeit auf das Lesen philosophischer Bücher verwandt hat; aber Vorsicht ist bei der Lectüre seiner (zuweilen nicht eben vorsichtigen) historischen Erörterungen — die übrigens stets interessant und anregend und auch für den Kenner lehrreich sind — geboten. Als die Ziele seiner Thätigkeit sieht Dühring „eine reformatorische Grundlegung der Wissenschaft, eine Veredlung der Gesinnung und Weltanschauung und eine Umgestaltung des gesellschaftlichen Daseins zu besserer Menschlichkeit" an. Sein inneres Auge weilt auf socialen Zuständen, die durch Jahrhunderte von der Gegenwart getrennt sind, und wenn er nun diese Gesellschaft der Zukunft mit der unsrigen vergleicht, wird er mit Unwillen erfüllt. In Bezug auf letztere denkt er sehr pessimistisch, und geradezu krankhaft werden in seinen späteren Schriften zuweilen die Urtheile, welche die Gelehrtenwelt betreffen. Gewiß findet sich, leider, auch in diesem Kreise nur zu vieles „Menschliche, Allzumenschliche"; aber daß Sätze, wie diese Dühring'schen: — „Die Gelehrten und Wissenschafter sind zu moralischen Mißgebilden geworden, wie die Mönche." „Das Gelehrtenreich hat die größte moralische Schlechtigkeit aufzuweisen, die überhaupt denkbar ist" — nicht von krankhaftem Mißtrauen zeugen, werden Wenige glauben. Dühring's Gerechtigkeitsliebe hätte ihn davon abhalten sollen, über ganze Classen der Gesellschaft den Stab zu brechen. Er würde vor jenem ungerechten Generalisiren bewahrt worden sein, wenn nicht in seinem Gemüthe die Macht des Hasses stärker wäre als die Kraft der Liebe. Die schlimmen Urtheile, die er über die Gelehrten fällt, sollten diese aber nicht dazu verleiten, die hohen Verdienste des großen Forschers nicht nach Gebühr anzuerkennen. Möge jeder von ihnen durch sein eigenes Verhalten den

[1]) In einem Aufsatze über „Darwinismus und Ethik" in der „Deutschen Rundschau" (1885, Bd. XLIII S. 261 ff.) habe ich den Begriff der Naturzwecke einer Analyse unterworfen. Eine Widerlegung derselben ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

[2]) In dem eben angeführten Artikel (S. 276 ff.) habe ich schon Dühring's bezüglichen Auslassungen entgegentreten müssen.

Beweis der Ungerechtigkeit jener Angriffe führen. — Lassen Sie mich diese Bemerkungen über Dühring's schriftstellerische Thätigkeit mit dem Worte Schopenhauer's beschließen: „Es ist viel leichter, in dem Werke eines großen Geistes die Fehler und Irrthümer nachzuweisen, als von dem Werthe desselben eine deutliche und vollständige Entwicklung zu geben." —

A. Riehl's Werk, „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft" liegt nun vollendet vor[1]). Der erste Band dieses schönen und wichtigen Werkes, welches, wie der Verfasser selbst sagt, der „systematischen Fortbildung des positiv Werthvollen in den Kantischen Lehren" gewidmet ist, aber wohl mehr des Eigenen, als des von Kant Entlehnten enthält, behandelt in mustergültiger Weise die Geschichte der Methode des philosophischen Kriticismus; das Capitel über Hume ist eine wahrhaft glänzende Leistung. Der zweite Band erörtert in seinem ersten Theile „die sinnlichen und logischen Grundlagen der Erkenntniß": die erkenntnißtheoretische Bedeutung der Empfindung, die Entstehung und Bedeutung der Vorstellungen von Zeit und Raum, die Wahrnehmung als sinnliche Erkenntniß, das Princip der Identität, den Satz vom Grunde und das Verhältniß der Causalität, die Begriffe Substanz und Kraft und das Princip der Größe; während der auch für den weiteren Leserkreis höchst interessante zweite Theil, „zur Wissenschaftstheorie und Metaphysik", über „die Philosophie als Problem" handelt, über Ursprung und Begriff der Erfahrung, über Darwinismus und Transscendentalphilosophie, über metaphysische und wissenschaftliche Systemsbildung, über die Realität der Außenwelt und die idealistischen Theorien, das Verhältniß der psychischen Erscheinungen zu den materiellen Vorgängen, den Determinismus des Wollens und die praktische Freiheit, das kosmologische Problem des Unendlichen, und Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Riehl's Kritik des Materialismus sollten unsere Naturforscher besonders beachten. Ich kann Ihnen das gediegene Werk, durch welches unsere Wissenschaft wesentlich gefördert worden ist, auf das wärmste empfehlen.

Von Gomperz', Uebersetzung der berühmten Mill'schen Logik, die ich Ihnen in meinem letzten Schreiben empfahl, ist nun auch der Schlußband in zweiter Auflage erschienen[2]).

Friedrich Harms' Vorlesungen über Logik sind von H. Wiese herausgegeben worden[3]). Logik und Metaphysik gehören nach Harms zusammen; sie sind „Glieder eines höheren Ganzen", der Philosophie: und diese ist „die Wissenschaft der Grundbegriffe der empirischen Erkenntniß". Die Gesetze des Denkens, erklärt er, „stammen aus der absoluten Wahrheit, welche Gott ist".

Ein ausgezeichnetes Werk ist Henry Maudsley's „Natürliche Ursachen und übernatürlicher Schein"[4]). Der erste Theil desselben handelt „über die zu den natürlichen Operationen des gesunden Geistes gehörenden Fehlschlüsse": die Fehler und Irrthümer der Beobachtung und der Schlußfolgerung und die Ablenkungen der Einbildungskraft, und der zweite Theil über die „ungesunden Geistesthätigkeiten": „Hallucinationen und Illusionen, Manie und Wahn (delusions)". Unser Forscher sucht zu zeigen, „daß schlechte Beobachtung und irrige Auslegung der Natur die ungesunden Grundlagen der Theorien des Uebernatürlichen gewesen sind; daß dessen schein-

[1]) A. Riehl, Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. I. Band: Geschichte und Methode des philosophischen Kriticismus. II. Band erster Theil: Die sinnlichen und logischen Grundlagen der Erkenntniß. Zweiter Theil: Zur Wissenschaftstheorie und Metaphysik. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1876—1887.

[2]) John Stuart Mill, System der deductiven und inductiven Logik. Eine Darlegung der Grundsätze der Beweislehre und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Mit Genehmigung und unter der Mitwirkung des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Theodor Gomperz. Zweite, vermehrte und verbesserte deutsche Ausgabe. Dritter Band. Leipzig, Fues's Verlag. 1886.

[3]) Friedrich Harms, Logik. Aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben. 1886.

[4]) Henry Maudsley, Natural Causes and Supernatural Seemings. London, Kegan Paul, Trench & Co. 1886.

bare Phänomene niemals gewesen sind, noch jetzt jemals sind, Vorgänge der Außenwelt, sondern stets gewesen sind, und jetzt sind, Fabeln der Einbildungskraft; daß sie nur psychologisch für uns von Bedeutung und Interesse sind." „Diejenigen", bemerkt er, „welche einerseits die Natur und die Spielarten der krankhaften Hallucinationen genau studirt und andererseits sich bekannt gemacht haben mit den ausführlichen Beschreibungen ihrer übernatürlichen Erfahrungen von Seiten derer, welche heilig gesprochen worden sind und im Heiligen-Kalender eine sehr hohe Stellung einnehmen, sind nicht im Stande gewesen, irgend welche unterscheidende Züge zu entdecken." „Die Geschichte des Supranaturalismus im Glauben des Menschen, gleich der Geschichte des Individuums, ist sein Charakter. Jene Geschichte, wenn mit ehrlicher Aufrichtigkeit gelesen, ist eine Verdammung, da sie größtentheils eine tragische Erzählung des fortwährenden Thuns der schlimmsten Dinge ist, ungeachtet fortwährend verschwendeten Erstrebens und Bekennens des Besten." „Metaphysik" aber ist nichts anderes als „fein geschriebener Supranaturalismus." — Das Buch, das eine Fülle werthvoller Beobachtungen und Reflexionen enthält, ist nicht nur für den Philosophen, den Logiker, den Theologen, den Naturforscher — es ist für jeden Gebildeten interessant. Hoffentlich wird bald eine Uebersetzung desselben veranstaltet.

Von Wundt's „Philosophischen Studien" liegt der dritte Band vollendet vor[1]). Besonderes Interesse werden für Sie die beiden Aufsätze dieses Autors haben: „Ueber den Begriff des Gesetzes" und „Wer ist der Gesetzgeber der Natur?" Wundt's Antwort auf diese Frage ist: „Im siebzehnten Jahrhundert gibt Gott die Naturgesetze, im achtzehnten thut es die Natur selbst, und im neunzehnten besorgen es die einzelnen Naturforscher." Merkwürdig ist mir nur, daß Wundt sich bei seiner Beantwortung der Frage des Alten Testaments nicht zu erinnern scheint.

In O. Zimmermann's „Wonne des Leids"[2]) habe ich geblättert; es strömte mir aber ein solches Hautgout-Parfüm entgegen, daß ich das Buch alsbald wieder zuklappen mußte.

„Die Tragik, vom Standpunkte des Optimismus, mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie," hat Julius Duboc[3]) einer Untersuchung unterworfen, deren Ergebniß ist, daß „Erschüttern und Erheben" die wesentlichen „Momente des Tragischen" sind, — „daß wir in und durch die tragische Dichtung so gestimmt werden sollen, daß wir Tod und Sterben willkommen heißen, um ein Unsterbliches zu retten."

Richard Falckenberg's Grundriß der Geschichte der neueren Philosophie[4])

---

[1]) Philosophische Studien, herausgegeben von Wilhelm Wundt. Dritter Band. Mit 5 Tafeln und 15 Holzschnitten. Leipzig, W. Engelmann. 1886. Inhalt: G. Th. Fechner, In Sachen des Zeitsinns und der Methode der richtigen und falschen Fälle, gegen Estel und Lorenz. G. O. Berger, Ueber den Einfluß der Reizstärke auf die Dauer einfacher psychischer Vorgänge, mit besonderer Rücksicht auf Lichtreize. J. Mc. Keen Cattell, Ueber die Trägheit der Netzhaut und des Sehcentrums. O. Fischer, Psychologische Analyse der stroboskopischen Erscheinungen. L. Nedich, Die Lehre von der Quantification des Prädicats in der neueren englischen Logik. W. Wundt, Ueber den Begriff des Gesetzes, mit Rücksicht auf die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. D. Selver, Der Entwicklungsgang der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695. P. Starke, Die Messung von Schallstärken. J. Mc. Keen Cattell, Psychometrische Untersuchungen. L. Lange, Die geschichtliche Entwicklung des Bewegungsbegriffs und ihr voraussichtliches Endergebniß. W. Wundt, Wer ist der Gesetzgeber der Natur? A. Lehmann, Ueber die Anwendung der Methode der mittleren Abstufungen auf den Lichtsinn. H. K. Wolfe, Untersuchungen über das Tongedächtniß. A. Köhler, Ueber die hauptsächlichsten Versuche einer mathematischen Formulirung des psychophysischen Gesetzes von Weber. — In meinem ersten Briefe hatte ich, bei der Besprechung des zweiten Bandes, gesagt: ein Autor, mit dem Wundt sich in seinem Aufsatze „Zur Kritik des Seelenbegriffs" auseinandersetzte, habe diesen darum angegriffen, weil derselbe nicht von einer substantiellen Seele, sondern einfach von Bewußtseinserscheinungen ausgeht. Ich habe mich nachträglich, durch die Lectüre des Artikels jenes Autors, überzeugt, daß ich demselben damit einen ungerechtfertigten Vorwurf gemacht habe, da er in der Verwerfung der Seelensubstanz Wundt beipflichtet.

[2]) Oswald Zimmermann, Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntniß des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, C. Reißner. 1885.

[3]) Hamburg, H. Grüning. 1886.

[4]) Richard Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart, im Grundriß dargestellt. Leipzig, Veit & Co. 1886.

verdankt seine Entstehung der „Wahrnehmung, daß ein Lehrbuch der Geschichte der neueren Philosophie fehle, das, reichhaltiger, gründlicher und präciser als die kleinen Abrisse von Schwegler und Genossen, etwa die Mitte hielte zwischen der eleganten, jedoch ausführlicheren Darstellung Windelband's und dem soliden, aber ... etwas trockenen Grundriß Ueberweg's". Das gut lesbar geschriebene Buch entspricht sehr wohl seinem Zwecke, „zur Einführung, zur Repetition und zum Ersatze für Dictate bei akademischen Vorlesungen", sowie „zur Orientirung für den weiteren Kreis der Gebildeten zu dienen", und wird sich ohne Zweifel einen großen Leserkreis erobern.

Rudolph Eucken hat einige bereits in philosophischen Zeitschriften veröffentlichte „Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie, vornehmlich der deutschen", umgearbeitet und in vorliegender Ausgabe einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht[1]). Dieselbe enthält Aufsätze über „Nikolaus von Kues als Bahnbrecher neuer Ideen", „Paracelsus' Lehre von der Entwicklung," „Kepler als Philosoph", „Bilder und Gleichnisse bei Kant," die „Philosophie Trendelenburg's", „Parteien und Parteinamen in der Philosophie". Der letztgenannte Aufsatz, besonders der zweite Theil desselben, „Zur Geschichte der Parteinamen", dürfte das meiste Interesse erwecken. Ein Satz des Paracelsus, welchen Eucken anführt, stimmt fast wörtlich mit einem vielberufenen modernen Ausspruch überein: „Dieweil er aber aus ihr ist" (der Mensch aus der Welt), sagt Paracelsus, „alles das, was er aus ihr isset, dasselbig ist er selbst."

Moritz Brasch veröffentlicht eine Reihe von Essays[2]) über Lotze, Fortlage, Kant, Grotius, Hegel, Schleiermacher, Herbart, Bruno Bauer, Bacon, F. A. Lange, Fröbel, Rousseau, D'Alembert und Emerson. Der Autor nennt sie „halbvergessene Gestalten". Ueber Emerson und den amerikanischen Idealismus hat er einige gute Bemerkungen. Er macht geltend, daß der große Dichter darum in Deutschland noch nicht hinlänglich gewürdigt worden ist, „weil man viel mehr die ästhetische Seite seines literarischen Charakters als die ethische im Auge hatte".

Robertson, der Herausgeber der verbreitetsten philosophischen Zeitschrift, „Mind", hat eine vortreffliche Monographie über Hobbes veröffentlicht[3]), welche eine Lücke in der Literatur auf das Würdigste ausfüllt. In der geschmackvoll ausgestatteten Serie von „Blackwood's Philosophical Classics", welcher dieses Werk angehört, sind bereits Arbeiten über Descartes, Butler, Berkeley, Fichte, Kant, Hamilton, Hegel, Leibniz[4]), Vico und Hume erschienen; andere sind in Vorbereitung.

Die eben erwähnte, in ganz musterhafter Weise redigirte englische Zeitschrift für Philosophie[5]) ist ohne Zweifel die beste, welche existirt. Sie steht jetzt im zwölften Jahrgang. Von unseren deutschen philosophischen Zeitschriften ist die von J. H. Fichte und H. Ulrici gegründete, jetzt von A. Krohn und R. Falckenberg herausgegebene „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik"[6]) die älteste; bereits der neunzigste Band derselben ist jetzt im Erscheinen. Die von C. Schaarschmidt und P. Natorp redigirten „Philosophischen Monatshefte"[7]) stehen im zweiundzwanzigsten, die von R. Avenarius, „im Verein mit W. Wundt und M. Heinze", herausgegebene „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie"[8]) im elften Jahrgange. Außerdem besitzen wir noch eine (mir nicht näher bekannte) „Zeitschrift für exacte Philosophie" und Lazarus' und Steinthal's „Zeitschrift für Völkerpsychologie und

---

[1]) Heidelberg, G. Weiß. 1886.

[2]) Moritz Brasch, Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neueren Philosophie und Literatur. Band II: Charakterköpfe. Leipzig, Th. Huth. 1886.

[3]) George Croom Robertson, Hobbes. (Philosophical Classics for English Readers, edited by William Knight, Vol. X.) Edinburgh & London, Blackwood. 1886.

[4]) Die deutsche Uebersetzung dieser, von Merz verfaßten Abhandlung habe ich bereits in meinen vorigen Briefen erwähnt.

[5]) Mind. A Quarterly Review of Psychology and Philosophy. Edited by George Croom Robertson. London & Edinburgh, Williams & Norgate.

[6]) Halle a. S., Pfeffer'sche Buchhandlung.

[7]) Heidelberg, G. Weiß.

[8]) Leipzig, Fues's Verlag.

Sprachwissenschaft". Ist das nicht wirklich ein embarras de richesses? Amerika hat ein von Harris redigirtes „Journal of Speculative Philosophy", Frankreich die von Ribot herausgegebene „Revue philosophique" und Renouvier's „Critique philosophique", Italien eine „Rivista Italiana di Filosofia" und eine „Rivista di Filosofia Scientifica". Vom 1. October d. J. an erscheint[1]) ein „Archiv für Geschichte der Philosophie, in Gemeinschaft mit Hermann Diels, Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann und Eduard Zeller, herausgegeben von Ludwig Stein". Auch italienische, französische, englische und nordamerikanische Gelehrte haben ihre Mitarbeiterschaft zugesagt.

Mit großem Nachdruck tritt Fr. Wyß, Schulinspector in Burgdorf (wo einst Pestalozzi wirkte) in seinen „Pädagogischen Vorträgen"[2]) für die Einführung des Moralunterrichts in die öffentlichen Schulen ein. „Der heutige Zustand der christlichen Völker", bemerkt er, „ihre Unwissenheit, ihr Aberglaube und Moralstatistik beweisen, daß der Religionsunterricht ungenügend ist zu einer hohen moralischen Bildung. Der religiöse Glaube hält im späteren Leben oft nicht Stand. Eine selbständige, auf vernünftigem Denken über die Verhältnisse der Menschen beruhende, auf die Pflichten des Lebens gerichtete und von allem Glauben unabhängige Moral in elementarer Lehrweise ist daher auch in der Volksschule einzuführen". Auch verlangt er, daß an allen Seminarien die Ethik als besonderes Unterrichtsfach gelehrt werde; „ist ja doch die Ethik eine grundlegende Wissenschaft für die Pädagogik, indem die Ethik das eigentliche Ziel der Erziehung bestimmt".

Zwei ausgezeichnete Moralunterrichtsbücher (besser sogar als das von Burdeau) sind Gabriel Compayré's (des Verfassers der rühmlich bekannten „Histoire critique des doctrines de l'éducation en France")[3]). „Éléments d'instruction morale et civique"[4]), deren „Degré élémentaire" mir in der hundertsten Auflage vorliegt („un million d'exemplaires vendus"!), während ich vom „Degré moyen et supérieur" die fünfundsechzigste besitze. Am wenigsten gelungen sind in letztgenanntem Cursus die (ganz unnöthigen) philosophischen und theologischen Auseinandersetzungen.

Eine französische Uebersetzung einer Auswahl moralischer Reden der Lehrer der „Gesellschaften für moralische Cultur" in den Vereinigten Staaten, Felix Adler, W. M. Salter[5]), S. B. Weston, W. L. Sheldon und Stanton Coit, wird P. Hoffmann (Professor an der Universität Gent) binnen Kurzem erscheinen lassen.

Eine Schrift von geringem Umfange, aber wirklichem, dauerndem Werthe ist die Festgabe, welche die philosophische Facultät der Universität Tübingen Eduard Zeller zu seinem Jubiläum dargebracht hat: Sigwart's „Vorfragen der Ethik"[6]). Die lichtvolle und anziehende Darstellung machen dieses Werk allen Gebildeten zugänglich. Es enthält mehr, als der Titel verspricht, nämlich den Umriß eines ethischen Systems; die gelegentlichen kritischen Bemerkungen über die Kantische Ethik sind eine dankenswerthe Zugabe. Die Ethik hat, nach Sigwart, ein „höchstes Gut" oder einen alle einzelnen Willensthätigkeiten beherrschenden letzten Zweck in Form eines unbedingten Imperativs aufzustellen: „Diesen Zweck sollst du dir setzen". Dieses „höchste Gut"

[1]) Berlin, Georg Reimer.

[2]) Fr. Wyß, Pädagogische Vorträge zur Fortbildung der Lehrer. Dritte, verbesserte Auflage. Wien und Leipzig, A. Pichler. 1887. Inhalt: Zum Studium der Ethik. Aus der Ethik. Der bürgerliche und Moralunterricht in der Volksschule Frankreichs. Die Volksschule eine Erziehungsschule. Der erziehende Unterricht der Volksschule. Stärkere Betonung der Charakterbildung der Schüler. Die Selbstthätigkeit der Schüler. Verhältniß der Realien zum Sprachunterricht in der Volksschule. Ueber Lehrer und Lehrerbildung. Die Eigenschaften des guten Lehrers. Die Bedeutung der Erziehung des Gemüths. Zur Frage des Handfertigkeitsunterrichts. Essays über die Pädagogik Rousseau's, Pestalozzi's, Goethe's, Herder's, Diesterweg's und Fröbel's.

[3]) Paris, Hachette. 1879.

[4]) Paris, Librairie classique Paul Delaplane.

[5]) Verfasser von „Die Religion der Moral" (in meinem ersten Briefe Ihnen empfohlen).

[6]) Christoph Sigwart, Vorfragen der Ethik. Eduard Zeller als Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums am 25. August 1886 überreicht von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1886.

ist „ein gemeinschaftliches Gut, das Alle zugleich suchen und an dem Alle zugleich Theil haben": ein glücklicher Gesammtzustand der Gesellschaft. — Hinsichtlich eines sehr wesentlichen Punktes scheint der Verfasser nicht zu völliger Klarheit gelangt zu sein. Er führt überzeugend aus, daß das Handeln stets aus des Handelnden eigenen Gefühlen, der Lust und Unlust, hervorgehe; diese Wahrheit scheint er dann aber (S. 40) mit der Meinung zu verwechseln, daß „die Glückseligkeit dasjenige ist, was der Mensch von Natur unvermeidlich will": und er geräth dann in große Schwierigkeiten, indem er die Forderung begründen will, daß die Ethik nicht Jeden zu nehmen habe, wie er ist, sondern seine „sittliche Entwicklung, die sich im Gebiete des Gefühls vollzieht", verlangen müsse: daß sie ihm „zumuthen müsse, anders zu werden, als er ist, wenn sie nicht Alles, auch das Scheußlichste, was aus seiner gegebenen Empfänglichkeit für Lust und Unlust hervorgeht, gutheißen will"; sie müsse von ihm verlangen, „nach höheren Gütern zu streben und statt selbstsüchtiger Interessen das Wohl seiner Nebenmenschen zu verfolgen." Aber wenn Jeder nur das thun kann, was ihm seiner eigenen Glückseligkeit zu entsprechen scheint, wie soll er eine Handlung thun, die zwar dem Wohle der Menschheit gemäß ist, seiner eigenen Glückseligkeit aber widerstreitet, — wenn sie derselben auch entsprechen würde, falls er ein anderer Mensch wäre? Sigwart hätte geltend machen sollen, daß nicht bloß die Vorstellung eigener Glückseligkeit, sondern auch die Vorstellung der Glückseligkeit Anderer oder die Vorstellung der Pflicht die momentan stärksten Gefühle hervorrufen und dadurch zum Handeln, und unter Umständen zur Selbstaufopferung, bestimmen kann, — ohne daß der Handelnde dabei zu glauben braucht, daß er durch sein Verhalten sein größtmögliches Glück nicht schädige. — Eine andere Jubiläumsgabe für Eduard Zeller ist soeben erschienen unter dem Titel „Philosophische Aufsätze" [1]), mit Beiträgen von W. Dilthey, Fr. Vischer, H. v. Helmholtz, R. Eucken, J. Freudenthal, Th. Gomperz, B. Erdmann, Diels, Kronecker und Usener.

Bemerkenswerthe moralphilosophische Untersuchungen und Beiträge zur Geschichte der Ethik enthalten die bisher erschienenen „einleitenden Capitel" eines von dem Oxforder Professor T. Fowler und seinem verstorbenen Collegen J. M. Wilson geplanten Werkes über „die Principien der Moral" [2]). Es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß eine Fortsetzung des Werkes bald veröffentlicht werden wird.

Fowler (über dessen schönen Essay „Progressive Morality" ich Ihnen in meinem vorigen Briefe berichtet habe) verdanken wir auch eine treffliche Arbeit über Shaftesbury und Hutcheson [3]). Das Werkchen ist ein Band der von Iwan Muller unter dem Titel „English Philosophers" herausgegebenen Sammlung von Monographien über die berühmtesten englischen Philosophen. Theils bereits erschienen, theils in Vorbereitung sind, außer dem in Rede stehenden Bande, Essays über Bacon, Hobbes, Berckeley, Hartley und James Mill, Adam Smith, Bentham, Austin, J. S. Mill, Hamilton und Mansel.

Das beste englische Werk über die Geschichte der Ethik ist der Grundriß von Henry Sidgwick [4]), dem bedeutendsten Ethiker der Gegenwart. Das Buch enthält eine, bei aller Knappheit vollständige Darstellung der griechisch-römischen, der christlich-mittelalterlichen und der modernen englischen Ethik, während von der französischen nur Helvétius und Comte, von der deutschen nur Kant, Hegel, Schopenhauer und Hartmann berücksichtigt werden. Hoffentlich erscheint bald eine deutsche Uebersetzung dieses bewunderungswürdigen Werkes. Das beste deutsche Werk über die Geschichte der Ethik ist das von Friedrich Jodl. Von diesem Werke liegt bisher der erste

---

[1]) Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmet. Leipzig, Fues's Verlag. 1887.

[2]) John Matthias Wilson und Thomas Fowler, The Principles of Morals. Introductory Chapters. Oxford, Clarendon Press. 1886.

[3]) Thomas Fowler, Shaftesbury and Hutcheson. London, Sampson Low.

[4]) Henry Sidgwick, Outlines of the History of Ethics, for English Readers. London and New York, Macmillan & Co. 1886.

Band vor[1]); wir dürfen erwarten, daß es im nächsten Jahre vollendet werden wird. Eine ausgezeichnete Darstellung der sittlichen Anschauungen der alten Griechen verdanken wir Leopold Schmidt[2]).

L. Buro hat unter dem Titel „Begründung der sittlichen Gesetze vom Standpunkte der natürlichen Erkenntniß“[3]) eine Darstellung der religionslosen Moral erscheinen lassen. Obwohl in dem Schriftchen von einer eigentlichen „Begründung“ der Moral wenig zu finden ist und der Verfasser sich im Wesentlichen mit einer Formulirung derselben begnügt hat, ist doch anzuerkennen, daß das Büchlein, von Einsicht und Selbständigkeit des Urtheils zeugend, zu den besten der, den gleichen Standpunkt vertretenden populären Schriften gehört, welche in den letzten Jahren erschienen sind. Vielleicht kennen Sie die vortreffliche kleine Schrift des dänischen Philosophen Harald Höffding über „die Grundlage der humanen Ethik“[4]) noch nicht; ich kann Ihnen die Lectüre derselben sehr empfehlen. Eine deutsche Uebersetzung der Psychologie desselben Autors ist soeben erschienen[5]).

M. Lazarus' „Ideale Fragen“ liegen bereits in dritter Auflage vor[6]). Das Werk wird sich in seiner neuen Auflage ohne Zweifel neue Freunde erwerben. Eine Stelle, auf die soeben mein Auge fiel, als ich in dem Buche blätterte, will ich Ihnen abschreiben: „Heute erscheint uns dies ganze Gebiet des Aberglaubens sehr poetisch, eine heitere Randglosse zu dem Buch des Lebens; es war früher entsetzlich prosaisch; die ganze Weltanschauung war irr und wirr; sie war es auch in ethischer Beziehung; sie war grausam und blutdürstig auf eine uns kaum verständliche Art“.

Unter dem pompösen Titel „Lebens- und Weltfragen“ hat Bernhard Münz sogenannte „philosophische Essays“[7]) drucken lassen, welchen man eine zu große Ehre erweisen würde, wenn man sie als Beiträge zur Backfisch-Literatur bezeichnen wollte. Mit einer anspruchsvollen Vorrede treten „Tagebuchaufzeichnungen“ von Norbert Grabowsky ans Licht der Oeffentlichkeit.[8]) Der Verfasser hat geglaubt, „sie dem Publicum nicht vorenthalten zu sollen“. Mir scheint aber, er würde sie uns „vorenthalten“ haben, wenn er selbst nach Erfüllung des „einzigen ethischen Gesetzes“, das er selbst gelten läßt (S. 60), gestrebt hätte: „Erkenne dich selbst.“

„Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.“ Unter diesem Titel bietet uns Friedrich Nietzsche[9]) eine Sammlung stylistisch vollendeter, geistreicher, origineller, jedoch großentheils barocker und bizarrer Aphorismen dar, — Gedanken, unter denen manches Schöne, Feine und — Pikante sich findet, mehr aber leider, was (um das Wenigste zu sagen) hart an die Sphäre des Pathologischen, Psychiatrischen streift. Aus dem Buche spricht ein hinlänglich starkes Maß von Selbstbewußtsein, aber auch Verbitterung und eine tiefe Unzufriedenheit mit allem Bestehenden, und dabei Haß gegen das, was die „Demokraten“ und die „tölpelhaften Philosophaster und Brüderschaftsschwärmer, welche sich Socialisten nennen,“ für Ideale ansehen. Fast möchte man sagen, dieser „freie, sehr freie Geist“ (wie er sich nennt) ist ein „Artist der Zerstörung und Zersetzung“ — ein Geist, der stets verneint. In

---

[1]) Friedrich Jodl, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. I. Band: Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; mit einer Einleitung über die antike und christliche Ethik. Stuttgart, J. G. Cotta.

[2]) Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen. Zwei Bände. Berlin, W. Hertz.

[3]) Berlin, Ißleib (G. Schuhr). 1885.

[4]) Bonn, E. Strauß' Verlag.

[5]) Harald Höffding, Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung. Unter Mitwirkung des Verfassers nach der zweiten dänischen Auflage übersetzt von F. Bendixen. Leipzig, Fues's Verlag.

[6]) M. Lazarus, Ideale Fragen, in Reden und Vorträgen behandelt. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1885. Inhalt: Rede auf Herbart. Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Das Herz. Zeit und Weile. Ueber Gespräche. Gedanken über Aufklärung.

[7]) Wien, K. Konegen. 1886.

[8]) Norbert Grabowsky, Die Bestimmung des Menschen. Ein Mahnruf zur Wiedererweckung idealen Strebens. Berlin, C. Duncker (C. Heymons). 1886.

[9]) Leipzig, C. G. Naumann.. 1886.

der That gefällt er sich nicht selten darin, etwas den Mephistopheles zu spielen. Beiträge zu wirklicher Wissenschaft habe ich in dem Buche nicht finden können. Das wird der Verfasser als ein Compliment ansehen; denn „was ist der wissenschaftliche Mensch?" Nietzsche antwortet: „Zunächst eine unvornehme Art von Mensch": und er liebt vor Allem das „Vornehme". Lassen Sie mich — zur Erheiterung inmitten so vieles Ernsten — einige Proben aus dem wunderlichen Buche anführen. „Allerweltsbücher sind immer übelriechende Bücher: der Kleine-Leute-Geruch klebt daran. Man soll nicht in Kirchen gehen, wenn man reine Luft athmen will." „Es ist nicht mehr als ein moralisches Vorurtheil, daß Wahrheit mehr werth ist als Schein; es ist sogar die schlechtest bewiesene Annahme, die es in der Welt gibt." „Es könnte selbst zur Grundbeschaffenheit des Daseins gehören, daß man an seiner völligen Erkenntniß zu Grunde ginge." „Es liegt viel daran, daß so wenig Menschen wie möglich über Moral nachdenken." „Jede Tugend neigt zur Dummheit, jede Dummheit zur Tugend; ‚dumm bis zur Heiligkeit', sagt man in Rußland." „Menschen, nicht vornehm genug, um die abgrundlich verschiedene Rangordnung und Rangluft zwischen Mensch und Mensch zu sehen — solche Menschen haben, mit ihrem ‚Gleich vor Gott' bisher über dem Schicksale Europa's gewaltet, bis endlich eine verkleinerte, fast lächerliche Art von Herdenthier, etwas Gutwilliges, Kränkliches und Mittelmäßiges herangezüchtet ist, der heutige Europäer." „Moral ist heute in Europa großentheils Herdenthier-Moral." „Der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele; ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, wie ‚wir sind', andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben." „Sklaverei . . . eine Bedingung jeder höheren Cultur, jeder Erhöhung der Cultur." „Fast Alles, was wir ‚höhere Cultur' nennen, beruht auf der Vergeistigung und Vertiefung der Grausamkeit . . . Was die schmerzliche Wollust der Tragödie ausmacht, ist Grausamkeit." „Ob Hedonismus, ob Pessimismus, ob Utilitarismus, ob Eudämonismus: alle diese Denkweisen, welche nach Lust und Leid, das heißt nach Begleiterscheinungen und Nebensachen den Werth der Dinge messen, sind Vordergrunds-Denkweisen und Naivetäten, auf welche ein Jeder, der sich gestaltender Kräfte und eines Künstlergewissens bewußt ist, nicht ohne Spott, auch nicht ohne Mitleid, herabblicken wird." Die Utilitarier sind

„Unbegeistert, ungespäßig,
Unverwüstlich-mittelmäßig,
Sans génie et sans esprit!"

„Kritiker sind Werkzeuge des Philosophen und eben darum, als Werkzeuge, noch lange nicht selbst Philosophen! Auch der große Chinese von Königsberg war nur ein großer Kritiker." „Es gibt freie, freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, daß sie zerborstene, stolze, unheilbare Herzen sind."

Albert Svoboda's „Kritische Geschichte der Ideale" „stellt sich die Aufgabe, die positiven und Wahnideale der Völker, die Ideale der Religion, des Wissens, der bildenden Kunst, der Sittlichkeit, der politischen Rechte und des socialen Glückes in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzustellen und zu beurtheilen." Der vorliegende erste Band (von 680 Seiten), betitelt „Der Seelenwahn. Geschichtliches und Philosophisches"[1]), schildert, mit besonderer Berücksichtigung der sepulcralen Kunst, die Seelen-, Unsterblichkeits- und Jenseitsvorstellungen der Natur- und Culturvölker. Die zahllosen, mit dem Seelenglauben zusammenhängenden Religionsfrevel finden in dem Buche die gebührende Beachtung. „Daß die Hypothese, die Seele sei unsterblich, . . . hunderttausende von Menschenleben grausam vernichtet hat, ist," bemerkt der Verfasser, „eine vielfach bezeugte Thatsache." „Falsche Ideale" sieht er als „die Quellen alles socialen Unglücks" an und ihre Bekämpfung als eine sittliche Pflicht. Das Werk, welches eine reiche Sammlung interessanter Thatsachen enthält, illustrirt beständig das Wort

[1]) Albert Svoboda, Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Erster Band. Leipzig, Th. Grieben. 1886.

des Aristoteles: „Das Uebersinnliche ist das Sinnliche noch einmal." Die Darstellung ist gemeinverständlich, nur nicht immer sehr geschmackvoll und nicht in der besten Ordnung; die Art der Kritik könnte feiner sein, und bei seiner Besprechung des Christenthums stört ein Mangel an Pietät. Auch hat der Verfasser, der auf dem Standpunkte des Büchner'schen Materialismus steht, noch ein und das andere Capitel der Erkenntnißtheorie zu studiren.

M. R. von Stern, ein socialdemokratischer Schriftsteller, dem gleichfalls der Materialismus als „die erhabenste Weltanschauung" erscheint, spricht sich in seiner Abhandlung über den Gottesbegriff[1]) weit anerkennender über das Christenthum aus. Das Büchlein, welches hauptsächlich der Erörterung der „socialen Frage" gewidmet ist, enthält neben manchem Unhaltbaren und Verkehrten auch vieles Beherzigenswerthe. „Moderne Versuche eines Religionsersatzes"[2]), von Comte, Mill, Strauß, Lange, Nietzsche, Feuerbach, Duboc, Dühring und Salter, erörtert Dr. Helene Druskowitz in einem interessanten Essay. Der Verfasserin zu Folge haben die vier letztgenannten Autoren „die Elemente, die ein höherer Religionsersatz enthalten muß, am befriedigendsten dargestellt." Unsere Autorin hat auch eine lesenswerthe kleine Abhandlung über die Willensfreiheit erscheinen lassen[3]), welche sich besonders gegen die ethischen Ausführungen Rée's in dessen, in meinem vorigen Briefe erwähnter Schrift richtet. Ihr Werk über Shelley[4]) kennen Sie vielleicht.

Ein glänzend geschriebener geschichtsphilosophischer Versuch, welcher freilich (um eine Unterscheidung Matthew Arnold's zu benutzen) mehr der „Literatur und Rhetorik" als der „Wissenschaft" angehört und mehr zu überreden als zu beweisen sucht, ist Maurel-Dupeyré's „Verbalproceß des Lebens"[5]). „Nous avons intitulé ce livre: Procès-verbal de la vie," erklärt er, „pour bien établir par ce mot de ‚procès-verbal', qui signifie contestation d'actes et de résolutions, que nous n'avons fait que constater les conclusions de l'histoire." Die Arbeit, das Gebet, das Leiden — das sind, diesem „Protocoll des Lebens" zu Folge, die drei großen Gesetze der Geschichte wie des Einzellebens. Die Moral bestehe in der Erfüllung dieser Gesetze und der sociale Fortschritt in der Herbeiführung ihres Gleichgewichts. Es bleibe nicht unbestraft, wenn das eine oder das andere mißachtet werden; das Leiden stelle die gestörte Harmonie wieder her. In jedem dieser Gesetze liege die Verheißung der Unsterblichkeit. — Das Werk ist opulent ausgestattet.

F. E. Abbot glaubt mit seinem Werke über die „Wissenschaft des Theismus"[6]) eine „philosophische Revolution" inaugurirt zu haben. Es ist „in fünf Sommerwochen geschrieben worden, aber es beanspruchte fünf mal fünf Jahre, es auszudenken." Das Neue in demselben liegt, wie der Autor erklärt, darin, daß es „auf Grund der modernen Wissenschaft und der wissenschaftlichen Methode das Factum acceptirt, daß wir wirklich die objectiven Verhältnisse der Dinge erkennen, und daß es die nothwendigen philosophischen Implicationen und Consequenzen dieses Factums zu entwickeln unternimmt." Fast die gesammte moderne Philosophie sei lediglich eine Fortbildung des scholastischen Nominalismus und stehe zu der eigentlichen Wissenschaft in diametralem Gegensatz. Denn wenn jene Philosophie mit ihrem Phänomenalismus, Subjectivismus und Skepticismus Recht hat, so sei die Wissenschaft mit ihrer Annahme der Existenz einer äußeren Welt und einer Erkennbarkeit der Dinge an sich eitel Illusion. Die unvermeidliche Consequenz und damit die deductio ad absurdum jener Philosophie sei

---

[1]) Maurice Reinhold von Stern, Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1887.

[2]) Heidelberg, G. Weiß. 1886. Eine „Ergänzung" dieser Schrift ist in Vorbereitung.

[3]) H. Druskowitz, Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich? Heidelberg, G. Weiß. 1887.

[4]) H. Druskowitz, Percy Bysshe Shelley. Berlin, R. Oppenheim. 1884.

[5]) M. Maurel-Dupeyré, Le procès-verbal de la vie. Paris, Maison Quantin.

[6]) Francis Ellingwood Abbot, Scientific Theism. Second Edition. London, Macmillan & Co. 1886.

der „absolute egoistische Idealismus" oder „Solipsismus", die Meinung, daß nur Ich existire, und alles Andere, Menschen und Thiere und Himmel und Erde, nur meine Vorstellung, mein Traum ist. Den oft recht scharfsinnigen und anregenden, nur zu häufig in Wiederholungen verfallenden Ausführungen des Verfassers ist zwar nicht nachzurühmen, daß sie das Gewicht der phänomenalistischen Argumente zu würdigen wissen, ja auch schwerlich, daß sie den Phänomenalismus richtig darstellen; aber eine gewisse skeptisch-subjectivistische Richtung unter unsern „Neukantianern" wird doch manches Beherzigenswerthe in ihnen finden können. Aus der Gültigkeit der wissenschaftlichen Methode und der in dieser involvirten Voraussetzungen sucht der Verfasser nun aber „auf einem sehr geraden Wege" eine ganze Theologie abzuleiten: die Erkenntniß, daß das Universum „ein unendlich selbstbewußter Intellect" ist, „unendliche Weisheit und unendlicher Wille, unendliche Seligkeit und unendliche Liebe, unendliche Gerechtigkeit und unendliche Heiligkeit, unendliche Weisheit, Güte und Recht, unendliche geistige Person, der lebendige und Leben spendende Gott, aus dem alle Dinge hervorgehen." „Der Neu-England-Transscendentalismus," sagt unser Autor, „leugnet aus aprioriischen Gründen die Möglichkeit eines solchen Beweises" (des Daseins Gottes); „aber der Beweis liegt der Welt nun vor, und die Welt wird richten über seine Bündigkeit." Ich fürchte, sie wird über denselben kein günstigeres Urtheil fällen, als über seine von Kant kritisirten Vorgänger.

Ein seltsames Buch, ein Mittelding zwischen Kabbalistik, Spiritismus, Bibelkunde und Naturwissenschaft, hat sich auf meinem Büchertische eingefunden: Henry Pratt's „Neue Ansichten über Leben und Religion"[1]). Einige wenige Offenbarungen dieses Buches muß ich Ihnen mittheilen. Der Raum, erfahren wir darin, ist „die lebende Quelle des Lebens". Er hat einen „dreieinigen Charakter"; denn Kraft und Materie sind in ihm „latent", sie sind seine „Bestandtheile", seine „condensirte Substanz", das „Ergebniß seines verborgenen Lebens". Die „functionirende Thätigkeit" von Kraft und Materie „drückt sich aus durch die Wirksamkeit der Himmelskörper"; diese sind „die circulirenden Organe der lebenden Wesenheit, genannt Raum". Wünschen Sie noch mehr davon zu hören?

Gleichzeitig mit dem Werke von Abbot wurde mir Hicks' Biographie Henry Bazely's[2]) vorgelegt. Ich kann Ihnen die Lectüre dieses schönen Buches angelegentlich empfehlen und bin gewiß, daß sich Orthodoxe sowohl als Heterodoxe an der Schilderung des Lebens dieses heiligen Menschen erbauen werden. Henry Bazely (geb. 1842, gest. 1883), ein wahrer Christ, war ein Oxforder Theologe, der, bis zur Selbstaufopferung, eine höchst segensreiche „evangelisirende" Thätigkeit ausübte oder, wie wir sagen, für die innere Mission wirkte.

Vielleicht haben Sie schon von dem „oberösterreichischen Bauernphilosophen" gehört, dem Landmann und Gastwirth Konrad Deubler (geb. 1814, gest. 1884). Jetzt ist eine Biographie desselben erschienen, leider in gar zu umfangreicher Gestalt[3]); ein kleines Büchlein, welches recht wohl alles Wissenswerthe hätte enthalten können, würde dem Andenken des biederen Mannes besser gedient haben. Doch kann ich Ihnen empfehlen, sich die beiden Bände anzusehen. Der Bericht über die Anklage und Verurtheilung Deubler's wegen „Hochverraths und Religionsstörung" ist besonders interessant. Zwei Jahre Zuchthaus wurden ihm zuerkannt, weil er verbotene Druckschriften verbreitet und mißliebige Ansichten geäußert hatte. Im Kerker hielt ihn, wie er sagt, nur die Welt- und Lebensansicht des wissenschaftlichen Materialismus aufrecht, für die er durch die Lectüre verschiedener populär-wissenschaftlicher Schriften

[1]) Henry Pratt, New Aspects of Life and Religion. London, Williams & Norgate. 1886. Contents: The Bible Theory of the Origin of Speech. Selective Evolution. Problems in Bible Reading. The Genesis of the Soul (reprinted from The Spiritualist). Man a Conscious Being.

[2]) E. L. Hicks, Henry Bazely, the Oxford Evangelist. A Memoir. London, Macmillan & Co. 1886.

[3]) Arnold Dodel-Port, Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Zwei Theile. Leipzig, B. Elischer. 1886.

gewonnen worden war. Feuerbach, Büchner, Vogt, Moleschott und Haeckel habe er seine Zufriedenheit, sein Glück zu danken, sagte er. Deubler wurde durch die Freundschaft hervorragender Männer ausgezeichnet, und der (hier abgedruckte) Briefwechsel mit denselben, besonders mit Feuerbach und Haeckel, enthält vieles Bemerkenswerthe. Wenige Monate vor Feuerbach's Tode schrieb dessen Gattin an Deubler: „Keinen Freund liebt und schätzt er (Feuerbach) so sehr als Sie." In den letzten zehn Jahren fühlte sich Deubler — trotz seines Materialismus und Atheismus — überaus glücklich. Er jauchzte förmlich vor Freude am Dasein. Noch zwei Monate vor seinem Tode schrieb er an einen Freund: „Ich fühle mich in meinen alten Tagen so in einer Frühlings- und Morgenrothstimmung, daß ich mit Uhland aufjubeln möchte: Die Welt wird schöner mit jedem Tag." Manches schöne Wort von Deubler wird in der Biographie mitgetheilt; aber philosophische Bildung ist ihm nicht nachzurühmen.

Der Umstand, daß ein Sidgwick Eduard von Hartmann einen Platz in seiner Geschichte der Ethik eingeräumt hat, bestimmte mich, dessen Buch über „das sittliche Bewußtsein"[1]), von dem ich schon mancherlei gehört hatte, zu lesen. Das Buch führte in der ersten Auflage den charakteristischen Nebentitel: „Prolegomena zu jeder künftigen Ethik". Die mir vorliegende zweite Auflage erschien als das zweite bis siebente Heft einer wohlfeilen Ausgabe von Hartmann's Werken, wovon das erste Heft über den „transscendentalen Realismus" handelt[2]). Ich kann mich den günstigen Urtheilen über „Das sittliche Bewußtsein", welche auf dem Umschlage der ersten Lieferung abgedruckt sind, nicht anschließen und vermag eine Bereicherung der Ethik in dem (700 enggedruckte Seiten umfassenden) Buche nicht zu erkennen. Hartmann ist ohne Zweifel ein scharfsinniger und in mancher Hinsicht consequenter Schriftsteller; aber er ist in einem geradezu unheimlichen Maße fruchtbar. Einem anderen Buche dieses Autors, „Moderne Probleme"[3]), ist eine Liste seiner Werke beigedruckt, aus welcher hervorgeht, daß Hartmann (geb. 1842) bereits zwanzig Werke mit fast 7000 Seiten geschrieben hat. Das ist gerade noch einmal so viel, als Schopenhauer, der 72 Jahre alt wurde, hat drucken lassen. Der Stil des in Rede stehenden ethischen Werkes zeigt es nur allzusehr, wie schnell es geschrieben ist. Es erörtert nicht weniger als drei Dutzend Moralprincipien — ein „imponirendes" Unternehmen, in dem Hartmann in der „That ohne Vorgänger ist" — und entscheidet sich schließlich für „das Moralprincip der Erlösung oder das negative absolut-eudämonistische Moralprincip." Aus dem Princip des allgemeinen Wohles oder Glückes, erfahren wir, ist die Socialdemokratie und der Jesuitismus die wahre Consequenz. Wir müssen, wenn wir jenes Ziel erstreben, das menschliche Leben auf den thierischen Existenzzustand zurückzuführen suchen; denn das Thier ist glücklicher als der Mensch, und je mehr der Mensch in der Culturentwicklung fortschreitet, um so unglücklicher wird er. „Der geschichtlichen Vorsehung sind Millionen Menschen nur ein Mistbeet voll Culturdünger" (S. 526). Dennoch müssen wir nach allen Kräften den „Culturproceß" zu befördern suchen. Denn nur dieser kann dahin führen, daß das absolute Wesen der Dinge, Gott, von der Qual des Daseins erlöst wird — wie, das sagt unser Metaphysiker uns nicht. „Mitleid mit Gott", „Gottesschmerz" soll uns beherrschen. Nicht Gott kann mich erlösen, sondern „ich kann Gott erlösen, d. h. an dem Weltproceß, der

---

[1]) Eduard von Hartmann, Das sittliche Bewußtsein. Eine Entwicklung seiner mannigfachen Gestalten in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Rücksicht auf brennende sociale und kirchliche Fragen der Gegenwart. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, C. Duncker. 1886.

[2]) Eduard von Hartmann's Ausgewählte Werke. Wohlfeile Ausgabe. Erster Band. Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus. Eine Sichtung und Fortbildung der erkenntnißtheoretischen Principien Kant's. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, C. Duncker. 1885.

[3]) Eduard von Hartmann, Moderne Probleme. Leipzig, W. Friedrich. 1886. Inhalt: Was sollen wir essen? Unsere Stellung zu den Thieren. Die Gleichstellung der Geschlechter. Die Lebensfrage der Familie. Der Rückgang des Deutschthums. Zur Reform des Universitäts-Unterrichts. Das Philosophie-Studium. Die Ueberbürdung der Schuljugend. Die preußische Schulreform von 1882. Der Bücher Noth. Die epidemische Ruhmsucht unserer Zeit. Der Somnambulismus.

seine Erlösung herbeiführen soll, in positivem Sinne mitwirken." „Darum haben wir," so lautet der Schluß des Werkes, „die Phänomenologie des Bewußtseins mit dem Satze zu schließen: Das reale Dasein ist die Incarnation der Gottheit, der Weltproceß die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes, und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleisch Gekreuzigten; die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges." — Für das Beste in dem Hartmann'schen Buche halte ich die Auseinandersetzungen über das Verhältniß der Religion zur Moral.

Eine ungleich wissenschaftlichere Arbeit ist Wundt's Ethik[1]); sie gehört ohne Zweifel zu den besten moralphilosophischen Werken, welche in dem letzten Jahrzehnt in Deutschland publicirt worden sind. Nach einer, den Begriff der Ethik bestimmenden Einleitung handelt Wundt im ersten Abschnitt in sehr ausführlicher Weise über „die Thatsachen des sittlichen Lebens": „die Sprache und die sittlichen Vorstellungen", „die Religion und die Sittlichkeit", „die Sitten und das sittliche Leben", und „die Culturbedingungen der sittlichen Entwicklung"; er wendet sich dann, im zweiten Abschnitt, zu den „philosophischen Moralsystemen" und untersucht, im dritten, „die Principien der Sittlichkeit": „den sittlichen Willen", „die sittlichen Zwecke", „die sittlichen Motive", „die sittlichen Normen". Der letzte Abschnitt, „Die sittlichen Lebensgebiete", spricht über „die einzelne Persönlichkeit", „die Gesellschaft", „den Staat", „die Menschheit". Die psychologischen Untersuchungen, welche das Werk enthält, im Besonderen die über uninteressirtes Handeln, sind großentheils vortrefflich. In dem Capitel über Willensfreiheit gibt der Verfasser seiner Ansicht Ausdruck, daß, „selbst wenn der Indeterminismus" (die Lehre, daß die menschlichen Willensacte nicht unter dem allgemeinen Causalgesetz stehen, nicht Wirkungen von Ursachen sind), „mit den psychologischen und logischen Anforderungen in Einklang zu bringen wäre, er immer noch aus ethischen und religiösen Gründen verwerflich sein würde." Die Religion sieht Wundt für einen nothwendigen Abschluß der ethischen Anschauungen an, wie diese auch, ihm zu Folge, der Metaphysik nicht entrathen können. Was unser Forscher gegen den „Utilitarismus" einwendet, — gegen die Lehre, welche die Frage, was recht und was unrecht ist, in letzter Instanz durch die Feststellung der Folgen der Handlungen für das wahre und dauernde Glück der jetzt und dereinst lebenden Menschen beantwortet, — „die Moral des gesunden Menschenverstandes," wie er sagt, — erscheint mir nicht als stichhaltig; doch mangelt mir hier der Raum, eine Vertheidigung der angegriffenen Lehre zu übernehmen. Wundt macht derselben aber schließlich ein wesentliches Zugeständniß. „Trotz aller dieser Schwächen," erklärt er, „ist das Verdienst des Utilitarismus und seine relative Berechtigung für gewisse Seiten des sittlichen Lebens nicht gering zu achten. Wenn die bürgerliche Rechtsordnung so beschaffen ist, daß sie möglichst die Wohlfahrt aller Einzelnen im Auge behält, so wird sie zwar vielleicht den höchsten politischen Zielen nicht völlig entsprechen, sie wird aber doch dem ersten und Haupterforderniß jeder Rechtsordnung, der Pflicht der Gerechtigkeit, nachkommen."

Berlin. G. v. Gizycki.

---

[1]) Wilhelm Wundt, Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Stuttgart, F. Enke. 1886.

ω. **Handbuch der neuesten Kirchengeschichte** von Friedrich Nippold. Dritte umgearbeitete Auflage. Geschichte des Katholicismus seit der Restauration von 1814. Elberfeld, R. L. Friderichs. 1883.

Auch eine unliebsam verspätete Anzeige hat noch immer ein Recht, auf dieses Buch aufmerksam zu machen, das keineswegs zu den rasch wieder verschwindenden Erzeugnissen einer flüchtigen Tagesliteratur gehört, sondern, wie schon die Thatsache einer dritten Auflage beweist, ein Werk von bleibender Bedeutung ist, das wirklich einem Bedürfniß und zwar einem gerade während der neuesten Debatten über die Lösung der Kulturkampffrage besonders sichtbar gewordenen Bedürfniß entgegenkommt. Nippold's eigenartige Darstellungsweise ist vorzugsweise dahin gerichtet, dem inneren Entwicklungsgang der kirchlichen, politischen und kirchenpolitischen Ereignisse, den denselben zu Grunde liegenden letzten und tiefsten Ursachen und treibenden Kräften nachzugehen, und nimmt Abstand von vollständiger chronologischer Uebersicht im Einzelnen, so daß sie hauptsächlich nur die für diese besondere Aufgabe wesentlichen Daten verwerthet und vieles Detail als bekannt voraussetzend nur flüchtig andeutet oder sogleich reflectirender Weise verwendet. Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber rechten, ob solche Darstellung mit dem Namen eines „Handbuchs" zu bezeichnen ist oder nicht. Auf der einen Seite wird man hier manche Einzelheiten vermissen, auf der anderen Seite aber bietet zweifelsohne das Werk weit mehr, als irgend ein Handbuch im gewöhnlichen Sinne des Worts zu enthalten pflegt. Es darf in der That als ein Genuß bezeichnet werden, dem in der neueren katholischen Literatur, auch der Tagesliteratur, in ganz ungewöhnlichen Maß bewanderten Kirchenhistoriker als Führer durch die vielverschlungenen Wege des neueren und neuesten Katholicismus zu folgen: von der Restauration des Papstthums durch Pius VII. und die Politik des Meisters der „liberalen Phraseologie", des Cardinals Consalvi, dem Nippold mit Recht eine der ersten Stellen unter den Diplomaten des 19. Jahrhunderts neben Talleyrand und Metternich zuweist, von der Wiederherstellung des Jesuitenordens und der Steigerung der rückläufigen Bewegung unter den folgenden Päpsten bis zu Pius IX., dessen verschiedenartige Regierungsperioden trefflich gezeichnet werden, und seinem Nachfolger, dem „Friedenspapste" Leo XIII. In warmer und doch unbefangener Weise verweilt der Verfasser, ein Feind gleichermaßen des papalen Absolutismus wie des Byzantinismus, auch bei der griechischen Kirche und den heterodoxen Kirchen der Orientkirche; den eigenthümlichen Standpunkt des Verfassers aber lassen vorzugsweise die gründlichen Abschnitte über den englischen und amerikanischen Katholicismus, die christkatholische Kirche der Schweiz, die Kirche Italiens und endlich ganz besonders über die Entwicklung der deutschen katholischen Theologie der Hermes, Möhler, Hirscher, Staudenmaier und Döllinger, sowie über den Altkatholicismus erkennen. Freilich wird gerade die eigenthümliche Grundanschauung des Verfassers in Betreff des Wesens des ursprünglichen — nicht papalistisch absolutistischen und jesuitischen — Katholicismus als eines, wie es einmal kurz S. 191 bezeichnet wird, mit dem Begriff der unsichtbaren Kirche der Reformatoren identischen und in Betreff des hieraus sich ergebenden Verhältnisses von Katholicismus und Protestantismus als zweier gleichberechtigter und darum auch gleich zukunftsreicher Formen der Einen evangelischen Grundwahrheit, auf entschiedenen Widerspruch nicht minder auf katholischer als auf protestantischer Seite stoßen. Indeß darf uns diese Verschiedenheit des Standpunkts doch in keiner Weise hindern, der geistvollen Art der Darstellung, dem reichen Inhalte, der vielseitigen Belehrung, auch über zunächst scheinbar entlegenere und doch thatsächlich mit der Religionsfrage nahe sich berührende politische Ereignisse und Actionen — es sei nur an die Genesis des Krieges von 1870/71 S. 133 f. und an die Orientkrise S. 170 ff. erinnert — den ungetheiltesten Beifall zu zollen.

γεφ. **Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter.** Von G. v. Buchwald. 2 Bde. Kiel, E. Homann. 1885 und 1887.
1. Bd. Zur deutschen Bildungsgeschichte.
2. Bd. Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte.

Der Verfasser erzählt von Menschen und Dingen des 15. Jahrhunderts. Mit Vorliebe läßt er die Quellen selbst in ihrer ursprünglichen Frische zu uns reden, und lebendig tritt uns eine Reihe echt typischer Gestalten und Erzählungen der Zeit vor Augen. Die Gleichartigkeit des Anlageplans erinnert unwillkürlich an Gustav Freytag's Bilder aus deutscher Vergangenheit. Bei dem gefährlichen Vergleich behauptet sich Buchwald's Deutsches Gesellschaftsleben immer noch mit Ehren neben jenem Meisterwerk. Die dichterische Gestaltungskraft, welche Freytag's Geschichtsbilder zu einem Lieblingsbuch unseres Volkes gemacht hat, steht dem Verfasser allerdings nicht in gleichem Maße zu Gebote; aber ein redlicher Forscher, hat er, oft aus entlegenen Quellen, eine Fülle interessanten Materials zusammengetragen und in anziehender Weise verarbeitet. Tact und Geschmack in der Auswahl des Stoffes, sowie ein frischer Ton in der Darstellung zeichnen das Buch rühmlich aus. Vor allem aber verräth sich eine bis in die kleinsten Züge durchaus selbständige und eigenartige Auffassung der geschichtlichen Entwicklung. Man braucht des Verfassers Urtheilen über die Reformation, über mittelalterliches Raubritterthum, über die Ursachen der Judenverfolgungen u. A. m. nicht durchweg beizutreten; sicher wird man der selbständigen und ernsten Gedankenarbeit Achtung zollen, und kein Leser wird ohne reiche Anregung das Buch aus der Hand legen.

γεφ. **Olivier Cromwell und die puritanische Revolution.** Von M. Brosch. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1886.

Der Verfasser gibt ein Lebensbild Cromwell's, für den er mit warmer Parteinahme eintritt. Sein Buch erschließt zum ersten Male eine neue Quelle für jene Zeit. Es sind die Depeschen der venezianischen Gesandten aus

England, Frankreich, Spanien und dem Haag, deren — wie der Verf. meint — „stets aus dem Vollen gegriffene Aufschlüsse" für die Darstellung erschöpfend verwerthet sind. Freilich ergibt sich schon aus der von dem Verf. selbst geübten Kritik, daß die Geschäftsträger der Republik, deren Glanzzeit um die Mitte des 17. Jahrhunderts endgültig vorüber war, nicht in allen Fällen über ausreichende Informationen verfügten. Dazu kommt, daß in den Jahren seit Beginn des Bürgerkrieges bis 1653 gerade in London überhaupt kein Gesandter der Republik residirte, und daß die von Unteragenten an den venezianischen Geschäftsträger in Paris besorgten englischen Berichte nur einen zweifelhaften Ersatz bieten. Immerhin bringt der Verf. aus dieser neuerschlossenen Quelle manchen interessanten und bisher unbekannten Zug für die Geschichte seines Helden und seiner Zeit bei.

v. **Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz.** Von Jakob Baechtold. Erste Lieferung. Frauenfeld, J. Huber. 1887.

Der beste Theil von Jakob Baechtold's wissenschaftlicher Thätigkeit ist seit siebzehn Jahren seiner heimathlichen, der schweizerischen Literatur gewidmet gewesen. Von Notker dem Stammler bis auf Heinrich Leuthold herab gibt es kein Jahrhundert ihrer Geschichte, dessen Kenntniß er nicht durch Abhandlungen oder selbständige Monographien gefördert hätte. So war er in der That berufen wie kein zweiter, den Antheil seiner engern Heimath an der deutschen Nationalliteratur zusammenhängend darzustellen und geschichtlich nachzuweisen, wie eng das geistige Leben der deutschen Schweiz stets mit dem der großen Mutternation verbunden gewesen ist, und wieviel deutsche Sprache und Dichtung den Anregungen verdankte, die zu den verschiedensten Zeiten von Helvetiens Gauen ausgegangen sind. Der hochverdiente Verleger der Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und des Schweizerischen Idiotikons hat dem Werke, das in fünf Lieferungen erscheinen und noch in diesem Jahre abgeschlossen sein soll, eine Ausstattung gegeben, die an Scherer's Deutsche Literaturgeschichte erinnert, und gleich die Eingangsworte klingen wohl nicht ohne Absicht an Scherer's Einleitung an. Daß aber auch dies Werk mit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts abbrechen soll, erscheint uns als eine schwer begreifliche Entsagung: für die Geschichte der deutschen Nationalliteratur ist der zweite Theil des Faust und Goethe's Tod gewiß ein grandioser Schlußstein; ein Schweizer aber sollte sich doch glücklich schätzen, die Dichtung seiner Heimath über Hegner, Usteri und Zschokke hinaus bis auf die glorreichen Namen Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer zu geleiten. Dem Verf. liegt bei aller patriotischen Wärme, welche die gewandte Darstellung durchdringt, nichts ferner als der thörichte Anspruch auf eine schweizerische Nationalliteratur, wie er wohl erhoben worden ist, und auch von der kecken Eroberungslust seiner wissenschaftlichen Probeschrift ist er längst geheilt. Das vorliegende Heft gibt die volle Gewähr, daß Baechtold mit sicherem Tact stets nur das wirklich Eigenartige und Charakteristische als solches ansprechen wird. Er führt uns einstweilen bis zur Grenze der althochdeutschen Zeit; die St. Gallische Klosterschule, das Waltherlied und Notker der Deutsche sind die Höhepunkte dieses Abschnitts. Es ist freilich ein wenig viel gesagt, wenn der Prospect ankündigt, die bisherige Auffassung werde hier in wesentlichen Punkten umgestaltet: außer der Beseitigung der längst unsicher gewordenen Annahme einer St. Gallischen Uebersetzerschule unter Notker haben wir nichts gefunden, was zu diesem Anspruch berechtigte. Aber überall fußt Baechtold auf eigener Durchforschung der Quellen; die umfangreiche Literatur hat er vollständig herangezogen und selbständig geprüft. Ja, in den umfangreichen Anmerkungen (20 Seiten zu 80 Seiten Text) hat er des Guten entschieden zu viel gethan, wenn er alle Dissertationen und Programme über die Sprache Notker's III. aufzählt und umständlich polemisirt gegen eine kecke Hypothese Scherer's, die einer geistreichen und phantasievollen Improvisation im Straßburger Vogesenclub ihre Entstehung verdankt, aber von ihrem Urheber in seiner eigenen Literaturgeschichte keiner Erwähnung mehr gewürdigt wurde.

λ. **Farbenrausch.** Roman von Friedrich Uhl. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Es ist um einen Künstler-Roman ein eigen Ding. Entweder geht der Autor in seiner Phantasie zu weit und schildert uns Helden der Palette und des Meißels, die nur noch wenig Aehnlichkeit mit realen Menschen haben; oder er malt uns so trockene, schemenhafte Gestalten hin, daß wir selbst noch unsere Phantasie zu Hilfe nehmen müssen, um uns jene glaubhaft zu machen. Uhl hat in seinem zweibändigen Roman „Farbenrausch" die rechte Mitte gefunden; er trägt die Farben in seiner Künstlergeschichte nicht zu stark und nicht zu schwach auf und gibt uns ein interessantes Bild des modernen Wiener Lebens mit sehr hübschen localen Schilderungen und manchen eingestreuten, recht treffenden Bemerkungen über die Kunst im Allgemeinen und über die Wiener Kunst im Besonderen. Es war eine glückliche Idee, zwei Meister, welche den widersprechendsten Richtungen angehören, einander gegenüberzustellen und gewissermaßen im Wesen ihrer Persönlichkeiten auch das Wesen ihrer Kunst auszudrücken: in Maler Steiner die bestrickende Gluth der Farben, die schillernde, viele bezaubernde Pracht des Colorits; in Maler Elsner die Größe und Einfachheit der Natur, das Streben und Ringen nach idealer Kunst, von Wenigeren nur gewürdigt. Für den erstgenannten Künstler hat sich der Verfasser ein sehr geeignetes Vorbild in Hans Makart gewählt; einen besonderen Reiz mögen daher für die Mehrzahl der Leser die Atelierscenen haben, welche in die Handlung eingewebt sind. Die Fäden dieser Handlung sind theilweise nur lose gesponnen; aber ihre Verknüpfung fesselt und ihre Lösung befriedigt. Die Sprache des Romans ist gewählt und ermangelt nicht des dichterischen Schwungs. Jedenfalls gehört Friedrich Uhl's „Farbenrausch" zu der höheren Classe belletristischer Erscheinungen und verdient die Beachtung derjenigen Leserkreise, welche die Vorzüge einer geschmackvollen Darstellung zu würdigen wissen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Berger. — Vom Markt des Lebens. Novellen von Wilhelm Berger. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes. 109—113. Halle a. S., Otto Hendel.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständ. umg. Auflage. Supplementband. 2—5 Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1887.

Dostojewski. — Krotkaja. Eine phantastische Erzählung von Theodor Dostojewski. Deutsch von M. von Brönsted. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Duncker. — Abhandlungen aus der Neueren Geschichte. Von Max Duncker. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Engel. — Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Eduard Engel. Zweite, umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Erste Lieferung. Leipzig, B. Elischer. 1887.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Bd. 21: Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Bd. 22: Hanna. Von H. Sienkiewicz. Stuttgart, J. Engelhorn. 1887.

English Men of Letters. Edited by John Morley: Keats by Sidney Colvin. London, Macmillan and Co. 1887.

Feilbogen. — Unsere Rechtsstudien. Von Sigmund Feilbogen. Wien, F. Daberkow's Verlag. 1887.

Fragmente. — Eine Sammlung Aphorismen. Gedichte ꝛc. von H. L. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1887.

Fritsche. — Mein Herzenstestament. Liederchklus von Paul Fritsche. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Girndt. — Ein Morgentraum. Von Otto Girndt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Goldschmidt. — Rechtsstudien und Prüfungsordnung. Ein Beitrag zur Preußischen und Deutschen Rechtsgeschichte von Dr. L. Goldschmidt. Stuttgart, Ferd. Enke. 1887.

Groller. — Gräfin Aranka. Roman von Balduin Groller. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1887.

Gubernatis. — Peregrinazioni Indiane. India meridionale e Seilan. Del A. de Gubernatis. Firenze, L. Niccolai. 1887.

Gurney. — Telepathie: Erwiderung auf die Kritik des Herrn Prof. W. Preyer von Edmund Gurney. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Haidheim. — Schloß Favorite. Roman von L. Haidheim. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1887.

Hellwald. — Frankreich. Das Land und seine Leute. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Produktion, geschildert von Friedrich von Hellwald. Leipzig, Heinrich Schmidt und Karl Günther.

Herrig. — Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen von Hans Herrig. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1887.

Jackson. — Dalmatia, the Quarnero and Istria with Cettigne in Montenegro and the Island of Grado. By Th. G. Jackson. 3 vols. Oxford, At the Clarendon Press. 1887.

Jokai. — Ein Duell mit Gott und andere Erzählungen von Maurus Jokai. Deutsch von Ludw. Wechsler. Berlin, R. Jacobsthal. 1887.

Kanowski. — Die Ehebrecherin. Trauerspiel in drei Aufzügen von Frdr. Herm. Kanowski. Wien, Gilbert Anger. 1887.

Keller. — Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden. Vortrag von Dr. Ludwig Keller. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1887.

Knortz. — Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Krestowsky. — Durchtriebene Schelme. Roman von W. W. Krestowsky. Aus dem Russisch. übersetzt von A. Hauff. Berlin, Richard Wilhelmi. 1887.

La Situla Benvenuti nel Museo di Este. Con 2 Tavole. Este, A. Stratico. 1886.

Langen. — Mein Lenz im Liede von Siegfried Martin Langen. Berlin, J. Zenker's Verlag. 1887.

Lantzius-Beninga. — Junker Occo ten Brook und seine Schwestern. Eine Dichtung aus der friesischen Geschichte von Helene Lantzius-Beninga. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Literarische Volkshefte Nr. 2: Henrik Ibsen und das Germanenthum in der modernen Litteratur von Leo Berg. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. 1887.

Litzmann. — Emanuel Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern. Von Carl C. T. Litzmann. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1887.

Lubbock. — The pleasures of life. By Sir John Lubbock. London, Macmillan and Co. 1887.

Marsh. — Dinocerata. A. monograph of an extinct order of gigantic mammals by Othniel Charles Marsh. Washington, Government Printing Office. 1887.

Mineral Resources of the United States. — Calendar year 1885. Washington, Government Printing Office. 1887.

Nordau. — Ausgewählte Pariser Briefe. Kulturbilder von Max Nordau. Zweite umg. u. vermehrte Auflage. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1887.

Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der Königlichen Museen zu Berlin, Herausg. von der Verwaltung. I. Jhrg. Heft 1—4. Berlin, W. Spemann.

Palais-Plaudereien aus Berlin. Berlin, Walther & Apolant. 1887.

Pearson. — Die Fronica. Ein Beitrag zur Geschichte des Christusbildes im Mittelalter. Von Karl Pearson. Strassburg, Karl J. Trübner. 1887.

Ranke. — Zur Geschichte Deutschlands u. Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Reley. — Der Nil-Bräutigam. Roman von B. Reley. Leipzig, Reinhold Werther. 1887.

Reezer. — Freundschaft und Ideal. Gedichte von Gottlieb Friedrich Reezer. Herausgeg. von seinen hinterbliebenen Kindern. Danzig, L. Saunier. 1887.

Saliaß. — Eine Million von Graf E. A. Saliaß. Aus dem Russischen übers. von E. von Glehn. Berlin, Richard Wilhelmi. 1887.

Socialismus und Anarchismus in Europa und Nordamerika während der Jahre 1883—1886. Nach amtlichen Quellen. Berlin, Richard Wilhelmi.

Spielberg. — Der Kampf gegen die bestehende Ordnung. Von Otto Spielberg. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Spurgeon. — Nach der Verheißung, oder: Wie der Herr mit seinem erwählten Volke handelt. Von F. H. Spurgeon. Hamburg, J. G. Oncken Nachfolger. 1887.

Staudinger. — Die Gesetze der Freiheit. Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntniss und der Gesellschaftsordnung. Von Dr. Franz Staudinger. I. Bd.: Das Sittengesetz. Darmstadt. L. Brill. 1887.

Stein. — Geschichte des Skatspiels. Von Oskar Stein. Berlin, Wilhelm Baensch. 1887.

Struve. — Landkarten, ihre Herstellung u. ihre Fehlergrenzen. Von H. Struve. Berlin, Julius Springer. 1887.

Supplementary Catalogue of books added to the Lending Departement- Compiled and edited by W. J. Haggerston. London, G. Norman & Son. 1887.

Telmann. — Komteß Clémence. Novelle von Konrad Telmann. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1887.

Tolstoi. — Sewastopol. Skizzen aus der Vertheidigung Sewastopols von Leon Graf Tolstoi. Dresden, Heinrich Minden. 1887.

Uschner. — Eine Pfingstfahrt. Novelle von K. R. W. Uschner. Zweite Auflage. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Vischer. — Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theoder Vischer. Dritte, neudurchges. Aufl. 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887.

Wettering. — Aus der Kunstwelt des Alterthums. Dichtungen von A. Wettering. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Wolff. — Die Lehre Herbarts von der menschlichen Seele. Ein Versuch, dieselbe nach ihren wesentlichsten Beziehungen allgemein verständlich darzustellen und vom Standpunkte der christlichen Erziehungslehre zu beurtheilen. Dem christlichen Lehrer dargeboten von J. Jos. Wolff. Mit einem Vorworte von Dr. Math. Schneid. Düsseldorf, L. Schwann. 1887.

Zerop. — Gedichte von Max Zerop. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Ewin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Weinprobe.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

Ein stattlicher Kirchenfürst Namens Marsilio ward vom Papste nach Korfu geschickt, um daselbst mit einem Abgesandten der griechischen Kirche erneute Unterhandlungen zu pflegen behufs einer möglichsten Einigung zwischen den beiden getrennten und meist ein wenig mit einander verhäkelten Gliedern des großen Körpers der Christenheit. Er war zu solchem wichtigen Amte ausersehen, weil er aus Korfu gebürtig und selbst griechischen Stammes war, wenngleich schon sein Ahnherr bald nach dem Beginne der venezianischen Herrschaft des bessern Fortkommens halber die überwiegende Wahrheit der römischen rechten Lehre erkannt und beschworen hatte. Auch schien er zu Friedensverhandlungen besonders geeignet, weil er an ein friedliches Beisammenleben beider Bekenntnisse gewöhnt und überdies von Hause aus ein mehr behaglicher Herr und nicht sehr kriegerischen Gemüthes war.

Marsilio hatte seinem Geburtslande vor fast zwei Jahrzehnten den Rücken gekehrt und in Venedig dem Dienste der Kirche gelebt. Als ein wohlgeborner und weltkluger Mann war er schnell emporgestiegen und mit ansehnlicher Würde bekleidet und galt überdies besonders im Punkte mannigfaltiger Gelehrsamkeit als eines der erheblicheren Lichter seines Landes und seiner Zeit. Denn er hatte sehr viel Muße, etwas Gutes zu lesen, und ein treffliches Gedächtniß, so daß er seinen Kopf ohne Mühe zu einem wohlgefüllten Speicher wissenswürdiger Dinge machte; nicht für angemessen hingegen erachtete er es, sich selbst der strengen Arbeit des Forschens, Sammelns, Sichtens, Wägens und Ordnens hinzugeben, sondern er zog es vor, sich in Frieden an den fleißigen Werken Anderer zu erbauen und zu belehren. „Es ist keineswegs vernünftig," pflegte er zu sagen, „daß Jedermann sich mit schwerer Arbeit abmühe und seine Kraft verzehre; denn jegliche Arbeit ist nicht um ihrer selbst willen gut und löblich, sondern um eines Zieles willen: wenn aber Jedermann arbeitete und Niemand wäre, der die Früchte dieser Arbeit genösse, so ginge sie ihres Zieles verlustig und wäre nichts als ein leeres Spiel gleich dem Treiben der Kinder, die sich jagen und abhetzen,

ohne zu wissen warum, bloß um des Hetzens und Jagens willen. Es ist nicht vernünftig, daß alle Menschen Maurer und Zimmerleute seien und Niemand die von ihnen erbauten Paläste mit Freuden bewohne. Das herrliche Lusthaus der Weisheit und der freien Künste ist erbaut und wird täglich erweitert und mit neuer Zierde versehen von der emsigen Schar der Gelehrten und Künstler, welche berufen sind, im Schweiße ihres Angesichts Stein an Stein zu fügen. Denn auch Boccaccio der Uebermüthige und Ariosto der Heitere haben ihre goldnen Mären nicht anders geschaffen als mit heißem Bemühen unzähliger Tage und Nächte. Also müssen auch wiederum Andere auserwählt sein, dieses schimmernde Haus zu bewohnen und der lieblichen Aussicht von seinem Dache in seliger Muße zu genießen. Diese aber sind meines Ermessens zuvörderst die Könige und Fürsten, demnächst alle klugen Frauen und endlich die Priester der Kirche. Auch ist es gerade diesen recht und billig; denn sie haben übrigens die allergrößte Last von Sorgen und Nöthen auf ihr Haupt empfangen, so daß sie eines Ersatzes bedürfen: die Könige nämlich tragen die ungeheure Last des Regierens, der Kriege und aller tausend Aengste, die mit ihrem Reiche zugleich sie selber treffen; die Frauen haben das üble Gebären und das Aufziehen der Kinder und dazu die Knechtschaft, unter welche sie von ihren Männern gebeugt worden; die Priester aber das schmerzhafte Uebel der Ehelosigkeit und den Zwang einer unabläßigen Heiligkeit, die Manchem schwerer ankommt als einem lustigen Laien die Sünde. Darum ist es billig, daß sie Alle durch eine besondere Gunst entschädigt werden."

Nach diesem schlichten Grundsatze richtete er sein Leben verständig ein und freute sich ohne unnütze Mühe an allem Schönen und Klugen, das seine Zeit und die vorigen Jahrhunderte geschaffen hatten. Auch scherzte er wohl bei guter Laune einmal über sich selber und nannte sich einen fröhlichen Faulpelz oder einen Schlemmer am Tische der Weisheit oder einen Rosendieb im Garten der Schönheit. Wie es aber in dem Gemüthe fast jedes Menschen einen Widerspruch gibt, der sich nicht reinlich lösen läßt, so vermerkte dieser heitere Herr es bitter übel, wenn etwa ein Anderer eine ähnliche Anmerkung über ihn zu machen sich erdreistete; er hielt im Gegentheil mit allem Eifer darauf, daß ihn Jedermann als einen mit Arbeit überbürdeten und unter derselben täglich schier erliegenden Knecht ansehe und laut bezeichne, und je lauter ihn ein Schmeichler dieserhalb bejammerte, desto mehr vermochte er von ihm zu erlangen.

In allem Uebrigen war er freundlichen und nachsichtigen Gemüthes und hatte viel Wohlwollen für die unteren Stände, deren Armuth er linderte, besonders wo er in einem anständigen Hause junge und anmuthige Frauen fand; denn diese hatte er gern.

Auch während dieser Marsilio auf den ungestümen Wogen der Adria schaukelte, unterließ er nicht, seinen Bestrebungen nachzugehen, sondern las fleißig in einer neuen Ausgabe der Odyssee, welche vor Kurzem in Mailand erschienen war, und erquickte seine Seele an den klaren Gebilden des alten Homer.

Als sich das Schiff nun dem glänzenden Eiland näherte, und die klare Gestalt der Berge und darunter die Fülle des silbernen Laubes sich höher aus der dunkelwogenden Meerfluth hob, kam gleich einem Duft vom Lande her eine Wehmuth über ihn; er gedachte seiner Jugend und sprach stille zu sich selber:

„Gleiche ich nun doch auch jenem Odysseus, von unendlicher Irrfahrt zur traulichen Heimath wiederkehrend; — meiner freilich harret nur eine Schar trotziger Freier, nämlich die streitbaren Herren der irrgläubigen Schwesterkirche, nicht aber, leider! eine sehnende Gattin, noch ein zur Jugendschöne aufgeblühtes treffliches Kind."

Und indeß sein Auge leise sich trübte, lächelten seine Lippen wie beim Anblick eines lichten Bildes und sprachen:

„Es war Nausikaa, die mir nachschaute, da ich das Land der Phäaken verließ — wie sollte ich doch eine Penelope wiederfinden?"

Unter diesen hinschwebenden Gedanken sah er sich dem Ufer und der Stadt zugetragen und stieg mit seinem Gefolge in großer Feierlichkeit ans Land.

Nachdem der Empfang vollendet war, und er sich in dem ihm zugewiesenen Paläſtchen an Bad und Speisen erquickt hatte, kleidete er sich schlicht und schlenderte, einzig begleitet von seinem Lieblingsdiener Spiridon, der auch von Korfu zu Hause war, durch das Gewühl der engen Gassen und des Marktes. Der bunte Anblick erfreute ihn, und er meinte, zu Venedig weder so leuchtende Orangen, noch so zarte Gemüse, noch so silberne Fische gesehen zu haben, als sie hier feilgeboten wurden. Am meisten ergötzte er sich an dem muntern Treiben der Verkäufer, welche hinter ihren Tischen und Körben stehend zugleich mit dem ganzen Leibe wie die Fische zappelten, mit den Armen schlugen wie die Vögel und alle Glieder wanden wie die Schlangen und zugleich mit dem Munde einen solchen Lärm vollführten, daß ein Unkundiger hätte glauben mögen, die Stadt stünde in Flammen oder der grausamste Feind sei eben vor dem Thore angekommen, oder sie wären Alle zum Tode verurtheilt und flehten die Vorübergehenden um Begnadigung an.

Marsilio aber lächelte und sprach: „Wenn diese Leute die Hälfte der Mühe und des Schweißes, den sie dies Toben kostet, auf eine ruhige Arbeit verwendeten, sie wären längst zu Wohlstand gekommen und könnten sich Knechte und Mägde halten, ihre Früchte zu ernten und feilzubieten."

Doch aber hatte er, gerührt durch eine so heftige Strebsamkeit, bereits Dieses und Jenes gekauft und seinem Spiridon übergeben, als ihm hinter einem Stande Orangen und Feigen ein Mädchen ins Auge fiel, welches vielmehr ohne so großes Wesen in geduldiger Trägheit ihrer Zeit harrte, die ihr Käufer bringen möchte. Sie hatte beide Hände zusammengefaltet hinter ihren Kopf gelegt wie ein Kissen und lehnte sich dawider, den bräunlichen Hals sanft zurückbeugend, so daß die zarten Linien desselben reizend hervortraten; so ruhte sie und schaute die wogende Menge aus stillen, trägen Augen an, ohne zu blinzeln, und obgleich diese Augen halbgeschlossen waren, glänzten sie wie Sammet und in einer eigenen herzbewegenden Schönheit.

Als Marsilio dieses stille Mädchen erblickte, zog ihm eine Regung wie ein fernes Klingen durch die Seele oder wie ein Duft von einer Blume, den er einst genossen und nun seit vielen Jahren schon vergessen hatte. Und indem er, geheimnißvoll angezogen, langsam näherschritt, that Jene ihre sammetnen Augen ganz auf und ließ einen Blick auf ihn fallen wie eine wehmüthige Bitte, entweder, daß man ihr Etwas abkaufen oder auch, daß man ihrer Ruhe schonen möge.

Dieser Blick that eine so große Wirkung auf Marsilio, daß er mit einem Schreck zurückwich, sich in der Menge zu bergen; das Heimweh nach einer fernen Zeit ward so groß in ihm, daß er sich mitten im Gedränge nicht der Thränen zu erwehren vermochte.

Er wies aber seinen Diener an, sich die junge Person zu merken und nachher ohne Aufsehen um ihren Namen und ihre Herkunft zu befragen. „Denn es ist mir, als kennte ich sie lange; ihr Auge blickt mir so vertraut entgegen, als wäre es Penelope, die den heimkehrenden Gatten mit heimlichen Augen begrüßt, damit die Freier ihr Erkennen nicht merken."

Dem Spiridon schien solche Rede Unsinn zu sein, denn er wußte, daß sein Herr seit achtzehn Jahren dieses Land nicht betreten hatte; doch schwieg er klüglich, denn er mochte ihm nicht gern sagen: „Siehe, Du hast längst die Zeiten jener ersten Jugend verlassen, in welcher ich und dieses Mädchen blühen; wie sollte dasselbe also Dich als ihren Gatten grüßen?"

So schwieg er und gehorchte dem Auftrage. Das Mädchen aber antwortete mit einer süßen, trägen Stimme:

„Ich heiße Marsilia und bin die Tochter der Jannula von Gasturi."

Spiridon staunte über ihren Namen, und als er die Marktleute weiter nach ihren Umständen befragte, erfuhr er, sie sei ein vaterloses Kind, das nur seiner Mutter Namen kenne; alles Uebrige wisse Gott und der Beichtiger.

Diese Kundschaft hinterbrachte er getreulich seinem Herrn in dessen Wohnung. Als aber Marsilio den Namen Marsilia hörte und die andern Dinge, wandte er sich hastig ab und verhüllte das Haupt in seinem Mantel.

Und als er das Antlitz wieder erhob, glänzte es wie von einem Sonnenstrahl, und er blickte träumerisch in die Ferne und redete in einem sanft singenden Tone vor sich hin, als wenn er, wie er pflegte, sich laut aus einem Buche vorläse:

„Es war einmal ein Mädchen Namens Jannula, das wurde von aller Welt die Schwätzerin genannt, weil es nichts bei sich behalten konnte, weder was es von Andern vernahm, noch was es selbst erlebte. Diese Plauderſucht aber brachte ihr nicht nur vielen Spott und Beschämung ein, sondern wollte ihr auch zu rechtem Unglück ausschlagen; denn es geschah, daß sie von jedem ihrer Liebhaber, deren ihre Schönheit zwar nicht wenige fand, wieder verlassen wurde, weil sie jeden von ihnen durch ihr Ausschwatzen kränkte und zuletzt abstieß. Sobald ihr Jemand den ersten verliebten Blick zuwarf oder ihr etwas Süßes zuraunte oder ihr in entbranntem Verlangen sein Herz ausschüttete, fand sie vor Freude und Stolz keine Ruhe, bis sie ihren Nachbarinnen Alles zugeflüstert hatte bis auf das letzte Wort und die kleinste Geberde des Bewerbers.

„Und weil sowohl die Geberden als auch die Reden der Verliebten von solcher Art zu sein pflegen, daß sie das Lachen derer erregen müssen, welche zur Zeit von dieser seltsamen Leidenschaft nicht geplagt sind, so ernteten die vertrauenden Anbeter das Gelächter und die Neckereien des ganzen Ortes, und das verdroß sie und löschte ihre Liebe aus, so daß sich Jannula in kurzer Zeit von allen Freiern verwaist sah und in Gefahr schwebte, dereinst ohne Liebe

hinzualtern. Das betrübte sie sehr, und sie weinte über sich selbst; allein ihre ungezogene Schwatzhaftigkeit vermochte sie doch nicht zu besiegen.

„Zuletzt entwich sie verzweifelnd in die Einsamkeit des Oelwaldes, um das Schweigen zu lernen, und verweilte ganze Tage lang in einer Bergschlucht in der Nähe des Meeres. Aber auch hier vermochte sie es nicht zu lernen; denn sie hörte um sich her das Rauschen des Windes in den Bäumen und das Plätschern der Meereswellen und das Zwitschern der Vögel; das Alles klang ihr zusammen wie das liebliche Plaudern der Mädchen am Brunnen, und sie konnte nicht anders, sie mußte mit einstimmen und flüsterte immerfort allerlei lustige Dinge vor sich hin und lachte dazu vergnügt, als ob ein Liebhaber hinter ihr stünde und ihr viel Angenehmes sagte.

„Sie war aber ganz zufrieden, daß sie nun mit ihrem Geschwätz Niemandem einen Schaden mehr zufügen konnte.

„Es kam aber nach luftigem Frühlingswehen der erste wolkenlos heiße Tag im Jahre, da alle Winde ruhten, und die schwere Sonnengluth ungemildert auf die Erde fiel. Als Jannula da um die Mittagsstunde von einem kurzen Schlummer im Walde erwachte, erschrak sie, weil kein Rauschen noch Plätschern, noch Summen ringsum zu vernehmen war, sondern Alles verstummt lag, als wäre die Welt um sie her gestorben, und sie merkte, daß sie aufgeweckt worden war durch das grenzenlose Schweigen. Da schauderte ihre Zunge und ward stumm zum ersten Mal. Denn es war ihr, als ob Niemand in der Welt mehr wache, ihr Plaudern zu vernehmen, und als sei es eine Sünde, den Schlummer der Mittagslüfte nur mit einem einzigen Laut zu stören. So lag sie beängstigt, die Hände unter den Kopf gestützt, mit halboffenen Augen, wachend und lauschend auf irgend einen Ton in Nähe oder Ferne, der sie von dem Banne erlöse. Doch flimmernde Bilder huschten verschwimmend über ihre Augen, als ob sie träume, und die sonnenheiße, zitternde Luft drückte schwerer auf ihre Lider.

„Und unter den andern Bildern tauchte die Gestalt eines Jünglings vor ihr auf, der ihr fremd war, vornehm und nicht nach der Sitte ihres Dorfes gekleidet; sie wußte nicht, ob sie etwas Wirkliches sähe oder ein luftiges Gebilde wie eine Wolke.

„Der Jüngling selbst aber ward von einem Schreck betroffen, als sei ihm das verbotene Bild einer Waldnymphe erschienen, und er löste seine Zunge nicht, sondern lehnte stumm an einem Baumstamm und schaute die Liebliche an, bis ihm Thränen süßen Verlangens ins Auge traten. Da ging er zu ihr und wagte es und küßte sie. Und wie er nicht fragte, weigerte sie nichts, sondern schloß die sammetnen Augen ganz und lächelte selig. So schwiegen sie Beide immerfort und küßten sich leise.

„In dieser Stunde hatte Jannula das Schweigen gelernt; als sie in ihr Dorf zurückkam, plauderte sie nicht mehr, und ihre Lippen verriethen nichts von dem Glück, das sie genossen hatte; nur ihre Augen strahlten so wunderbar, daß die Leute heimlich einander zuraunten: „Sie hat einen Gott gesehen."

„Sie aber wußte, daß es die Liebe war, die im Mittagszauber über sie gekommen und ihr die Lippen verschlossen hatte. Denn der große Pan und Eros sind die einzigen Götter, welche Solches vermögen, wie die Alten lehren.

„Und es sind nun fast zwanzig lange Jahre, daß jenes Mädchen geschwiegen hat."

Mit diesen Worten endete Marsilio sein Märchen und versank in Nachdenken oder in Erinnerungen; Spiridon aber wagte nicht, ihn zu stören, denn sein Antlitz sah seltsam aus wie in einer heitern Verklärung. Nach einer Weile jedoch kehrte er sich mit einem leichten Lächeln herum und sprach:

„Mein Spiridon, ich will morgen in aller Frühe zu Fuß und ganz allein nach dem Dorfe Gasturi pilgern, das ich von früheren Zeiten her kenne und werthschätze um seiner schönen Lage willen und um etlicher Erinnerungen willen, welche mein Herz mit Freuden bewahrt. Auch habe ich rühmen hören," setzte er scherzend hinzu, „die Leute seien dort als rechte Enkel der Phäaken meines wackeren Homer noch immer sehr ausgezeichnet in der Kunst, die herzkränkende Arbeit zu vermeiden; solche Kunst aber gedenke ich mit List ihnen abzulernen, um meine Weisheit zu vollenden."

Auf diese Eröffnung verbeugte sich der Diener mit Bescheidenheit; in seinen Augen aber funkelte viel Uebermuth und schlaue Schalkheit, als ob er Etwas denke, was er nicht sagen dürfe.

Am folgenden Morgen that Marsilio nach seinen Worten und machte sich frühe auf die Fahrt.

Es war im Winter, um die Zeit der ersten Olivenernte, leicht und lieblich die Luft, und als die wärmende Sonne ein wenig höher gestiegen war, kam er in das Dorf, das er suchte; dasselbe lag sanft in eine Schlucht geschmiegt wie in ein Bette, das hochzeitlich umkränzt schien mit Oelbäumen, Cypressen und breitschattenden Platanen. Das gefiel ihm wohl, und er lagerte sich in das Gras am Hange des Berges an einer Stelle, von der aus er das ganze Engthal mit den Häusern, Gärten und Weinbergen und darüber hinweg das hügelig absteigende Land weitum bis an den Meeressund überschauen konnte. Er lag im leichten Schatten eines Oelbaums, dessen vielgekrümmtes Gezweig der Wintersonnenschein gleichsam scherzend durchdrang, indem er mit heiteren Lichtern über dem fetten Rasen spielte. Er lag sehr lange und tränkte sein Auge; denn Alles, was er sah, gefiel ihm so, daß er schwur, in allen Landen niemals etwas gleich Schönes genossen zu haben. In feinen Hügeln wellte sich das Land, langsam mit sattem Behagen sich ausglättend zum Meere hin; grün schimmerte das edle Gefilde in aller Fülle des Segens, und der breite Sonnenglanz fluthete fruchtzeugend darüber. Vielmal höher wuchs der Oelbaum und vielmal breiter als in jeglichem andern Lande; auf jedem Baume reifte die Frucht und unter den Bäumen Wein und Korn und reiches Gemüse zwischen lämmernährendem Rasen. So war das Eiland ein rauschender Wald zugleich und ein üppiger Garten. Weit hinten aber, am Golf, erhob sich die zweizinkige Veste der Stadt, von schimmerndem Rauch überkräuselt, und über dem Golf auftrotzende Berge mit Schnee gekrönt; und die zackigen Gipfel der Berge waren von so viel Licht umgoldet, daß er meinte, die olympischen Götter in langem, seligem Zuge leuchtend vorüberschreiten zu sehen.

So weilte er im Schauen gefesselt, und seine Hände waren müßig wie sein Fuß. Dicht vor sich aber blickte er voll in das Dorf hinein, und um sich her

auf dem gedehnten Hang sah er die phäakischen Leute bei der Arbeit, wie es sein Begehr gewesen. Unter den Bäumen hockten die Frauen und sammelten gemächlich die Oliven vom Boden in schöngeflochtene Körbe, indem sie dazu häufig umherspähten, einander zunickten und sehr viel plauderten. Es fiel aber von den Bäumen im Mittagswind ein leise klopfender Regen der edlen Früchtchen hernieder, den Rasen behaglich überstreuend, wie wenn nach einem Wetter die schweren Tropfen sich langsam von den Blättern lösen und mit traulichem Tupfen niederrieseln. Und wenn es einmal durch einen Zufall oder die Gunst eines Heiligen geschah, daß einer Sammlerin eine Frucht gerade in den Schoß oder in den Korb fiel, dann lachte dieselbe herzlich und blickte mit ruhevollem Staunen empor zu den Zweigen über ihr und betrieb solche Dankesandacht ausrastend eine überaus lange Zeit.

So arbeiteten diese, sammelten und nahmen, was die reichhinstreuende Natur ihnen hinwarf, und nichts darüber. Den jüngeren Mädchen aber war ein so schweres Werk nicht anvertraut; jeglichem von ihnen hatte man ein Lamm überantwortet, das es an einem Stricke hielt und grasend um sich kreisen ließ wie um einen schöngeschnitzten Pflock, ohne das Thierchen durch unnöthige Bewegungen zu stören und von der Mutterbrust der Erde abzuscheuchen.

Die Männer wiederum des Dorfes beflissen sich noch andersartiger Arbeit. Bei Weitem den größeren Theil einer jeden Stunde standen sie auf der Gasse in Gesprächen, welche ernst und verständig und sehr anstrengend sein mußten, wie ihre Mienen und Geberden das verriethen. Unterweilen aber stieg Einer um den Andern hinauf zu den Frauen, feuerte sie mit herrlichen Worten zur Arbeit an und kehrte dann emsig zu seinen Gefährten zurück, weiter über das Wohl der Welt und des Landes zu berathen.

So rückte der heitere Morgen vor, und der Tag stieg zu seiner Höhe. Und um die Mittagszeit kamen die Männer alle zusammen, breiteten schön gewebtes Linnen über das Gras, setzten Brot darauf und Oliven, Zwiebeln, frischen Salat und Wein, und also schmausten sie unter den Oelbäumen mit Freuden lange Zeit hindurch. Und auch die Frauen kamen von allen Seiten herbeigewandelt und erhielten ihr gebührendes Theil von den Speisen. Und die bräunlichen Gesichter glänzten allzumal von Frohsinn und freundlichem Behagen.

Dieses Alles sah Marsilio von seiner anmuthigen Ruhestätte aus und hatte seine Lust daran, ein wenig aber auch seinen Spott im Herzen, denn er dachte: „Wahrlich, diese Götterlieblinge verstehen es, die herzkränkende Arbeit mit Sorgfalt zu vermeiden.“

Einen einzigen Menschen sah er unter dem fröhlichen Volk, der ein ganz anderes Ansehen hatte, voll Unrast und Friedlosigkeit immerfort umherspähte und sich von den Genossen abgesondert hielt, auch nicht mit ihnen schmauste, sondern zur Essenszeit allein in sein Haus ging und nach wenigen Minuten schon wieder hervortrat, den Rest seines Brotes unterwegs kauend. Die Andern aber blickten ihm mit spöttischer Verachtung nach und schienen allerlei lose Reden über ihn zu führen.

Marsilio verwunderte sich hierüber, weil der junge Mensch sonst hübsch und

stattlich war, und fragte einen vorübergehenden Alten munteren und ehrwürdigen Ansehens, was es mit jenem abgesonderten Kauz für eine Bewandtniß habe.

„Diesen Mann," versetzte der treffliche Greis, „nennen wir Gaidari, den Esel, weil er nach Art dieser Thiere den ganzen Tag hindurch arbeitet. Er begnügt sich nicht, die abgefallenen Oliven zu sammeln, sondern er erklimmt die Bäume selbst mit unsäglicher Mühe und Gefahr und schlägt unter häufig vergossenem Schweiße die Früchte mit einem Stocke ab, auf daß ihm keine derselben unbenutzt am Zweige zurückbleibe. Auch pflegt er seine Bäume zu kappen und ihre Aeste zu verkrüppeln, damit sie besseres Oel geben. Und nicht anders wüthet er in seinem Weinberge und seinem Feigengarten. Aus diesem Grunde heißen wir ihn Lastesel; denn die Esel schuf Gott, wie Du weißt, o Herr, zu immerwährender schrecklicher Arbeit und nicht wie die Menschen zur Freude."

„Hierin hast Du gewiß recht geredet," sagte lächelnd Marsilio; „allein Du weißt auch, den Esel treibt zur schrecklichen Arbeit nicht die eigene Begierde, sondern der dumpfaufdröhnende Knüttel; was aber treibt nun diesen Mann, den Ihr Gaidari nennt? Ist es etwas Böses, daß Ihr ihn darum so verspottet und verachtet?"

„Das weiß Niemand, Herr, und auch Niemand begreift es. Etwas Böses ist es wohl nicht; denn man hat noch nichts Uebles davon verspürt, aber etwas Gutes kann es doch ganz gewiß nicht sein."

Nach diesem Bescheid ging der Greis und begab sich hurtig an die Arbeit, über diese Fragen des Fremdlings sorgfältig mit seinen Gefährten zu berathen.

Marsilio aber dachte bei sich selber: „Wie sonderbar, daß ein Mensch, der sich durch nichts Anderes als durch eine höchst preisenswerthe Tugend, nämlich die des Fleißes, von seinen Volksgenossen unterscheidet, um eben dieser Tugend willen von ihnen getadelt und verschmäht werden kann! Sollte es denn möglich sein, daß solche Thorheit auch von den weiseren Männern in den Städten begangen werde? Sollte es denn etwa wahr sein, daß wir die Ketzer vornehmlich um deswillen hassen, verfolgen und verbrennen, weil sie an Verstand und anderen Tugenden die meisten Gläubigen übertreffen? Doch dergleichen Problemata sind überaus schwierig zu lösen, und schon daran zu rühren, ist nicht allein unbequem, sondern auch gefährlich."

Um so düstere Grübeleien zu verscheuchen, zog Marsilio etliche Feigen und andere nährende Früchte aus der Tasche und verzehrte sie freudig, nicht ohne einen Stolz, die phäakischen Dorfleute in der Tugend der Mäßigkeit noch übertreffen zu können; dazu trank er aus seiner Feldflasche hintenübergelehnt ein wenig Wein. Nach dieser Mahlzeit schlummerte er ein Weilchen, und als er erwacht war, blickte er wie zuvor ungeregt auf das blühende Land und das Volk, welches dessen genoß.

Und je länger er ruhte, desto fröhlicher ward ihm zu Sinn; all' jene ruhesamen Gestalten der phäakischen Männer und Frauen schienen ihm in einem reineren Licht zu wandeln als andere Menschenkinder und eine edlere Luft zu athmen, und ob sie gleich ärmlich gekleidet und ohne Schmuck waren, meinte er doch, an ihnen gleichsam einen Abglanz jenes Götterzuges über den Bergen zu

sehen, den sie täglich von ferne schauen durften; denn still und heiter war ihr Wandel und festlich ihre Miene.

Also ging der herrliche Tag herum, und die Sonne neigte sich tiefer gegen den Abend. Nun begannen die Frauen mit hohen Krügen zum Brunnen hinabzusteigen, plauderten lange und kehrten in schönem Zuge zurück, indem jegliche hochschreitend den gefüllten Krug über dem Scheitel trug. Sie alle grüßten den Fremdling heiter und gingen vorüber.

Die Männer hingegen machten nunmehr Feierabend; und wie es allerorten den Menschen eine Freude ist, etwas Neues zu erspähen, so betrachteten diese den fernher gekommenen Gast, der so lange auf ihrem Rasen ruhte, und indem sie sich unmerklich in einem weiten Halbkreise um ihn her aufstellten, rückten sie ihm langsam von allen Seiten näher, wie wenn ein Trupp hochgehörnter Rinder einen fremden Mann bestaunt, der nicht ihr Hirte ist.

Als Marsilio dies sah, stieg der Schalk in seinem Busen auf, und er beschloß, sich einen Scherz mit den Leuten zu machen. Also that er den Mund auf und sprach:

„Ihr Männer von Gasturi, hört, was ich Euch zu sagen habe.

„In der berühmten Stadt Venedig, allwo ich hause, geschah es einmal, daß ein wohlgesinnter Mann an einem Kanale entlang wandelnd auf den Steinen des Ufers viele starke Männer liegen sah, welche, statt anderer Arbeit, eifrig damit beschäftigt waren, sich von der Sonne bescheinen zu lassen. Er trat freundlich zu ihnen und verhieß mit einem Schwur demjenigen eine Zechine zu schenken, welcher ihm beweisen möchte, daß er unter all seinen faulen Genossen der Faulste sei. Da sagten sie ihm alle voll froher Hoffnung, der Eine dies, der Andre jenes, um zu beweisen, daß er der Allerfaulste sei. Der Letzte aber sprach: „Siehe, o Herr, ich liege, und die Sonne sticht mir scharf in die Augen und blendet mich heftig; ich aber bin trotz dieses Schmerzes zu faul, die Lider zu schließen, und ob mich gleich heftig verlangt, von der Mühe des langen Liegens mich mit einem Schläfchen zu erholen, bin ich dennoch zu faul, einzuschlafen. Glaube mir, ich bin der Faulste."

„Da erstaunte der wohlgesinnte Mann und sprach:

„Ohne Zweifel bist Du der Faulste und hast den Lohn nach meiner Verheißung füglich wohl verdient. Nimm hier die Zechine und stecke sie zu Dir."

„Als er das sagte, sah der Faule mit einem schmerzlichen Blicke zu ihm auf und sprach:

„Ach, Herr, wie sollte ich es denn fertig bringen, die Hand zu erheben und das Geld zu ergreifen? Nein, sondern Du mußt es mir selbst in die Tasche stecken."

„Da erstaunte der wohlgesinnte Mann noch mehr und that unverzüglich nach seinem Begehren.

„Zugleich aber nahm er seinen Stab und walkte ihn nach allen Kräften durch, in der Hoffnung, daß er seine Glieder rühren und davonlaufen möchte. Jener aber lag ganz still und schaute nur mit beweglicher Bitte zu ihm empor.

„Da zog der gerührte Geber eine zweite Zechine hervor, steckte sie ihm zu und sagte milde:

„Wer das, was er ist, ganz ist, der ist ein echter Mann und verdient doppelten Lohn."

„Mit diesen schönen Worten ging er nachdenklich seines Weges.

„Eine ähnliche That nun, Ihr wackern Leute, bin ich gesonnen, heute an Euch zu thun, um mir Eure Freundschaft zu erwerben. Seht her, hier ist ein wohlgeprägtes Silberstück venezianischer Münze: das soll demjenigen zu eigen gehören, der an diesem Tage in Eurem Dorfe der Allerfaulste gewesen ist. Da ich selbst aber nicht Alle zugleich in jedem Augenblicke gesehen habe, so berathet Euch jetzt sogleich friedlich miteinander und zeiget mir den Würdigen, dem Ihr den Preis am liebsten zuerkennt."

Ob solcher Rede schüttelten die Männer ihre Köpfe, zweifelnd, ob sie dem Ernst seiner Miene trauen sollten. Denn er hatte mit feierlicher Stimme geredet, als ob er vor ihnen auf der Kanzel stünde. Da sie jedoch das blinkende Silberstück in seiner Rechten ein wenig länger betrachteten, schwoll ihnen der Muth und die hoffende Lust, es zu erwerben. Sie wichen zurück, ihre Reihen lösend, und vereinigten sich wieder zu wechselnden Gruppen in eifriger und sorglich wägender Berathung.

Nach einer langen Zeit aber, während Marsilio sich herzlich an seiner Schalkheit ergötzte, traten sie wieder zu ihm mit sehr feierlichen und fast betrübten Mienen, und jener Alte, der ihm zuvor Auskunft gegeben, sprach zu ihm mit bescheidener Rede:

„Herr, wir haben Deine Worte wohl überdacht und sind zu einem gemeinsamen Schlusse gekommen: es ist an diesem Tage in diesem Dorfe nur ein Einziger ganz faul gewesen; alle Andern haben ihre Arbeit nach rechtem Maß gethan und mit ihren Händen so viel erworben, als sie für ihres Leibes Nothdurft brauchen. Der Einzige, welcher gar nichts that und ganz müßig war, lieber Herr, bist Du selber. Denn Du hast den ganzen Tag hindurch auf dem Rasen gelegen, ohne Dich zu rühren, und hast Dir nicht einmal die Mühe gemacht, ordentlich zu essen, wie Christen thun, sondern hast aus der Tasche geknabbert und aus der Flasche gesogen. Ja, Du mochtest nicht einmal Deine Augen aufmerksam herumwenden, nach den Oliven zu blicken und andern nützlichen Dingen, wie wir an Feiertagen thun; vielmehr hast Du immerfort nur gerade vor Dich hin ins Weite gestarrt, wie ein Säugling, der noch nicht gelernt hat, eine einzelne Sache fest ins Auge zu fassen. Denn Du wirst nicht sagen wollen, daß es dahinten auf den kahlen Bergen oder gar am Himmel etwas Rechtes zu sehen gebe. Ein solcher Müßiggang ist in unserem Lande an einem erwachsenen Manne noch niemals beobachtet worden.

„Darum ist unsere Meinung diese: die Silbermünze gebührt Dir allein und Keinem unter uns: es sei denn, daß Dir die Mühe zu groß wäre, sie wieder einzustecken oder in der Hand festzuhalten; in solchem Falle wollen wir sie gern an uns nehmen und zu einem angenehmen Zwecke verwenden."

Ueber diesen Bescheid ward Marsilio im ganzen Angesichte roth vor Zorn; denn es hatte noch nie ein Mensch gewagt, auch nur im Scherze ihm eine gleich schwere Wahrheit zu sagen, geschweige denn in so ruhigem Ernst, wie ihn der wackere Greis und die Andern in ihren Zügen zeigten. Er fand jedoch im

Augenblick nichts Triftiges darauf zu erwidern, das die einfältigen Köpfe eines Bessern hätte belehren können, und schämte sich auch ein wenig, ihnen seinen großen Aerger offen einzugestehen.

Darum ersann er etwas Anderes, um sie doch vorläufig ein Weniges zu strafen für ihren Urtheilsspruch, und sagte:

„Nicht doch, meine Lieben, sondern da ich das Geld nach Eurem höchst gerechten Spruche zurückerhalten habe, so will ich es zum andern Mal im entgegengesetzten Sinne als Preis aussetzen; nämlich ich will sie dem Fleißigsten unter Euch geben, oder richtiger, dem einzig Fleißigen, welcher in diesem ganzen Thale als einem Thale des Müßiggangs und der Laster zu finden ist: das aber ist jener Mann, den Ihr mit nichtsnutzigem und höchst albernem Spotte Gaidari, den Esel, nennt. Dieser erhält den Preis als einer, der dessen wahrhaft würdig ist."

Hiernach ließ er sich von den etwas verdutzten Leuten das Haus des Gaidari Genannten weisen, trat ein und bat um ein Nachtlager und ein Abendbrot, wofür er ihm als Entgeld das Silber bot. Denn es war unterdessen spät geworden und dunkelte, und es behagte Marsilio nicht, bei nächtlicher Weile den Weg zur Stadt noch zurückzulegen; auch hatte er noch etwas Anderes in diesem Dorfe zu verrichten im Sinne.

Gaidari, welcher mit seinem rechten Namen Artemisios hieß, sagte nicht Nein, sondern machte sich hurtig daran, den beiden Forderungen des fremden Gastes Genüge zu thun. Dabei fand nun Marsilio gute Gelegenheit, seinen Wirth in der Stille zu beobachten, und er bemerkte, wie derselbe sich allerdings mit einer kläglichen Rastlosigkeit tummelte und nicht leicht die Zeit eines einzigen Herzschlages oder Augenblickes vergehen ließ, ohne irgend etwas Nützliches zu vollbringen. Ja, wo es irgend anging, sah er ihn auch mehrere Dinge zu gleicher Zeit betreiben: während er mit den Armen das Holz klein hackte, mühte er sich zugleich schon mit dem Munde, das Feuer auf dem Herde anzublasen und trat mit dem Fuße ein Brett, welches in einfacher Weise eine Oelpresse in Thätigkeit setzte. Ebenso, während er mit der linken Hand das Hühnchen, welches er zwischen den Knieen hielt, hastig rupfte, klapperte die rechte schon mit Tellern und Schüsseln auf dem Tische, und dabei spähte sein Auge unruhig umher, ob sich nicht noch ein weiteres Werk zugleich abthun ließe. Bei allen diesen Verrichtungen aber machte er ein trübseliges und fast ängstliches Gesicht, als ob er es immerwährend peinlich beklage, daß ihm die Natur eine so sehr geringe Zahl von werkfähigen Gliedern bewilligt habe.

Als er nun solcherart in unglaublich kurzer Zeit angerichtet und den geistlichen Herrn höflich, doch ohne recht anmuthende Freudigkeit an seinen Tisch genöthigt hatte, setzte er sich ihm gegenüber und begann hastig zu kauen und zu schlucken, wobei er immer noch munter umheräugte und oftmals plötzlich aufspringend zwischen zwei Bissen schnell noch eine kleine Arbeit anfing und vollendete. Von dem Wein genoß er nur ein paar Tropfen, die er mit so viel Wasser mischte, daß diese fade Flüssigkeit kaum durch einen leichten Anflug von Roth ermuntert wurde. Auch verhielt er sich stumm und zeigte geringe Lust zu guter Unterhaltung.

Der Gast jedoch, welchen der Sonderling ergötzte, begann trotzdem ein Tisch-

gespräch und fragte ihn, nachdem er erst vergebens anschleichend ein wenig umhergeredet, gradezu und ehrlich, wie es komme, daß er allein mitten in einem Volk behaglicher Faulpelze sich so ruheloser Arbeit annehme, obgleich diese ihm doch nach allem Augenschein weder selbst rechtes Vergnügen mache, noch ihm unter den Leuten Ehre eintrage, vielmehr sogar das gerade Gegentheil zu bewirken scheine.

Gaidari entgegnete, ohne seine sauertöpfische Miene sonderlich aufzuhellen:

„Ich habe mir's angewöhnt; die Ruhe ist mir ein Greuel, außer wenn ich fest schlafe."

„Seit wie langer Zeit aber," forschte Marsilio weiter, „hast Du diese Angewöhnung?"

Jener dachte nach und erwiderte:

„Seit mein Vater zu Schiff ging, um Gold zu erwerben, und ertrank."

„Ließ er Dich ganz allein in der Heimath zurück?"

„Auch meine Mutter."

„Und für sie mußtest Du frühzeitig arbeiten?"

„Ich that's, weil es ihr schwer ward, und sie sich unmäßig um ihren Mann grämte. Es gibt nichts Grausameres, als wenn ein armes Weib mit ihrem Kinde ohne den Schützer zurückbleibt."

Marsilio zuckte zusammen, als habe ihm Jener einen Schlag versetzt, wischte sich dann mehrmals den ausbrechenden Schweiß von der Stirn und schwieg eine Weile, als wäre er verlegen. Endlich aber hub er doch von Neuem an:

„Machte Dir damals die Arbeit Vergnügen?"

„Damals sang und pfiff ich bei der Arbeit wie die Andern."

„Und seit wann nicht mehr?"

„Seit meine Mutter todt ist."

„Und doch arbeitest Du rastlos weiter, obschon Du für Niemand zu sorgen hast und für Dich nichts bedarfst, nicht einmal Wein?"

„Was soll ich anders thun, um die Zeit hinzubringen?"

„Die Ruhe nach mäßiger Arbeit ist ein freundlicher Genuß."

„Nein. Mir nicht. Nichts greulicher, als wachend zu liegen, ehe ich schlafen kann."

„Allein die Mitte zwischen Schlaf und Wachen, nämlich das Träumen, ist ein anmuthiger Zeitvertreib."

„Ich kenne keine Träume, und wünsche sie nicht zu kennen; denn sie sind nutzlos und etwas Unwirkliches."

„Dann freilich magst Du auch kaum verstehen, wie man sogar im vollen Wachen und freiwillig sich die süßesten Träume vorgaukeln, wie man ruhend sich so herrliche Bilder vor die Seele zaubern kann, daß sie trotz ihrer luftigen Unwirklichkeit doch Dem, welcher sie erzeugt, ein köstlicheres Glück gewähren als alle leibhaften Genüsse, die er mit seinen Händen greift! Nur ein anderes Glück noch ist jenem gleich oder ähnlich, ob es schon ebenfalls nur halb etwas Wirkliches zu nennen ist, nämlich das sinnende Entzücken an den schönen Dingen der Welt um uns her, die uns zwar nach unserm Vortheil nichts angehen, aber doch unser Auge erfreuen, sei es nun der leuchtende Himmel oder das Meer oder ein

Berg oder ein Baum oder ein Gemälde, das dieses Alles nachahmt, oder auch ein lebendiges schönes Menschenbild. Und noch ein drittes Glück gibt es — aber sage mir doch eines: hast Du niemals ein holdseliges Weib mit ruhendem Genießen oder sanftem Begehren angeschaut?"

„Nein," sagte der Jüngling, „niemals habe ich so Etwas begangen; denn ich weiß, daß die Frauen geringere Geschöpfe sind als wir Männer; wie sollte es mir also einfallen, sie so wunderlich anzustarren ohne jeden Nutzen?"

„Wie bist Du dessen so gewiß, mein Sohn, daß es ohne Nutzen wäre? Freilich Geld bringt es nicht ein, noch ähnliche Güter, aber ich sage Dir, es könnte Deinem Herzen vielleicht die Ruhe gewinnen, deren es jetzt ermangelt, daß Du fortan mit Frieden arbeitetest und mit Freuden, wie zu der Zeit, da Deine Mutter lebte, ohne Hetzen und ohne Hast, wie ein Mensch und nicht wie ein Lastesel. Denn es kann die Liebe zu einem schönen Weibe so Wunderbares wirken, daß sie das Herz eines Mannes auf viele Jahre mit Süßigkeit durchtränkt und er noch spät in Seligkeit von vergangenem Glücke träumt, als wäre es immerdar von Neuem gegenwärtig. Die liebliche Sehnsucht ist es, welche solche Wunder schafft."

„Ich aber habe andere und weit üblere Wunder von solcher Sehnsucht nach einer vergangenen Liebe gesehen," versetzte Gaidari, „nicht allein an meiner Mutter, da ihr der Gatte entrissen wurde, sondern fast noch mehr an einem anderen Weibe hiesigen Ortes, welches auch von dem Manne verlassen ist, den sie liebte und den sie ihren Gatten nennt, ob ihn gleich Niemand kennt noch gesehen hat. Dieser Frau hat die Sehnsucht und der Schmerz so sehr den Verstand verwirrt, daß sie seit all den Jahren, es mögen wohl ihrer zwanzig sein, an jedem Morgen den Berg dort hinter Gasturi hinaufsteigt, um nach dem Schiffe jenes Entschwundenen auszuspähen; denn die Thörichte bildet sich ein, ihn auf eine so große Entfernung erkennen und von anderen Landenden unterscheiden zu können: daran merkt man vornehmlich die Verkehrtheit ihres Sinnes, ob sie gleich sonst bei gutem Verstande scheint, und auch an dem Andern, daß sie immer noch auf seine Heimkehr inbrünstig hoffend vertraut, da er sie doch ohne allen Zweifel über andern Weibern zehnmal vergessen hat. Sieh, o Herr, solche Früchte der Sehnsucht und Liebe habe ich hierzulande gefunden und bin nicht lüstern geworden, solche zu pflücken."

Unter dieser Erzählung des Jünglings waren die Augen des geistlichen Marsilio groß und starr geworden, und seine Lippen zuckten sonderbar, wie wenn ein Kind mit Thränen kämpft; und zuletzt fragte er leise, daß es fast zagend klang:

„Wie heißt dieses treugesinnte Weib?"

„Jannula heißt sie," antwortete Gaidari, „und Du kannst sie morgen sehen, wenn Du früh genug auf bist."

Marsilio redete nun nichts mehr, sondern sank in Sinnen und trank viel Wein, der ihm die träumerische Sehnsucht nährte; Gaidari aber stand auf, schnitt seinem Vieh das Futter vor und that viele andere nützliche Dinge.

Am andern Morgen erhob sich Marsilio sehr frühe von seinem Lager und schritt eiligen Fußes durch die thauige Frische jener Höhe entgegen, welche ihm

Gaidari bezeichnet hatte. Je weiter er hinaufstieg, desto leichter wurde sein Tritt und desto glänzender sein Auge; seine Seele weitete sich und ward wieder jung wie in andern Tagen, und er sprach freudig zu sich selber: „So ist es erwiesen, daß die Zeit keine Macht hat über ein heiter empfindendes Herz! Denn dies Herz will überquellen vor süßem Verlangen nach der Geliebten meiner Jugend. O, Penelope! O, Penelope!"

Er rief das Wort jugendlich frohlockend in die sonnige Weite hinaus, und plötzlich, da der Pfad, auf welchem er stieg, eine rasche Wendung machte, sah er auf einem erhöhten Vorsprunge gegen den lichten Morgenhimmel ein Frauenbild stehen, dessen Schönheit seinem Auge vertraut erschien, schlank, von hoher Haltung, das Antlitz ihm abgewendet, mit dem Blick aufs Meer hinaus. Die spähenden Augen hatte sie mit der Hand überschattet und den so erhobenen Schleier füllte der Morgenwind.

So sah er das Weib wieder, das einst seine Jugend beglückt hatte, und sein verlangendes Herz schwoll in neuer Wonne. Doch da er etliche Schritte weiter gethan hatte, und die Frau ihm ihr Antlitz entgegenkehrte, da sah er etwas Anderes, als seine schwärmende Seele sich erhofft hatte; denn ob er gleich Zug um Zug die ehemals Geliebte wiedererkannte, so war doch der Reiz der Jugend ganz von ihr gewichen, und nur die todte Spur der alten Schönheit war in den edlen Linien zurückgeblieben. Allen Duft und Schimmer aber hatte die Zeit und die lange Sehnsucht hinweggezehrt, nur daß in den braunen Sammetaugen noch ein matter Widerschein aus alten Tagen glomm.

Marsilio seufzte bei diesem Anblicke aus tiefster Seele auf und klagte bei sich selber: „Wie ist es doch so trübselig in der Welt bestellt, daß die herrlichste Schönheit und die feurigste Jugend vergeht wie der Rauch in der Luft, und ist heute ein trüber Schatten geworden, was gestern die Wonne unserer Augen war!"

So dachte er, bekümmert, erschrocken und beschämt und trat verlegen einen kleinen Schritt zurück; die Frau aber, sobald sie ihr Auge ihm zugewandt hatte, streckte die Arme aus, brach aufschluchzend in die Kniee und rief:

„O, Du mein Gatte und Herr, Du bist gekommen, mich heimzuholen."

Da ergriff ihn eine große Wehmuth und viel Mitleid, und er hatte etliche Mühe, sich selbst zu trösten: „Sieh, wenn die mütterliche Natur selbst so treulos ist, einem armen Weibe die holden Gaben der Jugend und Schönheit in wenigen Jahren zu rauben, wie sollte ein schwaches Menschenkind doch festeren Sinnes sein? Und wie war es doch mit jenem Odysseus? Hat er seiner edlen Gattin die Treue mit ganzer Strenge gehalten? Nein, sondern er hat sich sowohl mit der Kirke als mit der schönen Nymphe Kalypso in Liebe ergötzt, unbeschadet aller Sehnsucht nach dem Jugendgemahl! Solche Sehnsucht aber habe auch ich heute redlich empfunden, und nicht heute allein, sondern auch schon gestern und ehegestern. Die holde Nausikaa aber, welche ihn liebte und ihm viel Gutes gethan, hat er unbekümmert verlassen und nicht weiter an ihr schmerzliches Geschick gedacht: in diesem Vergleich habe ich mich sogar redlicher bewiesen als Jener, doch schreibe ich dieses Verdienst nicht mir, sondern dem Christenthume zu, welches unsere Herzen läutert: denn ich mußte zwar auch wie er das Mädchen, das mich liebte, verlassen, um zu meiner Braut und Gemahlin, der Kirche, heimzukehren; aber ich bin doch nun wieder gekommen, die Gute zu trösten!"

Mit solchen Gedanken beruhigte er das große Unbehagen, welches ihn bei den Worten des treuen Weibes übermannt hatte. Und er legte die Hand freundlich segnend auf ihr Haupt und sprach mit geistlicher Stimme:

„Gute Frau, freilich bin ich gekommen, Deine Seele heimzuholen und aus ihrer Trübsal aufzurichten. Zuvörderst aber mußt Du erfahren, daß ich um meiner Sünden willen ein Priester meiner Kirche geworden bin, und Du weißt, daß unsere römische Lehre den Geistlichen verbietet, ein Weib zu nehmen, damit sie um die weltlichen Freuden nicht ihre heiligen Pflichten versäumen. Aber wäre auch das nicht, so würde es uns dennoch nicht mehr ziemen, an uns selbst und unsere Lust zu denken; denn wir sind Beide alt geworden, und dem Alter steht es besser an, sein selbst zu vergessen und einzig für das Glück des jungen Geschlechtes zu sorgen, das wir uns erzeugt haben, und das zu unsern Füßen herangewachsen ist. Ein Vater, dem ein Kind geboren ist, hat mit diesem Augenblicke aufgehört, im weltlichen Sinne zu leben und hat sein eigenes Wesen, sein Glück und seine Hoffnung freiwillig hinübergepflanzt in ein neues Geschöpf, das an seiner Statt den Funken des irdischen Lebens weiter tragen soll. Er selbst aber wird nur noch für sein Kind sorgen und außerdem für seine unsterbliche Seele, die nichts mit diesen Dingen der Erde gemein hat. Und dieselbe Entsagung ziemet nicht minder einer Mutter. Ich habe nun aber bereits mit Freuden in Erfahrung gebracht, daß Du mir eine Tochter geboren und nach meinem Namen getauft hast: laß uns also fortan nur noch an diese denken und zusehen, wie wir für ihr Glück und Wohlsein am besten sorgen können."

Während der geistliche Marsilio diese herrlichen Worte sprach, erfaßte ihn immer mächtiger eine Rührung über die Schönheit seiner Gedanken und die Trefflichkeit seiner Gesinnung, und was im Anfang nur die Ausflucht einer gutmüthigen Verlegenheit gewesen, ward ihm unter dem Reden selbst zu einer aufrichtigen Meinung, und es erwuchs wie eine Blume in seiner Brust eine Liebe zu der Tochter, die er zwar nur ein einzigesmal und von ferne gesehen, in welcher ihm aber all' jene Schönheit wieder erstanden schien, die von der Mutter gewichen war. Und er ward nun zu dieser Stunde von allem Eifer erfüllt, in Treuen für ihr Glück zu wirken und zu opfern, soviel er opfern könne.

Das Weib aber, Jannula, kniete vor ihm in langem Schweigen, und dann nahm sie die beringte, schöne Hand des Mannes, hielt sie neben die ihrige, welche rauh war von Arbeit, und sagte:

„Diese Hand ist zu schön geblieben für mich; sie darf mich nur noch segnen. Ich bin zufrieden mit meinem Glück, wenn Du meiner Tochter ein Vater sein willst."

Mit diesen wenigen Worten begrub sie die sehnsüchtige Hoffnung der langen Jahre. Und sie küßte seine Hand mit demüthigen Thränen.

Da ward seine Rührung noch stärker, und er fragte mit bewegter Stimme, die nicht mehr geistlich, sondern menschlich klang:

„Was soll ich unserer Tochter geben, das für ihr kindliches Herz das Köstlichste und Liebste wäre?"

Jannula antwortete ohne Zaudern:

„Das Beste, was ein Weib auf Erden gewinnen kann, ist ein Gatte, der

treu und dauernd an ihr hängt, bei ihr weilt, mit ihr arbeitet und ihren Kindern ein Vater ist. Wenn Du ihr den geben kannst, darf sie nichts weiter begehren."

Marsilio wandte sein Antlitz ein wenig abseits und strich sich mit der Hand über die Stirn, denn er fühlte, wie eine starke Röthe ihm bis dort hinaufstieg, und er sagte sanft:

„Ich will streben, ihr einen solchen Gatten zu finden, und ich hoffe, daß es mir gelingen wird. Sende das Kind mir morgen hinab in die Stadt, daß ich mich seines Anblicks erfreue und sein Herz erforsche, damit ich wisse, wie ich am besten sein Glück erbauen kann. Jetzt aber laß mich von hinnen gehen zu stiller Sammlung, denn die Gewalt dieser Erinnerungen greift allzu heftig an meine Seele."

Hiernach legte er die weiche Hand noch einmal auf ihr Haupt und wandte sich des Weges hinab, den er gekommen war.

Als er im Wandern noch einmal umschaute, sah er das Frauenbild aufgerichtet stehen und starr hinausblicken, nicht dahin, wo er ging, sondern auf das Meer, das ihn einst in die Ferne hinausgetragen.

Er kam nun wieder hinab zu seinem Wirthe Gaidari und fragte diesen sogleich sorgfältig aus, was er von der Jungfrau Marsilia wisse und wie sie ihm gefalle; denn es war ihm unterwegs ein besonderer Gedanke aufgestiegen, der auch Jenen betraf.

Gaidari aber erwiderte kurz und kühl:

„Ich weiß nichts Gutes von ihr zu melden; sie ist unter vielen Faulen im Lande die Faulste, unlustig zu allem Thun und nicht einmal munter genug, auf dem Markte die Käufer anzurufen; sie ist von Hause aus eine Träumerin."

Marsilio ward betroffen über einen so übeln Leumund seiner Tochter und fragte:

„Sollte also ihre Mutter sie nicht gut erzogen oder ihr vielleicht auch selbst ein falsches Beispiel gegeben haben?"

„Nein," versetzte Gaidari, „Jannula ist eine wackere Frau und würde ein gutes Muster für ihre Tochter sein; vielmehr ist für sicher zu erachten, daß diese den schlechten Hang als eine Erbschaft von ihrem landstreichenden Vater überkommen habe."

Auf diese Rede wandte der geistliche Mann sich zornig ab und verließ mit flüchtigem Abschied den Gastfreund, der ihm verwundert nachschaute, sich dann aber sogleich mit großer Hast an seine Arbeit begab.

Nach solchen Erlebnissen kehrte Marsilio endlich in die Stadt zurück, und nachdem er sich reichlich ausgeruht, erzählte er seinem vertrauten Diener Spiridon getreulich Alles, was ihm auf seiner Wanderfahrt begegnet war; denn er hoffte von dem gewandten Menschen einen brauchbaren Rath zu empfangen betreffs der Verheirathung seiner Tochter.

Dieser Spiridon aber war ein Schlaukopf, gewinnlustig und in allen Welthändeln durchaus gerieben. Derselbe hatte sich noch während sein Herr redete, hurtig sein besonderes Plänchen geschmiedet.

„Wie wäre es," dachte er, „wenn du dieses Töchterlein selbst heirathen

dürftest? Erstens ist es ehrenvoll und sehr vortheilhaft nicht allein für die Seele, sondern fast mehr noch für das irdische Theil, der Eidam eines fetten Kirchenlichtes zu sein, und zweitens ist das Persönchen hübsch, und auch dieses ist eine Eigenschaft, aus welcher ein kluger Ehemann manchen Gewinn herausschlagen kann, auch ohne seiner Ehre zu schaden, und drittens ist es überhaupt an der Zeit, daß ich ein seßhafter Mann daheim werde und aus dem Dienste meines Herrn ungebüßt entkomme. Es könnte doch sein, daß er trotz der Trägheit seines Sinnes einmal einen Argwohn schöpfe und mir einen Theil meines redlichen Gewinnes wieder abjage. Denn bei aller Gutmüthigkeit ist er in dem Punkte so engherzig wie alle Dienstherren, daß er seinem Knechte keinen andern Lohn der Arbeit gönnt, als den er selbst ihm aus freien Stücken auszahlt, und doch beträgt derselbe kaum den zehnten Theil dessen, was ein geschickter Diener ohne Aufsehen erübrigen kann."

Solche Gedanken gaben ihm Lust zu der Sache; doch fürchtete er ernstlich, eine Fehlbitte zu thun, und beschloß deshalb, lieber einen krummen Weg zu wandeln, der ihm ohnehin vertrauter und lieber war als der gerade.

„Es wird nicht ganz leicht sein," sagte er deshalb bedächtig, „einen soliden Freier heranzulocken für ein Mädchen, dessen Vater sich ein wenig lange im Verborgenen hielt. Es käme also vor Allem darauf an, diesen Mangel durch ein sehr reichhaltiges Heirathsgut zu ersetzen."

Marsilio nickte bestätigend, machte aber doch ein bedenkliches Gesicht. „Du weißt," sagte er, „es ist mit meinen jährlichen Einkünften so bestellt, daß ich sie immerdar bis auf den letzten Heller verausgabe und meist noch Etwas darüber; wie sollte ich also eine beträchtliche Summe für eine solche Aussteuer noch nebenher herbeizaubern, ohne mich in unziemliche Schulden zu stürzen?"

„Das ist nur zu wahr," bemerkte Spiridon mit einer unschuldsvollen Miene; „es würde also nöthig sein, daß wir um des lieben Kindes willen uns eine Zeit lang etliche kleine Entbehrungen auferlegen, wie auch andere Väter thun, wenn ihre Töchter heirathsfähig werden. Wir könnten dann wohl gar Manches ersparen —"

Der Geistliche seufzte. „Das können wir. Das müssen wir. Ich sehe, es ist nothwendig. Allein wo sollen wir beginnen mit der Sparsamkeit? Ich finde bei schärfstem Spüren nichts, das wir entbehren könnten —"

„Wir könnten vielleicht ein Paar Dutzend neuer eingebundener Bücher oder kostbarer Handschriften jährlich weniger kaufen?"

„Mein Sohn, das wäre wider die Würde der Wissenschaft."

„Oder wir könnten an den gemalten Bildnissen Euer Hochwürden und schöner Frauen ein wenig sparen?"

„Sollen zehn gottbegnadete Künstler verhungern um eines Mägdleins willen?"

„Man könnte den Weingenuß bei den großen Gastmählern einschränken."

„Soll ich, der ich ein Vorbild für Andere sein will, die gute Sitte mit Füßen treten?"

„So könntet Ihr selbst Euch ein Jahr lang des feinen Weines enthalten und Krätzer trinken."

„Du bist ein Narr und ein Unverschämter. Ich bedarf der Stärkung in meinem schweren Amte, das ich zum Besten Anderer verwalte."

„Dann müssen wir etwas Anderes ersinnen."

„Ersinne es."

Spiridon verstummte für eine Weile; dann sprach er ruhig:

„Ich habe es ersonnen."

„So sprich."

„Wir müssen die große Ausgabe für den Wein ersparen, das Geld für die Ausstattung verwenden und dennoch das köstliche Getränk uns auf andere Weise verschaffen."

„So werden wir es stehlen müssen."

„Da sei Gott vor, daß wir jemals Diebstahl oder Betrug begingen! Sondern wir wollen uns den Wein von den Freiern unserer Tochter selbst nach ihrem freien Willen ins Haus liefern lassen."

„O, thörichter Schwätzer! Um Freier zu finden, bedürfen wir der Aussteuer, und um die Aussteuer zu erschwingen, bedürfen wir der Freier! Das ist für jeden Kenner der Logik ein circulus vitiosus, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ein unlösliches Problema."

„Welches Lob erhielte ich also, wenn ich das Unlösliche löse? — Ist es nicht richtig: je größer die Aussteuer sein wird, desto mehr Freier werden sich melden?"

„Ich zweifle freilich nicht daran."

„Wenn Ihr also von jedem Bewerber auf irgend eine kluge Weise eine gewisse Schatzung als Einlage erheben könntet, so würde der sichere Erfolg sein: je mehr Ihr bietet, desto mehr werdet Ihr empfangen."

„Das ist listig erdacht und dennoch einem plumpen Verstande entsprossen. Glaubst Du denn wirklich, es würde einem Diener der Kirche würdig zu Gesichte stehen, mit Leib und Seele einer Christin, nicht zu sagen der eigenen Tochter, ein Kaufgeschäft zu treiben, ja noch mehr, die seltene Waare gleichsam in einem Glücksspiel gegen einen Einsatz zu verloosen?"

„Wie sollte ich doch Euch, Herr, den ich kenne, einen so schändlichen Rath geben? Ihr mißversteht mich; verzeiht mir, daß ich meinen Vorschlag nicht in die richtigen Worte zu kleiden wußte; denn auf die Kleidung kommt, Ihr wißt es, hier wie beim Menschen Alles an. Höret also: ist es nicht Eure Absicht, für das Kind den besten und würdigsten Mann herauszusuchen, der auch zugleich bereit wäre, es zu nehmen?"

„So ist es."

„Wie wollt Ihr den nun finden, da Ihr selbst im Lande fremd geworden seid und auf das Gerede der Leute wenig zu geben ist?"

„Darin eben liegt für mich die Schwierigkeit."

„Nun also. Ihr müßt selbst die Leute auf eine Probe stellen, und wer sich in dieser als der Tüchtigste erweist, den wählet!"

„Ein seltsamer Einfall! Was aber sollte das für eine Probe sein?"

„Ist nicht der fleißigste und geschickteste Mann der tüchtigste? Müßiggang ist aller Laster Anfang, der Fleiß aber nicht allein die Wurzel, sondern zugleich

auch die Krone und Blüthe aller Tugenden. Wer fleißig ist, der hat nicht Muße, an Böses zu denken, wer aber faul ist, dem ruhet die Sünde vor der Thür. Sollte es nun schwer sein, den Fleißigsten zu erproben? Nein! Schreibet eine nützliche und große Arbeit aus: wer sie am Besten und Feinsten vollbringt, der ist der tüchtigste Mann, den Ihr sucht und der Eurer Tochter wahrhaft würdig wäre. Habe ich nicht Recht? Welche Arbeit ist aber zugleich so nützlich und erfordert so viel Fleiß und edle Sorgfalt, als die Erzeugung und feine Bereitung des Weines? Denn die Pflege dieses zarten Getränkes ist ein langwährendes Werk unabläßiger Arbeit, und an dem Feuer und dem Duft des Erzeugnisses kann man gar leicht die Tüchtigkeit des Winzers ermessen. Derselbige Boden und dieselbige Traube gibt guten, mäßigen oder schlechten Wein je nach der Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit welcher Alles von Anfang bis zu Ende behandelt wird.

„Thuet also folgendermaßen: machet im Volk der Insel bekannt, Ihr wollet ein Mädchen, das Ihr um ihrer Tugend willen lieb gewonnen habet, mit einer glänzend reichen Aussteuer Demjenigen zur Gattin geben, der sich durch eine solche Probe als der Würdigste erweise. Zum Zwecke solchen Erweises aber solle im kommenden Herbst jeglicher Bewerber Euch ein Fäßchen selbstgewonnenen Weines einliefern, auf daß Ihr reiflich und mit aller Gewissenhaftigkeit prüfen könnet, welcher darunter den Preis verdiene.

„Ihr werdet nun bald sehen, daß die Freier sehr gerne diesen mäßigen Einsatz wagen werden, wenn Ihr nur ein stattliches Heirathsgut aussetzet: und so wird es Eurer Tochter an einem wackeren oder richtiger dem allerwackersten Manne nicht fehlen; Ihr selbst aber erhaltet Eure Auslagen unter der Hand zurückgezahlt, indem Ihr Wein genug für den Bedarf eines Jahres ins Haus bekommt und die Kosten für den Ankauf spart. Denn Ihr wißt auch, daß der Wein dieser Gegend von ausgezeichneter natürlicher Beschaffenheit ist, und wenn die Leute bisher auch zu träge waren, aus ihm etwas ganz Edles herauszuarbeiten, so wird das für dieses Mal wenigstens anders werden. Aus all' diesem ersehet Ihr schon, daß mein Vorschlag weder schändlich noch ungeschickt war, sondern höchst geeignet, das Wohl Eures Kindes mit dem Eurigen weise zu paaren. Dazu will ich Euch noch zwei besondere Vortheile sagen; erstens: als einem Menschenkenner ist Euch bewußt, daß für uns Menschen oder doch für uns Laien jedes beliebige Ding, nach welchem wir Andere mit starkem Eifer trachten sehen, dadurch allein an Werth ungemein erhöht wird, wenn es auch sonst durchaus unverändert bleibt, woraus zu ersehen ist, daß auch Neid und Eifersucht etwas Gutes wirken können. Nun denket, wie hoch wird das Mädchen im Preise steigen und wie sehr künftig geehrt werden, wenn sich eine recht ansehnliche Zahl von Freiern zur Mitbewerbung herandrängt! Daß Ihr mir nur die Aussteuer nicht zu knapp bemesset! Denn es wäre Euer eigner Schade!

„Und zweitens habt Ihr Gelegenheit, an jenen thörichten Bauern, welche Euch der Faulheit zu bezichtigen die namenlose und fast wahnsinnige Dreistigkeit gehabt, eine anmuthige Rache zu nehmen, indem Ihr ihnen für diesen ganzen Sommer eine mühsame und für diese Faulen ohne Zweifel sehr betrübende Arbeit durch List aufzwingt, ohne daß sie doch nach aller Wahrscheinlichkeit zuletzt des

Lohnes theilhaftig werden. Das scheint mir eine hübsche und lustige Zugabe zu dem andern großen Gewinn."

Als Spiridon diese seine lange und wohlgefügte Rede beendet hatte, fiel ihm der gute Geistliche vor Freude um den Hals, segnete ihn dreimal und erließ ihm seine zukünftigen Sünden auf ein Jahr hinaus.

Denn der Rathschlag leuchtete ihm so sehr ein, daß er beschloß, ihn ohne Verzug ins Werk zu setzen. Er hatte aber zugleich den stillen Gedanken: „Halt! So wird gewiß jener Fleißbold, den sie den Lastesel nennen, der Erkorene werden, und das ist gut; denn vermöge seiner Arbeitskraft wird es der zukünftigen Herrin seines Hauses an nichts mangeln, zumal er auch früher seiner Mutter sich als ein guter Sohn bewährt hat. Und wenn sein Fleiß zur Zeit noch etwas allzu Gewaltsames und Ungemüthliches hat, so besitzt dafür meine Tochter nach allem Anschein einen nicht minder großen Ueberschuß an Faulheit, also daß sie Beide einer Ergänzung ihrer Tugenden bedürfen und ein besonders wohlgefügtes Pärchen abgeben werden. Auch mag es leicht geschehen, daß im Laufe der Zeit ihre entgegengesetzten Eigenschaften auf einander einwirken und sich ausgleichen, gleich wie eine heiße und eine kalte Flüssigkeit, in dasselbe Gefäß gebracht, einander durchdringen und sich so vermischen, daß sie gemeinsam eine mittlere Wärme gewinnen."

Marsilio beauftragte also seinen Diener, sogleich alle Schritte zur Einfädelung dieser Sache zu thun und freute sich im Stillen schon des sicheren Erfolges.

Spiridon that eifrig, wie ihm geheißen war. Zu allererst freilich erkundigte er sich unter der Hand, wo die besten Weinberge im Lande zu finden seien; dann ging er hin, kaufte einen derselben, der ihm besonders glücklich gelegen schien, und setzte einen alten, sehr erfahrenen Winzer darauf, ihn mit aller Sorgfalt zu bearbeiten, indem er dem Manne für eine gute Ernte noch einen besonderen Lohn in Aussicht stellte. Zugleich aber schrieb er heimlich nach Malvasia um ein kleines Fäßchen des besten Levanteweins, mit dem er sein eigenes Erzeugniß zum Ueberfluß noch ein wenig zu veredeln gedachte.

Nach diesen Besorgungen ließ er durch einen Ausrufer die Botschaft des geistlichen Herrn Marsilio durch das Land tragen und setzte zugleich einen Tag der nächsten Woche fest, an welchem die zur Wettbewerbung gestellte Jungfrau besichtigt werden könne. Denn auch dieses hielt Spiridon für nützlich, die Freier zu locken.

Auch erschien an diesem Tage wirklich, von Neugier getrieben, die unbeweibte Jugend der umliegenden Dörfer in hellen Haufen, und mit Erstaunen erkannten die von Gasturi in der feierlich Vorgeführten ihre Marsilia, die Tochter der Jannula. Obschon sie aber ihnen Allen wohlbekannt war, so erschien sie ihnen doch plötzlich als eine ganz Andere und als eine so viel Schönere, daß sie dieselbe kaum noch für das nämliche Mädchen erkennen mochten.

Und allerdings war sie nun angethan mit neuen, sehr feinen und sauberen Kleidern, deren künstlicher Schnitt die Anmuth ihrer Glieder und den Liebreiz des Angesichts in das allerbeste Licht setzte. Auch stand sie nun hoch und keck, die herrlichen Flechten stolz um das Haupt geringelt und mit einem goldenen

Bande durchflochten; die Lippen lächelten mit leiser Schalkheit, und aus den sammetnen Augen leuchtete ein neues Feuer heiteren Selbstbewußtseins.

Als die versammelten Jünglinge diese ganz reizende Person betrachtet hatten und dazu die Trefflichkeit ihrer Mitgift ernstlich bedachten, kam sogleich ein herrlicher Eifer über sie Alle, und es war kaum ein Einziger unter ihnen, dem nicht Arbeitsmuth und freudige Hoffnungen die Brust geschwellt hätten.

Wie die Bienen schwärmten sie in ihre Dörfer zurück, stürmten, ohne nur erst zu Hause anzukehren, Jeglicher in seinen Weinberg und begannen daselbst ein so heißes Hantieren und Wirthschaften mit Karst und Spaten, als wollten sie sich selbst unter ihren Weinstöcken begraben.

Und es ward ein Wetteifer ohne Gleichen im Lande diesen ganzen Sommer hindurch. An allen Enden blitzten die Winzermesser im Sonnenschein; die Reben sahen so glänzend und sauber aus, als ob jedes Blättchen täglich besonders polirt werde, dahingegen die Hände der munteren Arbeiter mit jedem Tage härter und schwieliger und ihre Gesichter dunkler gefärbt wurden. Denn sie waren allzumal mit dem ersten Sonnenstrahl aus ihren Betten, gruben, schnitten und begossen bis zum späten Abend, und wenn sie gar nichts Anderes mehr zu thun fanden, trabten sie unermüdlich in ihrem Weingütchen herum und wogen von Stock zu Stock die einzelnen Trauben in der Hand, um ihr Wachsthum zu prüfen.

Und mit der Zeit empfand ein Jeder die Größe seines Fleißes so tief und lebendig in seinem Herzen, daß er nimmer zweifelte, er müsse alle Andern bei Weitem übertreffen und als belobter Sieger im Herbste den Preis davontragen.

Die stille Sonne aber, um welche sich alle diese flinken Gestirne drehten, die schöne Marsilia, saß inzwischen guter Dinge daheim, ganz der Schonung ihrer Hände hingegeben, und ließ sich mit den kleinen Gaben, die ihr Spiridon häufig von seinem Herrn überbrachte, so unschuldig ernähren, wie ein unflügges Vöglein von seinen Alten. Auch gedieh ihr die Ruhe und gute Nahrung vortrefflich, und ihre Schönheit nahm täglich zu; ihre Haut ward so weich und die Farbe ihres Angesichts so zart wie die einer Fürstin. Spiridon freute sich ihres häufigen Anblicks und benutzte die Gelegenheit, ihr fleißig den Hof zu machen; denn es schien ihm für alle Fälle gut, auch ihre Gunst zuvor zu gewinnen, da es ihm nicht unbekannt war, daß die jüngsten Mädchen manchmal urplötzlich ihren Kopf für sich bekommen und die feinsten Fäden mit einem eigensinnigen Nein durchkreuzen. Und indem er hier den guten Bauerjungen, welche sich nicht im Mindesten um Marsilia's Gunst oder Ungunst kümmerten, einen kräftigen Vorsprung abgewann, reifte ihm zugleich auf seinem heimlichen Weinberg unter der Hand des kundigen Alten seine Hoffnung der schönsten Ernte entgegen.

Nun gab es jedoch noch einen jungen Menschen im Dorfe Gasturi, dem ein ganz andersartiges Schicksal beschеert war, als allen seinen Genossen: das war Artemisios, der Lastesel.

Derselbe hatte sich mit den Andern gleichmüthig zu der öffentlichen Brautschau hinbegeben, nicht sowohl um das Mädchen, das er von Ansehen leidlich kannte, als um die gute Zugabe zu besichtigen.

Es ist aber eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Sinnes — sei es nun

ein Vorzug oder ein Mangel, — daß er ein und dasselbe Ding je nach den begleitenden Umständen mit ganz verschiedenen Augen anzuschauen vermag. Als Gaidari von dieser Fahrt zurück kam, war ihm zu Muthe, als sei eine zweite Sonne am Himmel aufgegangen, welche die altgewohnte Begleiterin seiner Tagesmühen an Glanz und Wärme noch um ein Erhebliches übertreffe. Und auch noch in einem besonderen Betracht glich das neue Gestirn der Sonne: wie man in diese nicht voll hineinsehen kann, ohne lange Zeit nachher noch ihr Abbild im Auge zu tragen, für andere Gegenstände aber geblendet zu sein, so sah dieser einzig das Bild des schönen Mädchens überall vor sich herschweben; für all' die nützlichen Dinge aber, auf die er sonst geachtet, schien er blind geworden zu sein.

Gleich einem betrunkenen Manne kehrte er nach Hause zurück und aß sein einsames Mahl ganz langsam und mit nachdenklichen Pausen, ohne irgend eine Arbeit dazwischen vorzunehmen. Und auch wie ein vom Wein Berauschter immerfort nach neuem Trunk begierig ist, als ob die schrecklichste Nüchternheit ihn jäh zu überrumpeln drohe, so genoß er zum ersten Mal hastig schlürfend reichlicheren Wein und gerieth dadurch erst ganz in eine schwindlig beseligte Stimmung, welche sogar die ganze Nacht hindurch nachwirkte und ihm die köstlichsten Träume voll leuchtender Mädchenbilder bescheerte.

Als er am Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und es erfand sich, daß er zwei Stunden länger geschlafen hatte, als sein Gebrauch war.

Vom Triebe der Gewohnheit geleitet und zugleich des neuen Zweckes sich bewußt werdend, begab er sich hurtig zur Arbeit in seinen Weinberg. Als er jedoch hier den ersten Spatenstich that, erinnerte ihn die schwarz aufquellende Erde in merkwürdiger Weise — denn die Aehnlichkeit war sehr gering — an das lockig schwarze Haar der Marsilia, und er hielt ein Weilchen in der Arbeit inne, um das ihm herrlich aufgehende Bild so lange als möglich vor den inneren Blicken festzuhalten. Zu diesem Zwecke schloß er die leiblichen Augen, und es gelang ihm sein Streben auf das Trefflichste: er sah die anmuthvolle Gestalt so klar, wie sie gestern leibhaftig vor ihm gestanden; sie bewegte sich sogar, lächelte, sprach, nickte ihm zu, scherzte und begegnete ihm zuletzt so lieblich, wie er es kaum von einer erklärten Braut hätte verlangen können. Das gefiel ihm sehr, und er hütete sich wohl, die Augen voreilig wieder aufzuthun. So stand er über den Spaten gelehnt wohl eine Stunde lang, ohne weiter einen Stich zu thun.

Endlich begann ihn der Rücken zu schmerzen; das Traumbild entfloh; er that die Augen auf und sah vor sich in die aufgeworfene Scholle. Nun erschien ihm diese plötzlich ganz widerlich, recht wie ein häßliches Zerrbild der dunkeln Lockenfülle, und vor Widerwillen vermochte er es nicht über sich, diese Art der Arbeit fortzusetzen.

Er warf den Spaten von sich und nahm sein krummes Messer, die Weinstöcke zu beschneiden. Doch ehe er sich dessen versah — vielleicht, daß die schmiegsame Rebe ihn an ein anderes schlankes Geschöpf denken ließ — war die Erscheinung wieder da und ließ sich nicht abweisen. Diesmal setzte er sich gleich etwas bequemer mit dem Rücken gegen einen Erdhügel, und so währte denn sein harmloses Glück um ein Beträchtliches länger als zuvor. Zuletzt war es sein Magen, der ihn zum Irdischen wieder erweckte.

Er ging ins Haus und aß; da er aber, der gestrigen Freuden gedenkend, wieder Wein trank, so blieb er nicht nur eine köstliche Weile müßig sitzen, sondern legte sich am Ende gar auf das Lager, um seine Träume voller zu genießen.

Als er aufwachte, war es später Nachmittag und fast Abend. Er sah ein, daß es überflüssig sei, heute noch einmal die Arbeit zu beginnen, und verschob das Werk auf den folgenden Morgen.

Am nächsten Tage erging es ihm jedoch fast noch schlimmer. Seine Augen blieben geblendet und bezaubert und sahen über allen Dingen und in allen Dingen ein verführerisches Köpfchen schweben. Es kam aber dazu eine drangsalvolle Sehnsucht, das schöne Geschöpf selbst noch einmal leibhaftig vor sich zu sehen und die Bilder seiner Seele dadurch aufzufrischen. Nach kurzem Kampf überließ er seine Reben dem Segen des Himmels und eilte pochenden Herzens in die Nähe des Hauses der Jannula.

Nach etlichen Stunden vorsichtigen Anschleichens und Umherspähens hatte er das Glück, hinter einem Baume versteckt die ersehnte Gestalt in anmuthig trägem Gange an sich vorüberwandeln zu sehen, während ihre Hand lässig mit einer wilden Rose spielte.

Nun war er so volltrunken von Glück und Schönheit, daß er für die nächsten Tage ganz und gar untauglich war zu irdischen Dingen. Doch auch die selige Ruhe der ersten Traumesstimmung war von ihm gewichen, ein unbestimmtes Verlangen trieb ihn, tagelang rastlos über Berg und Thal zu wandern, wobei ihn seine Füße alle Mal zuletzt an dem Häuschen der Jannula vorübertrugen. Die einzige Arbeit, welche er dabei vollbrachte, war die, daß er sich nach jeder Blume am Wege bückte und sie mit sich nahm, nicht zu irgend einem Zwecke, sondern weil ihn alles Farbige und Duftende an die Herrin seiner Gedanken mahnte. So geschah es, daß er an jedem Abend einen so ansehnlichen Strauß mit nach Hause brachte, daß er damit bequem eine Ziege hätte ernähren können.

Eine so wunderbare Verkehrung seiner Lebensweise mußte nach dem Lauf der Dinge nothwendig sehr bald unter den Leuten ruchbar werden, und sie blickten mit vielem Kopfschütteln auf den unbegreiflichen Sonderling, noch mehr aber mit Vergnügen, weil der allergefährlichste Nebenbuhler im Wettfleiß so offenbar sich selbst freiwillig des Preises beraubte. Darum hüteten sie sich auch weislich, ihn zu hänseln oder ihm laut einen neuen Spottnamen zu geben; heimlich aber sagten sie: „Er gleicht auch jetzt wieder dem Esel, welcher nicht um eines edlen Zieles willen arbeitet, sondern einzig, weil der Knüppel ihn zwingt, ohne diesen aber das trägste aller Geschöpfe ist.“ Nur welche Art Knüppel ihn früher gezwungen habe und wie er desselben jetzt ledig geworden, das vermochten sie sich nicht zu deuten.

Es konnte nicht fehlen, daß durch solche Gespräche und eigene Wahrnehmungen auch Marsilia's Aufmerksamkeit erregt wurde.

Die Entdeckung machte ihr jedoch keineswegs ein besonderes Vergnügen, sondern weckte im Gegentheil ihren ernsten Unwillen. Nicht daß sie sich zu irgend einer Zeit mehr um diesen Mann gekümmert als um alle andern oder gar eine Vorliebe für ihn gehegt hätte; aber es war nur zu deutlich, daß dieser Eine unter so Vielen sich mit böslicher Absicht dem allgemeinen Wettkampfe entzog,

und dafür vermochte sie beim besten Willen keinen anderen Grund aufzufinden, als eine gröbliche und wahrhaft kränkende Mißachtung ihrer eigenen Person.

Nachdem sie erst ein wenig vor Zorn geweint hatte, beschloß sie, sich diesen Menschen doch einmal etwas genauer aus der Nähe zu betrachten, ob er denn etwa ein so ganz einziges und auserlesenes Menschenkind darstelle, daß ein derartiger Hochmuth entschuldbar sei. So faßte sie ihn bei der nächsten Begegnung ernsthaft ins Auge; doch da geschah es ihr: sie konnte es sich selbst nicht leugnen, so gern sie auch wollte, daß Wuchs und Antlitz desselben ihr angenehmer erschien als Spiridon's und der andern Freier.

Durch diese Erkenntniß ward ihre Stimmung keineswegs gebessert, vielmehr begann sie, heimlich darüber nachzudenken, wie sie es etwa anstellen könne, diesen Widerspenstigen zu einer anständigen Sinnesart zu bekehren.

Da ihr nicht gleich Etwas einfiel, weinte sie sich noch einmal aus, und dann warf sie ihren ganzen Haß auf ihn und beschäftigte sich fortan tagelang einzig mit dem Gedanken an ihn und wie sie ihn bestrafen und demüthigen könnte. Endlich kam ihr eine etwas hellere Erleuchtung. Sie benutzte eine Stunde, da sie ihn wie sonst hatte in die Berge wandern sehen, und beschloß, sich mit Augen von dem Zustande seines Weinbergs zu überzeugen. Da fand sie denn Alles so verwildert und ungepflegt, wie sie es gefürchtet hatte; die Blätter und Ranken waren aufgewuchert, strotzten in Saft und verbreiteten einen derben Schatten über die Trauben, denen dadurch auch die Sonne außer dem Saft entzogen war, so daß sie ein dürftiges Ansehen zeigten und schwerlich im Stande sein konnten, im Herbst einen preiswürdigeren Wein als den schäbigsten der landläufigen Krätzer zu ergeben.

Niedergeschlagen durch diese Bestätigung ihrer Sorge ging sie einige Schritte weiter über den Weingarten hinaus auf das Haus zu: da fand sie an der Stelle, wo sonst der Misthaufen zu liegen pflegt, einen ansehnlichen Berg frischer und vertrockneter Blumen.

„Was ist das?" dachte sie erstaunt, „was will er mit diesem Zeuge? Gedenkt er etwa ein Tausendblumenwasser herzustellen, das den besten Wein an Duft überträfe, und sich auf solche Art den Preis zu erlisten?"

Allein sie erkannte bald den Irrthum dieser Vermuthung, weil man ein solches Duftwasser wohl riechen, aber nicht trinken kann. Vielmehr führte ihr kluges Herz sie binnen Kurzem sehr nahe an die ahnende Erkenntniß des wahren Zusammenhangs. Diese Ahnung machte sie zugleich lachen und weinen, und sie wußte sich selbst in ihren Meinungen darüber nicht mehr zurechtzufinden. Darum beschloß sie, ihren Freund Spiridon als einen gewitzten Menschen darüber zu Rathe zu ziehen. Spiridon lachte, als sie ihm ihre Beobachtungen mittheilte, und weil sie sich in unfreundlichen und höhnenden Ausdrücken über den Gaidari erging, fürchtete er keine Gefahr von dieser Seite und sagte:

„Der Mensch ist offenbar bis über die Ohren in Dich verliebt."

Dieser Bescheid ging ihr so lieblich ein, daß sie selbst darüber erstaunte; doch sie fragte weiter:

„Wie könnte er in diesem Falle ein so ungeheurer Narr sein, daß er gar nichts thäte, um mich zu gewinnen, da dies doch in seine Hand gegeben ist?"

„Vielleicht gehört er auch zu den ganz Klugen und Vorsichtigen," meinte Spiridon, „welche sich damit begnügen, den Duft der Rose zu genießen, ohne ihren Dorn kosten zu wollen. Denn es gibt Männer, welche sich zwar gern verlieben und die Süßigkeit dieses köstlichen Gefühls ausschmecken mögen, aber keineswegs zu einer ehrlichen Ehe zu schreiten geneigt sind, weil diese allerdings nach Aussage vieler glaubwürdiger Personen nicht so sehr einem Paradiese, wie die Liebe, als vielmehr einem läuternden Fegefeuer und nicht selten auch einer rechten Hölle zu vergleichen ist. Darum fürchten sich die Männer immer ein wenig vor ihr, woraus man sehen kann, daß sie mit Unrecht das starke oder muthige Geschlecht genannt werden; denn fast niemals zeigen die Männer einen so ungestümen Wagemuth, sich in die Gefahren der Ehe zu stürzen wie die Frauen, trotz all' ihrer angeborenen Zartheit und sanftmüthigen Schwäche. Wer freilich wie ich nicht nach dem Angenehmen trachtet, sondern nach dem Guten, dem wird eine solche Furcht vor der Ehe immer fremd bleiben."

Marsilia achtete nicht auf die listige Schalkheit seiner Rede, sondern dachte einzig mit verstärktem Groll an den Gaidari und wie sie ihm zur Strafe einen guten Schabernack spielen könnte. Davon sagte sie jedoch dem Spiridon nichts, sondern machte ihren Plan still für sich.

Am andern Tage schlich sie zum andernmal in den Weingarten des Artemisios und begann daselbst ein absonderliches Treiben. Sie trug ein Winzermesser in der Hand und gab sich mit einem gewaltigen Eifer daran, die vernachlässigten Weinstöcke zu säubern und zu beschneiden.

„Noch ist nicht Alles verloren," sagte sie dabei, „der frühere Fleiß dieses Mannes kommt dem Boden zu Gute, und es ist möglich, daß die Trauben noch wieder zu Kräften kommen, wenn sie mit rechter Sorgfalt verpflegt werden."

Nun wurde ihr diese Arbeit zwar sehr schmerzlich sauer; sie seufzte vielmals bitterlich und ließ die weichen Hände verzweifelnd in den Schoß sinken, aber sie raffte sich immer wieder gewaltsam auf, als würde sie durch eine geheime Kraft von innen heraus zum Werk getrieben. Ehe sie es sich versah, stand sie immer wieder gebückt vor einer Rebe, schnitt und schnitt, daß die Blätter und Ranken nach allen Seiten flogen und bald der Boden umher mit einem raschelnden Gewirre bestreut war. So schaffte sie emsig weiter den ganzen Tag hindurch bis gegen die Dämmerung, nicht ohne zu guterletzt das Messer zornig zur Erde zu werfen, alle Arbeit bis an ihr Lebensende zu verschwören und den Faulpelz Gaidari mit den bittersten Worten laut zu schmähen.

Am andern Morgen kam sie aber doch wieder und ließ nicht ab von ihrer sauren Bemühung von Tag zu Tag, obgleich ihr häufig große Thränen auf die vom Schlingwerk befreiten Trauben niederfielen.

Es ist jedoch möglich, daß gerade diesen warmen Thränen eine besonders befruchtende Kraft innewohnte; denn wie es oft mit Kindern ergeht, daß sie, durch Krankheit im Wachsthum zurückgehalten, plötzlich um so kräftiger auslegen und das Versäumte in kurzer Frist nachholen, so geschah es auch an den Trauben des Gaidari. Sobald sie wieder Sonne und Saft bekamen, quollen sie herrlich auf, und schon nach etlichen Wochen ward Marsilia's Arbeit von sichtlichem Erfolge belohnt. Da hüpfte ihr das Herz vor Freude, und sie rief ganz laut, indem sie dazu mit den Händen klatschte:

„Ei, warte, Du Tolpatsch! Das wird eine lustige Ueberraschung für Dich, wenn wider Dein Wissen und Wollen Dein Wein den Preis gewinnt! Das wird ein Vergnügen, Dein entsetztes Gesicht zu sehen, wenn es plötzlich heißt: Nun hurtig ins Joch der Ehe hinein! Aber natürlich, wenn ich Dich dann eine tüchtige Weile geängstigt habe, sage ich: Nein, ich will Dich nicht! Und dann bist Du der Beschämte und Verschmähte statt meiner! Dieser Tag soll wahrlich das schönste Fest meines Lebens werden!"

Während dessen lebte Gaidari ahnungslos immerfort in ungemischter Faulheit und vermied seinen Weinberg auf das Aengstlichste; sobald er ihn auch nur von ferne erblickte, empfand er einen heftigen Stich im Herzen und nagende Reue, daß er aus eigener Schuld sein Glück versäumt hatte; denn er verzweifelte schon lange an der Möglichkeit, jetzt noch etwas wieder gut zu machen, wenn er auch die Kraft dazu besessen hätte. So merkte er durchaus nichts von Marsilia's keckem Unterfangen, und der Sommer ging ihm herum wie ein Traum.

Als nun der Herbst sich nahte, entsann sich Marsilia, daß sie sich wohl auf die Pflege des Weinstocks, aber sehr wenig auf die Kelterung und die feine Bereitung des flüssigen Saftes verstand, und sie ging deshalb wiederum ihren Freund Spiridon um Rath an. Sie sagte ihm aber auch jetzt nicht die Wahrheit, vor deren Offenbarung sie eine wundersame Scheu empfand, sondern gebrauchte eine List. „Ich habe mir etwas Neues erdacht," sagte sie. „Ist es denn recht und schön, daß ich mich wehrlos soll verloosen lassen, ohne ein Wort mitsprechen zu dürfen, ob mir der Ehemann gefällt oder nicht? Es könnte doch sein, daß mir ein Anderer lieber wäre, als der, welcher mich gewinnt aus keinem andern Grunde, als weil er den besten Wein zu bauen versteht, und doch hat diese Kunst gar nichts mit der Zuneigung und Freundschaft des Herzens zu thun. So bist Du mir, um ein Beispiel zu nennen, seit Langem ein guter Freund gewesen, aber ich glaube nicht, daß Du darum auch ein guter Weinküfer sein würdest, denn Du hast von Hause aus dieses Handwerk nicht gelernt, sondern ein anderes und feineres."

Spiridon lächelte vergnügt bei diesen ihren Worten und zweifelte nun nicht mehr, daß er die ganze Zuneigung ihres Herzens gewonnen habe. Sie aber fuhr fort: „Da ich jedoch nun einmal meine Einwilligung zu diesem Handel gegeben habe, so will ich auch ehrlich bei meinem Worte bleiben und kein Aergerniß geben. Ich meine aber dennoch ein Mittel zu wissen, mich auch so nach meinen Wünschen aus der Sache zu ziehen, indem ich nämlich selbst als Mitbewerber aufstehe und, wenn Gott und ein Freund mir hilft, den Preis erhalte. Ich besitze einen kleinen Weinberg, den ich fleißig bearbeitet habe und dessen Trauben nun reif sind; doch von der Kunst des Kelterns, Gährens und Klärens und Allem, was darauf folgt, verstehe ich nichts und bitte Dich deshalb, mir einen Rathgeber zu suchen, mit dessen Hilfe ich meinen Plan nach Wunsch vollenden könne. Es ist aber offenbar: wenn mir der Preis zugesprochen wird, so habe ich damit die freie Bestimmung über meine Hand gewonnen, an die Keiner mehr Anspruch hat; es steht also darnach in meiner Macht und Freiheit, mir denjenigen zum Manne zu wählen, der mir am Besten gefällt und mir die meiste Freundschaft erzeigt hat."

„Tausend Wetter!“ dachte Spiridon, „ist dies ein gewitztes Köpfchen! Dieses ihr sauberes Plänchen gefällt mir um so mehr, als ich selber dabei unzweifelhaft der Gewinner bin. Denn daß sie mich wählen würde und keinen Andern, hat sie mir gar deutlich zu verstehen gegeben, und es ist dies offenbar eine viel schönere Art, in ihren Besitz mit der Aussteuer zu kommen, als wenn ich selbst mit meinem Weine den Sieg erringe. In diesem Falle könnte mein Herr mich vielleicht doch zuletzt als einen unrechtmäßigen Mitbewerber zurückweisen, wenn er etwa gerade über ein fehlendes Schmuckstück oder Geldsümmchen übler Laune ist: wie aber, wenn sie selbst mit aller Gewalt mich haben will und das Recht zu wählen sich ehrlich erworben hat, was will er dann machen? — Es ist Alles in Ordnung, und ich darf die schöne Person bereits als mein eigen betrachten!“

Nach dieser klugen Erwägung sprang er ihr sogleich mit allem Rathe bei, und verrieth ihr auch die treffliche List, die er für sich selbst mit dem kostbaren Malvasiawein ersonnen hatte. Und er verhieß ihr, das ganze Faß, das er hatte kommen lassen, ihr zuzustellen, da könne der Sieg ihr gewiß nicht entgehen. Er selbst verzichte auf den Wettbewerb, da er sehe, daß es ihr nicht genehm sei, in solcher Art zur Gattin gewonnen zu werden. Kein anderer Grund in der Welt, fügte er bedeutend hinzu, würde ihn je zu solcher Entsagung vermocht haben. —

Nun kam mit all' seinem goldenen Gepränge der Herbst ins Land. Für die arme Marsilia ging jetzt erst die Fülle der Arbeit an, da sie Alles allein und im Geheimen vollbringen mußte, das Lesen der Trauben, das Stampfen, Keltern, Packen, Gießen, Mengen, Schwenken, Schwefeln und so fort. Es ging ihr aber selbst schon sehr viel leichter von der Hand, weil sie das Ziel so nahe vor Augen sah, ihre Kräfte durch Gewohnheit sich gestählt und ihre Hände die allzugroße Zärtlichkeit bereits eingebüßt hatten. So kam die wackere Küferin denn endlich soweit, daß sie den Malvasier, welcher gewaltig duftete, zu dem eigen gebauten Weine ins Fäßlein goß und dann mit fröhlichen Hieben den Zapfen ins Spundloch schlug. Damit hatte sie ihr großes Werk vollbracht und konnte der Dinge warten.

Inzwischen, während die Fässer allerorten gefüllt und der Kreislauf der Winzerarbeit vollendet wurde, waren auch die Verhandlungen zwischen beiden Kirchen nach unzähligen Collocutionen, Disputationen und Poculationen zum völligen Scheitern gediehen, und Marsilio rüstete sich zur Heimkehr nach Venedig.

Zuvor aber hatte er noch die Angelegenheit seiner Tochter zu erledigen, die ihm bei der Masse und Wichtigkeit seiner Amtsthätigkeiten fast ganz aus den Augen entschwunden war. Jetzt aber gedachte er, die Sache zu einem schönen Fest zu gestalten, um ihr eine größere Würde und Weihe zu geben und zugleich von den Amtsbrüdern aus dem feindlichen Lager einen anständigen Abschied zu nehmen. Er lud deshalb die Vornehmsten von ihnen zu einem großen Gelage in seinen Palast, und Spiridon verstand es, Alles auf das Pünktlichste anzuordnen. Mit Verwunderung sahen die geistlichen Würdenträger, als sie hereinwallten, im Saale siebenundsiebenzig artige Fäßlein aufgeschichtet und erfuhren ohne Verdruß, daß sie berufen seien, dieselben sammt und sonders auszuproben und gemeinsam mit ihrem Wirthe den besten Trank herauszuschmecken.

Sie machten sich sogleich mit Freuden an die Arbeit, und es ward an

diesem Tage der Beweis erbracht, daß die zwei getrennten Glieder der christlichen Kirche bei aller Meinungsverschiedenheit doch aufs Schönste zu guten Dingen zusammenzuwirken vermögen. Es ward eins der einträchtigsten und heitersten Gastmähler, davon man im Lande Korfu je vernommen. Keiner aber war vergnügter als Marsilio, denn noch nie war es ihm vergönnt gewesen, so viele Brüder mit so geringen Unkosten zu tränken.

Er wie alle Andern probten die siebenundsiebenzig Fässer gewissenhaft durch, indessen sechsundsiebenzig Freier draußen im Hofe standen, lagen und hockten, jeglicher mit munterem Hoffen der Entscheidung harrend. Der Letzte aber, nämlich Artemisios, ward vermißt, und die Andern lachten herzlich über den Tropf, der sich nach unendlichem, nutzlosem Fleiße im unrechten Jahre dem Nichtsthun ergeben hatte. Sie wußten aber nicht, daß auch unter seinem Namen ein Fäßlein gekommen war, denn Keiner hatte es bringen sehen. Marsilio aber richtete von vornherein seine besondere Aufmerksamkeit auf eben dieses, weil er dem angeblichen Absender das Beste zutraute, und empfahl es auch den Brüdern: und siehe da, ihre Hoffnung ward nicht zu Schanden; es entquoll diesem Spunde ein Wein von so großem Feuer und so würziger Blume, wie sie noch kein einheimisches Gewächs getrunken hatten.

In eben diesen Stunden aber saß jener Artemisios in sich selbst gebückt auf der Schwelle seines Hauses und überlegte, welche Weise die beste sein würde, seinem unseligen verlornen Leben ein Ende zu machen. Zuletzt schien es ihm das Gerechteste, sich mitten in seinem Weingarten mittelst einer recht biegsamen Rebe aufzuhenken, weil er doch gerade an seinen Weinstöcken gesündigt und sich dadurch selbst aller Lebenshoffnung beraubt hatte.

So beschritt er seit all' den Monaten zum erstenmal wieder seinen Weinberg, um sich eine zweckentsprechende Ranke auszusuchen. Da entdeckte er mit gewaltigem Staunen, daß es in seiner vergessenen Pflanzung aussah wie in einem Putzstübchen, Alles blank und sauber, wie er nur selbst es früher gehalten, und überdies alle Stöcke der Trauben längst entledigt.

Diese Ueberraschung weckte in ihm einen heftig auflodernden Zorn und erlöste ihn aus der träumerischen Versunkenheit endlich wieder zu einem überaus starken Thätigkeitsdrange, welchem er ohne Zaudern Genüge zu thun beschloß. Die Arbeit aber, welche er sich als die letzte vor seinem schmerzlichen Ende vorgesetzt hatte, war keine andere, als denjenigen, der ihn so schamlos bestohlen hatte, mit allen Kräften seiner guten Fäuste durchzubläuen und ihm solcherart Wermuth in den Preiswein zu schütten.

So schnitt er die biegsame Rebe vorerst zu diesem neuen Zweck und rannte damit spornstreichs in die Stadt, woselbst er athemlos ankam und mit rollenden Augen unter den Haufen Derer trat, welche im Palasthofe des Marsilio harrten. Es fügte sich aber, daß im gleichen Augenblick aus dem Innern des Hauses ein jubelnder Lärm ertönte und gleich darauf Spiridon heraustrat, um die Bauern in den Saal zu bescheiden, woselbst sie den Spruch der weinkundigen Richter vernehmen sollten.

Gaidari drängte sich hurtig mit den Allererſten hinein, indem er das ernste Gelübde that, Denjenigen, der den Preis erhaschen würde, als den ertappten

Dieb zu betrachten und ihm im Angesichte der römischen und griechischen Geistlichkeit mittelst seiner schlanken Rebe unverzüglich zu einem Brauttanz aufzuspielen. Zugleich mit den Freiern ward auch die Braut von zwei Mädchen hereingeführt. Sie war wunderschön gekleidet und geschmückt; ihre Wangen aber brannten von einem herrlichen Roth, und in ihren Augen sprühte eine zornige Freude; denn sie letzte ihr Herz an der nahen Lust, den böslichen Verschmäher ihrer Hand mit ungeheurer Ueberraschung erst zum Schein zu erheben und dann um so tiefer zu demüthigen. Durch diesen feurigen Ausdruck ihrer Augen ward ihre Schönheit noch um ein Merkliches erhöht, wie wenn ein glänzendes Glas von der Sonne durchleuchtet wird.

Während nun Alles im Schweigen athemloser Erwartung stand, trat Marsilio feierlich vor die Schar der geistlichen Herren und verkündete mit lautschallender Stimme: Nach einstimmigem Urtheil verdiene das Fäßlein, welches den Namen Artemisios von Gasturi trage, den Preis vor allen andern, und so werde denn hiemit genanntem Jünglinge in aller Form das Recht zuerkannt, die schöne Braut mitsammt der Mitgift heimzuführen.

Nach dieser Verkündigung trat zuerst ein erstauntes Umherblicken und ein Verstummen ein; Niemand aber konnte so überrascht und verwundert blicken als Artemisios selber, dem so plötzlich wie vom Himmel her das ungehoffte Glück vor die Füße fiel, in der nämlichen Secunde noch, da er das Gelübde that, eben diesen Gewinner des Glückes mit einer Weinrebe zu mißhandeln. Allein obgleich er von dem Zusammenhange dieser Ueberraschung auch nicht das kleinste Fädchen entdecken konnte, so gewöhnte er sich doch mit stürmischer Geschwindigkeit an den Gedanken, daß wohl um seinetwillen auch einmal ein himmlisches Wunder geschehen könne, und stand in wehrloser Glückseligkeit vor den geistlichen Herren, für die es ja freilich keine so absonderliche Verrichtung war, sich mit Wundern abzugeben. Nun hatte auch Marsilia mit etlicher Verwunderung entdeckt, daß der Jüngling selbst anwesend sei, und ihr allererster Gedanke war: „Halt, das ist ein trefflicher Zufall, daß ich ihn gleich in Person zausen kann!“ Zugleich aber überfiel sie ein starkes Zittern, ihr Gesicht ward bläßlich, und alle Geisteskraft schien von ihr zu weichen, wie es galt, ihr schön geplantes Vorhaben keck ins Werk zu setzen. Und wie sie ihn nun dastehen sah mit herrlichen Blicken und die höchste Glückseligkeit sichtbarlich all' seine Züge durchleuchtete, da ward sie ganz verwirrt und verlor den Glauben an ihre eigenen Gedanken.

Indessen war es geschehen, daß die übrigen Freier sich von der ersten Ueberraschung wieder gesammelt und besonnen hatten, und sie fingen an, laut und sehr zornig zu murren.

„Wie soll das zugehen?“ riefen sie empört. „Von diesem Menschen wissen wir Alle und haben täglich mit Augen gesehen, daß er unermeßlich faul gewesen ist den ganzen Sommer hindurch und hat auch während der Ernte immerfort nur müßig herumgelungert, wie darf der also den Preis empfangen, der dem Fleißigsten zugesagt ist? Wie kann er einen guten Wein erzeugt haben, da er überhaupt keinen Wein bereitet und nicht einmal die Trauben gelesen hat? Er ist ein Betrüger, der sein Faß entweder gestohlen oder wider den Vertrag von einem Andern käuflich erstanden hat. Wir lassen es nimmermehr geschehen, daß dieser Schleicher seines Raubes genieße!“

So drohten sie mit Lärm und wild geschwungenen Fäusten, und die Tapfersten packten ihn schon. Da schrie Marsilia laut auf, machte sich hastig Bahn durch die tobende Menge und warf sich mit feurigem Muth vor den bedrohten Mann, ihn zu schützen. Und als vor ihr die Dränger ein wenig wichen, fiel sie weinend dem geistlichen Marsilio zu Füßen und bat ihn herzlich, ihr im Geheimen einen Augenblick Gehör zu schenken.

Lächelnd bewilligte er das seinem Kinde, und nachdem er zuvor durch einen strengen Wink den Artemisios vor seinen Feinden gesichert hatte, legte er in einem traulichen Winkel sein Ohr an ihren Mund. Und sie beichtete ihm Alles, wie es zugegangen war, und wie sie es angestellt hatte, den Jüngling zum Gewinnen des Preises zu zwingen, den ihm seine träumerische Trägheit unfehlbar entzogen haben würde. Sie offenbarte ihm auch den großen Zorn, den sie wider Jenen empfunden habe und noch empfinde, doch vergaß sie in der Verwirrung des Augenblicks hinzuzufügen, welche Absicht sie hege, den verdienstlosen Sieger nunmehr zurückzuweisen und öffentlich zu verschmähen.

Der kluge Marsilio begriff Alles genau in seinem innern Grunde, sowohl die Faulheit des Fleißigen als auch den zornigen Fleiß des trägen Kindes, und beschloß, mit kluger Rede, die ihm verliehen war, Alles zum Rechten zu führen. Darum nahm er das Mädchen an der einen Hand, ergriff vortretend den Artemisios mit der andern und sprach vor den versammelten Bauern also:

„Ihr habt dem Scheine nach Recht, meine Freunde, wenn Ihr diesen Euren Genossen des Unfleißes bezichtiget, und seid doch in Wahrheit völlig im Unrecht. Denn trotz Allem, was Ihr zu wissen meint und gesehen habt, ist er der Fleißigste von Euch Allen gewesen, nur hat er in einem andern Weinberge gearbeitet und in demselben so süße Frucht erzielt, daß deren Duft ihn, wie wir hoffen, durch sein ganzes Leben begleiten wird. Und dieses eben war der Weinberg und der Wein, den ich meinte, da ich den Preis aussetzte. Sehet, was Ihr an Arbeit gethan habt, das hättet Ihr gewiß auch geleistet um den Gewinn eines schönen Pferdes oder eines köstlichen Mastschweines; es ist also nichts gar Sonderliches, was Ihr vollbracht habt, ob es schon an sich löblich ist: Jener aber hat all' seinen großen Fleiß, den Ihr kanntet, da er ihn an geringere Dinge wandte, jetzt vielmehr mit verständiger Wandlung auf etwas viel Besseres gerichtet, nämlich auf das redliche Bemühen, das heilige Gefühl der Liebe in seinem Herzen zu pflanzen und noch sorgsamer aufzupflegen, als Ihr andern Eure irdischen Weinstöcke gepflegt habt. Und nicht in seinem eigenen Herzen allein; sondern er hat es auch verstanden, noch ein anderes Erdreich aufzulockern und herrliche Reben darin zu bauen, nämlich in der Seele dieses guten Mädchens, um welche Ihr andern Euch so wenig bekümmert habt als um Eure eignen Seelen. Obgleich er aber also, wie es Euch harten Köpfen nun klar sein muß, mit seinem scheinbaren Unfleiße das bessere Theil erwählt hat, ist es ihm dennoch gelungen, nebenher auch im wörtlichen und irdischen Sinne den wohlschmeckendsten Wein zu erzielen, wie Niemand leugnen kann, der von jenem Fasse, das seinen Namen trägt, gekostet hat.

„Durch welches Wunder hat er dies zu Wege gebracht? werdet Ihr fragen. Durch gar kein Wunder, meine Freunde, sondern auf die einfachste Weise von

der Welt. Nämlich dieses Mädchen hat mit ihren zarten Händen seinen Wein gepflegt und so fein bereitet, daß er des ersten Preises würdig befunden ist. Das aber, sage ich, ist nicht ihr Verdienst, sondern das seine, und er hat es durch sie gethan, so daß Niemand murren darf, wenn er für ihre Arbeit gekrönt wird. Denn Ihr wißt doch: wenn bei einem Wagenrennen der Preis vertheilt wird, so erhält ihn nicht Derjenige, der selbst vielleicht am schnellsten laufen kann, sondern der das schnellfüßigste Pferd besitzt und es am besten zu lenken versteht. So ist Jener hier gleichsam der geschickte Wagenlenker gewesen, der das Mädchen mit kräftiger Hand am Zügel hielt und dahin lenkte, wohin es für ihn nützlich war: und wenn sie als sein Pferdchen sich schnellfüßig gezeigt hat, so ist es billig und allem Herkommen entsprechend, daß dies dem Wagenlenker zu Gute komme. Darum vergönnet dem Sieger sein Glück und versuchet einzusehen, daß seine Art des Fleißes die allervornehmste war und den Preis verdiente, obgleich auch die Eurige eines Lobes werth ist, das ich Euch hiermit im Namen und im Angesicht der hier versammelten Geistlichkeit ertheilt haben will."

Dieser weisen und schönen Rede klatschten beide Kirchen so lebhaften und einmüthigen Beifall, daß die Bauern alsbald die sichere Ueberzeugung gewannen, es müsse Alles mit rechten Dingen zugegangen sein; denn ob sie gleich selbst nicht völlig die Meinung verstanden, so hielten sie es doch für unrecht und fast für unmöglich, anderen Sinnes zu sein als die Geistlichkeit. So zogen sie denn in guter Zufriedenheit ihres Weges und nahmen sich nur in der Stille vor, künftig mit ihrem Fleiße um Vieles vorsichtiger hauszuhalten.

Artemisios freilich hatte die Richtigkeit der Sache mit wunderbarer Schnelle begriffen, und er begriff auch, daß es nun an ihm sei, das gleichsam im Traume erarbeitete Glück fortan mit regsamer Hand festzuhalten. Marsilio segnete das Paar zum Abschiede und sprach zu ihnen die letzten Worte:

„Du, mein Sohn, wirst nun gelernt haben, daß es in der Welt das Klügste und Schönste ist, alle Dinge mit vernünftigem Maß und ohne Ueberschwang zu betreiben, auch die guten Dinge, von denen die Arbeit eines der besten ist, und Du wirst ferner noch lernen, wie man etliche Tagesstunden auch ohne Unrast und ewige Plage angenehm hinbringen mag. Du aber, meine Tochter, hast die andere Erkenntniß gewonnen, daß die Arbeit, die Du sonst flohest, eine schöne und erfreuliche Sache ist, dafern sie zu einem schönen Zwecke geschieht. So gehet denn hin in Frieden und wirket fortan fröhlich mit einander." Sie küßten ihm die Hand und gingen einträchtig zusammen ins Freie, und es gelang ihnen schon auf dem Wege zu ihrem Dorfe, sich noch über manches Andere auf das Vollkommenste zu verständigen.

Für Marsilio indessen gewann das so herrlich begonnene Verlobungsfest seiner Tochter zuletzt noch einen Abschluß, der ihm nicht so völlig erwünscht war, wie das bisher Ergangene.

Es begab sich nämlich, daß seinen geistlichen Gästen der sinnreich erworbene Wein des römischen Amtsbruders über die Maßen herrlich mundete, und sie es deshalb nicht für einen Raub hielten, außer der schönen Länge des Tages auch die Nacht hindurch noch bei den Fässern beisammenzubleiben und sich darnach in der Frühe bei einer feuchten Morgensprache zu einer neuen Tagsatzung vorzubereiten.

Der verzweifelnde Wirth aber vermochte weder durch schmerzliche Geberden noch durch etliche sanftmüthige Anspielungen gegen ihren Willen Etwas auszurichten, sondern mußte ihnen Stand halten, da er einsah, daß er sie nicht ungastlich in die Nachtluft hinausstoßen könne.

Nun war da aber Spiridon, der Diener, dem an diesem Tage seine glänzende Hoffnung ganz unvermuthet zu Schanden geworden war, ohne daß er das geringste Wörtlein dagegen einwenden durfte, wenn er nicht seine eigenen vergeblichen Ränke ans Licht ziehen und zum Schaden den Spott einheimsen wollte. Er trachtete jedoch um so eifriger, sich auf irgend eine Weise schadlos zu halten.

Als nun die Herren allzumal so fröhlich geworden waren, daß sie nichts mehr von dem sahen, was um sie her geschah, bohrte er heimlich von hinten in jedes Faß ein besonderes Loch, das er nachher wieder verstopfte, so daß es nicht sichtbar blieb, und zog mittelst eines Röhrchens den Wein sorgsam in große Bockschläuche ab, die er selbst herein- und hinaustrug, draußen auf einen Wagen lud und bei Seite schaffte. So arbeitete er unermüdlich die ganze Nacht hindurch, ohne daß es Jemand merkte; denn er schien nur den Mundschenk von den Fässern her zu machen, und als das Gelage endlich aus freiem Verzicht der Theilnehmer ein Ende nahm, verkündigte er seinem Herrn mit niedergeschlagener und bestürzter Miene, die ehrwürdigen Väter von der griechischen Kirche hätten die Fässer insgesammt bis auf das letzte Restchen leergetrunken, was indessen immerhin insofern noch als ein Glück anzusehen sei, als sie sonst sicherlich auch jetzt noch lange nicht daran gedacht haben würden, die Tafel aufzuheben.

Bei dieser Nachricht entsetzte sich Marsilio über alle Maßen und befahl, ohne Verzug sein Schiff zur Abfahrt zu rüsten, denn es habe der Verlauf der Dinge jetzt allzu deutlich bewiesen, daß gegen den griechischen Starrsinn in Glaubenssachen nicht aufzukommen sei.

Zuletzt bat ihn Spiridon um seinen Abschied, denn er wolle nach so vielen Jahren treuen Dienstes nun in der Heimath bleiben und daselbst von seinen kümmerlichen Ersparnissen einen kleinen Weinhandel errichten, da er gute Bekanntschaften unter den Winzern des Landes gewonnen habe. Auch würde er es mit großem Danke annehmen, wenn ihm der Herr in seiner gewohnten Gnade als Grundlage des neuen Geschäfts die siebenundsiebenzig leeren Fässer hinterlassen wolle. Das bewilligte Marsilio gern, segnete ihn und entließ ihn.

Als er nun sein Schiff bestiegen hatte und eines starken Nordwindes wegen den Sund von Korfu durch den südlichen Ausgang verließ, warf er einen Blick hinüber nach dem Berge, auf welchem er diejenige wiedergesehen hatte, die er vor zwanzig Jahren verlassen, als er zum ersten Mal, wie er heute wieder that, von der lieben Heimath geschieden war. Und er wußte nicht, ob es Augentäuschung sei oder Wahrheit, aber er glaubte ihre Gestalt deutlich dort oben zu erblicken, wie sie mit sehnsüchtigen Augen aufs Meer hinausspähte. Doch schien sie ihm wie damals in süßester Jugendschönheit zu blühen, und auf einmal überkam ihn ein großer Schmerz, als sei er selber plötzlich in einer jungen Welt alt geworden, und es sei heute der Tag, da er von seiner Jugend scheide.

Sophie Charlotte, die erste preußische Königin.

Nach ungedruckten Briefen.

Von

Reinhold Koser.

Ein Jeder bewahrt in dem Andenken der Nachwelt die Gestalt, in welcher er aus der Zahl der Mitlebenden schied. Unter den hehren Frauen, welche den preußischen Königsthron geziert haben, sind es zwei, die noch im jugendlichen Alter ihr Geschick vollendet haben und jugendlich in der Geschichte fortleben werden: neben der unvergeßlichen Gemahlin König Friedrich Wilhelm's III. die erste preußische Königin, deren Gedächtniß die folgenden Mittheilungen erneuern möchten. Königin Sophie Charlotte zählte siebenunddreißig Jahre, als sie der Tod 1705 ihrem königlichen Gemahl, ihrem einzigen Sohne raubte. Ein kurzes Leben lag hinter ihr, aber ein Leben reich an Eindrücken und Inhalt, an geistigem und ästhetischem Genuß. Die Dichter und die Denker haben gewetteifert, die Lebende zu verherrlichen, ein Canitz und ein Besser, ein Toland und ein Leibniz, und der Kunst der Maler war ihre Schönheit ein willkommener und dankbarer Vorwurf. So steht sie im Bilde vor uns, die jugendliche Herrscherin, über der offenen Stirn das schwarze Haar, das der Mode trotzend, den Puder verschmäht, und im wundersamen Widerspiel zu den dunkeln Locken die lichten, blauen Augen: ein zugleich anmuthiges und durchgeistigtes Antlitz, die schöne Seele in die schönste Form gefaßt, so daß es keine leere Schmeichelei der bewundernden Zeitgenossen war, wenn eine doppelte Bezeichnung für Sophie Charlotte historisch wurde: „die schöne Königin" nannte man sie und „die philosophische Königin".

Solche epigrammatische Bezeichnungen, einmal in Umlauf gesetzt, pflegen von der Nachwelt festgehalten zu werden; die greifbare Vorstellung aber, die sich mit denselben einst verband, wird blasser und blasser. Kaum daß von dem Leben und Walten Sophie Charlottens die äußerlichsten Umstände noch bekannt blieben. Wie wenige von den Tausenden, die heute in der Reichshauptstadt der geräuschvolle Pferdebahnwagen durch die vordem so stille Charlottenstraße führt, erinnern sich, daß diese Straße der Friedrichstadt nach der ersten preußischen Königin den Namen führt, wie die gleichlinig neben ihr herlaufende Hauptstraße

des Stadtviertels nach dem ersten Könige. Größer mag die Zahl Derer sein, die noch wissen, daß unser Nachbarort am anderen Saume des Thiergartens vordem Lietzow hieß, bis Sophie Charlotte dort ihren Lieblingssitz aufschlug, den herrlichen Park anlegte und ihre Pflanzung mit einer Feierstimmung durchhauchte, welche diese Stätte der stillen Freuden der ersten Königin dazu weihte, hundert Jahre später jener anderen königlichen Frau den ernsten Grabesfrieden zu spenden.

Im eignen Hause, bei den Hohenzollern, ist das Andenken Sophie Charlottens mehrere Generationen hindurch sehr lebendig geblieben. Zwar dieser Königin Sohn, König Friedrich Wilhelm I., pflegte nicht eben viel von der Mutter zu sprechen: „Meine Mutter," hat man ihn sagen hören[1]), „war eine kluge Frau, aber eine schlechte Christin." Ihr Enkel, der Große Friedrich, hat die Fürstin, der er seiner ganzen geistigen Richtung nach sich eng verwandt fühlte, um so lauter gepriesen: er citirt in der von ihm verfaßten Geschichte seines Hauses den Brief an Leibniz, wo Sophie Charlotte den Glanz der Krone und den Pomp der Krönung zu Königsberg tief unter den Reiz der philosophischen Unterhaltungen von Charlottenburg stellt; er rühmt an seiner Großmutter die Seelenhoheit, die aufgeklärten religiösen Ansichten, das weiche Gemüth, den feinen, durch die Lectüre der guten Literatur des Auslandes gebildeten Geist; eine Fürstin nennt er sie ein anderes Mal, welche zu der glücklichsten Ausstattung, die ihr die Natur mitgegeben, die sorgfältigste Erziehung erhalten hatte[2]). König Friedrich Wilhelm II. endlich, ihr Urenkel, ist durch Stil und Ton ihrer Briefe an die Eleganz einer Frau von Sevigné, der unübertroffenen Briefstellerin des klassischen Frankreichs, erinnert worden[3]).

Friedrich Wilhelm II. interessirte sich sehr für das Andenken seiner Ahnin; er hat einem Berliner Gelehrten, der 1790 in der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über Sophie Charlotte gehalten hatte, eine Anzahl von nachgelassenen Briefen der Königin zur Verfügung gestellt, auf Grund deren dann dieser Akademiker, der Professor und Prediger Erman, noch zu neun verschiedenen Malen in den Festsitzungen der Akademie über Sophie Charlotte gehandelt hat: fast Jahr für Jahr, von 1791—1800. Die nachher gesammelten Abhandlungen Erman's enthalten die Hauptsumme dessen, was bisher über den Gegenstand gewußt wurde. Man wird Varnhagen von Ense nicht Unrecht geben können, wenn er der Arbeit Erman's breite Redseligkeit, Geschmacklosigkeit, schmeichlerischen Schwulst vorgeworfen hat; die eigene Darstellung aber, die Varnhagen 1837 von dem Leben der Königin gegeben hat, ist doch wiederum nichts als eine geschickte Ueberarbeitung des bei Erman gebotenen Stoffes. Eine Bereicherung erhielt unser Wissen erst durch die Sammlung des Briefwechsels zwischen Sophie Charlotte und Leibniz[4]), aus welchem vor Allem der Antheil der Fürstin an

[1]) Morgenstern, Ueber Friedrich Wilhelm I., 1793, S. 4.

[2]) Œuvres de Frédéric le Grand I, 112; XXI, 77.

[3]) Vgl. seinen Brief vom November 1790: bei Erman, Mémoires pour servir à l'histoire de la reine Sophie Charlotte, Berlin 1801, p. 76.

[4]) 1877 in dem X. Bande der Klopp'schen Ausgabe der Werke von Leibniz. Foucher de Careil, Leibniz et les deux Sophies (Paris 1876) konnte diese Briefe noch nicht benutzen.

der Gründung der Akademie hervortritt; doch auch diese Veröffentlichung macht einen fragmentarischen Eindruck. Was unter den Papieren der Königin selbst bei ihrem Tode an Briefschaften sich vorfand, das ist leider damals, wie es heißt auf Befehl des Königs, verbrannt worden[1]).

Bei diesem Zustande der Ueberlieferung werden die folgenden Mittheilungen aus einer jetzt zugänglich gewordenen Sammlung von Briefen Sophie Charlottens auf einige Beachtung rechnen dürfen. Es sind Briefe vertraulichsten Inhalts, gerichtet von der Tochter an die Mutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover[2]).

Die Gemahlin Ernst August's, des ersten Trägers des hannöverischen Kurhutes, die lebenslustige Prinzessin aus der fröhlichen Pfalz, Tochter des landflüchtigen Winterkönigs und der britischen Elisabeth, hat uns in ihren anziehenden, geistreichen, prickelnden Memoiren das Leid eines ehelichen Lebens geschildert, das unter den verheißungsvollsten Aussichten, mit den freudigsten Hoffnungen begonnen hatte. Der Sonnenstrahl in dieser Ehe, der Trost der Mutter in ihrem Leid, war die Prinzessin Sophie Charlotte, die einzige Tochter zwischen drei älteren und drei jüngeren Brüdern. Hochbeglückt berichtet die fürstliche Frau in ihren Briefen[3]) von all' den wichtigen Ereignissen in der kleinen Welt ihrer „Infantin": wie das vierjährige Prinzeßchen „sehr stolz" ist, wenn sie durch einen Brief geehrt wird, und zwar noch nicht selbst zurückschreiben kann, wohl aber die Antwort dictirt, „worin sie sehr schnell bei der Hand ist"; wie „das verzogene Kind" trotz seiner Abneigung gegen die Künste des Buchstabirens und gegen das Lernen überhaupt doch gern schon die große Dame darstellt und sich sehr gravitätisch hält, freilich, sobald sie ihre älteren Brüder spielen sieht, geht es ihr wie der Katze beim Anblick der Maus; die würdige Ruhe ist vergessen und die „große Dame" hat keinen anderen Ehrgeiz mehr, als den wilden Knaben Alles nachzumachen. Damals ist eine Puppe, die sie aus Paris bekommen hat, „Figelottens" Lieblingsspielzeug, „ihre ganze Freude"; in einer etwas späteren Periode (die Kleine ist in das achte Jahr getreten) sind die Meerschweinchen ihre „stärkste Neigung" geworden: „Das richtige Thier" meint die Herzogin-Mutter, „für eine Prinzessin Westfalens," das gesegnete Land der Schweine. „Meine Figelotte ist ein Roussen-Beudel," schreibt die Herzogin eben jetzt (11. Februar 1677), „obgleich sie vor der Welt das Kätzchen als Fräulein verkleidet spielt. Ich habe ein kleines Knabenporträt ihres Großvaters, des Herzogs Georg, welches ihr gleicht als sei sie selbst abconterfeit, ihr Haar ist nämlich im vorigen Sommer geschoren worden; Ernst August hat große Lust, sie wie dieses Bild kleiden zu lassen, mit einer Halskrause, einem Mantel und allem Weiteren nach der alten Mode, aber es würde gegen die Schicklichkeit sein, bei einer ‚Wirthschaft', wo eine

[1]) Vgl. den Brief von Leibniz vom 7. Februar 1705 bei Klopp Bd. X, S. 265 und dazu die Einleitung desselben Bandes, S. XV.

[2]) Aus dem Nachlaß dieser Fürstin sind die Briefe, deren Veröffentlichung im französischen Grundtexte ich mir vorbehalte, vor einigen Jahren an das Königl. Geheime Staatsarchiv nach Berlin gekommen. Leider fehlen, bis auf eine einzige, die Antworten der Kurfürstin-Mutter.

[3]) Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Herausgegeben von E. Bodemann (Publicationen aus den Preuß. Staatsarchiven Bd. XXVI, S. 167, 169, 282, 288, 289).

so große Gesellschaft erscheinen wird, als Knabe aufzutreten." Später begleitete Figelotte die Mutter auf ihren Reisen; als elfjähriges Kind sah sie 1679 Paris, wo die Lieblingsschwester der Mutter, die Gemahlin des Herzogs von Orléans, besucht wurde, jenes Pfälzer Naturkind, Lise Lotte, deren liebste Beschäftigung, inmitten der verhaßten französischen Umgebung es war, sich in ihr Kämmerlein einzuschließen und zahllose Briefe in ihrem urwüchsigen kauderwälschen Deutsch an die Verwandten nach der deutschen Heimath zu richten. Wir wissen von den damaligen Pariser Erlebnissen der kleinen Sophie Charlotte nichts, bis auf die eine winzige Notiz, welche die Kleinmalerei der Mutter in jenes Memoirenwerk aufzunehmen gewürdigt hat: daß das Töchterchen beim Fahren nicht rückwärts im Wagen sitzen konnte[1]). Zwei Jahre später sah die Prinzessin, während eines Badeaufenthaltes zu Pyrmont, zum ersten Male den Kurprinzen von Brandenburg mit seinem Vater, dem Großen Kurfürsten[2]). 1684, als Sophie Charlotte sechzehn Jahre zählte, erschien der Kurprinz, dem eine erste Gemahlin nach kurzer Ehe durch den Tod entrissen war, als Freier in Hannover, und am 14. November desselben Jahres hielt die nunmehrige Kurprinzessin von Brandenburg an der Seite ihres neuvermählten Gatten ihren Einzug in Berlin.

Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen, der Große Kurfürst ist gestorben, die Kurprinzessin ist Kurfürstin geworden. Wir stehen im Jahre 1697; denn diesem Jahre und dem folgenden gehört die Mehrzahl der vor uns liegenden Briefe an.

I.

Es ist nicht die „philosophische" Fürstin, welche diese Briefe geschrieben hat, denn mit der Mutter philosophirt Sophie Charlotte nicht wie mit einem Leibniz. Wohl aber zeigen uns dieselben — und das ist das nächste Interesse, welches sie haben — die Schreiberin von einer Seite, die ihren Biographen Erman und Varnhagen gänzlich entgangen war. Wenn Erman geradezu sagt, daß Sophie Charlotte Ekel empfunden habe vor jeder Art von Intrigue, so erscheint die Fürstin in diesen vertraulichen Mittheilungen an die Mutter vielmehr als die Seele, die treibende Kraft einer großen Intrigue, einer Haupt- und Staatsaction, des leidenschaftlichen Angriffes, der den Sturz des ersten Staatsministers, des Oberpräsidenten von Danckelman herbeiführte.

Berichte fremder Diplomaten aus Berlin, die in unseren Tagen veröffentlicht worden sind, eines Engländers, eines Holländers, zweier Hannoveraner[3]), ließen über die Thatsache der Gegnerschaft der Kurfürstin gegen den Minister bereits keinen Zweifel; hier aber erfahren wir von Sophie Charlotte selbst, was sie zur Gegnerin dieses Mannes machte und wie hart sie ihn ihre Feindschaft, ihren Haß fühlen ließ.

Eberhard von Danckelman war der Erzieher des Kurprinzen Friedrich gewesen und wurde 1688 beim Regierungswechsel der vertrauteste Berather des Kurfürsten.

---

[1]) Memoiren der Herzogin Sophie. Herausgegeben von A. Köcher (Publicationen aus den Preuß. Staatsarchiven Bd. IV, S. 115). Vgl. ebenda Bd. XXVI, S. 299.

[2]) Vgl. die „Personalien der Königin Charlotte" von Leibniz (Werke Bd. X, S. 273).

[3]) Vgl. Ranke, Ueber den Fall des brandenburgischen Ministers v. Danckelman (Sämmtliche Werke Bd. XXIV); Breßlau-Isaacsohn, Der Fall zweier preußischen Minister. Berlin 1878.

Er erhielt 1695 als Oberpräsident, in einer Würde, die seit langen Jahren nicht vergeben worden war, den Vorsitz in dem Ministerium oder Geheimenraths-collegium. Ein fremder Diplomat hat damals von Danckelman's Collegen höhnisch gesagt, sie hießen nur darum Geheime Räthe, weil jener Alles vor ihnen geheim halte.

Danckelman's Stellung in der Gunst seines Gebieters erhielt den stärksten Stoß durch die politischen Ereignisse des Jahres 1697, durch den Verlauf der Friedensverhandlungen zu Ryßwijk, der für Brandenburg kein günstiger war. Ich übergehe die Einzelheiten, weil sie bekannt sind. Die Anzeichen der Verstimmung des Kurfürsten häuften sich; aber noch Mitte November 1697 versicherte er den Oberpräsidenten auf das Bestimmteste seines Schutzes gegen die Umtriebe von Feinden. Als Danckelman einige Tage später, am 22. November, eines Montags, bei Hofe erschien, sah der Kurfürst nach der schlaflosen letzten Nacht angegriffen und kummervoll aus, so daß jener Anlaß nahm, nach dem Grunde zu fragen: sollte er selbst die Ursache sein und könnte seine Entfernung dem Kurfürsten die Ruhe wiedergeben, so sei er noch heute bereit, den letzten Dank für die genossenen Wohlthaten auszusprechen.

Der Kurfürst hatte in diesem Augenblicke seine Entscheidung bereits getroffen, nach langem Schwanken, nach mehr als einer schlaflosen Nacht. Tags nach Danckelman's Erklärung, am 23. November, schreibt die Kurfürstin an ihre Mutter:

„Ich kann nicht umhin, meinen heutigen Brief mit der Versicherung zu beginnen, daß ich in der Sache des Präsidenten Danckelman nicht voreingenommen bin; indeß will ich mich noch nicht deswegen rechtfertigen, das soll die Zeit thun, in deren Fortgang Ew. Kurfürstliche Durchlaucht sehen wird, ob ich ihm Unrecht thue oder nicht. Ew. Kurfürstliche Durchlaucht wird es auch nicht übel vermerken, wenn ich Ihnen mit der heutigen Post noch nichts über seine Sache melde; denn der Kurfürst will es noch nicht, aber mit der nächsten Post sollen Sie Alles wissen."

In der That, bis zum nächsten Posttage war der große Schlag geführt. Am Mittwoch den 24. November, früh um 8 Uhr, überbrachte der Feldmarschall von Barfus dem Oberpräsidenten ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten; es enthielt die Annahme des Entlassungsgesuches, den Befehl zur Abgabe der Geschäfte und Ablieferung der Acten, zugleich aber die Anweisung auf eine jährliche Pension von 6000 Thalern. Danckelman war entlassen, aber noch nicht verfehmt.

Und nun schrieb die Kurfürstin am 27. November nach Hannover:

„Ich glaube, Ew. Kurfürstliche Durchlaucht wird ziemlich überrascht sein, daß der Präsident Danckelman seinen Abschied hat und daß also der Kurfürst seinetwegen vollständig aufgeklärt ist, über die Rechtswidrigkeiten in seiner Verwaltung und über alle seine Schelmereien. Er hat es Gott sei Dank so vollständig durchschaut, daß er mir jetzt selber Alles eingestanden, was jener mir an schlechten Diensten erwiesen hat, mit seinen Behauptungen, daß ich mehr für das Haus, aus dem ich stamme, eingenommen sei, als für das, dem ich jetzt angehöre; zweitens, daß ich herrschen wollte und keinen anderen Gedanken im

Kopfe hätte, und daß Alles, was ich thäte, auf Eingebung meiner Umgebung, wie des Grafen Dohna und der Frau von Bülow, geschehe; daß mein Sohn so nicht gut erzogen werden könnte, daß Graf Dohna ihn aufs Hannöverische abrichte. Ich habe mich auf alle diese Punkte so gut gerechtfertigt, daß der Kurfürst meine Unschuld anerkennt und noch außerdem jetzt von all' den Streichen weiß, die jener mir gespielt hat: sie würden ein Buch füllen und nicht einen Brief. Deshalb lasse ich das, um Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht nur zu sagen, daß ich jetzt sagen kann: ich bin mit dem Kurfürsten zufrieden, und ich glaube, er ist es auch mit mir; denn er erzeigt mir tausend Freundlichkeiten, und ich fürchte nicht mehr, daß jetzt ein Anderer mir solche Streiche spielen soll; denn es wird sich Niemand von so viel Dreistigkeit und so viel Schlechtigkeit mehr finden. Ich gestehe, daß das eine große Erleichterung für mich ist, nachdem ich dreizehn Jahre unter der Tyrannei dieses Menschen gelebt, der es mit seinen Schlichen so weit getrieben hatte, daß ich nicht einmal zu Hannover von alle dem Schaden, den er mir zufügte, offen sprechen durfte, bis zu dem Grade galt ich als beeinflußt durch Vorurtheile. Ich hoffe, daß jetzt der Kurfürst mein Zeuge sein wird und mir hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen wird; denn er weiß besser als irgendwer, ob Danckelman zu meinen Freunden gehört hat, wie er immer in Hannover hat glauben machen wollen, oder nicht, und ich glaube, daß er ein Wort davon an Ew. Kurfürstliche Durchlaucht schreiben wird.

„Wäre es auch nur die Erziehung meines Sohnes gewesen, worin er verbrecherisch gehandelt hat! Denn er hatte ihn in die Hände eines Lehrers gegeben, der ihn im Einverständniß mit seinem Sohne vernachlässigte und alle Bemühungen des Grafen Dohna unnütz machte, und statt ihn auf etwas Gutes hinzuweisen, waren sie alle Beide darin eins, ihm sein Gemüth mit sämmtlichen Schlechtigkeiten zu verderben, und damit dann die Schuld nicht auf sie fiele, sagten sie überall, mein Sohn hätte eine so schlechte Naturanlage, daß sie damit nicht fertig werden könnten, und im Lernen ist er bis zu dem Grade verwahrlost worden, daß er noch vor acht Monaten weder lesen noch schreiben konnte.

„Ich habe Besorgniß, Ew. Kurfürstliche Durchlaucht hiermit zu ermüden, aber ich halte mich dazu verpflichtet ... Es wäre keine kleine Arbeit, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht zu erzählen, wie dem Kurfürsten endlich die Augen geöffnet sind; denn es ist nicht eine einzelne Schlechtigkeit dieses Menschen gewesen, sondern mehrere hintereinander, was ihn Alles sehen ließ. Und dann die Unordnung in seinen Angelegenheiten! Statt daß er durch den Krieg hätte reich werden müssen [1]), ist er vielmehr zu Grunde gerichtet. Ich hoffe, daß Ew. Kurfürstliche Durchlaucht die Güte haben werden, dem Kurfürsten zu antworten, daß Sie seinen Entschluß billigen und ihm Glück dazu wünschen, weil er sich nicht mehr wie ein Kind gängeln läßt; daß Sie hoffen, er werde nach so gutem Anfange fest bleiben; denn er wird es nicht übel nehmen, wenn Sie frei heraus mit ihm darüber sprechen; im Gegentheil, das wird nur dazu beitragen, ihn in dem, was er gethan, zu befestigen und ihn wahrnehmen zu lassen, daß alle Welt sein Verhalten billigt."

[1]) Durch die Subsidien, welche die verbündeten Mächte an Brandenburg zahlten.

Es bedurfte dieser „Rechtfertigung" den hannöverischen Verwandten gegenüber nicht. Die Mutter gab der Tochter zu Allem und Jedem ihren Beifall. Sie las den Brief aus Berlin ihrem erlauchten Gemahl vor und gewahrte auf dem Antlitz des Kranken den Ausdruck seines Wohlgefallens. Sie verglich in ihrem Antwortschreiben die Lage am Berliner Hofe mit jenem Wendepunkte in der Regierung eines Ludwig's XIII., da dieser nach der Ermordung des Marschall d'Ancre erleichtert gerufen hatte: „Jetzt bin ich der König". Sie schalt Danckelman einen Tartüffe; sie beglückwünschte die Tochter, nicht bloß der Vormundschaft entwachsen zu sein, sondern mehr noch, das Herz ihres Gatten in Besitz genommen zu haben; sie forderte zu streitbarer Vertheidigung der errungenen Stellung auf. Verletzter mütterlicher Stolz klingt in den Worten nach: „Ich hoffe, man wird Dich in Zukunft auch zu anderen Dingen für geschickt betrachten, als nur zum Clavierspiel," und die Interessensolidarität des gesammten schönen Geschlechtes dem stärkeren gegenüber gibt sich einen naiven Ausdruck in dem ebenso frommen wie energischen Wunsche: „Gefalle es Gott, daß Alle, welche den Frauen Etwas in den Weg legen, also gestraft werden mögen" [1]).

Natürlich, daß der Jubel der Mutter und der Tochter über den großen Sieg bei den fürstlichen Muhmen und Basen in ganz Europa seinen Widerhall fand. „Ich kann nicht begreifen," schrieb Lise Lotte aus Versailles [2]), „wie Danckelman's Schelmerey nicht eher ahn tag kommen ist, undt 10 Jahr hatt wehren können, Er hatts mitt den Ambtleuten gemacht wie der ungerechte haußhalter Im Evangelio, der Churfürst von Brandenburg wirdt sich auff Einmahl reich finden, Ich hoffe, daß Mein patgen Ein gutt theil davon bekommen wirdt."

Inzwischen hatte das Geschick des unglücklichen Ministers sich erfüllt. Binnen wenigen Tagen erfolgte erst die Beschlagnahme seiner Papiere und seine Ausweisung aus Berlin, dann am 10. December seine Verhaftung, die Abführung nach der Festung Spandau, die Vorbereitung zu einem Staatsprocesse.

Die Kurfürstin folgte dem Verlauf des Verfahrens mit gespannter Aufmerksamkeit, mit nervöser Aufregung. Am 25. December beklagt sie es, daß man mit der Untersuchung noch nicht zum Abschluß gekommen sei; sie verzeichnet Anschuldigungen, die man doch nachher in die Anklageschrift gegen den Minister gar nicht aufgenommen hat. Ein in das Gefängniß geworfener Falschmünzer sucht sich dadurch rein zu waschen, daß er Danckelman anklagt. „Obgleich er," schreibt die Kurfürstin, „direct nur den in Minden (Danckelman's Bruder, Wilhelm Heinrich, den Regierungspräsidenten) anklagt, trifft das doch auch den Andern. Das ist ein Hauptpunkt, daneben sind andere vorhanden, die ebenso gewichtig sind und von denen man binnen kurzen erfahren wird." Je länger diese weiteren belastenden Enthüllungen auf sich warten ließen, um so größer wurde die Neugierde in Hannover. Durch die Mutter bestürmt, ein Mehreres mitzutheilen, gesteht endlich Sophie Charlotte am 8. Januar, daß es nichts

[1]) Dieser Brief ist nach einer Abschrift im Königl. Hausarchive bereits bei Breßlau a. a. O. S. 71 mitgetheilt.

[2]) Bei Ranke, Sämmtliche Werke Bd. XIII, S. 151.

Neues zu vermelden gibt, und wiederholt einfach die früheren Anschuldigungen: „Ich glaube, daß der Kurfürst Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht nichts weiter sagen wird von alle dem, was Danckelman gethan hat, denn er glaubt, daß das bereits Mitgetheilte ziemlich genügt, um den Aufenthalt in Spandau zu verdienen, und er hat weiter nichts über ihn zu sagen, als daß Danckelman alle Gewalt an sich gerissen und die Verwaltung so schlecht geführt hat, daß Alles in erschreckender Unordnung ist, und daß der Kurfürst, statt anläßlich dieses Krieges Millionen zu ersparen, nichts als Schulden hat; daß Danckelman sich nur von Schurken seines Schlages hat bedienen lassen, und die Ehrenmänner, die fähig gewesen wären, dem Kurfürsten zu dienen, schlecht behandelt hat; daß er mir bei dem Kurfürsten entgegen gewesen ist und damit nicht bloß an mir, sondern auch an dem Kurfürsten schlecht gehandelt hat, denn dieser hatte nichts als Verdruß davon; weiter daß er meinen Sohn wie einen Einfaltspinsel hat erziehen wollen, zum Vortheil seiner eigenen Familie, in der er das Kurfürstenthum vom Vater auf den Sohn hat erblich machen wollen; daß Jeder, der stahl und seine Obliegenheiten schlecht versah, zu seinem Anhang gehörte und nichts ohne ihn gethan haben würde: ein sicheres Zeichen, daß er seinen Gewinn dabei gehabt hat. Weiter wird der Kurfürst nichts zu berichten haben; denn Mord und Giftmischerei, dazu hat er es allerdings nicht gebracht. Auch hat er unsere Beziehungen zu fast allen Höfen verdorben, so daß der unsere nirgends Credit mehr hatte."

Wie unzutreffend zumal der letzte Vorwurf war, beweist das Selbstdementi, das sich die Schreiberin gleich in ihrem nächsten Briefe (15. Januar) gibt, wenn sie eingestehen muß, daß der König von England die Partei des gestürzten Ministers ergriffen habe. Schnell gefaßt, erklärt sie nun aber mit Nachdruck, daß diese Fürsprache nichts nützen, daß sie höchstens der Sache König Wilhelm's in Berlin schaden wird. Als einige Wochen darauf, am 6. März, Mr. Stepney, den sein König in besonderer Mission nach Berlin sandte, von der Kurfürstin empfangen wurde, bildete Danckelman's Sache das vornehmste Gesprächsthema der Audienz. Sophie Charlotte triumphirt in dem nächsten Berichte an ihre Mutter (8. März), daß der Engländer nicht Gerechtigkeit, sondern nur Gnade zu fordern gewagt; sie habe ihm geantwortet, der Kurfürst sei genöthigt, ein abschreckendes Beispiel hinzustellen und werde seine Gnade Denen zeigen können, die ihm treu dienten: nicht aber einem Manne, der die ihm übertragenen Vollmachten also gemißbraucht habe; komme Danckelman in Freiheit, so sei er in dem Grade rührig, daß er nicht eher Ruhe haben würde, als bis er sich dem Kurfürsten wieder unter die Augen gebracht, und es würde ihm an Helfershelfern bei seinen Umtrieben nicht fehlen. „Herr Stepney," setzt sie hinzu, „wird mich gar sehr mit dieser Sache verfolgen; aber er wird dabei nichts gewinnen, und falls er sich persönlich an den Kurfürsten wendet, wird dieser ihn wundervoll abfertigen"[1]).

Im Uebrigen galt der englische Diplomat der Kurfürstin als „ein höchst angenehmer Mann": „was mir besonders gefällt," so rühmt sie ihrer Mutter,

[1]) Vgl. damit Stepney's Berichte bei Ranke, Sämmtliche Werke Bd. XXIV.

„er ist voll Eifer für Ew. Kurfürstliche Durchlaucht und unser ganzes Haus." Sie weiß die tausend verbindlichen Sachen zu schätzen, die er ihr im Auftrage des Königs von England gesagt hat, aber sie bleibt dabei: „die stärkste Bestätigung seiner Freundschaft würde sein, wenn der König sich nicht um Danckelman kümmern und von mir nicht Etwas verlangen wollte, was für mich nur von großem Schaden sein könnte."

Am meisten brachte es die Kurfürstin auf, als zu ihren Ohren kam, daß Danckelman's Freunde am Wiener Hofe — denn auch dort beklagte man sein trauriges Loos — sie des Undankes gegen den Minister ziehen, der einst ihre Heirath zu Wege gebracht habe. „Ich sage darauf," schreibt sie entrüstet, „ich fühle mich dafür ihm nicht verpflichtet, daß er mich an einen Platz gestellt hat, wo er mich unglücklich machte und zum Werkzeug seines Ehrgeizes; ich antworte: ich bin es nicht gewesen, die ihn darum gebeten hat, und mein Herr Vater würde gewiß die Güte gehabt haben, mich nicht ohne einen Mann zu lassen. Auf das Heirathen allein kommt es nicht an, sondern auf eine gute Heirath und eine vortheilhafte Heirath; ich antworte, daß ich mich jetzt in einem Zustande befinde, den ich wohl eine zweite Ehe nennen kann, das will sagen, daß die erste, die Danckelman gestiftet hat, eine sehr schlechte gewesen ist."

Schon am 23. Januar hatte Sophie Charlotte ihrer Mutter mitgetheilt, daß man einige Artikel zu Papier bringen lasse, welche die unumstößlichsten Beweise gegen Danckelman enthalten würden.

Wie armselig ist doch diese Anklageacte ausgefallen; wie aussichtslos war die Aufgabe des öffentlichen Anklägers, auf Grund so wenig greifbarer Anhaltspunkte den Prozeß zu führen! Es verging Monat auf Monat, Jahr auf Jahr. Bis dann im November 1700 der Hoffiscal den Befehl erhielt, bei 2000 Ducaten Strafe den Prozeß binnen vier Wochen zu Ende zu bringen. In seiner Herzensangst schrieb er zu den Acten, dort kann man die Worte noch heute lesen: „Heiliger Gott, gerechter Richter, Artikel kann ich machen, aber woher soll ich die Beweise nehmen! Niemand will das Herz haben, Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht den schlechten Stand des Prozesses zu offenbaren" [1]). Wieder verstrich ein volles Jahr; endlich, im Januar 1702, begann das mündliche Verfahren. Und nun berichtete der Fiscal: Sein Eid verpflichte ihn zu sagen, daß die vorgebrachten Beschuldigungen sehr zweifelhafter Art gewesen; in einem anderen Berichte führt er warnend den alten Rechtsgrundsatz an: „Wenn es genügte anzuklagen, wer würde unschuldig sein?" Die Untersuchungscommission, das Geheimrathscollegium beantragten Freisprechung und Freilassung; der König entschied, ohne das Verfahren fortsetzen zu lassen, daß es bei der Festungsstrafe zu verbleiben habe [2]).

Erst im Jahre 1707, anläßlich der Geburt seines ersten Enkels, hat Friedrich I. die Haft aufgehoben und dem unglücklichen Minister erlaubt, zu Cottbus frei, aber immer in einer Art Verbannung zu leben.

---

[1]) Vgl. den Bericht des Oberprocurators, 16. Mai 1702, bei Förster, Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm's I., Bd. I, S. 8.

[2]) Vgl. die Mittheilungen aus den Prozeßacten bei Droysen, Bd. IV 1, S. 119 f., 2. Aufl.

Wenn Sophie Charlotte sich über Danckelman auch deshalb beschweren zu müssen geglaubt hat, weil er ihr eine Bevorzugung ihrer heimisch-hannöverischen Interessen vor den brandenburgischen vorgeworfen hatte, so legt ihr eigenes Verhalten nach dem Sturz des Ministers doch ganz in dem Sinne Danckelmans Zeugniß gegen sie ab. Zu dieses Staatsmanns Zeiten wäre es unmöglich gewesen, daß neben der Diplomatie des Landesherrn eine eigne und geheime seiner Gemahlin operirt hätte; jetzt, im Jahre 1701, hat Sophie Charlotte ihren Vertrauten, Leibniz, die Vertrauensperson zugleich des hannöverischen Hofes, mit seiner förmlichen Vollmacht[1]) versehen zu geheimen Verhandlungen, die hinter dem Rücken des officiellen Preußens, des preußischen Königs und seiner hohen Staatsbeamten stattfinden sollten, zu dem Behufe, ein enges politisches Einvernehmen mit dem Kurhause Hannover, dem Hause, „darauß wir entsprossen," herbeizuführen.

II.

Von der Wucht und der Schärfe der Anklagen, welche die Kurfürstin gegen Danckelman schleudert, hebt sich eigenartig ab der leichte und fröhliche Plauderton der sonstigen Mittheilungen ihrer Briefe.

Abgesehen von Aeußerungen, die den musikalischen Sinn und die Naturfreude der Schreiberin zeigen, ihr Interesse an ihrer kleinen Kapelle und an ihren Gartenanlagen[2]), stoßen wir in diesen Briefen besonders häufig auf Bemerkungen über Persönlichkeiten, über die Damen und Herren der Hofgesellschaft zu Berlin und zu Hannover, die Mitglieder des diplomatischen Corps, durchreisende Fremde, verwandte und nichtverwandte Fürstlichkeiten. Es sind Charakteristiken in Umrissen, flüchtig aber keck und sicher auf das Papier hingeworfen, immer originell und pikant, bisweilen boshaft. Da ist die Kurfürstin Therese Kunigunde von Bayern[3]), die Tochter des Polenkönigs Johann Sobieski, welche seit dem Besuch

---

[1]) In der Klopp'schen Ausgabe der Werke von Leibniz Bd. X, S. 91.

[2]) Ein paar Stellen seien, zugleich als Proben für die Orthographie Sophie Charlottens, hier im französischen Originaltext mitgetheilt. Sophie Charlotte schreibt aus Cleve, 14. August 1696: „Mons L (l'électeur) ma permis de faire un petit tour a lo (Loo) ou iay ueu un iardin qui peut passer pour beau et sy ien voulois faire la description il me faudroit beaucoup de tems il ma sy fort charme que de onse heures que iay este a loo ie me suis promene 9 et nay este asise que pour manger quoi que iestois incognito lintendant ma traite auec ceux qui estoit auec moy car la consierge ma reconue qui ma mene par toute la maison et il ny a coin que je nay veu car iay este du grenier jusques a la caue la maison et meublé a lengloise fort proprement mais sans or ny argant ny lustre ny plaque . . . . ce que iadmire le plus et la proprete et que tout sacorde sy bien ensemble les eaux du iardin sont fort claires et vont touiour il me paroit bien plus beau quil nest dans le desein . . . iay ueu le cheval avec le soulier qui traine un rouleau de fer qui aplanit les aleés cela sert ausy pour boulin greins." Ueber ihren eigenen Garten schreibt die Kurfürstin am 17. April 1798: „Il comence un peu à prendre du bon air les parteres sont fleuris et les alee sont dures pour pouvoir marcher la plus grande partie des arbres et ausy planteé les pots font un tres ioly efect mais mons fouchs en a de ploms doré qui paroisent encore davantage et ie crois que sy V. A. E. les voyoit elle seroit tentee den avoir car ils sont pour la dureé et ne coutent que 30 ecus la piece."

[3]) Vgl. über diese Fürstin K. Th. Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns, München 1884, S. 51, 169.

vom Jahre 1694 zu Berlin im Rufe größter Rücksichtslosigkeit und Anmaßlichkeit steht; Sophie Charlotte meint (21. Januar 1698), daß der Lebensgefährte dieser Heldin allen Grund hat, mit Molière sich zuzurufen: „Du hast es gewollt, George Dandin", denn die edle Polin bringt den Bayern durch ihre Launenhaftigkeit zur Verzweiflung, ist furchtbar eifersüchtig und hält ihm Gardinenpredigten, wo sie seiner ansichtig wird; er aber trägt das alles mit einer bewundernswerthen Selbstbeherrschung. Ein dicker breitschultriger Abbé, der im Gefolge des französischen Gesandten Polignac nach Polen gegangen war und von dort Anfang 1698 nach Berlin kommt, hat dieser Dame Kunigunde seiner Zeit so starkes Wohlgefallen abgewonnen, daß ihr Vater, der Polenkönig, zu der Bitte an Polignac sich veranlaßt gesehen hätte, diesen Mann nicht mehr mit sich an den Hof zu bringen. Jetzt, auf der Durchreise durch Berlin, tritt der Breitschultrige weniger hervor, desto mehr gefällt sein Missionschef Polignac; mit seinem Wissen, seinem Witz, seinen leichten gefälligen Manieren zeichnet er sich vor seinem Collegen Desalleurs, dem Gesandten am brandenburgischen Hofe, vortheilhaft aus. Des letzteren Gemahlin ist bei der Kurfürstin von Hannover übel beleumundet; die brandenburgische Kurfürstin nimmt sie in Schutz: Frau von Desalleurs mag früher kokett gewesen sein, jetzt aber lebt sie mit ihrem Gatten in schönster Eintracht, und dieser ist noch immer verliebt in sie, wie in den Flitterwochen: „Was sie vielleicht ins Gerede gebracht haben könnte, das ist ihr höchst freier Ton in der Unterhaltung; ihre Lebhaftigkeit reißt sie bisweilen soweit fort, daß sie sich nicht bedenkt, Zweideutigkeiten zum Besten zu geben und Geschichten vorzutragen, die für mich sehr kraß sind. Ich urtheile in christlicher Milde: wenn sie es zur That kommen ließe, so würde sie die Reden vermeiden: es läge somit nur ein Mangel der Erziehung vor, der bei der Theorie bleibt, und nicht zur Praxis übergeht. Die arme Frau ist auch immer krank und bewahrt sich gleichwohl ihre gute Laune und ihre innere Schmiegsamkeit" (6. Juni 1698).

Von der Gräfin Platen in Hannover, einer der Damen des dortigen Hofstaates, läßt sich dasselbe nicht sagen; Sophie Charlotte spricht (17. April 1698) von dem erbarmenswerthen Zustand derselben; „es wäre besser für sie, wenn sie todt wäre, als daß sie sich so durch die Aerzte quälen läßt. Ihr schlimmstes Leiden ist von jeher unheilbar gewesen, nämlich ihre Empfindlichkeit, welche sie alle Dinge der Welt allzu erregt auffassen läßt." Die gute Frau von Winzingerode in Berlin „kommt besser über ihre Kümmernisse hinweg: sie ist wieder dick und fett geworden, nachdem sie den ganzen Winter über keine vernünftige Seele gesehen hat, denn ihr Gatte und der Bruder Fritz können zu dieser Zahl nicht gerechnet werden. Wir gewöhnen sie hier zum Tanzen, da ja auch die Gräfin Dohna sich darauf eingelassen hat, die noch vier Mal so dick ist als sie".

Große Freude veranlaßte der Kurfürstin im Juni 1698 der Raugraf durch seinen Besuch, der Sohn ihres Oheims Karl Ludwig von der Pfalz und der schönen Degenfeld. Der Raugraf hat zwei starke Seiten: an der Tafelrunde die Honneurs zu machen und über Religion zu disputiren. Der gleichzeitig eingetroffene Herr von Mardefeld, ein schwedischer Cavalier, der Erzieher der hessischen Prinzen von der Cassler Linie, ist „ein vollkommener Virtuoso," der ausgezeichnet die Laute schlägt und unübertroffen Miniatur malt. Die Wiederankunft eines

dritten Ausländers, die in diesen Tagen erwartet wurde, verzögerte sich: „vermuthlich weil eine Schöne ihn unterwegs gefesselt hat“: das der Ruf des holländischen Gesandten Obdam.

Daß die pointirten Bemerkungen in den Briefen der Tochter die frohgesinnte Kurfürstin-Mutter in Hannover sehr entzückt haben, bedarf nicht erst der Versicherung. Erblicken wir doch nach dem Besuch des Zaren Peter in Coppenbrügge bei Hannover im Juli 1697 die sarkastische Laune der beiden Kurfürstinnen (die brandenburgische weilte für einige Wochen bei der Mutter) im vollen Wetteifer, den moskowitischen Besuch in stark aufgetragenen Farben abzuschildern[1]). Der Gast aus dem Norden wurde auf dieser Reise, der ersten, die ein Zar nach dem westlichen Europa unternahm, etwa mit den kritischen Blicken betrachtet, wie in unsern Tagen ein Schah von Persien, welcher der civilisirten Welt seinen Besuch abstattet. Kurfürstin Sophie Charlotte hatte vorher bedauert, daß der hohe Fremdling auf seiner Reise durch Deutschland Berlin nicht berührte: „denn obgleich ich eine Feindin der Unreinlichkeit bin, so ist doch in diesem Falle die Neugier der stärkere Trieb.“ Als sie das wunderbare Phänomen dann im Hannöverischen von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, war ihr Urtheil am letzten Ende doch nicht ungünstig: „Was seine Grimassen anbetrifft, so hatte ich sie mir schlimmer vorgestellt; man merkt wohl, daß er keinen Erzieher gehabt hat, der ihn Reinlichkeit beim Essen gelehrt hätte, aber er hat ein natürliches Wesen und etwas Ungezwungenes in seinem Thun, was mir gefallen hat; denn er that sofort, als wenn er zu Hause wäre.“ Zum Tanzen aufgefordert, wollte der Zar sich Handschuhe holen lassen; aber Sophie Charlotte constatirt als das Ergebniß aller Nachforschungen: „Es fand sich kein Paar in seinem ganzen Reisetrain.“ Die Kurfürstin-Mutter ihrerseits, die an der Tafel, wie ihre Tochter erzählt, in ihrer Lebhaftigkeit den Gast durch fortwährendes Fragen in Athem gehalten hatte, berichtet, daß der Zar, durch die intimeren Toilettenkünste seiner Tänzerinnen irre geführt, sein Erstaunen über die verteufelt harten Knochen der deutschen Damen geäußert habe; sie weiß außerdem zu vermelden, daß alle Russinnen sich schminken und daß deshalb dort zu Lande unter der Ausstattung einer Braut nie der Schminktopf fehlen darf; sie setzt boshaft hinzu: „Darum hat auch unsere Gräfin Platen den Moskowitern so außerordentlich gefallen.“

Ein Thema von besonderem Interesse für Sophie Charlotte bilden die Verlobungen und Heirathen in der fürstlichen Verwandtschaft[2]). Die Verlobung ihrer französischen Cousine, Mademoiselle de Chartres, der Tochter Lise Lottens, mit dem jungen Herzog Leopold Karl von Lothringen begrüßt sie mit großer Freude: „Allem Anschein nach wird sie mit diesem niedlichen Prinzen glücklich sein“ (8. Januar 1698). Ihrer calenbergischen Cousine Amalie, welche fern am Hofe des Herzogs Reinhold von Modena aufgewachsen ist, will das Glück, das ihr ihre Sippe erhofft, nicht so schnell erblühen: Erzherzog Joseph, der römische König, läßt mit seiner Werbung auf sich warten. Sophie Charlotte weiß, daß

[1]) Vgl. die schon bei Erman S. 113 ff. gedruckten Briefe.

[2]) Im Allgemeinen dachte die weibliche Verwandtschaft über diese Dinge ziemlich pessimistisch. Die Herzogin von Orléans schreibt gelegentlich: „Ich rahte selten zum heirath, den Es findt wenig die gelingen.“ (Publicationen des Literarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. VI, S. 112.)

die Bayreuther Herrschaften ihre Tochter Christine Eberhardine, die neue Königin von Polen, zu bestimmen suchen, nach dem Beispiel ihres sächsischen Gemahls, des starken Königs August, die Religion zu wechseln: sie hoffen, dieses gute Werk soll ihnen den römischen König für ihre zweite Tochter verschaffen; Sophie Charlotte aber sagt: „Ich betrachte dieselbe als keine sehr gefährliche Nebenbuhlerin für Amalie" (30. October 1697). Auf die Dauer gibt die Zurückhaltung Josephs indeß zu Besorgnissen Anlaß, und Sophie Charlotte meint am 30. November: „Ich fürchte für die Dinge, die sich verschleppen, zumal beim Heirathen; denn die Zeit verjüngt nicht". Nachdem abermals einige Wochen ins Land gegangen sind, kommt dann um Weihnachten, zunächst als Gerücht, die frohe Kunde aus Wien, daß zwei competente Persönlichkeiten, der Arzt und der Maler des Kaisers, nach Modena abgegangen sind, „um die Prinzessin Amalie zu prüfen, ob sie alle für die Ehe nothwendigen Piecen besitzt." Aber nach einem vollen Vierteljahr sind die theilnehmenden Verwandten des Erfolges noch keineswegs sicher: „Ich fürchte immer für die Sache," schreibt unsere Kurfürstin am 22. März 1698, „weil ich sie brennend wünsche." Ihr heißer Wunsch ging doch endlich in Erfüllung: im Februar des folgenden Jahres war die Cousine Amalie römische Königin.

König Friedrich II. hat von seiner Großmutter erzählt[1]), daß das Gefallen an Schmuckgegenständen sich bei ihr bis zur Leidenschaft gesteigert habe. Die Briefe an die Kurfürstin von Hannover bieten eine Art von Beleg dazu; sie erzählen uns eine Schmuckgeschichte, welche sich durch mehrere Wochen hinzieht und die erlauchte Briefstellerin neben der gleichzeitig sich abwickelnden Katastrophe Danckelman's am angelegentlichsten zu beschäftigen scheint. Die Kurfürstin-Mutter in Hannover hatte es im Herbst 1697 übernommen, aus dem gelobten Lande der Mode und des Geschmackes, aus Frankreich, der Tochter ein Ohrgehänge zu beschaffen. Die Hauptsache soll sein, so lautete die Bestellung aus Berlin (23. November), daß der Schmuck die richtige Größe habe, auf daß das Ohr nicht zu sehr belastet werde. Kurz vor Weihnachten war der kostbare Gegenstand, den die Tante von Orléans, die Herzogin Lise Lotte, an der Seine ausgesucht hatte, an der Spree angelangt. „Die Sachen sind sehr schön," schreibt Sophie Charlotte an ihre Mutter, „aber man findet sie zu theuer, denn in hiesigem Geld würden sie auf 10000 Thaler kommen, und 6000 sind sie nach dem Urtheil Aller, die sich darauf verstehen, nur werth. Wenn sich nichts abhandeln läßt, würde ich mir die Freiheit nehmen, sie Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht zurückzuschicken und Sie unterthänigst zu bitten, Madame (der Herzogin von Orléans) für die Güte zu danken, mit der sie sich dieser Besorgung hat unterziehen wollen. Wenn sie das Geld werth wären, würde ich Rath geschafft haben, die Pendeloques zu bezahlen. Ich behalte sie den heutigen Posttag noch hier, um Etwas nach ihrem Modell anfertigen zu lassen. Ich zweifle, daß sich 4000 Thaler darauf werden abhandeln lassen, also glaube ich, das Beste wird sein, sie zurückzuschicken." Am ersten Feiertage entschießt sich die Kurfürstin wirklich zu dem schweren Schritte. Sie gesteht der Mutter, daß sie die kostbare Zierde zweimal angelegt hat: „Alle Welt bewunderte sie, fand sie aber zu theuer." Sie bat, den Schmuck zunächst

[1]) Publicationen aus den Preuß. Staatsarchiven Bd. XXII, S. 338.

noch in Hannover zu behalten, und stellte gleichzeitig ihr letztes, etwas höheres Gebot: „Könnte ich die Sachen für 7000 Thaler nach hiesiger Währung haben, so würde ich sie von ganzem Herzen gern behalten, aber ich glaube nicht, daß man so viel wird ablassen wollen." Der Neujahrsbrief kommt auf den Gegenstand noch einmal zurück: „Wären die Gehänge zu einem verständigen Preise zu haben, so würde ich sie gern behalten, denn sie sind sehr schön und von höchstem Ebenmaß; indeß ich fürchte, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht und Madame damit lästig zu fallen, und um sie mit dem, was sie werth sind, zu bezahlen, müßte man sehr viel abhandeln. Ich werde von zwei verschiedenen Orten andere bekommen; da ich somit die Auswahl habe, so werde ich nicht so leicht irre gehen." Vierzehn Tage später endlich, am 15. Januar, nimmt die Kurfürstin von dem Gegenstand ihrer Sehnsucht endgültig Abschied: „Ich möchte den Spiegel und die Ohrringe sehr gern haben, aber mein Gelobeutel wird nicht damit einverstanden sein, es wäre denn in einigen Monaten, und also werden Ew. Kurfürstliche Durchlaucht nach ihrem Belieben darüber verfügen."

III.

Es mag auffallen, daß in allen diesen Briefen die Kurfürstin ihrer Mutter nie von ihrem kleinen Sohn, ihrem einzigen Kinde, erzählt; denn in jenen Anklagen gegen Danckelman wegen verwahrloster Erziehung des Prinzen geschieht desselben doch nur mittelbar Erwähnung.

Es ist nicht ganz leicht, von dem Verkehr zwischen der fürstlichen Mutter und dem Knaben sich ein Bild zu entwerfen. Als das Kind im ersten Lebensjahre stand, hat es Sophie Charlotte doch über sich gewonnen, sich von dem Kleinen zu trennen und ihn nach Hannover in die Obhut der Großmutter zu geben, die ihn dann drei Jahre lang bei sich behalten hat[1]). Nach Allem, was wir wissen, war der junge Friedrich Wilhelm weder in der Kinderstube noch als heranwachsender Knabe leicht zu behandeln. Der körperlich recht robuste Prinz (die goldene Schuhschnalle von einem Zoll Länge und einem halben Zoll Breite, die das vierjährige Kind verschluckt hatte[2]), kam nach zwei und einem halben Tage, ohne auf ihrer Wanderung Schaden angerichtet zu haben, zur großen und gerechten Freude des ganzen Hofes auf natürlichem Wege wieder zum Vorschein) hatte auch einen sehr kräftig entwickelten Willen und wußte ihn geltend zu machen: von seiner Erzieherin mit einer gewiß verdienten Strafe bedroht, klettert der kleine Trotzkopf durch das Fenster auf die äußere Brüstung und beginnt mit der zum Tode erschreckten Dame dann förmlich zu capituliren, indem er einen Verzweiflungssprung in die Tiefe ankündigt, falls ihm nicht Straflosigkeit zugesichert werden wird[3]). Kaum minder bezeichnend ist der andere Zug, der uns aus dieser Kindheit

[1]) Die Zeitbestimmung ergibt sich, immer nur ungefähr, aus den Briefen der Herzogin von Orléans vom 30. April 1689 und 18. Januar 1693 (bei Ranke, Sämmtliche Werke Bd. XIII, S. 68, 108). Die Angaben bei Erman S. 108; Faßmann, Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's I. Bd. I, S. 8; Förster, Friedrich Wilhelm I. Bd. I, S. 79 sind unbrauchbar.

[2]) 29. December 1692. Vgl. Faßmann Bd. I, S. 12 und das Protocoll über den Vorfall bei Erman S. 130.

[3]) Erman S. 131. Eine andere Version bei Beneckendorf, Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's I. Bd. VIII, S. 11 (Berlin 1789): Der Prinz habe seine Hofmeisterin da-

überliefert ist: wie der Prinz, weil ihm die Bewunderung seines zarten Teints durch die verhimmelnden Hofschranzen unleidlich wird, sich das Gesicht mit Oel einreibt und es so der Sonnengluth aussetzt, ohne doch in seinem Zerstörungswerk von Erfolg gekrönt zu werden. Bald zeigte sich, daß der Prinz vor Allem Soldat sein wollte, ganz wie sein frühverstorbener Oheim, der ältere Bruder seines Vaters, der hochbegabte Kurprinz Karl Emil, nichts als Soldat hatte sein wollen und für die Rectorwürde der Universität Frankfurt einst mit wegwerfenden Worten gedankt hatte. Man erfreute Friedrich Wilhelm durch die Formirung zweier Compagnien Cadetten; der Prinz commandirte die erste, sein etwas jüngerer Vetter, der Prinz von Kurland, die andere[1]); Sophie Charlotte sah den Uebungen dieser Myrmidonen bisweilen zu, weil ihr Sohn sich darüber freute; aber sie hätte die immer stärker und immer einseitiger hervortretende Richtung des Prinzen auf das Militärische gern zurückgedrängt. Alle Tage in den Freistunden ließ sie ihn nach Charlottenburg kommen; dort mußte er Bücher lesen und vorlesen und über den Gegenstand der Lectüre mit der schöngeistigen Mutter sich unterhalten; auch tanzen und Comödie spielen ließ ihn die Mutter, aber der Prinz that das Alles so, daß man wohl merkte, es geschah nur aus Gehorsam und nicht aus Neigung. Noch sind die Hefte erhalten, in welchen er in den Jahren 1698 bis 1702 seine kleinen Ausgaben verzeichnet hat, die „Rechnung über meine Ducaten", d. h. über die Summen, die ihm beim Jahreswechsel, zum Geburtstag, zumal aber nach den in Gegenwart des ganzen Hofes alljährlich angestellten Prüfungen im Unterricht geschenkt wurden. Mit einem Theil der Ducaten wurden Almosen oder Geschenke bestritten; aber weitaus die größere Hälfte entfiel auf den Militäretat, d. h. sie wurde zum Nutzen und Glanz der Cadettencompagnien aufgewandt. Mit Schrecken gewahrte die Frau Mutter, daß ihr Sohn ohne alle Frage geizig war; immer mehr ward sie an ihm irre; kummervoll schreibt sie an ihre Vertraute, die Frau von Pöllnitz: „Der junge Mensch, den ich nur für lebhaft, für stürmisch hielt, läßt jetzt eine Herzenshärtigkeit an den Tag treten, die dieses Herz als sehr schlecht verräth"[2]).

Einmal hat der Prinz seinen erlauchten Eltern mit eigener Hand gradezu einen Revers ausstellen müssen: hinter einem langen Sündenregister eine reuige Beichte, das Gelöbniß der Besserung und die Unterschrift: Friedrich Wilhelm. Ein andermal hat Sophie Charlotte, wie sie es selbst in einem dramatisch gehaltenen Briefe erzählt, dem jungen Sünder alle seine Verbrechen nachdrücklich vorgehalten, namentlich aber seine Unhöflichkeit, seine Taktlosigkeiten den Damen gegenüber; ihr Zorn steigerte sich, so gesteht sie, bis zur Haltlosigkeit: „Ist das der Ton, auf den die schönen Seelen gestimmt sind? Besteht denn Größe etwa im Verletzen? Welch' innerliche Roheit, unschickliche Dinge Frauen ins Gesicht zu sagen, dem Geschlecht, das da geformt ist, der Gegenstand zum mindesten der Höflichkeit der Männer zu sein." Der Abbé Larrey, der Vorleser der Fürstin,

durch „in ein großes Schrecken gesetzet, daß er sich in einen Kamin verstecket, und darin so lange verborgen gehalten, bis alles in der größten Furcht und Angst gerathen, und denn mit einem mahl hervorgesprungen und sich herzlich gefreuet habe, daß man seinetwegen so viel ausgestanden."

[1]) Vgl. Pöllnitz, Mém. pour servir à l'hist. des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg I, 218; Mém. du comte de Dohna p. 285.

[2]) Vgl. hierfür und für das Nächste Erman S. 152 f., 180 f.

der während der Strafpredigt in das Zimmer trat, ward an die Mutter aus dem kaiserlichen Rom bei Racine erinnert: „Erhabener Anblick," rief er pathetisch aus, „Agrippina und Nero!" Der Vergleich mit Nero erregte, ja erschütterte Sophie Charlotte noch mehr; sie sei krank geworden, schrieb sie; alle Symptome des Fiebers seien da: „was so an das Herz greift, muß verstimmen." In ihrer Bekümmerniß über die Unarten des Prinzen gegen das zarte Geschlecht wäre die Entdeckung einer Spur von sinnlicher Neigung an dem Sohne geradezu ein Trost für die Mutter gewesen: sie schrieb dem Erzieher, dem Grafen Dohna, er solle den „Galanterien" des Kronprinzen nichts in den Weg legen: „die Liebe bildet den Sinn und gewöhnt zu sanften Sitten." Nur daß der junge Friedrich Wilhelm zu Galanterien durchaus keine Anlage hatte.

Schon im Jahre 1702, als der Prinz in sein vierzehntes Jahr trat, hätte Sophie Charlotte gewünscht, ihn auf Reisen, in das Ausland zu schicken; in Holland hatte einst der große Kurfürst seine hohe Schule durchgemacht, hier sollte auch sein Enkel, wenn es nach der Mutter gegangen wäre, seine Bildung abschließen. Aber König Friedrich ließ sich zunächst nicht bestimmen, seine Einwilligung zu geben; es vergingen zwei Jahre, bis der Kronprinz seine Reise nach Holland antrat. Hatte Sophie Charlotte ein Vorgefühl, daß sie den Sohn nicht wiedersehen würde? Auf ihrem Tische fand man nach der Abreise ein Blatt, von ihren Thränen genetzt: sie hatte ein Herz darauf gezeichnet und die zwei Worte hinzugesetzt: „Ist abgereist" (est parti).

Zu Beginn des neuen Jahres beabsichtigte die Königin, ihrer Mutter in Hannover, wie sie es oft gethan hatte, einen Besuch abzustatten; zwei Tage vor der Abreise, am 10. Januar, schrieb sie dem Kronprinzen einen Brief (den letzten, der von ihr erhalten ist), in welchem sie den Sohn bat, ihr keine Geschenke zu machen: „Deine Freundschaft genügt mir." Unterwegs an einer Halsgeschwulst erkrankt, ist Sophie Charlotte in den Frühstunden des ersten Februar 1705 im Schlosse zu Hannover einem Erstickungsanfall erlegen.

„Ueber den Verlust einer Gattin, die er nie genug hätte betrauern können, fand Friedrich I. den Trost in dem Pomp bei ihrem Leichenbegängniß," so erzählte später mit schneidendem Hohn König Friedrich II.[1]) Bekanntlich hat Friedrich der Große in allen seinen Urtheilen seinen Großvater ebenso herabgesetzt, wie er den Vater in die Höhe hob. In der That, ein seltsamer Contrast zwischen dem ersten preußischen Könige und dem zweiten, seinem einzigen Sohn: wie die Mutter bekümmert inne geworden war, daß ihr Kind nichts von ihr hatte und nichts von ihr annahm, so ließ sich auch von dem Vater nichts an ihm erkennen; um seinem Staate das zu werden, was er ihm nachmals gewesen ist, mußte Friedrich Wilhelm sich von beider Eltern Art gleich weit entfernen, ganz abgewendet von der gefälligen Außenseite der Dinge, von dem nichtigen Schein, aber auch von dem schönen Schein, ganz gerichtet auf das Greifbare und Wesentliche, das Nützliche und Nüchterne, auf das „was frommet, und nicht glänzt". Hätte dieser Fürst den Bildungstrieb, die ästhetische Anlage, den Mäcenatensinn der Mutter mit der überfreigebigen Prunksucht des Vaters gepaart, so möchte er Kunstschätze angehäuft und sein

[1]) Œuvres Bd. I, S. 112.

Berlin mit einer klassischen Galerie geziert haben, wie eben damals der Dresdner Hof sie sich sammelte; aber nimmermehr wäre Friedrich Wilhelm I. der Begründer der preußischen Machtstellung, der Bildner eines unübertroffenen Heeres und eines unnachahmbaren Officiercorps, der Zuchtmeister seines ganzen Volkes, Preußens „größter innerer König" geworden.

Acht Jahre nach dem Tode seiner Mutter betrauerte Friedrich Wilhelm auch den Vater. Die Leiche des verewigten Königs wurde in die Schloßcapelle gebracht; am Tage nach dem Tode, dem 26. Februar 1713, fand dort eine Trauerfeier statt; die neue Königin, Sophie Dorothee, saß an der Stelle, die ihr nun gebührte, hinter ihr die Prinzen, die Würdenträger des Hofes, die Staatsminister, ein jeder an seinem Platze; ganz hinten aber in der letzten Ecke des Raumes, in seinen Schmerz verloren, saß der junge König, der vierundzwanzigjährige Friedrich Wilhelm[1]). Als er nach dem Gottesdienste und nach der Eidesleistung der Garden die Minister empfing, erklärte er ihnen, daß er keinen neuen Eid von ihnen heische, er erwarte ihre treuen Dienste; Eins aber müsse er ihnen sagen: sie hätten sich daran gewöhnt, fortwährend gegen einander zu cabaliren, das habe jetzt ein Ende, und wer wieder dergleichen Cabalen anfange, den werde er dafür anfassen, daß der sich wundern solle. Den Text für die Huldigungspredigt wählte sich der König aus dem 101. Psalm: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gerne fromme Diener." Die Zeit der Verbannung war vorbei für die Treuen im Lande; dem Hofe, dem Beamtenthum, dem ganzen Lande war eine große Ueberraschung vorbereitet. Am 20. März war in dem Audienzsaale des Schlosses der gesammte Hofstaat — denn noch hatte ihn der neue Herr nicht aufgelöst — versammelt, den König in die Capelle zu geleiten: die Minister, die Generalität, das diplomatische Corps. Friedrich Wilhelm trat aus seinem Zimmer heraus, hinter ihm schritt ein Greis: der alte dreiundsiebzigjährige Danckelman. In aller Stille, unter fremdem Namen, hatte ihn der König aus Cottbus kommen lassen, um ihn zum Wiedereintritt in sein Amt zu bewegen. Dazu hat der Schwergeprüfte sich nicht zu entschließen vermocht; aber die öffentliche und glänzende Genugthuung ward ihm jetzt, an der Seite seines Königs die Reihen seiner alten Widersacher zu durchmessen, und in der Capelle nahm er den Ehrenplatz vor allen Anderen wieder ein, wie es bis 1697 geschehen. So hatte der Sohn gesühnt, was die Mutter gefehlt hatte.

[1]) Ueber die Vorgänge beim Thronwechsel von 1713 hat Droysen aus den Berliner Berichten des sächsischen Diplomaten von Manteuffel eine Reihe sehr anziehender Mittheilungen gemacht. (Geschichte der preußischen Politik Bd. IV, 1, S. 271, 272; Bd. IV, 2, S. 7 ff.)

Erinnerungen an Franz Liszt.

Von

Fanny Lewald.

VI.

Im Frühjahr von 1852 hatte Stahr Oldenburg verlassen und war mit seiner Familie nach Jena übergesiedelt, nachdem er schon früher auf Schönlein's Rath, seines Halsleidens wegen, sich mit schwerem Herzen dazu entschlossen, sein Conrectoramt am Oldenburgischen Gymnasium niederzulegen; denn er liebte sein Amt, seine Lehrthätigkeit, den Verkehr mit seiner Prima, und man wünschte ihn in dem Amte zu erhalten, indem man ihm alle möglichen Erleichterungen anbot. Aber Schönlein's Ausspruch ließ keine Wahl.

Der Verkehr zwischen Weimar und Jena war damals noch auf die Postverbindung oder auf eigenes Gefährt beschränkt; trotzdem besuchte Liszt den Freund in Jena, Stahr war verschiedene Male in Weimar, und in jener Zeit hieß es, Liszt beabsichtige eine Umgestaltung seiner Lebensverhältnisse. Man sagte, daß er nie mehr in Concerten auftreten, daß er seine musikalische Thätigkeit einschränken, sich der Literatur zuwenden wolle, daß er zu einer diplomatischen Verhandlung vom Hofe ausersehen, daß er an eine diplomatische Laufbahn denke, daß ihm ein Grafentitel von Oesterreich zugedacht sei, daß er sich doch noch mit der Fürstin verheirathen werde, wenn er diesen erhalten. — Es war Alles müßiges Gerede, wie es sich überall erzeugt, wo ein bedeutender Mensch in enger Umgebung sich in einer von dem Herkommen und der Sitte abweichenden Lage zu bewegen hat; und der Schutz und die Freundschaft, deren Liszt sich von Seiten der Großfürstin Maria Paulowna und des jungen Hofes zu erfreuen hatte, regten neben dem Bestreben, den so geehrten Mann ebenfalls zu ehren, und neben aller Liebe und Freundschaft, mit der man an ihm hing, damals doch das nur zu menschliche Laster des Neides gegen den neidlosesten Menschen in dem Herzen von gar Manchem auf.

Wer Liszt und die Verhältnisse kannte, glaubte nicht, daß er der Musik, d. h. sich selber untreu werden könne, glaubte nicht an die beabsichtigte politische Laufbahn und auch an seine Verheirathung nicht. Aber seine Stellung war pein-

lich, trotz der Vortheile, die sie ihm bot, und er litt darunter mehr, als er es zeigte. Als er einmal mit Stahr unten auf dem kleinen Wege an der Ilm spazieren ging, den er zu gehen liebte, sprach er sich offen gegen ihn darüber aus, und sagte: „Du wirst mich ja nicht verrathen! ich bin ja ohnehin schon der best-verrathene Mensch". —

Ich meine, es war im Jahre 1853, daß wir nach den Weimarischen Tagen Liszt in Berlin einmal in einem Concerte spielen hörten, zu dessen Probe er uns — Stahr lebte damals schon in Berlin — gleichfalls eingeladen hatte. Aber er verweilte nicht lange in Berlin, der Hof, die musikalische Welt nahmen ihn sehr in Anspruch; und nur, daß er es trotzdem möglich gemacht, für ein paar flüchtige Besuche bei mir vorzusprechen, um mich „an seinem guten Willen und seiner Freundschaft nicht zweifeln zu machen" ist mir in der Erinnerung geblieben.

Zwei Jahre später, als wir 1855 in den letzten Tagen des August einen kurzen Aufenthalt in Kösen machten, wohin Stahr auch seine Töchter und seinen jüngsten Sohn hatte kommen lassen, besuchte uns Liszt dort in Begleitung seines Vetters, eines Gerichtsraths Liszt aus Wien, und brachte den Tag mit uns zu. — Er hielt noch fest an seinem Plane, in Weimar die Allkunst des Drama's der Zukunft zur Ausführung zu bringen, welches später in Bayreuth zu Stande gekommen ist, und vielleicht, wenn es in Weimar möglich, einer dauernderen Wirkung sicher gewesen wäre. Inzwischen hatte man in Weimar unter seiner Leitung den Manfred, den Faust, die Genovefa von Schumann, den Benvenuto Cellini von Berlioz aufgeführt. Berlioz war nach Deutschland gekommen, sein in Frankreich zurückgewiesenes Werk in Weimar auf der Bühne zu sehen; und von einem Verlassen Weimars war damals noch nicht die Rede.

Ich glaube, es muß auch im Anfang der fünfziger Jahre gewesen sein, daß Liszt seine beiden Töchter nach Berlin schickte und unter den Schutz von Frau v. Bülow stellte, die dann später die Schwiegermutter der Jüngeren geworden ist. Es waren sehr anziehende Mädchen. Die Aeltere, Blandine, war fast schön zu nennen, ohne daß sie ihren Eltern glich; die Jüngere aber sah Liszt und ihrer Mutter ähnlich und hatte das herrliche blonde Haar von ihr geerbt, in dem sich die deutsche Herkunft der Gräfin d'Agoult kundgab, deren Mutter eine Bethmann aus Frankfurt a. M. gewesen war. Deutsches jedoch hatten die beiden Mädchen Nichts in ihrem Wesen. Ihre Anschauungen, ihre Vorstellungen waren durchaus französisch. Sie mußten sich fremd fühlen in der Umgebung, in die sie in Berlin versetzt worden waren, und dasselbe galt von dem schönen und liebenswürdigen Daniel Liszt, der nach der Verheirathung seiner jüngeren Schwester, um sie zu besuchen, einmal nach Berlin gekommen war.

Eines Mittags hatten wir damals Daniel Liszt und den Sohn Julius Fröbel's bei uns allein zum Essen. Es waren schöne, ziemlich gleichalterige junge Männer, aber entschiedene Gegensätze im Aeußern, wie in ihrer Denkweise. Während Fröbel sich ganz auf den Augenblick und auf die Thatsachen stellte und ein festes Ziel im Auge hatte — er war Ingenieur oder sonst mit einem technischen Unternehmen beschäftigt — verlor der blonde, schlanke Daniel sich gern in Erinnerungen an die klassische französische Literatur der vergangenen Zeiten,

und kam dabei wiederholt auf Fénélon, Pascal, Bossuet zu reden, während er überhaupt eine Neigung für philosophische und theologische Studien verrieth. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Schwärmerisches. Man konnte sich ihn leicht in der Kutte irgend eines Mönchsordens auf einem religiösen Bilde denken.

„Aber was wollen Sie denn werden?" fragte Fröbel plötzlich.

„Ich weiß das noch nicht," entgegnete ihm Daniel.

„Sie wissen es nicht? Sie müssen doch irgend ein Ziel vor Augen haben?"

Daniel schüttelte verneinend das Haupt. „Ich denke, wenn ich einundzwanzig Jahre alt sein werde, wird es mir wohl einfallen!" sagte er sanft.

„Aber wenn es Ihnen dann nicht einfällt?" fuhr Fröbel dazwischen.

Daniel schreckte auf. „Ich denke," sagte er in demselben sanften Tone, „so Etwas sagt zur rechten Stunde uns der Geist!"

„Nun! auf den Geist können Sie lang warten!" rief Fröbel lachend, und so sehr er mit der Aeußerung im Rechte war, konnten wir in sein Lachen nicht von Herzen mit ihm einstimmen, als er mit der festen Hand der Wirklichkeit in das idealistische Träumen Daniel's hineingriff. — Die Wahl und die Entscheidung für einen Beruf sind dem schönen Jünglinge erspart geblieben. Er ist früh gestorben.

Erst im Herbste von 1864 trafen wir wieder einmal nach längerer Zeit mit Liszt zusammen, und zwar in Paris, wo seine älteste Tochter sich inzwischen mit Ollivier verheirathet hatte. Liszt war in Weimar von der Direction der Oper zurückgetreten, nachdem er zu der Gewißheit gelangt, daß er dort für das Drama der Zukunft den Boden nicht gewinnen werde, und Störungen seiner Wirksamkeit, welche er auf Dingelstedt's Betrieb zurückführen zu müssen glaubte, hatten ihn endlich bestimmt, Weimar ganz zu verlassen. Aber er hing noch ebenso von Herzen an dem Weimar'schen Fürstenhause, wie an der Goethe-Stiftung und an den Idealen und Planen Richard Wagner's, ohne daß es seiner Freundschaft für uns den geringsten Eintrag that, daß Stahr und ich uns mit den neuen Dichtungen Wagner's, wie mit seinen neueren Compositionen, nicht mehr im Einklang befanden, was sich dann später nur noch gesteigert hat.

Aus jenem Pariser Aufenthalte ist mir ein Ereigniß lebhaft im Gedächtniß geblieben, das sich am 12. October zugetragen hatte. Wir wohnten, wie immer in Paris, in der Rue Castiglione in der Pension der Generalin Chamorin, und hatten in derselben zwei Zimmer mit einem kleinen Vorsaal inne. Liszt, der sehr in Anspruch genommen wurde, war ein paarmal schon um elf Uhr Vormittags zu uns gekommen. Das war auch am 12. October geschehen, und er hatte unter anderen heiteren Dingen, von denen er gesprochen, auch erzählt, wie Madame Ollivier ihn eben heute dahin gebracht, sie in ein Modemagazin zu begleiten und einen Anzug für sie auszuwählen, wobei er sich komisch, wie sein eigener Doppelgänger, erschienen sei. —

Mir aber war gar nicht heiter zu Muthe, denn die Gräfin d'Agoult hatte mir ein paar Tage vorher geschrieben: „ich komme einen dieser Tage zu Ihnen und zwar zu früher Stunde, um Sie sicher zu treffen!" — Der Gedanke, daß sie eben an diesem Morgen kommen, daß sie dadurch zu einem unerwarteten Begegnen mit Liszt geführt werden könne, wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich

wußte, daß sie sich seit ihrer Trennung, oder doch mindestens sehr lange nicht gesehen hatten, und erfreulich konnte ihr Zusammentreffen ihnen nicht sein. — Es blieb anfangs Alles ruhig. Wir plauderten von den verschiedensten Dingen, da — plötzlich wurde die Klingel des Vorzimmers gezogen. Meiner Ahnung folgend, ging ich selbst hinaus, und die Gräfin d'Agoult stand in aller ihrer stolzen Schönheit vor mir. Ich hielt es für geboten, ihr zu sagen, daß Liszt bei uns sei.

„Qu'est-ce que ça me fait!" sagte sie, schritt in das Zimmer, die beiden Männer erhoben sich, und hochgehaltenen Hauptes reichte sie Stahr mit einem: „bon jour mon ami!" die Hand und sagte dann zu Liszt gewendet: „Mais imaginez vous, Madame Stahr, qui ne veux pas me faire entrer à cause de vous!" — Indeß die lächelnden Lippen, mit denen sie die Worte gesprochen, waren bleich geworden; auch Liszt, so gut er seine Fassung behauptet, war bestürzt und bewegt. Sein Willkommswort klang unfrei. Wir setzten uns nieder, die oberflächlichen Fragen nach dem äußerlichen beiderseitigen Ergehen wurden zwischen Liszt und der Gräfin in der landläufigsten Weise mit gemachter Leichtigkeit abgethan, und wir bemühten uns, so gut es sich thun ließ, einen Weg zu einer anderen Unterhaltung einzuschlagen. Die Sache kam jedoch in keinen Fluß. Das Beisammensein war peinlich für uns Alle; und doch schienen weder Liszt noch die Gräfin mit sich einig darüber zu sein, wer sich zuerst entfernen, wie man am schicklichsten von einander gehen sollte. Die Minuten lasteten schwer auf Beiden. Endlich zog die Gräfin die Uhr aus dem Gürtel und stand auf. Wir folgten ihrem Beispiel. Sie trat an Liszt heran, gab ihm die Hand, er schüttelte sie ihr in seiner herzhaften Weise, und sie mit mir bis zur Stubenthüre geleitend, rief er ihr ein: „Adieu Marie! adieu!" zu, ehe die Thüre sich hinter ihr schloß.

Es war das letzte Mal, daß sie sich gesehen, wie Liszt dies viele Jahre später, im Winter von 1880, mir in Rom einmal erzählte.

VII.

Als wir im Herbst von 1866 nach Rom kamen, hatte Liszt bereits seit einem Jahre die Weihen genommen. Er wohnte auf dem Monte Mario in dem Kloster von Sta. Maria del Rosario, das Clausur hatte. Seine Freundin, die Fürstin Wittgenstein, hatte sich in der Via del Babuino eingerichtet, in welcher sie seitdem ihren festen Aufenthalt behalten hatte.

Als Liszt uns aufzusuchen kam, fand er einen unserer Bekannten bei uns, der uns eben davon unterhalten hatte, wie Liszt die Weihen nur genommen, weil Pius IX. ihm die Aussicht eröffnet habe, ihm die Leitung der päpstlichen Capelle zu übergeben. Ob davon überhaupt die Rede gewesen ist, weiß ich nicht; daß Liszt aber nicht, um eines solchen Grundes willen, in den geistlichen Stand getreten wäre, wenn er den Schritt nicht mit seinem innern Bedürfen in Einklang gefunden hätte, davon bin ich für mein Theil überzeugt.

Befremdlich war es uns im ersten Augenblicke allerdings, ihn in dem geistlichen Gewande zu sehen, das ihm übrigens bei seiner damals noch immer schlanken Gestalt vortrefflich stand; er war jedoch in seinem Wesen völlig unverändert und eben ein Mann, über den man das Kleid vergaß, das er trug. Auch war es, wie mich dünkt, nicht eben schwer, sich die Wandlung, die er mit sich

vollzogen hatte, nach seinem Lebensweg und nach seinen Erfahrungen ohne besondere Erklärungen zurechtzulegen.

Großen Naturen, wie die von Liszt, wenn sie auf Einklang mit sich selber angelegt sind, wohnt bewußt oder unbewußt, neben dem Triebe des freien künstlerischen Schaffens, das Bedürfniß inne, das eigene Leben zur Klarheit zu bringen und es, in Schönheit und Würde abschließend, zu einem lebenden Kunstwerk auszugestalten.

Was die Welt dem Ehrgeiz eines Virtuosen, der Genußsucht einer lebhaft empfindenden Künstlernatur zu bieten hatte, das hatte sie ihm gewährt. Er war jetzt fünfundfünfzig Jahre, das Allegro con brio seines Lebens lag hinter ihm. Die Pläne, die er auf Weimar gebaut, hatten keine Verwirklichung gefunden. Seine Verbindung mit seiner fürstlichen Freundin war nicht zu dem in sich beruhenden Abschluß durch die Ehe gekommen; er mochte und mußte gefühlt haben, daß er eine Schranke zu setzen habe zwischen seiner Vergangenheit und Zukunft; und er war, wie er später gegen Stahr geäußert, als dieser ihn auf dem Monte Mario besucht, nach Rom gegangen, um in sich zu einer „Entscheidung" zu gelangen. Dazu aber ist sicherlich kein Ort geeigneter als eben Rom. Es gewährt dem denkenden Geiste den betrachtenden Hinblick auf Jahrtausende, auf das Vergehen und Werden, das Wiedervergehen und Wiederwerden. Leid und Freude, Gelingen und Mißlingen, der Einzelne und sein Glück inmitten der Gesammtheit, sehen sich in Rom — wie ich es empfunden — anders an, als an jedem andern Orte; und daß ein Katholik von Liszt's Gesinnung in Rom auf den Gedanken kommen konnte, sich der festen Gliederung der katholischen Kirche anzuschließen, mit diesem Anschluß zugleich dem Unfestgestellten in seinem Verhältniß zu der Fürstin eine unabänderliche Form zu geben, das ist mir immer erklärlich vorgekommen, auch ohne daß ich ermessen konnte, welche Gemüths- und Geistesbefriedigung Liszt durch den Eintritt in den geistlichen Stand empfunden haben mochte.

Obschon er entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt und von den Bereichen lebte, in denen der Verkehr der Fremden aus allen Erdstrichen sich bewegt, sah man ihn doch häufig; und wo er sich zeigte, waren auf den Signor Commendatore, wie man ihn wegen seiner vielen Orden nannte, alle Augen gerichtet. Man begegnete ihm in der preußischen Botschaft im Palazzo Caffarelli, und wir trafen ihn auch zum Oeftern im Palazzo Lovatti auf der Piazza del Popolo bei einer Freundin, Frau Marie Espérance von Schwarz — bekannt unter ihrem Schriftstellernamen Elpis Melena — die damals in Rom ein Haus machte, und als lebhafte Anhängerin Garibaldi's bekannt war.

Man kam auf Liszt's Wunsch bei ihr zu „early and substantial teas" zusammen, und die Gesellschaft, die sich in ihren Sälen bewegte, sprach für die internationale Gesinnung der Hausherrin. Wir kannten sie seit dem Jahre 1846, wo sie uns lieb und werth geworden war, fanden in ihr 1866 völlig dieselbe warmherzige und excentrische Seele wieder, und als ich sie dann im Jahre 1881, fünf Jahre nach meines Mannes Tod, in Rom mit ihrem damals bereits leicht ergrauten Lockenkopfe im Hôtel Molaro, in welchem auch sie abgestiegen war, unerwartet in mein Zimmer eintreten sah, war sie der alten Freundschaft treu,

war sie offenherzig, phantastisch und, durch viele Enttäuschungen nicht erkaltet, sich gleichgeblieben in ihrer hilfereichen Theilnahme für Andere, die ihre warme Sonne scheinen ließ über Gerechte und Ungerechte. Selbst wenn man sich mit ihr nicht in Uebereinstimmung befand — lieb haben mußte man sie immer. Die unzerstörbare Güte hatte sie mit Liszt gemein.

Damals, im Beginne des Jahres 1867, beherrschte Pius IX. unter dem Schutze französischer Bajonette, von Rom aus die katholische Welt. Die Chassepots hatten bei Mentana ihre Wunder gethan, aber die italienischen Vaterlandsfreunde gaben die Sache Italiens nicht verloren und erwarteten eigentlich in jedem Augenblicke eine neue Erhebung gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, während der Abzug der Franzosen bevorstand. Da machte es sich denn wunderlich, wenn leidenschaftliche italienische Patrioten sich in demselben Raume mit Monsignoren und Abaten vereinigt fanden, die treue Anhänger der Kirche und ihres Oberhauptes waren, und wenn der Abate Liszt, am Flügel sitzend, die Gesellschaft zur Bewunderung hinriß, während Jeder wußte, wie unsere Wirthin vor der Möglichkeit zitterte, daß die Pläne Garibaldi's und seiner Anhänger verrathen, die von ihr gehoffte neue Erhebung vereitelt werden könne.

Von Liszt je eine fanatische Aeußerung gehört zu haben, entsinne ich mich nicht. Er war friedliebend von Natur, obschon er dem Angriff fest und mit Schärfe zu stehen, mit Entschiedenheit einzutreten, ja Alles an Alles zu setzen wußte, wo es der Sache seiner Freunde und seiner und ihrer künstlerischen Ueberzeugung galt. An Niemand mehr als an Wagner hat er das bewiesen.

Schon in jenen Tagen in Rom gewann das lehrende Element noch mehr als in Weimar die Oberhand in ihm; und als er dann später von Santa Maria del Rosario hinuntergezogen war nach dem Forum, in das zur Kirche von Santa Francesca Romana gehörende Kloster, hatte er dort bald wieder einen Schülerkreis um sich, wie in den weimarischen Zeiten.

Die Umgebung, in welcher er in Sta. Francesca lebte, paßte vortrefflich zu der Romantik seiner Person. Aus den hohen Fenstern des Saales, in welchem sein Flügel stand, sah man hinaus auf den Titusbogen, hinüber zu den Farnesischen Gärten, die sich über den Ruinen der römischen Kaiserpaläste erheben, und wie er in seinen bewegten Virtuosentagen in raschem Fluge die Welt durchzogen, so übersah jetzt sein Blick die Trümmer der alten Welt und des Mittelalters, während der sich täglich erneuernde Fremdenstrom aus allen Welttheilen unter seinen Fenstern vorüberrauschte und die Blicke Derer, die es wußten, daß er in dem Kloster weile, sich hinaufhoben, mit der Hoffnung, Liszt durch einen glücklichen Zufall an ihnen erscheinen oder aus der Thüre in das Freie hinaustreten zu sehen.

Wie in Weimar lud er seine Freunde bisweilen zu den musikalischen Aufführungen seiner Schüler ein, und es kam dann wohl vor, daß er sich selber an den Flügel setzte. Oeffentlich hat er, wie ich glaube, in Rom nicht mehr gespielt. Doch habe ich ihn 1878 und 1881 in der deutschen Botschaft noch einige Male gehört, wo die Musik mit Vorliebe gepflegt wurde, weil der Botschafter, Baron von Keudell, selbst in hohem Grade musikalisch, ein vortrefflicher Klavierspieler war und ist.

Trotz seines Eintritts in den Klerus fesselte sich Liszt doch keineswegs an Rom, und von 1870 oder 71 ab blieb sein Jahr in einem fast regelmäßigen Wanderleben zwischen Rom, Pesth und Weimar getheilt, der Besuche in Bayreuth und des Anwohnens der verschiedenen großen Musikfeste nicht erst zu gedenken. Ob dies ganz seine freie Wahl war, ganz seiner Neigung und, in den letzten Jahren, seinem Bedürfniß entsprach, das möchte ich bezweifeln nach einer Aeußerung, die er früher gegen mich that, als die Rede davon war, daß wir Beide in dem Kometen-Jahre von 1811 geboren wären. „Man spricht von dem Einfluß der Gestirne auf unser Geschick," sagte er scherzend; „aber an uns Beiden bewährt sich das nicht, obschon wir Beide unter dem Einfluß des gleichen Wandelsternes das Licht erblickt. Ihr Leben ist trotz Ihrer mannigfachen Reisen ein stabiles geworden; Sie wurzeln mit Ihrem Manne geistig und materiell in der Heimath; ich flottire in der Welt umher, und obschon ich ein Musikant und kein Soldat bin, kann ich mit den Wallensteinern singen, daß ich auf Erden kein bleibend Quartier habe." —

„Und treue Lieb' nicht bewahren kann!" scherzte ich ebenfalls, ihn unterbrechend.

„Vielleicht auch das! — Es ist ein Loos wie ein anderes, und Jeder hat das seine. Aber Ihr Beide," er sprach zu Stahr und mir, „Ihr habt das Eure zu loben."

Er machte an dem Tage keinen Rückschluß auf sich selbst; allein sein Ausdruck, sein Ton ließen uns unwillkürlich ergänzen, was er verschwieg, und er sprach es mir in jenen Tagen einmal ehrlich aus, daß sein unstätes Leben ihm nicht erfreulich sei. Ich bin im Laufe der Zeit dann immer mehr des Glaubens geworden, daß er stets gern, und immer lieber nach Weimar zurückkehrte; daß er dort in sich beruhigter lebte als in dem Hin und Her zwischen dem Palast seines Freundes, des Cardinals Hohenlohe in der Villa d'Este in Tivoli und den verschiedenen Gasthöfen, in welchen er in Rom abwechselnd verweilte, nachdem er die Wohnung auf dem Forum aufgegeben hatte. Er hatte Ruhe nöthig, wenn er auch nicht darüber klagte, daß er sie entbehre. Er klagte überhaupt sehr selten und immer sehr gemessen. Er nahm sich in dem Betracht nicht wichtig.

Ich entsinne mich aber mit Vergnügen des kleinen freundlichen Heims, das die Vorsorge der Frau Großherzogin ihm in Weimar am Eingang des Parkes in dem Hofgärtnerhause eingerichtet, seit er sich entschlossen hatte, alljährlich einige Monate dort zu verweilen. Wie Goethe von seinem Gartenhaus, so konnte man von dem Eintritt in die Hofgärtnerei die Worte gebrauchen: „Uebermüthig sieht's nicht aus!" Aber behaglich war's im höchsten Grade.

Die Treppe, die man zu ersteigen hatte, die Hausflur, konnten nicht schlichter und bescheidener sein. Aber als wir Ende Juni 1875 auf der Reise nach Liebenstein für einige Tage nach Weimar gekommen waren, warfen die prächtigen Bäume, die das Haus umstanden, ihren Schatten über die nicht eben hohen Fenster des Raumes, der Liszt's Arbeits- und Empfangszimmer war, und der Eindruck desselben war, gerade im Vergleich mit der Einfachheit des Hauses, ebenso ernst als freundlich und anmuthend. Der große Bechstein'sche Flügel in der

Mitte des Saales, die Bücher- und Notenschränke an den Wänden zeigten, daß hier wirklich gearbeitet wurde. Ein paar Lehnstühle, ein Schreibtisch, einige Oelbilder, darunter ein schönes Porträt von Riccard und Andenken mancher Art, gaben dem Saale jene Vornehmheit und Würde, die man nur da antrifft, wo die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen an ein edles und reiches Leben den Hintergrund bildet, auf welchem die Gegenwart sich bewegt; und Liszt's ganze Erscheinung und Haltung hatte den Ausdruck der Würde gewonnen, ohne daß diese seiner Freundlichkeit, seiner gelegentlichen Heiterkeit im Entferntesten Abbruch that.

Liszt hatte eben an dem Tage unsrer Ankunft eine Morgenmusik bei sich veranstaltet, und die Gesellschaft, die sich zu derselben vereinigt, war international genug, wenn man bedachte, daß man sich nicht in einem Mittelpunkte des Weltverkehrs, sondern in einer der kleinen Residenzen des deutschen Reiches befand. Die Musikschule, wie die von Karl Alexander gegründete Maler-Akademie zogen von allen Seiten bedeutende Leute heran, und da sich, eben um Liszt's willen, die sehr musikalische und liebenswürdige Baronin von Meyendorf in Weimar aufhielt, die ein Haus ausmachte, hatten wir an einem der folgenden Tage zweimal die Freude, Liszt spielen zu hören. Frau von Meyendorf hatte eine Kaffeegesellschaft zu sich geladen, zu der auch der Großherzog sich eingestellt und in der Liszt mit einem Fräulein Gower aus Baltimore auf zwei Instrumenten eine wilde ungarische Musik spielte, die sich wie ein tollkühnes und siegesgewisses Wettrennen anhörte — staunenerregend durch die Kraft der Spielenden, durch die Wildheit der Melodie, durch die Sturmfluth der Tonfülle. Den Titel des Werkes weiß ich nicht mehr; der Eindruck ist mir unvergessen und wird mir's bleiben.

An demselben Abend tranken wir im kleinen Kreise bei Liszt unsern Thee. Es waren nur Frau von Meyendorf, Fräulein von Watzdorf, Kapellmeister Lassen und wir geladen, und es war eine angenehme Ueberraschung, als nach mündlicher, am Nachmittag mit Liszt genommener Abrede, Seine Königliche Hoheit der Großherzog dazukam. Die ganze überfließende Herzlichkeit unseres Wirthes zeigte sich einmal wieder in ihrer vollen Schönheit. Jedem wollte er es bequem machen, Jedem das Beste zuwenden, das er zu bieten hatte, und er selber genoß das feine aber einfache Mahl mit ersichtlichem Vergnügen, weil es ihm so viel Freude gewährte, es den ihm werthen Gästen bereitet zu haben. Die Worte „von Herzen liebenswürdig" waren wie für ihn erfunden. Als wir uns vom Tisch erhoben hatten, ging er, „den Nachtisch zu bieten," an seinen Flügel und spielte, während durch die offenen Fenster die balsamische Luft leise in das Zimmer zog, den „Erlkönig". Dann ließ er sich, alle Zukunftsmusik vergessend, die am Nachmittag bei Frau von Meyendorf fast ausschließlich gespielt worden war, eine Weile in sanften Träumen auf dem Flügel gehen, als wolle er den Zauber der Mittsommernacht noch steigern, um uns ganz in demselben einzuspinnen, und wir hätten uns, glaube ich, nicht gewundert, wenn es draußen in den Bäumen zu leuchten begonnen hätte und Elfenreigen unter den Klängen dieser Töne an uns vorübergezogen wären.

Man kann sehr glücklich sein in solchen Stunden, und sie dauern in uns fort, auch wenn sie lange, lange entschwunden sind!

Da wir uns hier in der Atmosphäre der Zukunftsmusik und der Wagnerschen Dichtungen und Compositionen befanden, und Liszt's Sinn neben seinen eigenen Arbeiten mit höchster Theilnahme auf Bayreuth gerichtet war, konnte es nicht fehlen, daß es abermals zu Erörterungen über Wagner, namentlich als Dichter kam.

Als seiner Zeit der Text des „Rheingold" im Druck erschienen war, hatte Liszt das Buch an Stahr gesendet, ihn um sein Urtheil und zugleich um die Erlaubniß gebeten, gegebenen Falles von diesem Urtheil einen „officiösen" Gebrauch machen zu dürfen. Stahr hatte ihm geantwortet, daß er ihm volle Freiheit gebe, mit dem betreffenden Brief zu machen, was ihm zweckmäßig dünkte, da er gewohnt sei, sein Urtheil zu vertreten, und hatte dieses dahin gefällt, daß der Text der ursprünglichen Dichtung zu nahe getreten, und daß es eine Monomanie sei, nach Schiller und Goethe, in der deutschen Poesie mit so schlimmen Allitterationen eine Wirkung machen zu wollen.

Das wurde nun näher ausgeführt; ich bemerkte, daß mir eine Stelle, in welcher die Consonanten Pr. in immer neuer Wiederholung dicht aneinander vorgekommen, geradezu als etwas Erschreckliches im Ohre haften geblieben sei, und fügte hinzu: wie Menschen mit einem besonders feinen Gefühl für die Musik geboren würden, ohne daß sie sich das als ein erworbenes Verdienst anzurechnen hätten, so habe ich von Natur einen feinen Sinn für unsere Muttersprache. Ich erinnere mich, daß mich als Kind der bloße Klang von Versen entzückt, deren Sinn ich kaum verstanden, und daß die Unschönheit der Wagner'schen Sprache oftmals, selbst durch die Musik hindurch, für mich unüberwindlich sei, ganz abgesehen von den Gewaltthaten, die er gegen alle Regeln ausübe.

Liszt wollte das nicht gelten lassen; Stahr führte ihm Einzelheiten auch aus den Meistersingern an, die wir der Zeit in Berlin gehört, und sagte endlich: „Du weißt, wie hoch ich Dein Urtheil halte, wie ich mich ihm in allen Deinen Bereichen füge; aber in Bezug auf unsere Sprache bist Du nicht maßgebend. Sie ist nicht Deine Muttersprache, und wenn Du ihre Schönheiten auch zu würdigen gelernt hast, so wirst Du nicht durch ihre Mißhandlung beleidigt, so wie wir. Da ist eine Grenze zwischen unserem Empfinden und dem Deinen!"

Liszt hob den Kopf auf, wie er es oft that, wenn ihn Etwas überraschte, und sagte: „Tiens! c'est vrai! daran habe ich nicht gedacht!" — und als wir darüber lachten, daß er auch dies Zugeständniß zufällig französisch gesprochen hatte, lachte er mit uns, und ließ es sich gefallen, daß ich ihm meine anderen Ausstellungen gegen den Text der Meistersinger machte, über den, wie man behauptete, der Kaiser eine höchst originelle Aeußerung gethan haben sollte, die ich hier nicht wiederholen zu dürfen glaube, obschon sie die Person mir erzählt, gegen welche er sie ausgesprochen hatte.

Liszt ließ sich das gefallen, blieb jedoch dabei, daß wir nach Bayreuth kommen müßten, daß wir dort anderen Sinnes, daß wir von dem dortigen Zusammenwirken der Künste, von der Einrichtung der Bühne, der Großartigkeit der Werke beherrscht werden würden. Daß dies sehr möglich sei, leugneten wir nicht;

es war nur an ein solches anstrengendes Unternehmen für uns nicht zu denken. Um so mehr aber lockte uns der Gedanke, doch noch einmal nach Rom gehen und den nächsten Winter dort vielleicht in des verehrten und theuren Freundes Nähe zubringen zu können.

„Ihr hängt ja an Rom!" sagte er, „die Reise geht nicht über die Kräfte von Stahr, und ich brauche nicht von mir in Bezug auf Euch zu denken, was Victor Emanuel von sich behaupten soll: „Les étrangers n'aiment plus de venir à Rome, depuis que moi j'y suis!"

Es war eine Hoffnung, ein Traum von neuem Glück gewesen, die sich nicht erfüllten. Stahr kam nicht mehr nach Italien, sah sein geliebtes Rom nicht wieder.

VIII.

In den Wintern von 1878 und 1880 kam ich dann wieder nach Rom. Es war trotz all' der Wandlungen, die sich seit 1867 vollzogen, doch noch immer Rom, und Liszt war noch Liszt, obschon er in den letzten Jahren äußerlich sehr gealtert hatte. Sein Haar war weiß, er war stark geworden, aber der Adel seines Profils und seine geistreiche Güte, sein ganzes Wesen waren sich gleich geblieben, nur daß ein Zug von tiefem Denken sich auf seiner Stirne ausgeprägt hatte und sein Urtheil noch milder geworden war; und auch aus diesen beiden Jahren erinnere ich mich mancher Vorgänge, die charakteristisch für ihn waren.

Einmal im Winter von 1878 hatten wir einen Abend im Hôtel de l'Europe auf dem spanischen Platze bei Gustav Richter zugebracht: Liszt, Monsignor Lichnowsky, ich und der Bildhauer Graf Gobineau, der französischer Gesandter in Schweden gewesen, bevor er sich ganz der Kunst gewidmet. In all' der anmuthigen Heiterkeit, welche Richter und seine liebenswürdige Frau überall um sich zu verbreiten wußten, waren die Stunden uns rasch vergangen. Wir hatten lange verweilt, hatten dabei öfter hinausgesehen nach dem Himmel, weil den ganzen Nachmittag schwere, mit Gewitter drohende Wolken ihn bedeckt, waren trotzdem geblieben und geblieben — und als wir uns dann endlich zum Fortgehen entschlossen und auf den letzten Treppenabsatz gegen das Erdgeschoß gekommen waren, verlöschte plötzlich das Gas. Es ward stockfinster; mit einem jäh aufflammenden Blitze schmetterte der Donner über uns fort und prasselte ein stürzender Regen hernieder.

Wir meinten im ersten Augenblicke, der Blitz habe eingeschlagen in das Haus; das war glücklicher Weise nicht der Fall, und ob und wie das Versagen des Lichts im Hause mit dem Unwetter zusammenhing, weiß ich nicht. Es war aber eine Art von Verwirrung über die Dienerschaft gekommen, die noch auf den Beinen war. Der Portier, nach dem man rief, glaubte sich am Gasometer nöthig; ein Kellner, der mit einer Lampe herankam, trug sie so ungeschickt, daß sie verlöschte, öffnete uns aber die Thüre eines finsteren Saales, und nun saßen wir, ich mit meiner Kammerjungfer und die drei Männer, und warteten auf die Wagen, die herbeizurufen man den Hausknecht fortgeschickt.

Aber wir hatten gut warten. Es war in Rom damals gerade so wie dreißig Jahre vorher. Rom hörte auf bei einem ordentlichen Platzregen, und wer einen solchen aus Erfahrung kennt, verwundert sich nicht darüber. — Wir saßen und

saßen bei dem Schimmer der zurückgebrachten schwelenden Lampe, und Warten ist nicht Jedermanns Sache. Fürst Lichnowsky rieth, zu Richters zurückzukehren, womit doch nichts gewonnen war, als daß wir sie, die uns wohl unterweges glauben mußten, in ihrer Ruhe störten und in unser Unbehagen hineinzogen. Der Graf ging ungeduldig von Fenster zu Fenster; meine gute Laune hielt auch nicht sonderlich Stand, als endlich der Diener mit der einfältigen Meldung wiederkam: es sind keine Wagen mehr draußen! — während sich ganz in der Nähe des Hôtels ein großes Fuhrgeschäft befand, in das er nun geschickt wurde, Wagen zu bestellen; denn das Wetter raste noch in der gleichen Heftigkeit fort.

Nur Liszt behielt den schönen Gleichmuth, den er sich anerzogen und der ihm zur Natur geworden war. „Nun, meine Freunde," rief er, „da wir sicher noch eine Weile zu warten haben werden, nehmen wir unsere Partie!" Und mit rascher Hand ein paar kleine Sophas einander gegenüber rollend, setzte er hinzu: „Bilden wir uns ein, wir wären auf der Eisenbahn; plaudern wir wie in einem Coupé — und im Grunde sind wir hier doch besser daran, als die Hunderte, die jetzt auf den Bahnen sind." — Und seinem Vorschlag die That folgen lassend, fing er an, von einem Gewitter auf einer ungarischen Bahn zu erzählen, den und jenen heiteren Einfall daran knüpfend, so daß wir über seine reizende Improvisation die Dunkelheit und den garstigen Dampf der Lampe und die Zeit vergaßen, und Alle durch ihn erheitert uns erst erhoben, als der Ruf: der Wagen ist da! endlich erschallte, und wir hinausgingen nach dem Portal. — Aber es war kein viersitziger Wagen, sondern nur ein Coupé, und in dieses ließ man mich und Graf Gobineau einsteigen, der sehr weit draußen wohnte, in der Via Cavour. Mein Mädchen wurde angewiesen, sich auf dem kleinen Rücksitz unterzubringen, und während er mir in den Wagen half, sagte Liszt: „Erinnern Sie sich, wie wir mit Therese so gefahren sind? Damals hatten wir kein graues Haar! und jetzt könnte ich mich nicht so zusammenfalten wie dazumal! Tempi passati! et bonne nuit!" rief er mir noch zu, bevor er dem Kutscher befahl, so rasch als möglich zurückzukehren, um ihn und den Fürsten nach ihren Wohnungen zu befördern.

Ich hatte, wie er, in dem Augenblicke mich jenes Abends in Weimar erinnert und der Vergangenheit meinen stillen Seufzer nachgesendet. Daß Liszt desselben sich auch entsann, machte mir jene Stunde noch lebendiger.

Aus dem letzten Winter, den ich 1881 in Rom verlebte, und in welchem ich Liszt weit seltener sah, da er sich viel in Tivoli aufhielt, ist mir ein langes ruhiges Gespräch mit ihm unvergeßlich. Er hatte irgend einen, in unserer Straße wohnenden Fremden besucht, und war dann, die Tage wurden schon lang, bei mir eingetreten. Er hatte jüngst einem amerikanischen Bildhauer gefällig zu einer lebensgroßen Büste gesessen, und der Künstler, der sonst ein Mann von Talent und Geschmack war, hatte — verführt durch den zur Mode gewordenen sogenannten Realismus in der Kunst — ein Porträt von Liszt zu Wege gebracht, das geradezu für ein Zerrbild gelten konnte. Allerdings war Liszt's Gesicht schwammiger geworden, der Kopf ragte nicht immer mehr so stolz auf dem Nacken empor; aber sowie er ihn hob, wie er umherzublicken, zu sprechen begann, leuchtete

sein Auge, strahlte die Herrschaft seines Geistes von seiner Stirn. Man sah die Veränderung nicht mehr, welche die Zeit auch an ihm vollzogen; man vergaß des Vergänglichen, weil das Unvergängliche in ihm noch in seiner ganzen Macht vorhanden war.

Da ich den Bildhauer kannte, ihn als Menschen hochhielt, an seinem künstlerischen Schaffen Theil nahm und mich doch an dieser seiner Arbeit geärgert hatte, fragte ich Liszt, wie er über dieselbe denke und hielt mit meinem Urtheil nicht zurück. „Sie ist nicht verführerisch, diese Büste!“ sagte Liszt lächelnd, „aber ich glaube, sie ist nützlich! Lassen wir sie gelten, wie manches harte Urtheil über uns, aus dem wir doch im Leben ein Gutes, eine Lehre für uns haben ziehen können“.

Ich fragte, was das heißen solle. „Wir Anderen,“ sagte er, „die wir lange ein Stück Jugend in uns bewahren, werden sehr leicht zu Täuschungen über uns verleitet, und der Freund, der uns aufklären könnte, unser guter Freund, der Spiegel, ist kein verläßlicher Freund. Wir sind an ihn gewöhnt, unsere mit uns alt gewordenen Freunde sind es ebenso; wir bleiben also für einander eben dieselben jungen Freunde. Das trügt, das verführt uns; und da ist es denn vielleicht recht nützlich, wenn solch' ein wirklich Junger einmal kommt, uns mit seinen nicht an uns gewöhnten Augen ansieht und uns zuruft: Sieh'! mein Freund! so sehen wir Dich! und das bist Du!“

„Ich habe von Ihnen,“ wendete ich ein, „als ich Sie zum ersten Male gesehen, das Wort vernommen: man ist immer jung, so lange man zu gefallen weiß!“

„Für die Anderen! nicht für uns selbst! denn wir wissen mehr von uns als sie. Uebrigens aber ist solch' ein Kunstwerk, wie die Büste, am Ende ein vortheilhafter Hintergrund, auf welchem das Original sich besser ausnimmt, und das ist auch Etwas werth! Es ist da, und so ist's gut.“

Ich hatte wieder die Nachsicht, zu bewundern, mit welcher er die ganz verfehlte Arbeit hinnahm, die ihn doch viel Zeit gekostet hatte, und wie dann in dem Gespräch über die Behandlung des Porträts ein Wort das andere gab, sagte ich, daß mir in aller Kunst, in der Dichtung ebenso wie in den bildenden Künsten, das trockene unvermittelte Wiedergeben der Natur als etwas Unvollkommenes, ja Geringes, und daß es mir nirgends weniger am Platze scheine als in dem Porträt. Ich sei der Meinung, daß der Künstler sich an das Bleibende, und ebenso an das zu halten habe, was an dem darzustellenden Menschen das Schöne sei. Ob man, wie der Amerikaner gethan, die paar Warzen, die Liszt im Gesichte hatte, sie stark bezeichnend, wiedergebe, sei gleichgültig; daß er den unzerstörbaren Adel seines Profils und den geistigen Ausdruck nicht voll zur Erscheinung gebracht, das sei der Fehler. — Als Wilhelm Wieder, in meinen sechziger Jahren, ein Bild von mir gemacht, hätte ich ihm eingewendet, daß es zu jung sei. „Was heißt das, zu jung?“ hatte er mir entgegnet. „Wenn ich Sie genau so male, wie Sie jetzt vor mir sitzen, ist das Bild in zwei, drei Jahren auch wieder zu jung. Der Maler muß sich an das halten, was aus den besten Zeiten seines Vorbildes als das Dauernde vorhanden ist und über das Andere mit leichter Hand hinweggehen.“ — Und es war ein gutes Bild, das der nun auch schon verstorbene Freund auf solche Weise zu Stande gebracht hatte.

„Man könnte," sagte Liszt, und das eben ist der Ausspruch, der in mir nachklingt heute noch, „nicht nur von profaner und von religiöser, man sollte immer nur von göttlicher Kunst sprechen; und wenn dem Menschen von früh auf gelehrt wird, daß Gott ihm Vernunft und freien Willen und sein Gewissen gegeben habe, so sollte man immer sagen: und die Kunst, denn die Kunst ist das wahrhaft Göttliche!"

Ich führte die Worte an: „die Kunst ward Dir, o Mensch, allein!"

„Gewiß," fuhr er fort. „Wem die Empfindung für sie, und vollends derjenige, dem die Begabung zur Ausübung der Kunst gegeben ward, der hat die Weihe bekommen für seinen Lebensweg und hat sich danach zu achten. Wer seine Anlage, soweit es ihm immer möglich ist, in sich ausbildet, und mit ihr leistet, was er kann, der wirkt mit zu der Erhebung des Menschengeschlechts und sichert der Individualität, welche die Vorsehung in ihm erschaffen hat, zugleich das Stückchen irdischer Unsterblichkeit, an der wir doch Alle hängen, der Eine mehr, der Andere weniger."

Ich sagte, es sei schön und erhebend, wie er durch das ganze Menschenalter, seitdem wir uns kannten, seinem Glauben an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts treu geblieben sei.

„Wir sind alle Missionäre! Jeder nach seiner Art!" gab er mir zurück, und wie ich danach, seiner Worte über die irdische Unsterblichkeit gedenkend, die Bemerkung machte, daß die Juden, welche die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nicht gehabt, sich ihre Unsterblichkeit durch frühe Heirathen und eine zahlreiche Nachkommenschaft zu sichern getrachtet, entgegnete er:

„Darin liegt ja auch ein Richtiges und Wahres. Man lebt fort in seinen Kindern, und es ist hart, seine Kinder sterben zu sehen; es geht uns selbst ans Leben. Ich habe die Probe davon gemacht."

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann: „Aber ein Stück von uns selbst lebt fort in unseren Werken, und ein anderes gutes Theil in unseren Schülern, und das habe ich immer gefühlt. Mit dem, was wir in sie pflanzen, in ihnen entwickeln, zur Reife bringen, erhalten wir ein Stück von uns selbst lebendig; und so," setzte er lächelnd hinzu, „steckt denn auch vielleicht in unserer Liebe für unsere Schüler, in unserer Freude an ihrem Vorwärtskommen, an ihren Erfolgen — wie in aller Liebe — unsere Selbstsucht, unser Egoismus. Wir genügen uns und lassen uns dafür lieben, und das Eine ist so angenehm wie das Andere."

Er war nicht der Mann, seine Verdienste prahlend zu erheben; er verkleinerte seine Leistungen, indem er darüber scherzte, und es war keine leere Redensart, daß er einmal, als sein fürstlicher Gönner und Freund ihn befragte, welch' einen Wahlspruch er wohl für sich erwählen würde, nach kurzem Besinnen die Antwort gab: „faire sans dire".

Und welch' ein Lehrer und treuer Freund ist er all' seinen Schülern und Schülerinnen gewesen!

Man läutete im Hause zum Essen. Liszt erhob sich; wir, meine Schwester, die mit mir in Rom war, und ich, gingen mit ihm gemeinsam den langen Gang und die Treppe hinunter, und rechts und links blieben die ebenfalls zum Essen

gehenden Bewohner des Hôtels stehen, ihn grüßend, ihm ein Wort der Freude entgegenrufend. Unten im Speisesaale trennten wir uns — meine Schwester und ich, wieder einmal Beide unter dem Zauber seines Geistes, seiner Güte.

Schon wenig Tage danach kam er zu meiner angenehmsten Ueberraschung an einem Vormittage wieder zu mir.

„Ich komme mit einer Forderung zu Ihnen," hub er gleich beim Eintritt an, und wie er sich dann zu mir hingesetzt hatte, zog er zwei kleine Päckchen aus seinem Rock hervor, wickelte sie sorgfältig auf und legte zwei, etwa acht bis neun Centimenter große Bronce-Medaillen auf den Tisch.

„Wir haben neulich von Porträts geredet," sagte er, „sehen Sie sich diese einmal an."

Es war die große Medaille von Leo XIII., welche nach seiner Erhebung zum Papste geprägt worden, und eine andere, welche der nämliche Bildhauer von Liszt beim Eintritt in dessen siebenzigstes Jahr gemacht. Die erstere war ungemein ähnlich, die letztere ebenso und ein vollendetes Meisterwerk, dessen ich beim Beginn dieser Erinnerungen schon erwähnt. — Ich trage eine von den verkleinerten, wie ein deutsches Markstück großen Liszt-Medaillen in meinem Armband, und sie zeigt nicht den jugendlichen, nicht den greisen Liszt — sie zeigt eben „Liszt", wie er fortleben wird im Gedächtniß aller Derer, die ihn kannten.

Ich sprach ihm meine Freude an der Arbeit aus, fragte, wer die Medaillen gemacht.

„Ein junger Württemberger mit Namen Wittig, der hier lebt, und der seine Werkstatt im venetianischen Palaste hat. Der österreichische Botschafter bei dem Papste, Graf Parr, hat ihm die Werkstatt geboten. Ich halte viel von dem jungen Manne, und da Sie seine Arbeit bewundern, so werden Sie ihm, hoffe ich, auch gern sitzen. Er soll eine Medaille auch von Ihnen machen."

Ich fühlte keine Neigung dazu. Es gab Bilder genug von mir, auch eine Büste von Siemering, und eben erst hatte der treffliche Karl Kauer eine sehr schöne Arbeit, ein lebensgroßes Hautrelief von mir für sich gemacht; so daß ich nicht einsah, wozu noch ein neues Bild von mir nöthig sein sollte. Ich sprach das aus; Liszt suchte mich umzustimmen, und wie ich nicht gleich nachgab, rief er: „Mais si je vous dis, que cela me fait plaisir!"

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so ist das der beste Grund, und ich stehe zu Diensten. Schicken Sie mir den jungen Mann, wir wollen unsere Abrede treffen."

Das geschah; die Arbeit wurde gemacht und war gelungen. Als die ersten Abgüsse fertig geworden waren, kehrte Liszt noch einmal wieder.

„Nun sollen Sie erfahren," sagte er, „was ich mit Ihrer Medaille gewollt habe. Wittig möchte nach Deutschland zurück, und ich möchte ihm dort zu einer festen Anstellung verhelfen. In Weimar fehlt, wie ich glaube, an der Kunstschule ein eigentlicher Medailleur. Das wäre ein Platz für Wittig. Der Großherzog kennt mich und Sie. — Hält er die Medaillen für ähnlich, die Arbeit für gut, so ist vielleicht der Platz für Wittig gefunden und der Kunstschule und dem jungen Mann gedient."

Es war immer bis in das Kleinste das gleiche Thun, die schlichte Menschenfreundlichkeit, das „faire sans dire!“

Was aus der Angelegenheit geworden, habe ich nicht erfahren; von einer Anstellung des jungen Künstlers konnte leider nicht mehr die Rede sein. Er ist bald danach in Rom am Typhus gestorben; und ich habe Liszt dann auch nur noch flüchtig in Gesellschaft wiedergesehen, denn ich verließ Rom im Anfang Mai und wir standen nicht in brieflichem Verkehr.

Nur von Stahr's beiden Töchtern, die, in Weimar als Musiklehrerinnen lebend und als Liszt's Schülerinnen ihm nah befreundet und sehr ergeben, sich eine geachtete Stellung gemacht haben, hörte ich immer von ihm. Auch ihnen hatte er sich als der treueste Lehrer, als ein väterlicher Freund erwiesen von Anfang bis zuletzt, und sie trachten fortzuwirken in seinem Sinne.

Von ihnen erfuhr ich in den letzten Jahren, daß er ernstlich leidend sei; daß er sein Leiden mit Größe trage; daß er arbeite und diene weit über das ihm gebotene Maß. Aber als ich ihn dann auf dem Bahnhofe in Lindau vor mir sah, schien er mir unverändert, und ich dachte, es würden ihm noch viele Jahre des Wirkens möglich sein.

Da man noch im verwichenen Frühjahr von seinem Erscheinen bei dem Musikfest, von seiner Reise nach Frankreich, von seinem Besuche in Bayreuth vernahm, gab man sich dem Hoffen gerne hin — bis kein Hoffen möglich war — bis der Tod ihn ereilte.

Sich selbst getreu, war er ein Schaffender, ein Vorwärtsstrebender bis zu seinem letzten Tage, und das Wort Goethe's:

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schauen!

war wie für ihn gesprochen.

Bleibe sein Andenken lebendig unter uns!

Schönheit.

Novelle

von

Karl Frenzel.

V.

Waren sie glücklich?

In den ersten Monaten ihres Beisammenseins, in der Abgeschiedenheit ihres Landhauses, hatte es Stunden namenlosen Glücks, einer wunsch- und sorglosen Seligkeit für sie gegeben. Von der Welt, wie es schien, vergessen oder durch eine unsichtbare Mauer geschieden, hatten sie im Genuß der Gegenwart, Eins im Anschauen des Anderen verloren, Zeit und Raum vergessen. Die Schönheit der Natur hob ihre eigene noch einmal so herrlich hervor. Gefällig unterbrachen der Wechsel der Jahreszeiten, der Fortzug der Wandervögel, die reifende Traube, der sich färbende Wald, die mannigfaltigen Wolkengebilde des Herbstes die sanfte eintönige Melodie ihres Daseins. Wie glich es so ganz dem Gezirpe der Cikaden! Niemals hatte Elena noch in dem Wunderbuche der Natur gelesen; zwischen Steinmauern aufgewachsen, hatte sie nicht gelernt, die Zeichen und Buchstaben dieser wahren Schrift Gottes zu entziffern. Wenn ihr jetzt Giuliano die Namen und die Eigenschaften der Bäume, der Blumen und der Kräuter nannte, ihr die Verschiedenheiten der Steine zeigte, am Sternenhimmel sie die einzelnen Planeten und die roth und die weiß erschimmernden Gestirne auffinden lehrte; ihr von fremden Ländern, Pflanzen und Thieren sprach, horchte sie seinen Worten mit derselben Andacht, wie vordem der Predigt des Bruders. So unvergleichlich war die Fülle des Schönen und Lebendigen in diesem Buche, daß dagegen der Inhalt ihrer Gebet- und Legendenbücher zur Dürftigkeit zusammenschrumpfte. Fester und unverbrüchlicher vollzogen sich die Gesetze Gottes in der Natur als in der Gemeinschaft der Menschen. Weder Lüge noch Heuchelei kannte die Natur, nicht wie die Menschen, die von dem rechten zum linken Pfade abirren, wichen die ewigen Sterne aus den Bahnen, die ihnen der Schöpfer gewiesen.

Ihrer Freude am Unterricht und an der Zunahme ihrer Kenntnisse kam Giuliano's Eifer, ihr das Bild der Welt immer weiter und reicher aufzu-

schließen, gleich. In verzeihlicher Eitelkeit konnte er sein Licht und seine Wissenschaft leuchten lassen; das Amt des Lehrers erhöhte den Geliebten. Es war ihm, als schärften sich seine Augen, wenn er mit ihr auf einsamen, selten von Menschen betretenen Pfaden den höher gelegenen Fichtenwald hinanstieg, als entdeckte er Schönheiten und Geheimnisse in der Natur, von denen er bis dahin weder Kunde noch Ahnung gehabt. Diese beiden Dinge, ihre Liebe und die Natur, erschienen ihnen wie zwei unversiegliche Quellen, die kein Genuß und keine Betrachtung jemals ganz erschöpfen könnten, aus denen ein Labetrunk auch noch das alternde und verzagende Herz erquicken müßte.

Nichts störte eine geraume Weile diese Idylle des Glücks. Nach den ersten Tagen banger Erwartung, was ihre Feinde etwa gegen sie unternehmen würden, wenn der beleidigte Gatte die Spur der Entflohenen aufgefunden hätte, war, als sie von jeder Heimsuchung unbehelligt blieben, allmälig ein Gefühl der Sicherheit und der Sorglosigkeit bei ihnen eingekehrt. Ein Gefühl, das mit der Länge der Zeit wuchs und mit den Nachrichten, die der alte Giovanni von seinen Botengängen nach der Stadt mit heimbrachte. Schon am dritten Tage nach der Beerdigung der beiden Brüder Bernardo und Jacopo hatte Messer Lionardo Varchi eilig Florenz verlassen müssen, da seinen Geschäftstheilnehmer in Neapel ein Unglück getroffen und seine Gegenwart nöthig geworden war, das dort niedergelegte Vermögen zu retten. Ueber Elena's Verschwinden gab es zwei Meinungen: die eine behauptete, daß sie sich aus Abneigung gegen den ihr aufgezwungenen Gemahl in den Fluß gestürzt habe, die andere, daß sie in einem Kloster sich vorbereite, den Schleier zu nehmen, und daß die Nonnen sich hüteten, ihren Aufenthalt zu verrathen, damit nicht der Vater und der Gatte ihr Recht auf sie geltend machen könnten. An eine Flucht Elena's zu einem anderen Manne, an eine Entführung dachte Niemand. Die Wenigen, die um das Geheimniß wußten, hielten den Mund geschlossen, einmal weil es ihr Vortheil war zu schweigen, und dann, weil sie von Keinem um Auskunft oder Rechenschaft gefragt wurden. Selbst Savonarola hatte keine Nachforschungen nach dem Verbleib Elena's anstellen lassen, sondern sollte, wie Giovanni von der guten Lucia gehört, zu Madonna Clarice gesagt haben: „Ging der Vater aus, den verlorenen Sohn zu suchen? Er wartete, bis er reuevoll zu ihm zurückkehrte." Auch als Giuliano einmal im October nach Florenz hinunterging, mit den Söhnen Bernardo's in Erbschaftsangelegenheiten zu verhandeln, wurden ihm die Mittheilungen des Dieners bestätigt. Kaum, daß die Menschen noch von Elena sprachen; Diejenigen, welche sich für besonders klug hielten, meinten: der Bruder werde wohl seine Hand bei dem Verschwinden der jungen Frau im Spiele gehabt haben, da sie in der Beichte vermuthlich gedroht, sich zu tödten, wenn er sie nicht aus einer Ehe befreie, deren Hauptanstifter er gewesen. Lionardo wurde noch von seinen Geschäften im Königreich zurückgehalten, und so entging Giuliano dem Zusammenstoß mit ihm, der sonst Alles an das Tageslicht gebracht haben würde.

So hatte weder warnend noch drohend die Hand des Geschicks an ihre Pforte gepocht. Aber doch waren sie am Frühlingsanfang des nächsten Jahres nicht mehr die Alten. Wie ein finsteres Fragezeichen erhob sich vor ihnen die Zukunft. Erst leise, dann immer lauter war die Stimme in ihrem Herzen

erklungen: Was soll daraus werden? Liebten sie sich nicht mehr? Mit Abscheu, wie eine Gotteslästerung würden sie solchen Zweifel zurückgewiesen haben. Allein diese Liebe hatte nichts Stürmisches und Trunkenes mehr. Die ungestillte Sehnsucht, das leidenschaftliche Verlangen waren dem ruhigen Besitzgefühl gewichen. Das Beisammensein, das früher all' ihre Wünsche beschlossen, füllte die Leere der Stunden nicht mehr für sie aus. In des Jünglings Brust war der Drang nach Arbeit und Thätigkeit, mit dem Bewußtsein seiner Fähigkeit auch der Ehrgeiz nach Leistungen, nach der Anerkennung der Menschen erwacht. Er wünschte sich aus der Enge und Stille seines Daseins in das bewegtere Leben der Stadt hinaus, wo allein er seine Kunst und seine Kenntnisse entfalten konnte. Trotz ihres Liebreizes und ihrer Bewunderung genügte ihm die eine Zuhörerin nicht mehr. Nicht daß auch nur in der dunkelsten Tiefe seines Willens sich eine flüchtige Anwandlung zu einer Trennung von Elena geregt, daß er eine Aenderung seines Zustandes bedacht und sich ein Leben ohne sie vorgestellt — es keimte nur langsam und unaufhaltsam eine innere Unzufriedenheit mit seiner Unthätigkeit, mit den nutzlos verlorenen Tagen in ihm auf. Je häufiger ihn die Ordnung der Erbschaft Messer Jacopo's, die Vertheilung der Angedenken aus seinen Sammlungen und Kunstschätzen an seine Freunde, wie der Verstorbene sie angeordnet, nach der Stadt führte, desto schärfer und kränkender offenbarte sich für Giuliano der Gegensatz zwischen seinem Müßiggange und der rastlosen Arbeit seiner Mitbürger. Auch mancherlei Anspielungen über seine politische Gleichgültigkeit und sein Einsiedlerthum blieben ihm nicht erspart. Alle, mit denen er zusammenkam, schienen etwas Großes von ihm erwartet zu haben und es übel zu empfinden, daß er ihre Erwartungen getäuscht.

Wie hätten diese Falten in der Seele des Geliebten einem liebenden Weibe verborgen bleiben können! Mit Trauer und Schrecken erkannte sie Elena. Wenn es ihr heute gelungen war, sie zu verbannen, so kehrten sie morgen wieder und gruben sich immer tiefer. Was er auch gestehen mochte, ein Unausgesprochenes konnte er nicht über die Lippen bringen. Und schon brauchte er es nicht mehr. Ich bin die Klette, die ihn festhält, sagte sie sich. Mit ihr durfte er es nicht wagen, in Florenz als Arzt zu leben, und ohne einander zu sein, hatten sie noch nicht gelernt. Eines Tages, als sie ihn unmuthig und verdrossen von der Terrasse in das nebelverschleierte Thal hinabblicken sah, nahm sie ihr Herz in beide Hände und begann mit ihm von einem Plan für die Zukunft zu reden. Auch sie wollte, daß er sich Ruhm erwürbe, daß die Kranken aus der Nähe und der Ferne seinen Rath in Anspruch nähmen. Wenn sie nach Mailand oder Venedig gingen, wo Niemand ihrer Vergangenheit nachfragen würde? Oder noch weiter, in ein fremdes Land, wo eine andere Sprache geredet wurde? Bis an das Ende der Welt würde sie ohne Zögern mit ihm wandern. Lieber heute als morgen, denn sie ertrüge es nicht, daß er all' seinen Frohmuth und seine Zuversicht verloren. Was an Zärtlichkeiten und Betheuerungen ihr die Leidenschaft eingab, strömte sie in hastigen Worten aus, als ob ihre Heftigkeit im Stande wäre, die Hindernisse, die sich ihrem Vorhaben entgegensetzten, im Sturme zu beseitigen. Auch gewann sie soviel, daß sie seinen Gedanken eine andere Richtung gab und ihre Unterhaltung nicht mehr furchtsam um die Zukunft umherschlich.

Allzu schwer war es nicht, ihren Plan ins Werk zu setzen. Die Gelehrten Italiens zogen von Stadt zu Stadt; wo es ihnen gut erging, war ihr Vaterland. Das Vermögen, das ihm der Ohm hinterlassen, reichte hin, an jedem Orte ohne Sorge ein bescheidenes Leben zu führen; selbst der Verlust, wenn die Villa unvortheilhaft verkauft werden mußte, war zu verschmerzen. Aber sollte er sie als seine Geliebte mit sich führen? Das so glücklich bewahrte Geheimniß preisgeben? Mußte, was in dieser Verborgenheit Glück und Seligkeit gewesen, draußen in der Oeffentlichkeit nicht Schimpf und Schande werden? Wohl hatten angesehene Männer, Zierden der Wissenschaft, der große Poggio und der witzige Valla, Jahre lang mit ihren Geliebten gelebt, ohne daß die Päpste und Fürsten, mit denen sie verkehrt, oder die Tausende, die sie bewundert, daran Anstoß genommen. Aber würde man es ihm verzeihen, der sich noch durch keine Schrift, Entdeckung und Heilung ausgezeichnet, daß er mit dem Weibe eines Anderen umherzöge? Ja, ahnte sie selbst nur die Kränkungen und Peinlichkeiten, die sie auf dem Markte des Lebens treffen würden? Hier oben in der Waldeinsamkeit hatte weder das Urtheil noch der Blick der Welt sie berührt — von welchen Schmerzen würde ihre empfindliche Seele zerrissen werden, wenn sie sich wieder unter den Menschen und mit ihnen zu leben entschlösse? Durfte er sie unvorbereitet einem solchen Schicksal aussetzen? Und konnte er sie daran erinnern, ohne sie und sich als schuldig gegen die Gesetze Gottes und der Menschen zu bekennen?

Während diese Besorgnisse seinen Entschluß noch in der Schwebe hielten, geschah es, daß einmal die Frau eines seiner Verwandten absichtslos das Wort fallen ließ, er komme ihr vor wie ein lebendig Begrabener, und wenn es nicht Winter wäre, würde sie ihn in seiner Höhle aufsuchen und ihm eine Frau zuführen, die schöne Lucrezia Tornabuoni. Seine Bestürzung, sein flammendes Erröthen hatten die Frau in ihrer Meinung, daß er eine unglückliche Liebe nähre, bestärkt und munter hatte sie fortgeplaudert: Alle hätten an jenem Sonntag prophezeit, daß er und seine Tänzerin sich heirathen würden, und wenn er damals bei seiner Armuth und der Ungewißheit seiner Zukunft nicht habe werben dürfen, so wolle sie jetzt gern für ihn anklopfen und sei sicher, weder von den Eltern noch von dem Mädchen einen Korb zu erhalten. Mit Mühe vermochte Giuliano die Geschäftige von ihrem Vorhaben abzubringen, aber er merkte wohl, daß er nur einen Aufschub erlangt habe. Auf dem Heimritt konnte er die Grillen nicht verscheuchen, die aus dieser Aeußerung aufsteigend ihn umschwebten. So also malte man sich seine Zukunft aus! Er wollte darüber lachen, allein war es so lächerlich, daß ihn die Meinung seiner Mitbürger mit einem der edelsten und anmuthigsten Mädchen von Florenz verband? Er wehrte sich umsonst dagegen; es schmeichelte seinem Stolze. Als Gatte einer Tornabuoni, gelehrt, begütert, von zwei mächtigen Geschlechtern unterstützt, wohin durfte er seine Hoffnung nicht erheben? Es war nur ein thörichtes Schattenspiel . . er wußte, was er seiner Ehre, was er Elena schuldig war, und wies das Gaukelbild eines Glückes, das nicht für ihn bestimmt war, zurück . . Aber es war so verführerisch, und es kam wieder . .

In der Erwartung, die Unruhe, die ihn quälte, am besten zu beschwichtigen,

wenn er Alles Elena mittheilte; in der Meinung, daß er dadurch die Schranke zwischen sich und jener Lucrezia zu einer unübersteiglichen machen würde, erzählte er bei seiner Rückkehr der Geliebten das Gespräch, das er mit der geschwätzigen Frau gehabt. Aber so sehr er sich bemühte, dem Ganzen eine scherzhafte Wendung zu geben, Elena verharrte in einem stummen, schreckhaften Schweigen. Der bloße Name des Mädchens, die Erinnerung an jenen Sonntag erregte ihr eine unsägliche Angst. Wortlos, mit einem Schluchzen, als wolle ihr das Herz zerspringen, umfing sie ihn in leidenschaftlicher Umarmung; das Unbewußte in ihr hätte ihn am liebsten mit ihren Küssen und in ihren Armen in dieser Stunde erstickt. Fortan verließ sie der Schatten Lucrezia's nicht mehr. Nicht der geringsten Schuld konnte sie ihn verklagen; weder sandte er Botschaft nach Florenz, noch empfing er Briefe aus der Stadt. Er war eifrig beschäftigt, die Zurüstungen zu ihrer Abreise zu treffen; sie hatte die Schreiben gelesen, die er nach Venedig, nach Padua und Mailand an hervorragende Männer gerichtet, ob er bei ihnen auf eine günstige Aufnahme rechnen dürfe; weil der Verkauf des Hauses sich nicht so schnell, als er es gewünscht, bewerkstelligen ließ, schlug er ihr vor, ohne denselben abzuwarten, ihre Fahrt anzutreten. Allein seine Eile bereitete ihr mehr Furcht als Freude. Die Heiterkeit und Festigkeit seines Wesens war von ihm gewichen; er verhehlte es ihr nicht, daß die Sorge bei ihm saß. Wo würden sie eine neue Heimath finden? War ihnen eine lange Irrfahrt bestimmt? Welche Nöthe, welche Enttäuschungen warteten ihrer? Konnte sie es ihm verargen, daß solche Betrachtungen und Erwägungen seinen Sinn verdüsterten? Gewiß nicht, denn nicht sowohl für sich als für sie sorgte er ja. Hatte seine Stimme einen härteren Klang als sonst, oder hörte ihn nur ihre Angst und Eifersucht heraus? Betrachtete er sie nicht zuweilen mit so seltsamen Blicken? Sie bildete sich ein, er vergliche sie im Geiste mit Lucrezia Tornabuoni, und wider seinen Willen male ihm seine Phantasie das Behagen und die Ruhe vor, die ihm der Besitz dieses Mädchens verschaffen würde. Dann brauche er seine Vaterstadt nicht zu fliehen und das Brot der Verbannung zu essen . . .

Nur der Selbstvorwurf in ihrem Gewissen erschuf diese Einbildungen Elena's. So weit hatten sich die Gedanken Giuliano's noch nicht von dem geraden Wege entfernt. Allein ganz heimlich begann er die Heftigkeit seiner Leidenschaft, seinen Mangel an Klugheit und die Ungunst der Sterne anzuklagen. Warum war die Liebe erst in ihren Herzen entbrannt, als sie nur durch Schuld befriedigt werden konnte? Je entschlossener und bereitwilliger er sich fühlte, alle seine Verpflichtungen gegen Elena zu erfüllen und sein Loos nie von dem ihrigen zu scheiden, um so bemitleidenswerther kam er sich mit gutem Rechte vor. Denn ihr ersetzte er den Vater und den Gatten; ihr hatte seine Liebe und seine Wissenschaft eine schönere Welt, als die war, die sie um seinetwegen verlassen, erschlossen; wer aber ersetzte ihm die verlorene Freiheit, den kühnen Schwung des Genius, der die gemeine Dürftigkeit der Dinge tief unter sich zurückgelassen? Jetzt wurde er jeden Tag daran erinnert, daß er mit ihnen rechnen müßte. So selten hatte er noch bei seiner Jugend mit schwierigen Geschäften zu thun gehabt, daß ihn jedes kleinste Mißgeschick verstimmte. Die Antwortschreiben aus Venedig und Mailand verzögerten sich; aus Padua meldete ihm ein Freund, zwischen der Stadtbehörde

und der Universität sei ein Streit ausgebrochen; viele Studenten seien nach Bologna gezogen, so daß er ihm kaum rathen könne, in diesem Jahre nach Padua zu kommen und seine Lehrthätigkeit zu beginnen. Diese Hindernisse bestärkten die geheime Unlust in ihm, den heimathlichen Boden aufzugeben, wo Geburt, verwandtschaftliche Beziehungen und Besitzthum ihm das Emporkommen erleichterten. Es war nichts, was ihn mit der Geliebten entzweite, und doch höhlte die Zeit eine Kluft zwischen ihnen aus. Das Uebermaß der Liebe führte Sättigung herbei; die Sorge warf einen Schatten auf das Gemüth wie auf die Schönheit.

In dieser Spannung und Schwüle wurden sie durch eine Botschaft Doffo Spini's überrascht. Den Gegnern Savonarola's war allmälig bei den Wahlen und Auslosungen zu den Aemtern der Sieg zugefallen; die Bannbulle, die der Papst Alexander VI. wider ihn geschleudert, hatte ihm manche seiner Anhänger entfremdet, und da es ihm verboten worden war, außerhalb seines Klosters zu predigen, hatte er die Schwankenden nicht wieder gewinnen, die Massen aufregen, die Feinde durch den Donner und Blitz seiner Beredsamkeit niederschmettern können. Jetzt habe ihn endlich, wie Doffo Spini schrieb, ein Franciscaner, Francesco aus Apulien, der in der Kreuzkirche predige, zur Feuerprobe herausgefordert. „Freilich liebt der Frate sich selbst zu sehr," hieß es im Briefe weiter, „um den Pfad zwischen zwei Scheiterhaufen zu durchschreiten, aber sein Schildknappe, der ewig betrunkene Fra Domenico — ob ihn der Wein oder die Seligkeit trunken macht, wage ich nicht zu entscheiden — hat sich erboten, statt seiner ins Feuer zu gehen. Nach langem Hin und Wider hat die Signoria die Erlaubniß zum Gottesgerichtskampf ertheilt. Das Wunder, das Du forderst, bereitet sich vor. Ich vermuthe allerdings, daß wir nur den Gestank von zwei verbrannten schmutzigen Kutten haben werden. Doch mit dem Tode des Knappen wäre auch der Ruf des Ritters dahin. Darum komme, wie Du es versprochen hast. Alle Freunde des alten Florenz, wie es lachte und liebte, müssen auf dem Platz sein, damit die Signoria bei ihrem Entschlusse ausharrt und nicht von den Muckern und Heulern überlistet wird, den Kampf wieder von Neuem zu vertagen."

Nur selten war in ihren Gesprächen bisher des Frate gedacht worden. Giuliano war er verhaßt; Elena empfand die Erinnerung an ihn wie einen Stich ins Herz. Während sie den Namen ihres Vaters und ihres Gatten aussprechen konnte, ohne die anklagende Stimme des Gewissens zu hören, als habe sie ihnen gegenüber keine Schuld begangen, sondern das Recht der Selbsterhaltung geübt, bereitete ihr schon der Gedanke an Savonarola Pein. Er hatte sie zuerst eine Ehebrecherin genannt und hatte doch Alles gethan, sie zur Sünde zu treiben. Jetzt, wo seine düstere Gestalt wieder in ihren Gesichtskreis trat und ihr Gemüth mit einem ahnungsvollen Grauen vor seinem unheimlichen Einfluß auf ihr Geschick erfüllte, tauchte jener schreckliche Augusttag, der über ihr Leben entschieden, wieder in all' seinen Einzelheiten, in der Verkettung der Leidenschaft und der Zufälle wie unmittelbare Wirklichkeit vor ihr auf. Zum ersten Male kam ihr die Ueberlegung, welch' andere Wendung ihr und Giuliano's Dasein genommen haben würde, wenn der Prior sich damals von ihren flehenden Bitten hätte erweichen lassen, die Befreiung der Gefangenen zu erwirken, und unwillkürlich

erhob sich in ihrer Seele, die vor der ungewissen Zukunft erschauerte, die bittere Zweifelfrage: Wäre es nicht besser gewesen?

Giuliano war sogleich bereit, dem Rufe des Freundes zu folgen. Die Aussicht auf das Allgemeine war eine glückliche Ablenkung seiner Gedanken von seiner eigenen Lage. Vielleicht änderten sich in der Umwälzung der Stadt auch seine Verhältnisse. In der Hoffnung auf den Sturz des Mönchs lebte noch eine andere auf: Wunsch und Erwartung, durch einen gewaltsamen Stoß des Schicksals aus schwerer Bedrückung erlöst zu werden. Wenn es zwischen den Parteien zu einem Kampfe kam, wenn Lionardo Varchi im Gefechte fiel . . Eine wilde Freude bemächtigte sich seiner. „Er wird in der Probe unterliegen!" rief er. „Alles wird in Florenz anders werden. Ist er als Ketzer erkannt, ist auch Deine Ehe, die er eingesegnet hat, ungültig . . Wir wollen nach Rom pilgern und uns dem heiligen Vater zu Füßen werfen . . Muth, meine Elena! die Sonne scheint uns wieder."

In ihrer Zufriedenheit, ihn froh und lebhaft Gram und Verdrießlichkeit abschütteln zu sehen, vergaß sie alles Andere: die Gefahren, denen er entgegenging, die Trennung auf mehrere Tage, das Alleinsein und die öden Stunden, die ihrer warteten. „Je unruhiger die Stadt ist, desto sicherer bist Du auf dieser Höhe," tröstete er sie. „Jeden Tag sende ich Dir Botschaft hinauf. Inzwischen triff alle Vorbereitungen, damit wir, mag die Feuerprobe nun ausfallen wie sie will, unsere Reise nachher antreten können." Es war, als ob das freudige Vorgefühl eines neuen Lebens sie ergriffen hätte. Noch einmal berauschte sie die süße Trunkenheit der Liebe; noch einmal breitete sich vor ihren entzückten Augen eine frühlingsleuchtende Zukunft aus. Wenn es eine Reue gab — sie empfanden ihren Stachel nicht; wenn Verderben ihnen drohte — sie fürchteten es nicht. So schied er von ihr, beinahe sorglos, und sie entließ ihn aus ihren Armen, unter Thränen lächelnd, in der Zuversicht, daß er nicht nur in dem Glanze seiner Schönheit wieder zu ihr zurückkehren, sondern auch ein unfehlbares Heilmittel für all' ihre uneingestandenen Schmerzen und Beängstigungen heimbringen werde. In der Selbstsucht ihrer Liebe, die für sie mit dem Wiedererwachen des Frühlings, mit der Lieblichkeit der Natur und der Erhabenheit des Sternenhimmels durch tausend geheime Fäden verknüpft war, glaubte sie an ein Wunder, alle Irrungen zu lösen, während sie es doch für unmöglich hielt, daß Gott für Savonarola ein Wunder thun könne.

Aber diese erhobene hoffnungsvolle Stimmung widerstand nicht auf die Dauer der Stille und Einsamkeit des Hauses, der Langenweile und der sich mehr und mehr zum Fieber steigernden Unruhe. Bisher war Giuliano immer nur einen und den anderen Tag von ihr entfernt geblieben, heute an diesem 6. April war es schon eine Woche, daß die Trennung von ihm währte. Gerade die Nachrichten, die er ihr in den ersten Tagen seiner Abwesenheit durch Ser Parenti hatte zugehen lassen, trugen dazu bei, ihre Ungeduld zu erhöhen und die Schwere und Trauer des Alleinseins drückender zu machen. Eine Versammlung drängte in Florenz die andere; Handel und Wandel stockte; selbst die Wollkämmerer, erzählte Parenti, arbeiteten nicht mehr. Die bevorstehende Feuerprobe

war der einzige Gegenstand aller Gespräche, der Aufmerksamkeit und der Theilnahme der Menschen. Schon fingen die Bauern aus der Umgegend an, nach der Stadt hereinzuströmen, um Zeugen des wunderbaren Schauspiels zu sein. Was half es diesen Aufregungen des Gemüths und der Einbildung gegenüber, daß Giuliano sie über seinen Zustand beruhigte, sie seiner Liebe versicherte? Hatte er ihr doch nicht verschweigen können, daß Lionardo Varchi wieder in Florenz sei und daß sie einander auf der Carrajabrücke begegnet, jener allein, gedrückten Wesens, mit scheuem Blick, da er einen großen Theil seines Vermögens in Neapel eingebüßt haben sollte, er in Begleitung seiner Freunde. Fortan sah sie ihn im Wachen wie im Traum von dem Dolche des Mannes, den sie beide so tödtlich beleidigt hatten, bedroht. Niemand war da, ihn zu schützen. Wenn man ihn ihr todt nach Vall' Ombrosa hinauf brächte . . Unstät irrte sie durch das Haus und den Garten. All' seine Heiterkeit und Wohnlichkeit hatte es für sie verloren. Wo bist Du, Giuliano? rief sie. Aber ach! nicht wie vordem antwortete ihr seine Stimme. Auf morgen, Sonnabend den 7. April, hatte die Signoria nach langen Schwankungen die Feuerprobe festgesetzt. Zwischen zwei Scheiterhaufen auf dem großen Platze sollten Fra Domenico und Fra Francesco hindurchschreiten; wer heil und unversehrt aus der Feuersbrunst hervorträte, dessen Lehre sollte als die wahre und göttliche anerkannt werden. So erklärlich es bei dieser Lage der Dinge war, daß er heute keine Botschaft zu ihr hinaufgesandt hatte, quälte es sie doch. Der Einzige, mit dem sie sprechen konnte, der alte Giovanni, schlich wie sie mit gesenktem Kopfe umher. Der Tod seines Herrn hatte seiner Phantasie einen Stoß gegeben, daß sie sich nur noch unter Schrecknissen und Teufelslarven bewegte. Zuweilen war es ihm, als ob er statt der beiden Mönche durch die brennende Gasse gehen müsse. Seine Reden erhitzten Elena's Blut noch mehr und entzündeten zugleich ein unheimliches Verlangen in ihr, dem Trauerspiele beizuwohnen. Umsonst verwarf ihr Verstand das unnatürliche Gelüst. Es bohrte sich immer tiefer in ihren Willen und ihre Vorstellungen. Von der Liebe borgte es zu seiner Unterstützung die Sorge um den Geliebten, den Wunsch nach seinem Anblick; von der Eifersucht ließ es die Gestalt Lucrezia's und den Tanz in der Halle der Tornabuoni's heraufbeschwören. Neugierde und Furcht, Sehnsucht nach dem Freunde, Zorn gegen die Nebenbuhlerin, die vielleicht in seiner Nähe weilte, vereinigten sich mit einem dunklen dämonischen Drang, der sie hinunter nach Florenz trieb, das letzte Geschick des Mannes mitzuerleben, den sie einst als einen Heiligen Gottes verehrt und nun als den Anstifter ihrer Verschuldung mit Schmerz und Schauer betrachtete. Denn in ihrer Einsamkeit war bei dem Zurückdenken der Vergangenheit, unter dem Eindruck der bevorstehenden Offenbarung der Gottheit, eine Unruhe in ihrem Gewissen erwacht, ob die höchste Gerechtigkeit nicht Sühnung ihres Treubruchs von ihr fordere, ob sie die Entschuldigung der Leidenschaft gelten lassen würde. Bei dem Nahen eines Gottesgerichts regte sich das so lange zurückgedrängte Bedürfniß nach dem Troste der Kirche, nach der Entlastung des Herzens in der Beichte . . Oder waren dies Alles im Grunde nicht ihre Gedanken, sondern nur der Schatten, den Savonarola schon aus der Ferne wieder über sie warf? . .

Gleichviel — in schlafloser Nacht reifte ihr Entschluß, das Wagstück zu ver-

suchen. An Giovanni, den sie bei dem ersten Morgengrauen weckte, fand sie mehr einen Helfer als einen klugen Berather. Wohl kämpften Pflicht und Besonnenheit gegen die Neugierde und die Verlockung, aber die Erklärung Elena's, daß sie lieber allein gehen werde, als hier oben die verzehrende Qual der Ungewißheit zu ertragen, beseitigte jeden Einspruch des Dieners um so leichter, da der Wunsch seiner Herrin mit seinem Verlangen zusammenging. In der einfachen Tracht, die sie, seit sie in Vall' Ombrosa lebte, angelegt, glaubte sie unter den Mädchen und Frauen aus Fiesole, die in die Stadt hinunter eilen würden, nicht aufzufallen. Der Aufenthalt im Freien, auf der Berghalde, hatte ihre Wangen tiefer gebräunt; ihr Haar hatte sie um das Haupt flechtenartig in einen Knoten, den ein goldener Pfeil zusammenhielt, verschlungen: so würde man sie auch in Florenz nicht wieder erkennen, wenn sich überhaupt dort noch Jemand um sie kümmerte und sie nicht für Alle zu den Vergessenen gehörte. Und zuletzt — brachte sie nicht jeder Schritt dem Geliebten näher? Waren nicht seine Arme geöffnet, sie gegen jede Gefahr schützend zu umfangen? Konnte er ihr wegen eines Ungehorsams zürnen, zu dem sie die Liebe übermächtig gedrängt?

Je näher sie dem Thore von San Gallo kamen, desto mehr wuchs in der Volksmenge, die sich aus allen Ortschaften, den Villen und Meiereien aufgemacht und mit ihnen demselben Ziele zu wanderte, ihr Muth. Die eine Angelegenheit beschäftigte Alle. Niemand sah sich seinen Nebenmann sonderlich an und befragte ihn um seine Herkunft. Einmal in der Stadt ließ der Druck der gewaltigen Woge, der Alle wie eine unterschiedslose Masse fortwälzte, Jeden nur an sich selbst und sein eigenes Fortkommen denken; Elena und Giovanni konnten ihr Glück preisen, daß sie sich fest an einander haltend zusammen auf den Platz gelangten. Aber längst hatte ihn schon die Bürgerschaft erfüllt. Für die so spät Eintreffenden gab es wenig zu sehen. Wenn sie sich auf die Zehen hoben und die Hälse in die Höhe reckten, erblickten sie vor der Loggia dei Lanzi rechts und links bewaffnete Bürger, hüben die Anhänger des Frate, an ihren dunklen Wämsern kenntlich, drüben seine Gegner, junge Leute in bunter Kleiderpracht. In der Loggia wimmelte es von weißen und schwarzen Mönchen; eine Bretterwand trennte den Raum; auf der einen Seite standen die Franciscaner, auf der anderen die Dominicaner. Zuweilen übertönte der Gesang der Letzteren das Geschrei und Brausen des Volkes. Ein Einzelner war in der Menschenmenge bei der großen Entfernung nicht zu erkennen, und Elena strengte umsonst ihre Augen an, den Geliebten aus der Schar der Jünglinge herauszufinden. Sie mußte sich mit dem begnügen, was die Vordersten oder die Waghalsigen, die auf einen Mauervorsprung sich hinaufgeschwungen, sahen und gutmüthig den weniger Begünstigten mittheilten. . .

„Warum fangen sie nicht an? Es fehlen nur noch zwei Stunden an Mittag." — „Wie die Sonne brennt! Gebt Acht, wir können hier bis zum Vespergeläut warten." — „Wir werden gebraten, Gevatter," lachte ein Witzbold, „knusprig, wie ein Hühnchen am Spieß, nicht die Mönche, die im kühlen Schatten der Halle stehen; ihr werdet es erleben, wir sind die Gefoppten." — „Spotte nicht," warnte ein Anderer. „Gott ist über uns. Der Tag wird seine Herrlichkeit offenbaren." — „Wenn ich wenigstens die Scheiterhaufen sehen könnte,"

meinte ein Buckliger, „wollte ich getrost nach Hause gehen. Aber es müssen Maulwurfshaufen sein.“ — „Ja,“ unterbrach ihn ein Verwegener, der sich auf einem Pfeiler vor einem Hause in der Schwebe hielt, „da war die Carnevalspyramide im vorigen Jahre ein ander Ding. Ich sehe sie ganz deutlich, sie sind kaum mannshoch. Von dem Löwenbild vor dem Portal des Rathhauses ziehen sie sich bis zu dem Palaste hin, mit dem vorspringenden Dach über der Thür.“ „Das sind vierzig Ellen,“ sagte ein Alter bedächtig, „vierzig Ellen; ich bin viele hundert Male hinüber und herüber gegangen.“ — „Aber heute möchtest Du den Weg nicht machen, gelt?“ — „Zu beiden Seiten,“ fuhr der auf dem Pfeiler fort, „ist Holz aufgeschichtet und mit Pech begossen“ — „Das wird ein herrliches Feuer geben!“ — „Und der Gang zwischen den Haufen ist kaum drei Fuß breit, da kann kein Fuchs, viel weniger ein Mensch unverbrannt hindurchlaufen.“ — „Oho, wenn Gott ein Wunder thut?“ — „Ja, wenn! Wären sie ihrer Sache so sicher, warum geben sie nicht Befehl, die Scheiterhaufen anzuzünden? Sie fürchten sich; Alles ist Flunkerei und Lüge gewesen.“ — „Schweig, oder ich schlage Dich nieder,“ fuhr ein Heuler auf, „wagst Du es, den Propheten Gottes einen Lügner zu schelten?“ — „Du, Heuchler, willst mir das Maul verbieten? Komm' an“ — und er erhob drohend die Fäuste. „Ruhig, gelassen,“ beschwichtigten die Besonnenen, „wartet das Zeichen ab.“ — „Das Zeichen, guckt nach dem Himmel! Die schwarze Wolke! Wahrhaftig, da ist mir ein Tropfen auf die Nase gefallen.“ — „Es regnet, es regnet!“ —

Dennoch aber wollte Niemand von dem Platze weichen. Nur die Ungeduld wuchs, und der Zorn des Volkes gegen die zögernden Mönche machte sich in immer kräftigeren Ausdrücken Luft. „Warum geht der Frate nicht selbst ins Feuer? Hat er uns nicht von den drei frommen Männern erzählt, die im feurigen Ofen Gott Loblieder sangen? Und nicht ein Haar ward ihnen gekrümmt!“ — „Das ist eines von den Märchen, die er uns aufgebunden hat.“ — „Ein braver Hauptmann schickt nicht seine Soldaten gegen das Geschütz des Feindes, er geht ihnen voran; ich weiß es, ich habe unter Pier Capponi gedient,“ warf sich Einer in die Brust. „Der Bruder hat immer gesagt, daß man Gott nicht versuchen müsse,“ entschuldigte ein Anderer Savonarola; allein dem kleinlauten Ton der Stimme merkte Elena, die in seiner Nähe stand, es an, daß er selbst in seinem Glauben wankend geworden war.

Ihr selbst erging es nicht anders. Sie empfand Hunger und Durst. Die Rast unter den Olivenbäumen vor dem Thore hatte ihre Kräfte nach dem langen Wege wohl ein wenig wieder gestärkt, jetzt jedoch hatte sie das vergebliche Warten, das Gedränge, die Hitze beinahe erschöpft. Der Verdruß lähmte ihren Willen und ihren Geist; zu einem erhabenen Trauerspiel war sie gekommen, und das Ganze drohte zu einem lächerlichen Possenspiel zu werden. Zu spät erkannte sie die Thorheit und den Widersinn ihres Beginnens und sehnlich, wie sie sich in der Nacht hierher gewünscht, begehrte sie sich jetzt Schwingen, um nach ihrem stillen Nest zurückzufliegen.

„Das ist ein beständiges Hin und Her zwischen dem Rathhause und der Loggia: was verhandeln sie nur?“ — „Der Regen hat aufgehört; der Himmel hat ein Einsehen“... „Aber nicht der Bruder, er weiß, was er Narren bieten

kann." — „Da fangen sie wieder zu singen an." — „Glauben sie, daß wir ihres Geplärrs und ihrer rothen Kreuze wegen hier stehen?" — „Was sagen sie da? Was giebt's?" — „Unmöglich! da haben die Franciscaner Recht, wenn sie sich weigern." — „So redet doch, was ist geschehen?" — „Der Bruder hat die Gewänder Fra Domenico's verzaubert, sie können nicht brennen." — „Dummes Zeug, wenn der Bruder einen solchen Zauber hätte, würde er nicht selbst auf den Scheiterhaufen steigen?" — „Welcher Lärm um nichts! Können die beiden Mönche nicht nackt ins Feuer gehen?" — „Das ist ja Alles dummes Zeug; sie treiben ihre Possen mit uns, wir werden alle mit langer Nase abziehen müssen." — „Dann ist's aus mit dem Bruder, ganz aus. Alle Propheten haben Wunder gethan, selbst die falschen. Wenn er sich nicht einmal unverbrennlich machen kann" — „Mag ihn der Teufel holen!" schrieen Andere dazwischen. — „So nehmt doch Vernunft an! Fra Domenico will nur mit der Hostie in der Hand den Gang antreten" .. „Mit dem Leib des Herrn, das ist Gottesfrevel!" — „Und die Franciscaner wollen es nicht leiden. Denn entweder rettet die Hostie ihren Träger oder sie verbrennt" — „Greuel über Greuel! Wozu hat uns dieser Savonarola verführt!" — „Mich wundert, daß Gott nicht längst schon Pech und Schwefel auf uns hat herabregnen lassen; die in Sodom haben keinen ärgeren Spott mit seinem Namen getrieben, als es hier im Dome geschehen ist. Von der Kanzel herab. Ihr wißt schon von wem!" — „Dir wird das lose Maul noch vor Abend gestopft werden," rief ein Heuler ihm entgegen, „wenn das rothe Kreuz euch Allen zum Aerger siegreich flattern wird." — Die Andern verhöhnten ihn lachend und schreiend. „Prügelt ihn nicht," sagte Einer gutmüthig, „er soll am Abend zur Strafe seiner Sünden drei Maß Wein trinken und die Würfel schütteln!" — „Nieder mit der Heulerei! Es lebe der Wein und das Würfelspiel!" — „Und die Mädchen nicht vergessen!"

Wie ein einziger Schlag lief es plötzlich durch die Tausende; eine allgemeine Bewegung rollte die Masse gegen die Loggia. „Holla! Seht nur! Es geht los! Die Wüthenden wollen nicht länger warten! Sie rücken wider die Heuler an. Hört ihr, wie die Schwerter klirren!" schwirrten die Rufe durch einander. „Das ist Doffo Spini, der den Vortritt hat." — „Und der neben ihm?" — „Mit dem schwarzen Haar und dem blauen Sammetbarett?" — „Ja." — „Ich kenne ihn nicht." — „Ich aber, von dem Begräbniß Messer Jacopo del Nero's her. Es ist der junge Giuliano degli Albizzi." — „Ein schöner Junge, der wird mit den Heulern nicht viel Federlesens machen." — „Und reich! Der Alte soll ihm unermeßliche Schätze hinterlassen haben." — „Ja, so ist der Welt Lauf, Geld kommt zu Geld!" — „Ich habe eine Muhme im Hause der Tornabuoni's, die hat mir erzählt: man wolle Madonna Lucrezia, die Erbtochter, mit ihm verheirathen." — „Es ist richtig, Gevatter, die Neri's wünschen die Heirath; das wird eine Hochzeit werden!" — „Will denn der Albizzi das Mädchen?" — „Warum sollte er sie ausschlagen? Reich ist sie, und hübsch soll sie auch sein." — „Man munkelt von einer wunderschönen Geliebten, die er hätte; oben in der Villa. Viel herrlicher als alle Weiber; Cecho aus Fiesole will sie einmal gesehen haben." — „Meinetwegen, aber kann er nicht eine Frau nehmen und seine Geliebte behalten? Thu' doch nicht so tugendhaft, Gevatter! Wir sind Alle

jung gewesen!" — „Jawohl, es lebe die Jugend!" — „Auch wenn sie keine Tugend hat!"

Wie in ihrem Innern Frost und Hitze, so hatten bei diesen Reden auf Elena's Antlitz die Farben jäh zwischen Todtenblässe und glühender Röthe gewechselt. Sie hätte nichts hören mögen; sie wünschte mit Taubheit geschlagen zu sein, und zugleich verschlang sie jedes Wort mit der Gier eines halb Verschmachteten, dem ein Becher Wasser gereicht wird. Er trinkt, gleichviel ob es ihm den Tod bringen kann. Das also war die Meinung und das Gespräch des Volkes; unbekümmert um ihre gegenseitigen Neigungen vermählte es Giuliano mit Lucrezien. Und welch' schmähliche Rolle theilte man ihr dabei zu! War sie wirklich gesehen und erkannt worden, oder war es nur ein müßiges Gerede, zu dem Jeder, der es weiter trägt, das Seinige hinzusetzt? Aber was lag ihr daran! Fürchtete sie sich noch vor der Entdeckung? vor einer Begegnung mit dem Gatten, den sie verlassen? Jede Schmach hätte sie erdulden mögen gegen das einzige Wort aus seinem Munde: Ich liebe Dich! Dies allein hatte noch auf Erden in diesen Augenblicken Werth für sie. „Führe mich fort," bat sie leise den Diener.

Nicht zweimal ließ es sich Giovanni sagen. Ihm war bei den Aeußerungen der Umstehenden, so wenig sie dabei auf ihn und seine Begleiterin Acht hatten, seine grobe Pflichtvergessenheit schwer auf die Seele gefallen. Wenn ein Unglück entstände, wenn sich Elena verriethe — wer sonst als er, würde den Zorn seines jungen Herrn fühlen müssen? Hastig ergriff er darum Elena's Arm, und da Viele, die mit ihnen dasselbe Mißgeschick getheilt, stundenlang auszuharren, ohne das Geringste von dem Schauspiel oder eine der Hauptpersonen zu sehen, enttäuscht und verdrossen den Heimweg antraten, gelangten sie allmälig ungefährdet aus dem Gewühl in eine der auf den Platz mündenden Gassen. Weiter aber kam Elena nicht; ihre Füße trugen sie nicht mehr, und ihre Augen waren von Thränen verdunkelt. Zum Glück entsann sich Giovanni einer Schenke, in der er gelegentlich bei seinen Besuchen in Florenz einzusprechen pflegte. Sie trafen Niemanden als die Wirthin im Hause, die bereitwillig Elena eine Kammer einräumte und ihr Wein und Brot zur Stärkung gab. Ihrer Kleidung nach nahm sie die Erschöpfte für eine Verwandte Giovanni's, der das Warten auf dem Platze, das Drängen und Stoßen übel bekommen. Bis dahin gestaltete sich Alles besser, als der Alte in seiner Angst und bei seinen Selbstvorwürfen es gehofft: nur Eins hatte er nicht bedacht. Da die Wirthin ihn kannte und wußte, daß seit Messer Jacopo's Tode Giuliano degli Albizzi sein Herr war — hatte er doch selbst noch bei seiner letzten Anwesenheit dessen Tugend und Gelehrsamkeit gerühmt und welchen Wunderdoctor Florenz einst an ihm haben würde — wollte sie ihn mit der Geschwätzigkeit und Neugierde der Weiber über den jungen Mann ausforschen und aushorchen. Auch zu ihr war das Gerücht von der beabsichtigten Heirath Giuliano's mit der Erbtochter der Tornabuoni's gedrungen, und gern hätte sie erfahren, was Wahrheit daran war. Scharf setzte sie darum mit ihren Fragen dem Diener zu; sie mochte es nicht glauben, daß ein so gelehrter Herr nur der Feuerprobe wegen nach der Stadt gekommen. „Denn alle gelehrten Männer, die bei uns einen Schoppen trinken," sagte sie, „haben erklärt, daß beide Mönche verbrennen müßten, wenn sie durch den Scheiterhaufen gingen;

darum würden sie es auch unter allerlei Vorwänden von sich abweisen. So klug wird Euer Herr erst recht gewesen sein. Nein, Gevatter, mir macht Ihr kein X für ein U vor, gesteht nur: der schmucke Messer Giuliano geht auf Freiersfüßen." Mit gutem Gewissen konnte sich Giovanni verschwören, daß er von diesen Geheimnissen seines Herrn nichts wisse. „Spielt meinetwegen den Fuchs," lachte die Frau, „heute Abend wird's klar werden. Wenn der Prior unverrichteter Sache von dem Platze abziehen muß, wollen die Neri's ein Fest geben; es sollte mich wundern, falls es ohne Verlobung abginge." „Redet Ihr nicht, Gevatterin, als ob Ihr im Familienrathe säßet?" entgegnete der Alte, um die Angelegenheit ins Scherzhafte zu ziehen. „Ach! bleibt mir doch mit Euren Duckmäusereien auf Eurem Berge," unterbrach sie ihn. „Hier sind die Sperlinge klüger als ihr. Sie pfeifen es schon seit dem Augustmonat von allen Dächern, daß die Neri's und die Tornabuoni's eine Verbindung suchen, um sich an dem Prior wegen des vergossenen Blutes zu rächen. . ."

Mit welchen Gefühlen vernahm die unglückliche Elena nebenan in der Kammer dies Gespräch! Halb aufgerichtet saß sie auf der Lagerstatt, den Kopf in den Händen vergraben. Wie von Schwertern war ihr Herz zerrissen. Mit der Eifersucht wühlte die Reue darin. Zum ersten Male schüttelte sie das Bewußtsein ihrer Schuld. Und kein Giuliano war da, um es durch seine Gegenwart zu verscheuchen oder durch seine Zärtlichkeit zu betäuben. Aber konnte er sie in diesem Elend verlassen? War es möglich, daß seine Schönheit gelogen, daß sie nur ein Blendwerk der Hölle gewesen, wie es ihr der Mönch so oft verkündigt? Nein, wenn er falsch war, gab es in der Welt keine Wahrheit und keine Treue mehr; dann hatte kein Gott, sondern ein Dämon sie geschaffen. Aber verzweifelte sie nicht vor der Zeit und ohne Grund? Nicht er, das Gerede des Volkes log. Ein leeres Gerücht war, von Mund zu Mund getragen, zu einem Schein der Wirklichkeit aufgeblasen worden. Hatte er selbst es ihr nicht zuerst mitgetheilt? Und war sie jetzt nicht in seiner Nähe, um von ihm Alles erfahren zu können? Niemandem durfte, Niemandem wollte sie trauen, als ihm. Sie war eine feige Thörin, hier in Thränen und in Gram zu vergehen, statt sich Gewißheit zu verschaffen. Mit unbeugsamem Entschluß erhob sie sich; mit dem Wasser aus dem Kruge kühlte sie ihre heiße Stirn und wusch sich die Spuren der Thränen aus den Augen und von den Wangen. Dann rief sie den Diener zu sich und gebot ihm, sie nach dem Hause der Neri's zu führen, alle Einwände mit einer kurzen Handbewegung abschneidend. „Aber dort kennen sie Dich alle, die edlen Herren und Frauen," flehte fassungslos der Alte. „Welchen Gefahren setzest Du Dich aus, Madonna! Wenn Messer Varchi zugegen sein sollte — wenn er den Dolch auf Dich oder Giuliano zückte!" O! bohrte er ihr den Stahl nur tief genug in die Brust, um Schmerz und Leben mit einem Stoß zu endigen. Aber das Wort des treuen Mannes machte sie wenigstens um Giuliano's willen vorsichtig; denn wie auch diese traurige Geschichte ausgehen würde, ihm sollte kein Haar gekrümmt werden.

Und die Umstände und die Dinge lähmten die Kraft ihres Willens. Aus dem Hause und der Gasse kamen sie wohl ohne Mühe, weiterhin indessen waren alle Wege nach den Brücken mit Menschen beinahe undurchdringlich angefüllt.

Ueberall hemmten schwatzende, streitende Haufen, zu einem Knäuel um die Redenden geballt, ihren Weg. Das versprochene Wunder war nicht eingetreten. Um ein Schauspiel ohne Gleichen betrogen, hatte das Volk den Platz verlassen müssen. Savonarola hatte darauf bestanden, daß sein Kämpfer Fra Domenico nur mit der Hostie in dem silbernen Gefäß den Scheiterhaufen durchschreite, und die Franciscaner sich ebenso hartnäckig geweigert, unter diesen Bedingungen den Kampf einzugehen. Allgemein war die Verurtheilung des Bruders; so viele hundert Stimmen sie auf ihrem Gange auch hörten, alle klagten Savonarola der Falschheit und der Ketzerei an. Der Teufel, der ihn so lange unterstützt, habe ihn verlassen, darum habe er immer neue Vorwände hervorgesucht, die Entscheidung hinauszuschieben, und sich nicht entblödet, sein Lügenspiel mit dem Gottesschild der Hostie zu bedecken. Selbst die Heuler zürnten ihrem Meister, er hätte die frevelhafte Herausforderung gar nicht annehmen sollen, und sie fanden nicht mehr den rechten Muth und das ungebrochene Vertrauen zu seiner Vertheidigung. Die Wüthenden aber forderten schon zu einem Sturm auf das Kloster von San Marco auf: man müsse den Prior gefangen nehmen und ihn in Ketten nach Rom zu dem heiligen Vater schicken.

So erfuhr Elena auf ihrem Leidenswege den jähen Umschlag der Volksgunst und sah über dem Zusammenbruch ihrer eigenen Glückshoffnungen noch ein stolzeres Geschick niederstürzen. Unmerklich löste diese Erkenntniß die Verzweiflung ihres ersten Entschlusses. Sie ließ sich von Giovanni bereden, in der Kirche zum heiligen Geiste zu warten, bis er eine Gelegenheit erkundet, sie heimlich in das Haus der Neri's zu bringen. Dort war er der Schließerin von langen Jahren her bekannt und befreundet, und sie hatte nichts dagegen einzuwenden, einer seiner Verwandten aus Fiesole eine Weile Obdach zu gewähren, bis er sein Geschäft bei Messer Giuliano ausgerichtet. Die Herren waren mit allen waffenfähigen Dienern seit dem Morgen auf dem Platze und noch nicht heimgekehrt. So bemerkte Keiner Elena, als sie im Schutz der Dämmerung in den Palast schlüpfte, der wie ausgestorben da lag und sich erst nach geraumer Frist mit Lichtern und Fackeln erhellte, mit Lärm und Festjubel belebte. Die Versicherung der Dienerin, daß die Herren an diesem Abend andere Dinge in dem Kopfe hätten, als eine Verlobung, hatte Giovanni wieder zuversichtlicher gestimmt; wenn er seinen Herrn von der Anwesenheit Elena's unterrichten und zu einem Gespräch mit ihr bewegen konnte, wendete sich das Abenteuer, das so gefährlich begonnen, doch vielleicht noch zum Guten.

Allein in der glänzenden Gesellschaft, die sich allmälig in der Halle zusammenfand, war es schwer, unbemerkt an Giuliano zu kommen. Auch scheute der Alte nicht allein das Aufsehen, sondern auch den Unwillen des Gebieters, den er durch seine unwillkommene Nachricht aus der heitersten Laune reißen mußte. Denn in vollen Zügen genoß Giuliano an diesem Abend, in diesem Kreise des Lebens. Der Triumph über die Niederlage Savonarola's leuchtete auf den Gesichtern Aller. So lange und so tief waren die Patrizier der Stadt von dem Mönch gedemüthigt worden, daß sich jetzt ihre Freude in übermüthiger Lust austobte. Selbst die Mädchen und Frauen nahmen daran Theil, als athmeten sie von dem Druck dieser finsteren Strenge, dieser klösterlichen Enthalt-

samkeit und Kasteiung wie befreit auf. In dieser Halle gab es Keinen, der sich mit Giuliano vergleichen konnte; er war der Schönste, Munterste und Beweglichste. Die Männer nickten seinen Worten beifällig zu; die Frauen blickten lächelnder und stolzer auf, wenn er mit ihnen sprach. Nicht auffällig, aber doch mit einem gewissen Ausdruck der Neigung kehrte er öfters zu Lucrezia zurück, die neben ihrer Mutter saß, erröthend und verschüchtert. Auf der Galerie erschienen jetzt die Musikanten mit Geigen und Oboen, und als die Klänge erschollen — die ersten, die seit dem Tode Bernardo's und Jacopo's in diesem Hause ertönten — ergriff eine Art Taumel Alle, die darin waren. Die ganze Dienerschaft lief auf den Treppen, in den Gängen und Galerien zusammen. Der Hausherr hatte das Portal weit öffnen lassen und die kleinen Leute aus der Nachbarschaft zögerten nicht, sich wieder in dem Glanz der adeligen Herrlichkeit zu sonnen und sich eines Freitrunks zu erfreuen. Schon war die Tanzrunde einmal durch die Halle geschritten, da schlug Giuliano mit lauter Stimme vor, die alte Sitte zu erneuern und den Tanz, wie es damals geschehen, als noch kein Mönch die Schönheit und die Festfreude aus Florenz verbannt hatte, auf dem Platz vor dem Hause beim Fackelschein fortzusetzen, damit das Volk sehen könne, daß die Frauen von Florenz noch immer die schönsten und die Jünglinge die gewandtesten in Italien seien. Jubelnd stimmten ihm die Uebrigen zu, die Diener, die Nachbarn fielen lärmend ein — er reichte seiner Tänzerin Lucrezia zierlich die Hand, und die Musikanten voran, die Dienerschaft mit Wachsfackeln zu beiden Seiten, verließen sie paarweise das Haus . . .

Eine, auf die kein Blick fiel, der Niemand nachfragte, die Jeder gemieden hätte, wenn er sie erkannt, schlich als die Letzte des fröhlichen Zuges, im weiten Abstande aus dem Palaste, wortlos, mit trockenen Augen, halb offenen Mundes, innerlich erstarrt, als ob sie Stein geworden, und doch hastigen Schrittes, als wären die Furien hinter ihr her. Die Schließerin hatte dem Landmädchen eine Freude zu machen geglaubt, wenn sie ihr auf der Galerie einen versteckten Platz anwies, sich an der Herrlichkeit unten in der Halle zu weiden. In schreckensvoller Deutlichkeit hatte dieser Anblick Elena den Jammer ihrer Gegenwart, die Hoffnungslosigkeit ihrer Zukunft enthüllt. Dies war die Welt Giuliano's, und nie wieder konnte sie den Fuß hineinsetzen. Was hülfe es ihr, die Arme nach ihm auszustrecken — er vermochte nicht mehr, sie an sich zu ziehen, selbst wenn er es noch gewollt. Seine Umgebung, seine Pläne, die Rücksichten, die er zu nehmen hatte, würden seine Neigung gefesselt haben. Und liebte er sie denn noch? Mit der Wollust des Schmerzes wühlte sie sich immer tiefer in die Seele des Freundes ein. Hätte er leidenschaftlich um jene Lucrezia geworben, hätte er ihrer Eifersucht einen greifbaren Anlaß gegeben — sie würde glücklicher gewesen sein. Aus der Verirrung des Gefühls und der Sinne hätte er noch eine Rückkehr zu ihr finden können, aus dieser Ruhe und Gelassenheit nicht. Seine Klugheit, sein Glück hatten gegen sie entschieden, und wenn sein Herz auch noch dagegen ankämpfte — sie sah ja, welche Verwandlung in der kurzen Zeit ihrer Trennung mit ihm vorgegangen. Das war wieder der heitere, siegesgewisse Giuliano, den sie vordem gekannt, nicht der grüblerische, in sich gekehrte, in wechselnden Launen hin und her schwankende, der in Vall' Ombrosa sein Leben verdämmerte. Und

dies gewahrend, konnte sie noch über ihre Pflicht im Zweifel sein? Sollte die dunkle Leidenschaft, die sie zu ihm getrieben, ihn ganz vernichten? Wollte sie fortan in seinem Gesichte täglich, stündlich den stummen Vorwurf gegen sich lesen? Oder abwarten, bis er sie von sich stieß? Denn allmälig würde er die Ausschließlichkeit und Unersättlichkeit ihrer Liebe als eine Last empfinden, der seine Seele nicht gewachsen war, unbewußt wehrte sich schon seine Schönheit und das Gleichmaß seiner Empfindung gegen den Sturm der Leidenschaft. Alles hatte sie für ihn geopfert, so wollte sie ihm auch noch das letzte Opfer bringen, und es dünkte sie in diesem Augenblicke nicht als das Schwerste, im Dunkel zu verschwinden und in die Vergessenheit zu versinken . . .

Zwei Stunden später, als um Mitternacht das Fest geendigt hatte, warf sich Giovanni mit zerrauftem Haar, ein Verzweifelter, zu den Füßen Giuliano's. Es kostete Zeit, Thränen und Klagerufe, bis er seinem Gebieter Alles berichtet, bis dieser den Zusammenhang der Dinge, das tückische Spiel des Zufalls und die Blindheit der Leidenschaft begriffen hatte. Elena war nicht mehr im Hause, und der Alte hatte ihre Spur verloren. Seine Sorge war der allgemeinen Lustigkeit erlegen, ein Becher Wein über den Durst hinaus mochte das Seine dazu gethan haben, daß er dem Tanze auf dem Platze zugesehen und Elena's vergessen hatte. Als er sie dann im Hause überall gesucht hatte, war sie nirgends zu finden gewesen. Auch in den Gassen und drüben in der Vorhalle der Kirche nicht. Wo sie geblieben? Nur Giuliano vermochte es zu fragen; Giovanni hatte keine Antwort darauf. Die widerstreitendsten Empfindungen bestürmten bei dieser ebenso unerwarteten wie unheimlichen Kunde den Jüngling. In die Angst um das Schicksal der Verschwundenen, in den Unwillen über den Leichtsinn des Dieners, in die Bangigkeit um die Folgen dieser unbedachten Handlung, mischte sich ein Gefühl der Freude, einer Gefahr, einer peinlichen Begegnung entronnen zu sein. Welch' einen Anstoß würde Elena's Erscheinen in der Gesellschaft erregt haben! Was hätte er thun, was sagen können, um sie zu beruhigen, um sie vor Kränkungen zu schützen? Er hatte sich nichts vorzuwerfen, keine Untreue, keine bestimmte Absicht, sie zu verlassen — gleichviel ob es nun Liebe oder Unentschlossenheit war, er hatte ihr beiderseitiges Verhältniß als ein bleibendes, wenn auch lästiges betrachtet; er hatte wohl der einen oder der anderen Lösung nachgesonnen, sich in Träumen von Freiheit, Ruhm und Glück gewiegt, aber doch auch in diesen Tagen, wo er fern von ihr in der Stadt gelebt und im regen Verkehr mit den Menschen empfunden, auf welche Genüsse und Anregungen er in seiner Einsamkeit und in dem Zwange einer schuldvollen Verbindung verzichten mußte, nichts Unedles oder Unwürdiges gethan; er hatte sich von der Fluth der Begebenheiten treiben lassen, wartend, an welches Ufer sie ihn tragen würde. Wenn jetzt Elena selbst — er wußte nicht, ob in der Macht eines Engels oder eines Dämons — einen Ausgang aus der Verworrenheit suchte, sollte er sie daran hindern, ein Band von Neuem fester knüpfen, das sich zu lockern schien? Wo konnte er auch in der Nacht hoffen, sie zu finden! War sie nach Vall' Ombrosa hinaufgegangen, war sie in ihres Vaters Haus zurückgekehrt? Lärm schlagen, die Diener nach ihr ausschicken, hätte nur ihn und sie für immer bloßgestellt, ohne Aussicht auf Erfolg. Nach Kräften bemühte er sich, Giovanni zu beruhigen

und den voreiligen Geständnissen seiner Selbstanklagen Einhalt zu gebieten. Ihn freilich duldete es nicht auf seinem Lager noch in seinem Gemache. Bis zur Morgendämmerung wanderte er in der Stadt auf und nieder, wie er sich einredete, sie zu suchen, in Wahrheit aus dem unabweislichen Bedürfniß nach Bewegung, um Ordnung in seine Gedanken, Festigkeit in seine Entschlüsse zu bringen, eine Wahl zwischen den entgegengesetzten Wünschen zu treffen, die um die Herrschaft über sein Herz und seinen Willen kämpften ...

Gradaus war indessen Elena geschritten, mit starren, brennenden Augen, nicht links noch rechts schauend, nur fort von der Stätte, wo sie sich zum ersten Male ihrer Schuld und der Vergeltung, der sie anheim gefallen, ganz bewußt geworden war. Wohin? Zu ihrem Gatten, zu ihrem kranken Vater, zu Lucia Parenti, in den Arno ... Sie ging eben über die Brücke, und das Wasser plätscherte an den Steinpfeilern. Eine Weile blickte sie über das Geländer hinunter. Eine unbeschreibliche Bitterkeit stieg in ihr auf, sie hatte die Auswahl unter den Asylen. Aber sie kannte ein besseres, das noch Keinen verstoßen ... „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid" — Und heute erst! Konnte der die Verlorene zurückweisen, der selber nicht mehr zu den Heiligen, sondern zu den Zöllnern und Sündern gehörte? Seine Thränen würden sich mit den ihrigen mischen, wie sie irdische, hatte ihn die himmlische Liebe irregeführt. Weder die eine noch die andere hatte Wunder gewirkt.

In der Kirche des heiligen Marcus brannten noch einige Kerzen auf dem Hochaltar und in den Kapellen hier und dort die ewigen Lampen vor den Heiligenbildern. In der Dämmerung glichen die Betenden und Andächtigen, die auf den Stufen der Altäre knieten oder an den Pfeilern lehnten, den Schatten. So schattenhaft, leise auftretend, kamen und gingen auch einzelne Männer durch das Schiff der Kirche und verschwanden hinter der kleinen Thür, die aus dem Chor in das Kloster führte. Zuweilen klirrte es dann wie von Waffen unter den langen Mänteln, in die sie gehüllt waren. Aber vor Elena's Augen und Ohren verklang und verschwamm Alles zur Undeutlichkeit, zu Tode erschöpft war sie in einen Betstuhl niedergesunken. Ihr letzter klarer Gedanke war der an ihre Mutter; eine unnennbare Sehnsucht nach ihr hatte sie erfaßt, als könnte sie an ihrem Herzen von aller Pein genesen. Zusammengekauert am Boden liegend, den Rücken gegen die Seitenwand des Stuhles gestützt, fand sie ein Mönch, der die Runde durch die Kirche machte, im tiefen Schlafe. Mitleidig schob er ihr ein Kissen unter den Kopf und breitete eine der Decken, die morgen zur Feier des Palmsonntags die Stufen des Altars schmücken sollten, über sie aus, nach der Lehre seines Priors, daß der erste Schritt zum Himmelreich die Barmherzigkeit sei.

Ein Strahl des rothen Frühlichts, das durch das Bogenfenster auf ihr Antlitz fiel, weckte sie aus ihrem Schlummer. Die Kühle in der Kirche ließ sie erschauern und die Decke dichter um sich ziehen. Allmälig kam ihr das Bewußtsein, wo sie war, was sie hergeführt. Hierher hatte sie ihre Mutter zur ersten Beichte geleitet, hier hatte sie ihre Hände unschuldsvoll zum brünstigen Gebet gefaltet, hier die Gnade Gottes auf sich herabgefleht, als sie mit verlangendem Herzen sich zum Gange nach Vall' Ombrosa angeschickt — und nun lag sie hier,

eine Sünderin, eine unbußfertige ... Ach! all' ihr Sinnen strebte nicht zu Gott empor, sondern drängte Giuliano zu, und ein banger Seufzer entfuhr ihrer gequälten Brust.

Bei diesem Seufzer, der in der Morgenstille und Oede der Kirche etwas Unerklärliches und doppelt Erschütterndes hatte, erhob sich ein Mönch vor dem Altar, der in der Betrachtung des Sacraments regungslos auf den Knieen gelegen, und schaute verwirrt umher. „Wer ist außer mir noch hier?" fragte er mit bebender Stimme, die unsicheren Blicke nach der Stelle gerichtet, woher der Seufzer gekommen.

„Ich bin es, Elena Ridolfi," sagte sie, die Decke von sich werfend, und eilte auf ihn zu. „Um meiner Mutter willen, verstoße die verlorene Tochter nicht."

Wie aus einer anderen Welt irrte Savonarola's Auge auf sie zurück. Eine stille Milde und Verklärung war in seinem Gesicht, wie niemals vorher. Sanft legte er seine Hand auf ihren Scheitel. „Du kommst in das Haus der Betrübten," entgegnete er, „hier gibt es keine Hilfe, aber auch keine Verstoßung."

„O, mein Vater, ich bin eine arge Sünderin," und sie sank auf die Kniee. „Ich suche die Gnade und dürste nach der Wahrheit."

„Ich frage nicht, woher Du kommst," tröstete er sie; „die Gnade Gottes dringt zu Jedem, der sie in rechter Inbrunst anruft. Sei ergeben in die Schickung, die er über Dich verhängt, denn er allein weiß, was Dir frommt. Alles menschliche Trachten und Dichten ist ein Irrthum — wo ist die Wahrheit?" Und mit einem anklagenden Blick voll schmerzlichster Hoffnungslosigkeit schaute er in den Glanz, den die aufgehende Sonne durch die bunten Glasfenster warf, als ob er sagen wollte: auch du bist nur ein Trugbild und nicht die Wahrheit.

Eine Entscheidung über Elena's nächste Zukunft zu treffen, überließ der Prior einer günstigeren Stunde. Einem der Laienbrüder, die eintraten, die Kirche zu reinigen und zu schmücken, vertraute er Elena an, sie nach dem für die Frauen, die so oft seinen Rath und seine Tröstung einzuholen pflegten, bestimmten Raum in dem Vorhofe des Klosters zu geleiten. Ihn rief sein Amt und die Stimme in seinem Innern, die ihm wiederholt nahende Schreckniße vorher verkündigt, zu seinen Brüdern. Er wollte sie mit seiner prophetischen Wissenschaft nicht betrüben, aber er war von der Ahnung besessen, daß an diesem Palmsonntage sein Martyrium beginnen würde.

Den ganzen Vormittag über brütete in unheimlicher Schwüle die Verschwörung gegen das Kloster. Der Rückzug der Dominicaner von dem Platze, ohne daß ihr Kämpfer die Feuerprobe bestanden, hatte die Feinde Savonarola's zu dem äußersten Schritt ermuthigt. Sie hatten die Signoria aufgefordert, den falschen Propheten verhaften zu lassen, und standen bereit, das Kloster zu stürmen, wenn man ihrem Verlangen nicht willfahren wollte. Nur das Schlagwort fehlte, die Massen aufzuregen. Da verbreitete sich um die Mittagszeit die Kunde, daß im Kloster von San Marco von den Heulern während der Nacht Waffen aufgehäuft worden seien, nicht bloß Schwerter und Spieße, sondern auch Feuerrohre und Donnerbüchsen; daß Francesco Valori eben in dem Kreuzgange Musterung halte, und daß er am Abend über die Stadt herfallen und die Gegner des Priors erschlagen werde. Wir müssen ihm zuvorkommen, hieß es allgemein. Schon er-

hob sich der Ruf: auf nach San Marco! Und die Eifrigsten holten Beile und Messer aus den Häusern und lärmten in den Gassen. Alle Weinschenken waren übervoll. Doffo Spini und seine Freunde gingen von der einen zur anderen und zahlten, was von den Wollarbeitern, den Walkern, Färbern und Lastträgern getrunken wurde. Am wildesten geberdete sich Lionardo Varchi. Er schalt den Bruder den schändlichsten Betrüger und Frauenverführer. Das Unglück, das ihn betroffen, hatte ihn schwermüthig gemacht und seinen Verstand aus dem Gleichgewicht gerückt. Wo er erschien, sammelte sich eine große Zuhörerschaft um ihn. Seinen langen Degen schwingend, schwur er, ihn dem Bruder in das falsche Herz zu stoßen. Diese bedauerten, jene verlachten ihn, in den Meisten aber entflammten seine tollen Reden noch mehr die Blutgier. Sei es nun, daß sein Anblick den Menschen wieder das geheimnißvolle Verschwinden seiner Gattin in Erinnerung brachte, oder daß in Wirklichkeit eine der Frauen, die ihre Morgenandacht in San Marco verrichtet, Elena erkannt hatte, bald ging das Gerücht von Mund zu Mund, Elena Varchi sei im Kloster; die Mönche hätten sie so lange gewaltsam in Haft gehalten. Warum, vermochte freilich Niemand zu sagen. So weit war die Stimmung des Volkes umgeschlagen, daß sie jetzt dem Bruder jedes Schlimme und Grausame zutraute, während sie früher alle Tugenden auf ihn gehäuft. Auch Giuliano vernahm, mit welch' ungestümem Pochen des Herzens, die Nachricht. Während die Anderen die Köpfe darüber schüttelten, war er fest von ihrer Wahrheit überzeugt und sah der Erstürmung des Klosters wie der Erfüllung seines eigenen Schicksals entgegen, ungewiß, welchen Ausgang er wünschen, welchen er fürchten sollte.

Schon tobte die Wuth der Menge entfesselt durch die Stadt. Ueberall, wo sie sich blicken ließen, wurden die Heuler mißhandelt. Ein Mann, der ruhig seines Weges ging und laut Psalmen vor sich hersagte, ward als ein besonderer Freund des Bruders erkannt, umringt und, als er seinen Peinigern entfliehen wollte, erschlagen. Einen mitleidigen Samariter, der ihm beisprang, ereilte dasselbe Loos. Alle, die es vergossen hatten, Alle, die es fließen sahen, berauschte das Blut der Unschuldigen mit grimmiger Wuth. „Brecht die Thüren! Stürmt die Mauern! Legt Feuer an! Macht das Kloster zu einem Carnevalsscheiterhaufen!" scholl es durcheinander, tausendstimmig, heiser wie Wolfsgeheul über den Platz vor dem Dominicanerkloster. Die Phantasie gerade der Rohesten und Einfältigsten war so lange durch die Schreckensvisionen, die Savonarola in seinen Predigten geschildert, durch die Höllenstrafen, die seine Jünger allen Feinden ihres Meisters angedroht, durch die Verbrennung der Eitelkeiten und die verheißene Feuerprobe mit dem Grausigen genährt worden, daß sie vor keiner Unthat mehr zurückscheute. Mit einem Hagel von Steinen zerschmetterten sie die Fenster der Kirche und schreckten die Beter auseinander. Ihre Wuth wuchs, als die fest verrammelten Thüren ihrem ersten Anprall widerstanden und hinter den Mauerzinnen und auf dem Dache der Kirche sich die Mönche zeigten, den Brustharnisch über dem weißen Gewand, den Helm auf dem Haupte, zur Vertheidigung bereit. Der erneute Ansturm brach das Thor und wie eine Rotte Dämonen aus Dante's Hölle stürzten sich die Vordersten „Mord und Brand!" brüllend in das Kloster. Aber drinnen erhob sich ein hartnäckiger Kampf. Denn die Mönche fochten für

ihren Prior und um ihr Leben. Mit Entsetzen hörten die auf dem Platz Zurückgebliebenen durch den Lärm der Schwerter und Schilde ab und zu den Knall eines Feuerrohrs und das Wehegeschrei der Verwundeten und der Sterbenden. Mit blutigen Köpfen wurden die Eingedrungenen von den Vertheidigern hinausgetrieben, und wie zum Hohne scholl ihnen aus dem Chor der Kirche der Gesang der Mönche: „Herr, unser Gott, beschütze Dein Volk und sei ihm gnädig!“ nach.

„Feige Memmen, flieht Ihr?“ warf sich den Weichenden Lionardo entgegen. „Laßt Ihr Euch von einer Hand voll Mönche wie eine Heerde Schafe von einem bissigen Hunde jagen? Oder fürchtet Ihr den großen Hexenmeister? Vorwärts, folgt mir! Seht Ihr diesen Zauberstab?“ Und er schwang seinen Degen wie im Wirbel um seinen Kopf. „Er wird mit einem Stoße alle Prophezeiungen des falschen Propheten zu nichte machen. Vorwärts! Wie er es uns singen gelehrt: immerdar verrückt! verrückt!“ Nur die Wenigsten verstanden in dem unermeßlichen Lärm, was er sagte, aber die mit gellender Stimme gesungenen Worte weckten ein allgemeines Echo: „Jeder schreie, wie ich schreie: immerdar verrückt! verrückt!“ quiekten, stöhnten, schrieen und brüllten in allen Tonarten die Tausende in gräßlicher Katzenmusik. Was noch vor einem Jahre ein Hymnus gewesen, wurde ein schauerlicher Gassenhauer, einst eine Aufforderung zur Buße, war es jetzt ein Antrieb zum Blutvergießen. Die Wüthendsten nahmen Lionardo in ihre Mitte und stürmten von Neuem, da es den Mönchen nicht gelungen war, die eingerannten Thüren durch eine Barrikade zu ersetzen, in das Kloster.

Seit dem Beginne des Tumults verweilte Giuliano auf dem Platze. Unter all' den Tobenden war er still; unter all' diesen Männern mit gezückten Schwertern und erhobenen Spießen trug er allein seinen Degen in der Scheide. Es widerstrebte ihm, die Menge, wie die andern vornehmen Herren, zu einem Kampfe anzutreiben, an dem er selbst doch keinen Antheil nehmen wollte. Der Sturz des verhaßten Mönchs war unabwendbar; er brauchte seine Hand darum nicht mit Blut zu beflecken. Dazu lähmte der Gedanke, Elena im Kloster zu begegnen, seinen Muth. Sollte er sie im Angesicht dieser Tausende, ihres eigenen Gatten an sich reißen? Vielleicht war es für sie Beide das Beste, sich niemals wiederzusehen und einzig das Schicksal und die Ohnmacht des menschlichen Willens dafür verantwortlich machen zu dürfen. Dennoch verließ ihn die Sorge um sie nicht; seines Schutzes sollte sie nicht entrathen. Als er daher Lionardo mit den Geberden eines Wahnsinnigen sich an die Spitze der Stürmenden stellen sah, sprang er, einer unwiderstehlichen Regung des Herzens gehorchend, in den Haufen und suchte sich Bahn zu ihm zu machen. So gelangte er stoßend und gestoßen mit den Anderen über den Hof, durch den Kreuzgang in die Kirche. Nur die Vordersten fochten und trieben die Mönche schrittweise vor sich her. Denn wie tapfer sich jene auch zur Wehr setzten, welch' wuchtige Hiebe und kräftige Stöße sie auch austheilten, die Ueberzahl war zu groß, und für den einen, den sie verwundet niederwarfen, traten, von den Hintersten vorwärts geschoben, neue Kämpfer ein. In der Kirche stockte einen Augenblick die Bewegung. Zu feierlich war der Anblick, der sich ihnen bot, um nicht auch den gemeinsten Sinn und die verwegenste Frechheit unwillkürlich zu bändigen. Auf dem Hochaltar zwischen den vier sechsarmigen Silberleuchtern, auf denen die Wachskerzen brannten, stand

die Monstranz und davor im Meßgewande, ein Crucifix in der Hand, Savonarola. Um ihn auf den Stufen lagen betend die Frauen, die ihn nicht hatten verlassen wollen, und die Mönche, die auf sein Gebot nicht zu den Waffen gegriffen. Leise verhallte ihr Psalmengesang in dem Blutbad und dem Toben des Kampfes. Da erschütterte ein Schuß die Gewölbe der Kirche und zerstörte den Bann, der den Fuß und den Ingrimm der Eingedrungenen gefesselt gehalten. Von der Kanzel herab hatte ein junger Mönch sein Feuerrohr auf sie abgeschossen und rief triumphirend, als er den Getroffenen niederstürzen sah: „Herr Gott! Dich loben wir!“ Ein Wuthgeschrei antwortete ihm. Allen voran einem Besessenen gleich eilte Lionardo in wilden Sprüngen dem Altar zu: „Dich such' ich, Dich, Baalspriester!“ Und mit ausgebreiteten Armen schritt ihm Savonarola eine der Marmorstufen herab entgegen: „Bin ich es, den Du suchest?“ Aber ehe der Degen Lionardo's die Brust des Mönchs erreichen konnte, hatte sich zwischen ihnen ein Weib erhoben . . . Von der untersten Stufe, wo sie gekniet . . . Geisterbleich, mit aufgelösten, blonden Haaren, mit Augen, die nicht mehr dieser Welt anzugehören schienen, halb in Andacht verzückt, halb in Todesfurcht erstarrt . . . „Buhlerin! Geh' zur Hölle!“ schrie Lionardo auf und stach ihr den Degen in den Busen. „Er hat sein Weib ermordet,“ sagte schaudernd einer von denen, die nach vorn drängten. Darüber hatten die Mönche sich wieder gesammelt; ein zweiter Schuß von der Kanzel streckte Lionardo nieder; der Fall ihres Führers erschreckte ebenso sehr wie seine That, der sichtbar die Strafe Gottes auf dem Fuße gefolgt war, die abergläubische Menge, und während sie langsam zurückwich, retteten die Mönche ihren Prior aus der Kirche in die inneren Räume des Klosters.

In wenigen Minuten war Alles geschehen . . . Nun war es schon vorüber . . . In der leer gewordenen Kirche, wo nur Sterbende, Verwundete, Zertretene lagen und ächzten und ein alter Mönch, das Kreuz in der einen, den Wasserkrug in der anderen Hand, Gebete murmelnd, von dem Einen zum Anderen ging, saß Giuliano auf den Altarstufen, auf seinen Knieen die blutüberströmte Leiche Elena's. Der Stoß hatte gut getroffen, ohne Schmerzen war sie gestorben. Ueber sie hin war das Gedränge gegangen. Als Giuliano sie sich hatte aufrichten, als er Lionardo's Stahl hatte blitzen gesehen, hätte nicht mehr er — hätte nur ein Gott sie retten können. Nichts als ihre entstellte, mißhandelte Leiche hielt er jetzt entgeistert in seinen Armen. Waren das die Lippen, die er so oft geküßt, dies die goldigen Haare, die er so oft um seine Hände gewickelt? Was ist die Schönheit hienieden, wenn sie in einem Augenblick in ihr häßliches und grausiges Gegenbild verwandelt werden kann? Theilnahmlos um den Kampf, der in dem Hofe und in den Gängen des Klosters sich fortsetzte, jetzt ruhte, um dann mit wilderem Getöse wieder auszubrechen, starrte er vor sich hin, als wäre er in der Betrachtung dessen, was noch vor einer kurzen Frist Elena war, selber zu einem seelenlosen Schatten geworden, als suchten seine Augen, die für alles Irdische ihre Sehkraft verloren hatten, über die Leiche hinweg, in das Räthsel des Lebens zu dringen. Zerriß der Schleier vor ihnen, den er so lange wie die Anderen Wirklichkeit genannt; sahen sie hinter dem bunten Abglanz und dem Schein der Dinge die Wahrheit?

So fanden ihn nach einer geraumen Weile Doffo Spini und seine Freunde, die lachend und jauchzend in die Kirche stürmten.

„Da ist er! Beim Bacchus! Als ob er zu Stein geworden! Giuliano, hörst Du es nicht? Sieg und Triumph, der große Drache ist gestürzt! Gebunden führen sie ihn fort!“ So sprechend eilten sie auf ihn zu.

„Wen führen sie fort?“ fragte er.

„Savonarola. Die Wachen und die Beamten der Signoria haben endlich dem Blutvergießen Einhalt gethan und von den Mönchen die Auslieferung des Unruhstifters gefordert. Die Soldaten bringen ihn und den Bruder Domenico ins Gefängniß,“ erwiderte Einer.

„In dasselbe Gefängniß,“ setzte ein Anderer hinzu, „wo Du gesessen und Jacopo del Nero gestorben. Es rächt sich Alles auf Erden.“

„Ja, Alles!“ bestätigte tonlos Giuliano, der sich noch nicht aus seiner Stellung gerührt hatte. „So wird auch er sterben.“

„Auf dem Scheiterhaufen, wie es dem Ketzer gebührt.“

„Aber welche Leiche hast Du auf den Knieen?“ Doffo Spini war dicht an ihn herangetreten, über die Verwundeten und den Leichnam Lionardo's, die vor den Altarstufen lagen, hinweg und rüttelte ihn an der Schulter. „Hast Du Deine Kunst vergeblich an ihr versucht? Pfui, wie garstig!“

War es das Wort oder die Bewegung des Freundes — sie rissen Giuliano aus seiner Betäubung. Er richtete den Kopf in die Höhe, dem Frager zugewandt, und bemühte sich aufzustehen. Mit dumpfem Fall glitt die Leiche Elena's von seinen Knieen auf die Steine des Fußbodens. „Garstig, sagst Du?“ Und ein bitteres, schmerzliches Lachen entsetzte die Genossen, die ihn jetzt umringt hatten. „Es war die Leiche des schönsten Weibes, Elena Varchi's.“

Schweigend verließen sie die Kirche, an dem Mönche vorüber, der neben einem Sterbenden niedergekniet war, ihm die heißen Lippen mit Wassertropfen kühlte und dazwischen leise die Sterbegebete vorsprach. Einmal draußen, im Gewühl der Menschen, fand Doffo Spini die Sprache wieder. „Wenn dies der Inhalt des Lebens wäre,“ sagte er sich schüttelnd, „wehe allen Geborenen! Aber, Giuliano, morgen ist auch noch ein Tag!“

„Station Burgtheater!“

Die Directionsepisode Wilbrandt's.

Von

Sigmund Schlesinger.

Als eine Episode seines, die Schauplätze gerne wechselnden Poetenlebens mag die Directionsführung Adolf Wilbrandt's am Burgtheater bezeichnet werden, nicht um Werth und Bedeutung derselben herabzumindern; denn nicht für das Theater, für ihn war es eine Episode, und er selbst hat dieser Bezeichnung gerne zugestimmt. Er setzte ein ideales Trachten und Streben daran, seine Thätigkeit in die harmonische, künstlerische Weiterentwicklung des Theaters organisch einzufügen; auf ihn aber hat dasselbe episodenhaft unterbrechend und hemmend, ja, wie er in den letzten Zeiten wiederholt klagte, störend eingewirkt. Eine dauernde Lebensansiedelung in der Directionskanzlei hatte er nie beabsichtigt; er hatte da nur „Station gemacht“, wie der an kein Ziel gebundene Tourist ernsteren Sinnes, dem es nicht um ein leeres Vergnügen zu thun ist, sondern der Länder und Menschen kennen lernen will, an einem besonders interessanten Punkte, in einer anregenden und inhaltreichen Landschaft länger verweilt, bis ihn aufs Neue der Drang des Weiterziehens erfaßt und das Bedürfniß, anderwärts wieder nach geistiger Ausbeute zu suchen. Was also für den geborenen Dramaturgen Laube, diesen Fanatiker des alleinseligmachenden Theatercultus eine Art Apostolat und innere Mission, was für den weltlicheren Ehrgeiz Dingelstedt's eine, seinen verschiedenartigen Neigungen und Lebensanforderungen entsprechende, zugleich genugsam hochragende und vergnügliche Position war, das war für Wilbrandt ein Arbeitsexperiment, ein anziehender und begierig unternommener Forschungsversuch, dessen Resultate auf anderem Gebiete vielleicht und für den Dichter überhaupt nutzbar zu machen waren. Er befand sich in Italien, als sein Name zum ersten Male unter den Candidaturen für die Nachfolgerschaft Dingelstedt's genannt wurde, und der erste Eindruck auf ihn war der des völlig Unerwarteten; denn er hatte nie daran gedacht, niemals eine derartige Wendung in den Bereich seiner Lebensmöglichkeiten und Bestrebungen gezogen. Nun aber mußte damit gerechnet, mußte Stellung dazu genommen und die innere Zulässigkeit des Uebertrittes aus dem freien Dichterleben in eine derartige streng bemessene, ihren Pflichtzwang übende Wirkungssphäre erwogen werden. „Mit dramaturgischem Beirath und

Eingreifen könntest Du Dich wohl an der Führung des Burgtheaters betheiligen!" das war die anfängliche Concession, zu welcher der Poet in Wilbrandt an den Directionscandidaten sich herbeiließ. Aber er war denn doch genugsam „vom Bau", um sich alsbald zu sagen, daß beim Theater eine Trennung der Gewalten, die Scheidung in eine consultative, oder selbst legislative und eine executive, vom Uebel, ja unmöglich ist, und daß noch jeder Versuch, der in solcher Richtung geschehen, diese Unmöglichkeit dargethan hat. Denn die Theaterleute sind nervös potenzirte Menschen — sie mehr, als andere, müssen wissen, daß sie nur die eine und alleinige Instanz des Directors vor sich haben und keine außer ihm. Das Alles sagte sich Wilbrandt, und folglich stand die Frage in präciser, kein Ausweichen und keine Halbheit des Entschlusses zulassender Formulirung vor ihm da: „Willst Du Director des Burgtheaters werden oder nicht?" Ihn aber — darüber machte er sich damals kein Hehl und macht es heute noch vor Niemandem — zog die Gelegenheit, seinen dramatischen Gestaltungsdrang, die Lust an der Theaterarbeit in anderer Weise und auf neuem Felde zu erproben, mächtig lockend an, und als der Antrag nun wirklich kam, acceptirte er. Aber einen äußerlichen Vorbehalt machte er, der von den Beamtenseelen sehr „hübsch" und „delicat" befunden wurde, ohne daß sie freilich den wahren Hintergrund dieser Delicatesse zu erkennen und dieselbe in ihrer ganzen Tragweite zu würdigen vermochten. Er lehnte jede Fixirung eines Pensionsbezuges für eine kürzere Arbeitsfrist, als die bei den Beamten allgemein geltende Normalzeit, entschieden ab: wie für jeden anderen Beamten, hatte die Pensionsfähigkeit auch für ihn erst nach dem zehnten Jahre einzutreten. Denn er wußte damals schon gar wohl, daß er nicht zehn Jahre Director des Burgtheaters sein werde und wollte der Freiheit seiner Entschließungen keine Fessel anlegen lassen; als eine solche mußte er es aber betrachten, wenn ihm etwa bei einem Rücktritt nach fünf Jahren schon eine Pension zugesichert war. Sich bei voller Arbeitskraft einen Ruhegehalt auszahlen zu lassen, weil man nicht länger im Amte bleiben will, das hätte seinen Begriffen von Gewissenhaftigkeit widerstrebt. Von welcher sensitiven Vornehmheit des Sinnes er darin ist, das zeigt ein Wort, mit welchem er zu Anfang des vorigen Jahres die Gerüchte von seiner Demission widerlegte, als er wegen der Uebereiztheit seiner Nerven einen zweimonatlichen Urlaub antrat, und man diesen nur für einen Vorboten des vollständigen Ausscheidens nahm. „Ich habe mir" — antwortete er darauf — „meinen Gehalt für zwei Monate im Vorhinein erbeten, und das hätte ich doch wahrhaftig nicht gethan, wenn ich nicht ans Weiterbleiben dächte." Eine Pensionszusage aber wies er eben deshalb von sich — weil er damals schon nicht an ein Weiterbleiben über eine gewisse Zeit hinaus dachte. „Fünf bis sechs Jahre gedenke ich's mitzumachen," äußerte er Freunden und Verwandten gegenüber, als er sich zum Directionsantritte entschloß, und diesem Zeitprogramm ist er genau treu geblieben. Er kannte sich. Dieser geräuschlose Dichtermensch mit dem träumerischen Auge, der feinen, Ruhe athmenden Stille des Gesichtes, in welche wohl manchmal von den sich leicht kräuselnden Lippen der Schalk verrätherisch hineinzuckt, ist nicht die seßhafte Natur, für welche man ihn zu halten geneigt sein könnte. Sieht man ihn neben seiner Gattin, der lebensvoll beweglichen, redesprühenden, sich in geistiger Geschäftigkeit auch äußerlich

tummelnden Auguste Baudius, so dürfte man sich wohl versucht fühlen, sie für die unstetere, ruhelosere, mehr auf den Wechsel des Schauplatzes hintreibende Natur zu halten; aber Wilbrandt straft lächelnd diese Diagnose Lügen und denuncirt sich als den unruhigen Geist des Hauses, als den nomadisirenden Feind der bleibenden Wohnstätte. Wenn ihn ein dichterisches Gebilde beschäftige und nach Ausdruck und Gestaltung begehre, dann treibe es ihn dorthin, wo er die geeignete Atmosphäre zu finden meine; denn der eine Stoff entwickle und forme sich am besten unter dem Himmel Italiens, ein anderer wieder in der oberösterreichischen Alpenwelt, ein dritter im heimathlichen deutschen Norden, am Meeresstrande. Jetzt z. B., nach der Befreiung von der Directionslast, würde er, wenn er seinem innersten Drange folgte, vom Sommeraufenthalt in den Alpen direct nach Süden ziehen und an der Riviera oder am neapolitanischen Gestade sein Zelt aufschlagen, dorthin verlange der Dichter — der Vater aber weise ihm den Weg nach Rostock, seiner Geburtsstadt. Denn es handle sich darum, dem Erziehungs- und Bildungsgange seines Sohnes die vaterländische Richtung und Pflege zu geben, und er müsse ohnehin den Knaben von nun an mehr zu „bewahren" trachten, als es ihm während der ganzen Directionszeit möglich gewesen. Darum siedele er sich zunächst in Rostock an. Die Hauptsache sei ja doch, von Wien vorläufig, vom Amte gänzlich fortgekommen zu sein. Das Gefühl eines Jochs war mit erschreckender, zerdrückender Gewalt über ihn hereingebrochen; er lachte nur noch, wenn von den angeblichen neuen Versuchen gesprochen wurde, die mit ihm wegen der Weiterführung der Direction angeknüpft worden seien. „Hätte ich bleiben können, hätte ich nicht gefühlt, daß ich fort müsse," sagte er, „so hätte ich nie davon gesprochen, daß ich gehen wolle; denn ich spiele keine Comödie, um zum Bleiben gezwungen zu werden." Er wäre am liebsten in dem Augenblicke geschieden, als er seinen Entschluß kundgegeben; die wenigen Tage bis zum Schlusse der Saison waren ihm eine Qual. „Glauben Sie mir, nur das ganz gemeine Pflichtgefühl vermag mich noch aufs Bureau zu bringen," versicherte er. Mit dem Morgenzuge des ersten freien Tages, der auf die Schlußvorstellung folgte, konnte er Wien noch nicht verlassen, denn er mußte dem Kaiser seinen Dank abstatten für den ihm verliehenen Orden der eisernen Krone — ganz ohne Gedenkzeichen hatte man ihn doch nicht scheiden lassen wollen — aber einige Stunden darauf saß er im Eisenbahncoupé und flog davon ....

* * *

Was also für ihn nur ein zufälliger Einschub ins Leben war, allerdings kein fremdartiger, von demselben nicht grell abstechend oder gar im Widerspruch damit, aber ebenso wenig nothwendig bedingt oder mit Absicht vorbereitet, das sollte doch fürs Theater selbst eine natürliche Weiterführung und Weiterentwicklung werden, eine an die Vorgängerschaften sich unmittelbar und organisch anschließende Fortsetzung, eine sich aus derselben folgerecht ergebende, neue Phase. Wo Laube und Dingelstedt mitten in der Arbeit, der Eine von der Willkür äußerer Verhältnisse, der Andere vom Tode unterbrochen worden, dort unternahm es Wilbrandt, direct anzusetzen und aus den einander diametral entgegenstehenden Systemen dieser Beiden die künstlerischen Consequenzen in seinem Geiste zu ziehen. Er wollte nicht Dingelstedt desavouiren oder Laube's Nachwirkungen

beseitigen und gedachte ebenso wenig zu Diesem zurückzugreifen oder Jenem unbedingt zu folgen; er suchte nur aus den Methoden Beider zu entnehmen, was ihm zu passen schien, das von ihnen in verschiedenem Stile Geschaffene zum Weiterbaue zu verwenden und in harmonischen Einklang zu bringen. Zu deutlicherer Würdigung dessen erscheint es nothwendig, die Thätigkeit der zwei Vorgänger und ihre Arbeitsziele einigermaßen zu charakterisiren.

Läßt sich Laube's Directionsperiode als absolut realistische, die Dingelstedt's als eine, so zu sagen, decorativ-plastische charakterisiren, so muß diejenige Wilbrandt's als die idealistisch verschönernde und veredelnde Zusammenfassung der Resultate dieser Beiden gelten. Laube's, mit der Energie eines Glaubenseiferers durchgeführte Reformation des alten Burgtheaters, war, seinem confessionellen Bekenntnisse entsprechend, eine durchaus protestantische gewesen; er „entfernte die Bilder aus dem Tempel", in welchem nur „der Geist" walten sollte, und auch dieser nicht anders als durch die Vernunft und den Mund des Menschen, in klarer, bestimmter Handlungs- und Sprechweise. Der lebendige Mensch war ihm die Hauptsache, im Stück wie in der Darstellung; lebendige Menschen vor Allem verlangte er vom dramatischen Autor, wie vom Schauspieler, und eher konnten sie ein bischen zu fest an der Erde haften, als daß sie die Neigung verrathen durften, vom gegebenen Boden weg in die Wolken zu entschweben. Das dramatische Wort, die dramatische That — alles Andere war ihm todtes, überflüssiges Beiwerk; vom Luxus decorativer Ausstattung, von einer etwa gleichberechtigten Mitarbeiterschaft des Decorationsmalers, des Theatermaschinisten, des Kostümiers, oder etwa gar des Tapeziers und des Möbelstofflieferanten wollte er nichts wissen. Diese waren höchstens untergeordnete Hilfskünste, welche allenfalls auch entbehrt werden konnten. Theoretisch hätte er am liebsten den Standpunkt der Shakespeare'schen Bühne eingenommen und es hätte bei nie verändertem Schauplatz dem Zuschauer das Aushängen eines Täfelchens mit der Inschrift: „dies ist ein Wald", oder „dies ist eine Straße" genügen müssen, ihm die Scene und den Scenenwechsel zu veranschaulichen. An Ohr und geistigen Sinn zunächst und möglichst ausschließlich hatte sich nach seinem Dafürhalten die Bühne zu wenden, und wenn er dem Auge, dem eigenen sogar, eine Concession zu machen bereit war, so sollte sie wiederum nur den lebendigen Menschen betreffen, als das einzig zulässige des Ortes und der Gelegenheit würdige Schaustück. Ein wohlgebildetes, den Blick befriedigendes Aeußeres verlangte er vom Schauspieler und natürlich in dem entsprechend höheren Maße noch von der Schauspielerin, und er konnte sehr drastisch in der Formulirung seines Urtheils sein, wenn er manchmal ein „weibliches Subject" nach dieser Seite hin sofort für untauglich erklärte. Die anziehende Menschlichkeit war ihm eine Forderung fürs Theater, und wenn er sich dazu herbeiließ, auf ein Stück besondere Mittel der Ausstattung zu verwenden, so verstand er darunter auch nur die, welche sich aus der Verwendung des lebenden Bühnenmateriales gewinnen ließen. Seine Inscenirung des „Julius Cäsar" übte auf das Wiener Publicum den Eindruck eines epochemachenden Theaterereignisses; man drängte sich dazu, man sprach wochenlang nur davon; aber die decorativen Künste hatten mit diesem Erfolge wenig zu schaffen, die römischen Veduten, welche dabei in

Sicht kamen, beschränkten sich auf eine künstlerisch anständige Veranschaulichung der darzustellenden Schauplätze — die Kraft der lebensvollen Gruppirung, die den Wienern zum erstenmal vorgeführte Massenwirkung leidenschaftlich bewegter Volksscenen in planvoller Anordnung bildete die Anziehungskraft der Shakespeare'schen Tragödie. Auch in dem modernen Repertoire, welchem er ja doch seine entschiedene Vorliebe zuwandte, und worin er seine realistischen Theatergrundsätze zumeist zur Geltung bringen konnte, zeigte er sich nicht viel verschwenderischer; er richtete für das Salonstück das „geschlossene Zimmer“ ein, welches damals ein Novum war; er ließ nicht allzu kostbare Möbel in modernem Geschmacke anfertigen, und die Ansprüche des Publicums in dieser Richtung waren noch so bescheiden, daß es schon freudiges Staunen erregte, als das erste Rundsopha und der neu erfundene Schaukelstuhl auf der Bühne des Burgtheaters erschienen. Ebenso wenig hatte man von dem Toilettenbedürfniß in seiner heutigen Ueberschwenglichkeit und immer prätentiöser sich gebenden Unentbehrlichkeit eine Ahnung. Marie Kierschner, die heute als Frau Liedtke im schlichten Wirthschaftskleide ihrer Berliner Häuslichkeit vorsteht, brachte die Wiener Damen- und auch die Herrenwelt in Aufruhr, als sie zuerst in Scribe's Lustspiel „Feenhände“, in der Rolle der Marquise von Menville diese Toilettennarrheit in naturgetreuer Pracht und Reichhaltigkeit zu produciren unternahm und das verkörperte Modejournal auf die Bühne brachte. Und wie „anspruchslos einfach“ würde jene damals unvergleichliche Kleiderherrlichkeit erscheinen, wenn Frau Liedtke vielleicht noch im Besitze ihrer dereinstigen Schneiderrechnungen wäre und man dieselben mit den Kostenansätzen der heutigen Toilettenbudgets, nicht einer „Salondame“, sondern einer „Naiven“, vergliche. So, wie gesagt, trug die Bühne Laube's in ihrer äußerlichen Construction und Einrichtung den Zug „protestantischer“ Schmucklosigkeit: das Wort und der Geist allein sollten es machen, und zwar das realistische Wort und der realistische Geist. „Lebendige Menschen“ — das war die Parole. Mit Shakespeare begann für ihn erst das „heute noch mögliche“ classische Drama, mit Grillparzer endete es. Was sonst noch von Neueren zugelassen wurde, wenn es sich in den Formen der Classicität bewegte und nicht vielmehr modernere Factur zeigte, das mußte ihm durch ganz besondere Umstände aufgezwungen werden. Eine so weite Bildungsstufe ihn von seinem ersten, obersten Theaterchef in Wien, dem die Würde des Oberstkämmerers bekleidenden und als solcher die Hoftheater controlirenden galizischen Cavalier, Graf Lankoronski trennte, so bestand doch, in einem gewissen Punkte wenigstens, eine Art Geschmacksverwandtschaft zwischen ihnen Beiden, die der polnische Edelmann in seiner naiven Weise ausdrückte, wenn er erklärte, daß er die „Stuck' mit den naketen Füßen“ — die in römischem und griechischem Gewande, meinte er — nicht leiden könne. Auch Laube duldete sie nur widerwillig; sie entsprachen nicht seinen Begriffen von dem „Bedürfnisse der Gegenwart“.

Der Herrschaft des Wortes unter Laube folgte die Herrschaft des Bildes unter Dingelstedt. Mit einem späherisch feinen Künstlerauge für das Malerische begabt und eine mehr bildlich und plastisch, als dramatisch concipirende Natur, behandelte er die Bühne als den willkommensten, weil elastischsten und zu jedem Vorwurf passendsten Rahmen für die mannigfaltigste Reihe von Bildern, die

noch dazu nicht in der Ruhe eines fixirten Momentes zu verharren brauchten, sondern, was der Maler und der Bildhauer nicht erreichen können, in wechselvoller Bewegung die ihnen zu Grunde gelegten Intentionen auszudrücken vermögen. Dieses Verständniß für den malerischen Effect, aus welchem bei Dingelstedt die vorwiegende Cultivirung desselben entsprang, zeigte sich darin, daß er sich nicht etwa ausschließlich dem Massenbilde zuwendete, sondern daß er mit Einzelgestalten ebenso unfehlbar seine Wirkung zu finden und zu erzielen verstand — allerdings nicht, wie Laube, durch die lebende Gestalt allein, sondern dadurch, daß er Decoration und sonstiges Theaterrequisit mit derselben in die entsprechende, harmonische Uebereinstimmung zu bringen wußte. Er vermochte da Wirkungen intimster Art herauszuarbeiten, um die ihn jeder Maler hätte beneiden können. Im „Käthchen von Heilbronn" zum Beispiel hatte er das dramatisch ganz unscheinbare Moment, wie Theobald mit seiner erschöpften Tochter Herberge im Kloster sucht, zu solch' einer bildlichen Ueberraschung verwandt. In dem schwülen Dunkel der Sommernacht sitzen der Waffenschmied und das zum Tod ermattete Käthchen auf einer am Wege befindlichen Bank. Zur Linken haben sie das Kloster, dessen Front ihnen zugekehrt ist, und von welchem aus einem Erdgeschoßfenster an der Klosterpforte her ein Lichtlein gastlich und tröstlich winkend in die Nacht hereinschimmert. Die Beiden erheben sich, und der Alte geleitet das sich mühsam auf ihn stützende Mädchen zum Kloster, an dessen Thorglocke er zieht. Das Licht am Fenster verschwindet, die Pforte öffnet sich geräuschlos und geräuschlos tritt ein weißbärtiger Mönch mit der Lampe heraus und weist ihnen stumm nach dem Eingang, durch welchen sie schreiten, gefolgt von dem Mönch — die Pforte schließt sich wieder, der Vorhang fällt. Das Alles waren anscheinend durchaus ganz nebensächliche, geringfügige Details, und doch ergab sich aus ihrer Zusammenfassung eine Wirkung, so tiefgehend und packend, daß der Beifall durchs Haus rauschte. Die Atmosphäre, möchte man sagen, verstand Dingelstedt wie mit dem Malerpinsel in das Bühnenbild hineinzubringen, die Bühnenluft dem Auge des Zuschauers sichtbar werden zu lassen. Man mußte nur in Shakespeare's „Heinrich V." den Scenenwechsel mit ansehen, der den Zuschauer aus der von Uebermuth durchleuchteten Luft des französischen Lagers in die stimmungsschwere, nebelüberflogene des englischen übersetzte — es war in der That, als hätte mit der Decoration auch die Luft auf der Bühne gewechselt und wäre eine andere geworden. Dieses so ausgesprochene Hervortreten des malerischen und plastischen Elementes in der künstlerischen Veranlagung Dingelstedt's mußte denn auch entscheidend für seine Art der Theaterführung werden. Auf den bildlosen Protestantismus Laube's folgte ein sinneberauschender Bildercultus; das Burgtheater bekam Prachtstücke der Inscenirung zu sehen, denen nichts von der steifen Pedanterie des ethnographisch-historischen Kunstgelehrtenthums anklebte, sondern in denen die Phantasie eines freien Künstlerthums das Wirkliche mit ihren eigenen Conceptionen verschmolz. Aber zu vermeiden war bei solcher Richtung nicht, daß der Mensch, der Schauspieler allmälig nur den Werth einer Figur annahm; daß seine Bedeutung sich nach dem Platze bemaß, welchen er in dem Bühnenbild auszufüllen hatte. Daher auch das wenig lebhafte Interesse, welches Dingelstedt im Grunde, mit einzelnen Ausnahmen, für seine Schauspieler hegte,

und der geringe, persönliche Contact, welcher zwischen ihm und ihnen bestand. Sie waren ihm nur das lebende Bühnenmaterial, wie Decoration, Maschinerie und Kostüm das leblose, und es konnten die Momente nicht fehlen, in denen das Letztere als das werthvollere erschien. Dingelstedt war nicht, wie Laube, der General, der Mann für Mann von seiner Truppe kannte, den Letzten selbst beim Namen zu nennen und in den Verhältnissen eines Jeden Bescheid wußte. Sicherlich war es nur böswillige Anekdote, aber die innere Wahrheit pflegen solche Anekdoten immer zu haben, daß Dingelstedt's flüchtiges Gedächtniß für die eigenen Theatermitglieder gar oft Namen und Physiognomien sich entschlüpfen ließ. So habe ihn der verstorbene Baron Hofmann bei einem Besuche in der Directionsloge während einer classischen Vorstellung auf die abscheuliche Declamation eines untergeordneten jungen Schauspielers aufmerksam gemacht, der nur erst kurze Zeit dem Burgtheater angehörte, jedenfalls aber doch von Dingelstedt selbst engagirt worden war. Dieser, dem Winke seines Gastes folgend, habe darauf mit dem Theaterglas den unglücklichen Sprecher aufmerksam gemustert und mit verwunderter Entrüstung ausgerufen: „Wer ist denn der Mensch? Den kenne ich ja gar nicht!“ Nicht viel mehr persönliches Interesse brachte er auch, wiederum mit einigen Ausnahmen, den Novitäten und ihren Autoren entgegen. Auch da konnte es geschehen und geschah es wirklich, daß er, von Bekannten um die Qualität eines in Vorbereitung befindlichen Stückes befragt, die Antwort gab: „Ich kenne es nicht; meine Regisseure haben gemeint, daß man es geben müsse, und da werde ich's ja ohnedem auf den Proben kennen lernen.“ Diese oft unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen die moderne Production machte ihn wenig wählerisch in der Zulassung von neuen Stücken, von deutschen wenigstens, während er gegen die Franzosen der jüngsten Theaterepoche eine nicht zu überwindende Abneigung hatte und sie mit systematischer Feindseligkeit fast gänzlich von dem Repertoire ausschloß. Auf einen Bühnen-Franzosen hielt er allerdings große Stücke, aber der war kein ganz moderner — er heißt Molière. Shakespeare aber mit der sich üppig erschließenden Fülle gewaltigster, pittoresker Einzel- und Massengestaltungen, Shakespeare war sein Bühnenevangelium — für dieses konnte er einen Eifer des Apostolats entwickeln, der an Laube gemahnte, und der ihn trieb, die unmöglichste Glaubenszumuthung dem Publicum auf der Bühne annehmbar machen zu wollen, den „Sturm“ zum Beispiel, an welchem aber denn doch alle seine scenische Virtuosität scheiterte. Auch in Goethe's „Götz von Berlichingen“, der letzten großen That seiner Inscenirungskunst, war es das Shakespearische, das ihn anmuthete und ihm eine, dem Königsdramen-Cyklus, seinem stolzen Lieblingswerke im Burgtheater, homogene Aufgabe bot.

So war auf die eine ins Extrem geführte Richtung das Extrem einer entgegengesetzten Richtung gefolgt, auf Laube's, allen „Ausstattungsstand“ perhorrescirenden, fast ausschließlichen Cultus des Wortes, als dessen Hauptträger ihm der Schauspieler galt und für ihn das wichtigste Element des Theaters wurde, der vorwiegende Bildercultus Dingelstedt's, welchem das Wort gewissermaßen nur als unentbehrliche dichterische und dramatische Erklärung, der Schauspieler als die lebendige Staffage galt. In einem einzigen Punkte trafen sich die beiden Männer von so einander widersprechender Theatermethode,

in der gemeinsamen Abneigung gegen Alles, was ihnen als bloß „literarisches Experiment" erschien, in dem kategorischen Zurückweisen jeder Zumuthung, die Bühne zu einem derartigen „Experimente" herzugeben, welches, ohne einen directen Gegenwartszweck des Theaters zu erfüllen, dieses zu einem Versuchsfelde für die Eigenart eines lebenden oder todten Dichters machte, anstatt daß, nach den hierin übereinstimmenden Anschauungen der Beiden, der Dichter nur für das Bedürfniß des Theaters da zu sein habe. Nicht der Eine und nicht der Andere hätte, um das Gesagte an concreten Beispielen deutlicher zu machen, sich wie Wilbrandt dazu entschlossen, das altgriechische Satyrspiel „Der Cyklops", auf die Bühne des Burgtheaters zu bringen, oder den Versuch mit der altspanischen Comödie „Dame Kobold", oder der classischen Farce des alten französischen Theaters „Meister Pathelin" zu machen. Und hier tritt scharf und hell der unterscheidende Punkt heraus, der Wilbrandt von jenen Vorgängern sonderte: er hatte vorwiegend den literarischen Charakter des Theaters ins Auge gefaßt und war überzeugt, ihm damit die ideal-praktische oder praktisch-ideale Richtung geben zu können, welche zwischen den Nothwendigkeiten des täglichen Erfordernisses und den davon abstrahirenden höchsten Bestrebungen der Kunst zu vermitteln und beide, wenn nicht in völligen Einklang, so doch wenigstens zu einem annehmbaren modus vivendi zu bringen vermöchte. Was die zwei Vorgänger erstrebt und zu Stande gebracht, das mochte ihm oft als eine ganz gleiche, nur mit verschiedenen Methoden arbeitende Verwechslung von Theaterzweck und Theatermittel erscheinen — sie hatten, vom rein literarischen Standpunkte aus betrachtet, Jeder in seiner Weise, nur für den würdigen Theaterapparat, den geistigen und materiellen, gesorgt. Laube hatte das moderne Schauspielerthum des Burgtheaters geschaffen und demselben die Sprache gegeben; er hatte, um dem Schauspieler weite Tummelplätze aufzuthun, ein unterschiedslos reichhaltiges Repertoire hergestellt, welches Dingelstedt ohne weiteren Bedacht sich verengen und wiedereinschrumpfen ließ — von den etwa vierthalbhundert Stücken, welche das Burgtheater-Repertoire unter Laube umfaßte, blieben unter Dingelstedt nicht ganz hundert aufrecht — weil er eben seine Sorgfalt einer ganz andern Seite des Bühnenapparates zugewendet hatte, weil er wiederum die decorative Inscenirungskunst des Burgtheaters schuf und ihm dafür ein beschränktes Repertoire von geeigneten dramatischen „Objecten" genügte. Wilbrandt nun mit dem dichterischen Gesichtspunkte, von welchem er beim Directionsantritte seinen Ausgang nahm, und welcher ihm fortan die Richtung wies, hatte nichts von dem, was seine Vorgänger gethan und erzielt, zu verleugnen und von sich zu werfen; er konnte im Gegentheil die von Beiden gewonnenen Resultate mit Dank annehmen und für sich und seine Repertoirezwecke nutzbar machen; er konnte sie sogar in eine, sie miteinander versöhnende und einander ergänzende Verbindung bringen. Wort und Bild hatten nur eben nicht mehr um die Alleinherrschaft auf der Bühne zu streiten, sondern sich zum Dienste des Dichters zu verbinden. Wilbrandt ließ bei seiner Regieführung nie außer Acht, worauf Laube das Gewicht gelegt hatte; er suchte nach seinem besten Können und Meinen das schauspielerische Talent zu pflegen und in den Vordergrund zu bringen; ebenso wendete er seinen, durch das Studium der Künste und durch den geistigen Verkehr mit den

Künstlern gewonnenen feinen Blick daran, in der scenenbildlichen Ausarbeitung der Bühnendarstellungen da fortzufahren, wo Dingelstedt aufgehört, — und die Inscenesetzung der Faust-Trilogie allein schon konnte erkennen lassen, wie hoch er dieses decorative Moment anschlug, und wie er es zu verwenden wußte. Aber damit meinte er doch nur die Hilfsmittel für seinen literarischen Bühnenzweck sich zu eigen gemacht zu haben, und da allerdings trat eine stark bemerkbare Divergenz gegen die literarische Geschmacksrichtung des Vorgängers zu Tage. Der Shakespeare-Cultus erfuhr eine empfindliche Abminderung. Vor Allem verschwand die Aufführung des Königsdramen-Cyklus in geschlossener Reihenfolge, die „Shakespeare-Woche", die von Beginn des Jahres 1875 an durch ein halbes Jahrzehnt zu einer Art Institution des Burgtheaters geworden war und stets ihre begeisterte Gemeinde um sich versammelt hatte. Aber schon im letzten Directionsjahre Dingelstedt's, welches ihn beinahe fortwährend in der Krankenstube gefangen hielt, war die Continuität dieser Aufführungen unterbrochen worden. Sie begegneten von Seiten der Schauspieler, wie der administrativen Theaterbehörde mannigfachen Anfechtungen, weil die bei jeder Wiederholung erforderliche und auf Wochen alle andere Bühnenarbeit lähmende Mühe der Proben und scenischen Vorbereitungen nicht in richtigem Verhältniß mit den erzielten Resultaten zu stehen schien. Bei Wilbrandt fanden diese Einwendungen um so leichter Gehör, als er mit seinem persönlichen Geschmacke der „zwangsweisen Vorführung" dieses, mit so mancherlei Ungeheuerlichkeiten durchsetzten Stücke- und Scenencomplexes nicht besonders sympathisch gegenüberstand. So wurde die „Shakespeare-Woche" aus der Reihe der Theaterwochen gestrichen. Doch auch sonst hatte die Directionsepoche Wilbrandt's keine namhafte Collection von Shakespeare-Aufführungen zu verzeichnen, und nur in weiten Intervallen wurden Neueinstudirungen der „Bezähmten Widerspenstigen", von „Was Ihr wollt" und „Viel Lärm um Nichts" mit Glück unternommen. Wilbrandt's literarische Neigungen scheinen, in Bezug auf das Fremdländische, mehr nach der altclassischen und der romanischen Dichtung hinzulenken. Aber die internationale Ausgestaltung des Repertoires behandelte er als die Pflicht einer Bühne vom Range des Burgtheaters; sie mußte sich, wenn auch in der Sprache an die eine Landsmannschaft gebunden, doch in der Würdigung und Heranziehung der fremden Literaturen zur Weltbühne erheben, und zwar nicht bloß mit Rücksichtnahme auf die moderne Production, sondern dieser Kosmopolitismus sollte nach seiner Ueberzeugung alle Zeiten umfassen. Eine solche Bühne mußte sich auch den Luxus des „bloß literarischen Experimentes" gestatten dürfen und dasselbe nicht als unzuverlässigen Zeit- und Geldverlust zurückweisen, wenn es sich darum handelte, das Publicum mit einem Werke bekannt zu machen, welches einen Platz in der Weltliteratur hat. Seine letzte Directionsarbeit war in dieser Beziehung die charakteristischste. Er brachte die für die Culturgeschichte Rußlands so bedeutsame Bühnensatire „Der Revisor" von Gogol auf das Burgtheater, obwohl er sich kein Hehl daraus machte, daß die Wirkung derselben auf ein heutiges, nichtrussisches Publicum schwerlich eine sehr nachhaltige sein könne. Aber er meinte eben auch, derartige dramatische Curiosa von literarischer und sogar culturgeschichtlicher Wichtigkeit dürften von Zeit zu Zeit auf der Bühne gezeigt werden, und so lebhaft kritischen

Widerspruch er in der That erfuhr, man fühlt sich dennoch geneigt, ihm beizustimmen, weil gegenüber den Bestrebungen, welche dem Burgtheater den Rang der „ersten deutschen Bühne" streitig machen möchten, dasselbe um so entschiedener seinen Charakter zu dem einer „Weltbühne" zu erweitern trachten muß. Selbst der Fehlgriff der letzten Saison, unmittelbar auf den glanzvollen Erfolg des „König Oedipus" den in der Wirkung doch voraussichtlich schwächeren „Oedipus auf Kolonos" folgen zu lassen, erklärt sich aus der Begier, das Experiment vollzumachen und das Maß seines Gelingens zu erproben. Wilbrandt war eben kein „Theatermann" in dem alltäglichen und praktischen Sinne des Wortes; er war und fühlte sich als der literarische Führer des Theaters, der dasselbe, bei allem fürsorglichen Bedacht für die Herbeischaffung der nöthigen Wegzehrung, doch dem Ideale zulenken und es in der Richtung nach demselben erhalten müsse.

* * *

Einen Vorwurf hat Wilbrandt während seiner Directionsführung vielfach erfahren müssen, der ihm einige bittere Empfindung bereiten mochte, weil derselbe ein schweres Verkennen seines Charakters in sich schloß: den Vorwurf, daß der dramatische Dichter Wilbrandt von dem Director Wilbrandt allzu stark begünstigt, daß ihm so gut für seine Originalarbeiten, wie für seine Uebersetzungen und Bearbeitungen ein zu breiter Platz im Repertoire eingeräumt werde. Mehr oder minder bleibt dieser Vorwurf ja doch keinem Director erspart, der auf einem seiner Leitung amtlich überantworteten Theater eigene Werke zur Aufführung bringt; die Anklage der Selbstprotegirung wird sich unausbleiblich sofort gegen ihn erheben. Das Autorenvölklein ist ein in Concurrenzsachen höchst empfindliches und einander gegenseitig eifersüchtig controlirendes. Aber nicht von den Autoren allein kommt der Vorwurf; auch Solche betheiligen sich dabei, die absolut kein besonderes Interesse an der Sache haben können, denen es auch gar nicht speciell ums Theater zu thun ist, sondern weil überhaupt Jemandem etwas Böses nachgesagt werden kann. Es tritt hier abermals ins Spiel die angeborene Sucht des Menschen, an dem Mitmenschen Schwächen zu entdecken, unlautere Motive herauszufinden, und der eigenthümliche Hang, selbst da neidisch zu sein, wo gar keine directe Veranlassung dazu vorhanden ist, wo man sich in gar keinem persönlichen Wettkampf der Interessen befindet, wo man sich durch die Erfolge des Anderen gar nicht benachtheiligt fühlen kann und nicht den mindesten Vortheil davon hätte, wenn der Andere in einer minder günstigen Position wäre, oder gewisse Vortheile nicht erreichte. Es gibt auch einen, so zu sagen, uneigennützigen Neid, dessen Aeußerungen und Kundgebungen sich aber von denen des egoistisch interessirten nicht sehr unterscheiden. Ein Theaterdirector, noch dazu der eines Hoftheaters, der das Ansehen und die Emolumente eines solchen genießt, soll nicht auch die Früchte des Dramatikers einheimsen dürfen. Welche Angriffe und Anwürfe hat nicht Laube zu bestehen gehabt, obwohl diejenigen seiner Stücke, welche er als Director aufführte, wenn sie keinen Erfolg hatten, alsbald wieder vom Repertoire abgesetzt wurden, und die eine starke Wirkung erzielten, doch gewiß ebenso gut nach den Regeln der gewöhnlichen Theaterpraxis auch unter jedem andern Director fortgespielt worden wären. Oder hätte vielleicht ein An-

derer Novitäten wie „Graf Essex“ und „Cato von Eisen“ vom Theaterzettel verschwinden lassen, so lange die Kassenrapporte ihr Verbleiben zu einem Gebote der einfachen Oekonomie machten? Dingelstedt allerdings hatte wenigstens diese Art von Befehdungen nicht zu erfahren, denn er fügte zu seinen sonstigen Missethaten nicht auch die, ein Dramatiker zu sein. Den einzigen ernsthaften dramatischen Versuch, den er im Leben mit dem Trauerspiel „Das Haus der Barneveldt“ begangen, hielt er klüglich von der Bühne ferne und ließ sich durch keine Lockung seiner Eitelkeit, die oft genug unternommen wurde, verleiten, dasselbe auch nur probeweise, selbst bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung, geben zu lassen.

Der Theaterdirector, der das Mißgeschick hat, zugleich dramatischer Dichter zu sein, oder richtiger, der dramatische Dichter, der von dem Mißgeschick getroffen wird, Theaterdirector zu werden, hätte beim Amtsantritte eigentlich unter seinem Eide zu erklären, daß er den Autor draußen gelassen und ihn nicht unter irgend einer Verhüllung einzuschwärzen gedenke. Es wäre etwas Aehnliches wie in Paris, wo die, eine vollständige Theaterdictatur ausübende „Gesellschaft der dramatischen Autoren“ die Bestimmung durchgeführt hat und aufrecht erhält, daß kein Director auf der von ihm geleiteten Bühne ein von ihm verfaßtes Werk aufführen dürfe, um es den Directoren unmöglich zu machen, sich durch eigene Arbeiten von den Satzungen der Gesellschaft und der Autorität des Schriftstellers zu emancipiren. Offenbach, zum Beispiel, durfte in der Zeit, als er wirklicher Director einer Operettenbühne war, auf derselben keine seiner eigenen Operetten geben. Das hätte dann überall, also auch im Burgtheater zu gelten. Wilbrandt aber, mit dem naiven Arbeitsdrange des Poeten, fühlte denselben, in den ersten Jahren seiner Theaterführung, durch die Pflicht des Directors eher noch gesteigert. Ihm mochte es schon als eine Versäumniß, als ein Nachlassen im Arbeitseifer gelten, wenn einige Monate verstrichen, ohne daß er das Theater auch dichterisch zu fördern gestrebt hätte, ohne daß dieses pflichtdurchdrungene Streben nicht auch auf dem Theaterzettel sichtbar geworden wäre. Konnte es nicht mit einem Originalwerk geschehen, ließ ihm auch das materielle Directionsgeschäft nicht die nöthige Muße und Freiheit des Geistes dazu, so war der Dichter wenigstens bei der Aufführung solcher Werke thätig, die ohne seinen Beistand auf unserm Theater niemals möglich gewesen wären. Wog das Verdienst einer solchen Bearbeitung und ihre Bedeutung fürs Theater, des Calderon'schen „Richter von Zalamea“ z. B. — eine der ruhmvollsten Directionsleistungen Wilbrandt's — nicht mitunter den Werth einer originalen dramatischen Arbeit auf? Und sollte er nicht sich selbst für den mit ihm harmonirendsten, seinen Theaterprincipien und Theaterplänen fügsamsten dichterischen Mitarbeiter halten? Also arbeitete er mit fröhlich unermüdetem, immer nach neuen poetischen Aufgaben ausschauenden und sich immer erneuendem Eifer, ohne Arg und böse Ahnung, ohne in der eigenen Lauterkeit des Sinnes daran zu denken, daß diese Pflichtbegeisterung, diese ihm als selbstverständliche Nothwendigkeit seiner neuen Stellung erscheinende Arbeitshast auch eine andere Deutung und Auslegung finden, daß hämische Verdächtelei ihr ganz andere Beweggründe unterschieben könne. Entblödete sich die Böswilligkeit doch nicht, diesen in Geldsachen mit der Unbefangenheit des Kindes hantirenden, uneigennützigsten der Menschen förmlich als

einen solchen hinzustellen, der nach Tantièmen hasche und ihm nachzurechnen, welche Schätze er durch das für den „Director" so leichte „Poussiren" der Arbeiten des „Dichters" einheimse. Es bereitet dem Verfasser dieser Skizze heute noch eine wahre Befriedigung, daß er damals in der Lage war, nach eigener Erkundigung und auf Grund der betreffenden Cassenbeläge durch eine Journalnotiz, welche ihren Weg in die bedeutendsten deutschen Zeitungen fand, den ziffermäßigen Nachweis zu liefern, wie es mit diesen, von dem geldgierigen „Tantièmenjäger" aufgehäuften Schätzen sich in Wahrheit verhielt. Der „Richter von Zalamea", der ihm doch so ziemlich den Zeitaufwand einer Originalarbeit kosten mochte, und der für die Casse des Burgtheaters sich so gewinnbringend erwies, brachte dem Bearbeiter das einmalige Uebersetzungshonorar von 200, sage zweihundert Gulden ö. W. Das Erträgniß der Faust-Einrichtung, welcher er die von Proben und Kanzleidienst ihm gelassene, spärliche Muße vieler Monate hingab, ließ sich mit noch viel einfacherem Ziffernansatze darstellen: es war = 0. Wilbrandt hatte die Arbeit als „gewöhnliche Regiearbeit" behandelt und kein „Extrahonorar" für dieselbe „einstellen" lassen. Zwischen diesem Ansatze von 200 und 0 bewegten sich auch alle sonstigen „Bearbeitungshonorare". Der in solcher knappen Ziffersprache geführte, keine Anzweifelung und Einwendung zulassende Beweis genügte wenigstens, um das unlautere Gerede verstummen zu machen. Wilbrandt selbst wurde von der Veröffentlichung jener Notiz überrascht — während des Ferienaufenthaltes in Hallein erhielt er Kenntniß davon — denn ihm in seinem, von allen solchen Kleinlichkeiten der Gesinnungsweise abgewandten und sie zu sehr ignorirenden Aufwärtsschauen des Geistes wäre es nie beigekommen, so etwas richtigstellen zu lassen und sich gegen solche, ihm gar zu ungereimt dünkenden Anschuldigungen zu rechtfertigen[1]).

* * *

Diese, sich über die banalsten und gerade darum oft unerläßlichsten Nothwendigkeiten und Cautelen hinwegsetzende Naivetät des angeborenen Sinnesadels bezeichnete überhaupt die Geschäftsart des „Theatermannes" Wilbrandt. Wenn er auch alle sonstigen Fachtalente, die großen wie die kleinen, dafür gehabt hätte, das Talent des Theaterdiplomaten hatte er entschieden nicht. Er war von einer nicht nach rechts, nicht nach links auch nur um eines Haares Breite abbiegenden Geradheit des Wortes, welche aber nichts von der „demokratischen" Grobheit Laube's und nichts von der „aristokratischen" Brusquerie Dingelstedt's hatte, sondern sich in der feinen Wohlgemessenheit des gesellschaftlichen Tones hielt, auch nicht, wie jene beiden Arten und Abarten der „Geradheit" so oft, doch nur eine Maske der Theaterdiplomatie, sondern die „Geradheit des Principes" war. Das gültigste Zeugniß dafür stellte ihm der vollendete und zugleich in seiner Weise gutmüthige Coulissendiplomat aus, der ihn auf den Directionsposten berufen und dessen allezeit vermittlungslustige, sich im Eiertanz der Rücksichten gefallende, nach Ausgleichen und Auswegen suchende Natur sich im Grunde wenig mit der absoluten Verständnißlosigkeit Wilbrandt's für diese Art der Regierungs-

[1]) Die neuerdings durch die Zeitungen gehende Notiz, daß Wilbrandt von der Generalintendanz eine „Abfertigung" von 9000 Gulden erhalten habe, schon als Entschädigung dafür, daß er für so viele Bearbeitungen fremder Stücke keinerlei Honorar empfangen, bestätigt die oben gemachten Angaben und die gewiß nicht unmäßige Abfertigungssumme ändert daran erst recht nichts.

kunst vertrug: der verstorbene Generalintendant nämlich, Baron Hofmann. Es war allerdings nur ein negatives Zeugniß, in die scherzhaft persiflirende Form einer Anekdote gekleidet, aber gerade dadurch um so beredter und schlagender. Baron Hofmann hatte die Absicht, eine Schauspielerin „schmerzlos“ aus dem Burgtheater hinauszudiplomatisiren, und der Director sollte ihm dabei behilflich sein; dieser aber „im Charakter“ seines Wesens bleibend, aus dem er doch nicht heraus konnte und wohl auch nicht mochte, leitete die Pourparlers mit der Dame derart ein, daß sie sofort Bescheid wußte und direct die Frage stellte: „Man will meine Entlassung?“ Directe Fragen aber pflegte Wilbrandt direct zu beantworten, und er wich auch hier nicht aus, er bejahte ohne Weiteres. So die Darstellung, welche Baron Hofmann selbst von der Geschichte gab, und darauf eben wendete er halb ärgerlich, halb scherzhaft seine Anekdote an.

Der verstorbene König von Württemberg — erzählte er — hatte einen Privatsecretär, der sich vom Bauernsohne durch besondere Anstelligkeit und Findigkeit zu dieser Stellung emporgearbeitet hatte und, obwohl in Rede und Haltung das bäuerliche Wesen oft genug verrathend, trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb das Vertrauen des alten Königs genoß, der ihn gerne zu allerlei persönlichen Aufträgen und besonders intimen Missionen verwendete. So ließ er ihn denn auch eines Tages kommen, um ihn in besonderer Sendung nach Frankfurt am Main zu schicken, wo damals noch der Bundestag residirte. Württemberg war auf demselben durch Freiherrn v. Linden vertreten, den späteren constitutionellen Minister, der den conservativen Staatsmännern des Vormärz als ein höchst anrüchiger Liberaler galt und ihnen darum auch sehr wenig in jene hochansehnliche Repräsentanz des seligen deutschen Bundes paßte. Fürst Metternich hatte schon zu wiederholten Malen seinen Unwillen über die freisinnigen Anwandlungen kundgegeben, deren sich das räudige Bundestagsschaf schuldig machte, und König Wilhelm, so sympathisch ihm der Baron persönlich war, und so sehr er insgeheim mit ihm übereinstimmte, erkannte es doch als mißlich, in allzu schroffen Gegensatz zu dem Gewaltigen in Wien zu gerathen. Er hatte also die Abberufung Linden's beschlossen. Doch sollte dieselbe, um den ihm so werthen Staatsdiener nicht zu verletzen, in schonendster Weise und unter Vermeidung jedes Scheines einer Ungnade geschehen. Der Privatsecretair also sollte in directer Mission des Königs ihn zuerst ganz discret und in zartester Form auf den nothwendig gewordenen Entschluß vorbereiten und ihn der ungeminderten Huld des Monarchen versichern, sowie daß sich derselbe seine Wiederverwendung im Staatsdienste vorbehalte. Das Alles setzte der König seinem Vertrauensmanne auseinander und händigte ihm das Entlassungsdecret ein, welches dem Staatsmanne in Frankfurt nach vorangegangener entsprechender Präparation übergeben werden sollte. „Aber ich bitte Eure Majestät zu erwägen“ — erlaubte sich der Secretär zu bemerken — „daß Baron Linden ein sehr aufwallender Herr ist und stark in die Höhe gehen wird.“ — „Darum, mein Liebster, schicke ich Sie ja eben hin, weil ich will, daß Sie Dem zuvorkommen und ihm die Sache in besänftigender Weise beibringen.“ Der Privatdelegirte reiste ab, kam in Frankfurt an und ließ sofort bei Herrn von Linden anfragen, wann derselbe geneigt sei, ihn zu empfangen, da er ihm einen Specialauftrag des Königs mitzutheilen habe. Der hitzköpfige

Bundestagsgesandte wartete aber den Besuch des königlichen Mandatars gar nicht ab, sondern stürmte sofort zu demselben hin. „Gut, daß Sie da sind" — brauste er hervor — „ich habe eben eine Beschwerde nach Stuttgart senden wollen. Alle meine Schritte werden von dort immer durchkreuzt, ich werde beständig desavouirt, und ich habe Seiner Majestät vorstellen wollen, daß, wenn das nicht gründlich anders wird, ich mich gezwungen sehen würde, auf meiner Entlassung zu bestehen." — „Da ist sie schon!" platzte der Andere heraus und zog das Entlassungsdecret aus der Tasche. Das war die delicate und diplomatisch zarte Weise, die königliche Botschaft dem Adressaten sänftiglich mitzutheilen, zu welchem Behufe der Ueberbringer expreß mit der heiklen Mission betraut worden war . . . . . .

So die Anekdote Baron Hofmann's und ähnlich, meinte er, sei es mit der Diplomatenkunst Wilbrandt's bestellt. Ein besseres Zeugniß konnte dem Geradsinn des „undiplomatischen" Directors nicht ausgestellt werden.

* * *

Bei solcher natürlichen Beschaffenheit des Charakters und der Manier war es wohl nicht zu vermeiden und nicht zu verwundern, daß der Verkehr mit den Kanzleidiplomaten sich für Wilbrandt nicht gar leicht und förderlich gestaltete, und daß er ihn auf das nothwendigste Maß zu beschränken trachtete. Er suchte sich stets in unmittelbarer Berührung mit dem Generalintendanten zu halten, ob derselbe nun Baron Hofmann oder Baron Beszcny hieß, mit diesem alles Nothwendige auf kürzerem Wege zu vereinbaren, auch ihm gegenüber seine Competenz thunlichst zu wahren und alle Zwischenbureaux nach Möglichkeit zu umgehen, um nicht gegen Absicht und Willen unversehens in Conflicte hineinzugerathen, denen nur sehr schwer auszuweichen ist, wo mehrere Zungen dreinzureden haben und verschiedene Stimmen gehört werden müssen. Konnte er doch bei aller, wenigstens äußerlichen Ungestörtheit seines Verhältnisses zum früheren, und mehr noch zu dem gegenwärtigen Intendanten, sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Instanzentheilung hier, wie überall, wo es sich um eine Executive und die Autorität derselben handelt, ihre Mißlichkeiten habe, und daß die Ansicht eine vollbegründete war, deren allerschärfste Consequenzen Laube zog, als er wegen der Anstellung eines Generalintendanten und der damit unvermeidlich verbundenen Beschränkung der Directionsgewalt sofort seinen Rücktritt vom Burgtheater erklärte. Die Zweitheilung der Direction zwischen einem Director und einem Dramaturgen schon war Wilbrandt, wie früher erwähnt worden, unthunlich erschienen, und dasselbe mußte, mehr oder minder, von jeder Theilung einer Führerschaft gelten. Daraus konnte er sich kein Hehl machen, wie friedlich und freundlich auch seine persönliche Stellung zu Baron Beszcny, unbeirrt durch Zwischenfälle, sich gestalten mochte. „Nur ein ganz idealer Generalintendant," meinte er, „der, durch innigste Geisteseinigkeit mit dem Director in Freundschaft verbunden, seine Mission darin suchte, diesem die lästigen Repräsentanzpflichten abzunehmen und für ihn den Verkehr mit den Hofsphären zu vermitteln, ihm auch sonst jede, die artistische Arbeit beeinträchtigende Störung fern zu halten, nur eine solche utopische Erscheinung würde die völlige Harmonie eines mehrfach abgestuften Theaterregiments möglich werden lassen." In den

letzten Zeiten waren auch die Theaterlüfte voll von den verschiedenartigsten Conflictsgerüchten, und die Plötzlichkeit, mit welcher die Nachricht von dem Rücktritte Wilbrandt's hervorschoß, die Raschheit, mit welcher sich das Ereigniß, kaum angekündigt, auch schon vollzog, wurde mit diesen Gerüchten in unmittelbaren Zusammenhang gebracht, und an diesen Zusammenhang wird von den Leuten heute noch geglaubt, so entschieden Wilbrandt selbst bei jeder Gelegenheit und vor Jedem, der es hören mochte, dagegen remonstrirte. Er stellte nicht in Abrede, daß, wie immer und überall beim Theater, es auch in der Burg mitunter Meinungsdifferenzen, Häkeleien und Mißhelligkeiten gebe, daß es Schwierigkeiten zu besiegen, Uebellaunigkeiten Stand zu halten und Verdrießlichkeiten zu überwinden gelte. Das seien nun einmal die gewöhnlichen, im Theaterboden keimenden und in der Coulissenluft nistenden Theaterkrankheiten, und wer sich nicht genugsam abgehärtet fühle, dieselben zu bestehen, der sei keine richtige Theaternatur und thue am besten, sich gar nicht damit zu befassen. Durch derlei also werde er nicht vertrieben, denn er sei darauf vorbereitet gewesen und habe sich mit vollem Bewußtsein des zu Erwartenden darauf eingelassen. Nun aber fühle er, daß ihm die Widerstandskraft zu entweichen anfange, daß ihn die Nerven im Stiche lassen und die Weiterführung des Kampfes ihm widerstrebe, nicht weil er denselben überhaupt für etwas Ungehöriges halte, dem man aus dem Wege gehen müsse, sondern weil er nicht mehr das genügende innere Rüstzeug dafür in sich verspüre. „Nicht die kleinen Widerwärtigkeiten des Theaters treiben mich fort,“ sagte er; „sondern daß in mir nicht mehr die richtige Kampfesluft vorhanden ist, daß ich nicht mehr den Antrieb empfinde, mich dagegen zu stemmen, das eben zeigt mir, wie hohe Zeit es für mich ist, zu gehen und in eine andere Arbeitsluft zu kommen. Meine Nerven sind mein Gewissen; sie mahnen mich immer zur rechten Stunde.“

* * *

Wilbrandt war kein „gefürchteter“ Theaterdirector. Als seine Candidatur erwogen wurde, da hatte einer der bedeutendsten Schauspieler des Burgtheaters ihm das Prognostikon gestellt: „Wir Schauspieler müssen wissen, daß in der Directionsloge dort ein Mann sitzt und uns beim Spielen zuschaut, vor dem wir zittern — und vor D*e*m wird Niemand zittern.“ Das war nun allerdings ganz richtig diagnosticirt, aber es war minder richtig prognosticirt; in der That „zitterte“ kein Schauspieler und nicht der letzte Theaterarbeiter vor Wilbrandt; aber in seiner Abschiedsrede durfte er dennoch mit stolzer Genugthuung constatiren, daß die Disciplin des Burgtheaters sich nie tadelloser und ruhmvoller bewährt habe, als während seiner, von so mannigfachen Calamitäten getroffenen Directionszeit. Und in liebenswürdiger Schlichtheit konnte er sich selbst die schönste Nachrede halten, indem er auf die Frage eines Bekannten, was denn die Schauspieler zu seinem Rücktritte sagten, erwiderte: „Nun, sie haben gefunden, daß es beim Theater doch mitunter sein Gutes haben kann, wenn der Director ein anständiger Mensch ist“.

Die fünfzig Regierungsjahre der Königin Victoria.

Von

Lady Blennerhassett.

Unter den Gaben, die aus fünf Welttheilen zusammengeströmt sind, um den Tag der Königin, das fünfzigjährige Jubiläum einer ruhmvollen und segensreichen Regierung zu feiern, durfte selbstverständlich der Beitrag der Literatur nicht fehlen. Es darf als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß Thomas Humphry Ward zum größten Theil bewährte Kräfte aufgeboten hat, um in zwei schönen Octavbänden das geistige Entwicklungsbild dieses halben Jahrhunderts zu entrollen und den dreihundert Millionen Menschen, die unter dem Scepter der Königin-Kaiserin leben, Rechenschaft von der geistigen und materiellen Arbeit, die verrichtet, von den Resultaten, die gewonnen worden, zu geben[1]). Der erste dieser Bände ist vornehmlich politischen Inhalts. Nach einer Einleitung des Herausgebers folgt die gleichfalls von ihm gelieferte Darstellung der gesetzgeberischen Thätigkeit während der Regierung Ihrer Majestät und ihrer auswärtigen Politik. Sir William R. Anson gibt die Geschichte der constitutionellen Entwicklung, General Viscount Wolseley die der Armee; Lord Brassey beschäftigt sich mit der Marine, Lord Justice Bowen mit der Justiz; ein Parlamentsmitglied, Leonard H. Courtney, schreibt die Geschichte des Finanzwesens, ein Geistlicher der englischen Staatskirche die der religiösen Angelegenheiten. Der Berichterstatter über Indien ist Sir Henry Sumner Maine, der über Irland Sir Roland Blennerhassett. Die Colonialpolitik ist zum größten Theil von Mr. Gonner bearbeitet.

Die vierzehn Abschnitte des zweiten Bandes theilen sich in die doppelte Aufgabe, den Fortschritt auf wirthschaftlichem und auf dem Gebiete von Kunst, Wissenschaft und Literatur zur Anschauung zu bringen. Giffen schreibt über Zunahme und Vertheilung des Reichthums; der ehemalige Minister J. Mundella und G. Howell haben sich das Genossenschaftswesen zum Gegenstand gewählt.

---

[1]) The reign of Queen Victoria, a survey of fifty years of progress edited by Thomas Humphry Ward, M. A. late fellow of Brasenose College, Oxford. In Two Volumes. London, Smith, Elder and Co. 1887.

Die Verkehrsanstalten schildert der Herausgeber, die Landwirthschaft Sir James Caird, die Baumwollindustrie J. Slagg, die Eisenindustrie und damit verwandte Branchen Sir Lowthian Bell. Der vornehmste Antheil aber fällt den Leistungen auf geistigem Gebiete zu, den Schulen, über welche der lange Zeit hindurch mit ihrer Inspection beschäftigte Schriftsteller und Dichter Matthew Arnold berichtet, den Universitäten, der Heilkunde und Chirurgie, der Literatur und Presse, der Kunst, dem Drama, der Musik, endlich den Naturwissenschaften, deren Behandlung durch Professor Huxley zu den Perlen der zusammengestellten Essays gehört.

Die Möglichkeit, den Inhalt derselben auch nur flüchtig anzudeuten, ist ausgeschlossen; aber allgemeine Gesichtspunkte lassen sich gewinnen, und aus dem Reichthum des Gebotenen ist es gestattet, das Eine oder Andere eingehender zu verfolgen.

I.

Um einen Zeitabschnitt zu finden, dessen Geschichte sich annähernd mit der Entwicklung, den Fortschritten und Veränderungen dieser letzten fünfzig Jahre vergleichen ließe, muß England auf die Regierung einer anderen Königin, auf die von Elisabeth zurückgreifen, denn damals wie heute fanden die Greise das Land nicht wieder, in welchem sie geboren und herangewachsen waren. Die monarchische Aristokratie, die bei der Thronbesteigung der jungen Prinzessin Victoria das Land regierte, hat einer anderen Regierungsform, der monarchischen Demokratie, Platz gemacht. Die Bevölkerung der Vereinigten Königreiche ist um 44 Procent, von 25 auf 37 Millionen gewachsen, und dies, obgleich das übervölkerte Irland von 8 auf 5 Millionen herabgesunken ist. Im Jahre 1837 vertheilten sich 4 Millionen Menschen auf die gesammten Colonien; heute zählt Australien allein so viel, und mit Ausnahme von Indien sind 16 Millionen, von denen etwa die Hälfte zur britischen Race gehört, der Königin in ihren überseeischen Provinzen unterthan. Gleichen Schritt mit dem Steigen der Bevölkerung hielt die Vermehrung ihres Wohlstandes. Nach Mr. Spencer Walpole's vortrefflicher „Geschichte von England" lebten 1841 in Manchester 2000 von 10000 Personen mit 1 Shilling $2^1/_4$ Pence pro Woche, 4000 mit 1 Shilling $1^1/_2$ Pence für dieselbe Zeit, ein Zustand, der nichts weniger als außergewöhnlich war und vornehmlich darin seinen Grund hatte, daß der Uebergang von der Handarbeit zur Fabrikarbeit, von der Landwirthschaft zur Industrie ein langsamer und allmäliger war. Erst die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, die Entdeckung der Goldfelder in Californien und Australien, der durch die fürchterlichen Calamitäten des irischen Hungerjahres von 1847 und der continentalen Revolutionen von 1848 geförderte Sieg des Freihandels sowie der wachsende Einfluß der Telegraphie und Dampfschiffahrt bewirkten den ungeheueren Umschwung, auch im Schicksal der arbeitenden Classen, der sich am besten in Zahlen widerspiegelt. Das Sparcassencapital stieg in dem Lande, wo Sparsamkeit durchaus nicht zu den Vorzügen des armen Mannes gehört, von 14000000 auf 90000000 £; die Einkommensteuer berechnet sich auf ungefähr 17 £ pro Kopf, gegen 10 £ im Jahre 1853. Nach Giffen's Berechnung war der Werth des Nationalvermögens im Jahre 1837 nahezu durch die Gesammtsumme von 4050000000 £ repräsentirt, was gegen 150 £ pro Kopf ausmachte. Im Jahre 1887 dagegen

ist dieser Betrag auf 9 450 000 000 £ oder gegen 256 £ pro Kopf gestiegen. Im gleichen Verhältniß hat sich die Nationalschuld von 30 £ auf 20 £ pro Kopf verringert; während sie aber vor fünfzig Jahren ein Fünftel des nationalen Vermögens repräsentirte, ist sie jetzt auf ein Dreizehntel seines Werthes herabgesunken. Andererseits weist das Budget seit lange kein Deficit mehr auf, sondern, in schlechten Zeiten, nur eine Verminderung des Staatsschuldentilgungsfonds, der unter normalen Verhältnissen auf 7 Millionen Pfund im Jahre oder noch mehr sich beläuft, während die Steuerreductionen von 1838 bis 1886 die runde Summe von 21 000 000 £ betragen und die Steuerkraft des Landes dem Schatzkanzler die verschiedensten Mittel und Wege bietet, das Staatseinkommen zu erhöhen, ohne die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler auf eine harte Probe zu stellen. Daß während der letzten fünfzig Jahre die englischen Staatseinkünfte von 60 000 000 auf 90 000 000 £ gestiegen sind, kann nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß unter anderen die Post allein jetzt 10 000 000 £, statt wie damals 1 500 000 £ abwirft.

Wenn es auch leider der Raum nicht zuläßt, den Berichterstattern auf wirthschaftlichem Gebiete in ihren weiteren Ausführungen zu folgen, so läßt sich dafür schon aus einigen ihrer Daten die tröstliche Zuversicht gewinnen, daß der ungeheure Aufschwung des Handels und Verkehrs, der Industrie und aller Hilfsmittel des materiellen Wohlergehens auch den unteren Schichten der Gesellschaft zu Gute gekommen ist. Die Löhne der Seeleute, der Feld- und Fabrikarbeiter sind im Durchschnitt um mehr als die Hälfte gestiegen, und dem entspricht der größere Verbrauch von Lebensmitteln, so daß beispielsweise für den Zeitraum, der uns hier beschäftigt, der Bedarf an Zucker von 15 auf 70 Pfd., an Thee von 1¼ auf 4¾ Pfd., an Tabak von 0,86 auf 1⅓ Pfd. pro Kopf gewachsen ist. Die Jahreseinnahme von Häusern, deren Miethe über 10 £ betrug, belief sich 1837 auf 12 603 000 £; heute hat sie sich mehr als vervierfacht und beträgt 57 000 000 £. England importirt für 374 000 000 £ und exportirt für 271 000 000 £, was einen Umsatz von nahezu 656 000 000 £ ergibt. Die Landwirthschaft allerdings ist im Vereinigten Königreich in einer schweren Krisis begriffen, und nicht mehr England und Schottland, sondern die Vereinigten Staaten sind gegenwärtig die große Heimstätte der Agricultur. Wogegen nicht vergessen werden darf, daß gerade nach dieser Seite hin auch Australien und Canada erst in der Entwicklung begriffen sind.

Nicht im Wettstreit mit dem Auslande oder selbst in der Möglichkeit, auf einem oder dem anderen wirthschaftlichen Gebiete von ihm übertroffen und vom Weltmarkt verdrängt zu werden, sieht eine Autorität wie Mr. R. Giffen Gefahr für die englische Industrie, sondern vielmehr darin, daß die zähe Ausdauer und Thatkraft der Individuen unter dem Einfluß von Reichthum und Wohlergehen erlahmen, daß Arbeitgeber und Arbeiter versucht sind, zu leichtlebig zu werden, daß sie zu viel ausgeben und zu viel genießen wollen und auf Hilfe von Oben gegen auswärtige Concurrenz rechnen. Die sich aber nicht selbst helfen können, sagt Giffen, vermag kein Tarif zu schützen, und am Tage, wo es bewiesen ist, daß die schwere Arbeit der Welt von Deutschen gethan wird, beginnt der wirthschaftliche Niedergang Englands. Vertrauender blickt der Darsteller der

Arbeitergenossenschaften und überzeugte Sachwalter der Demokratie, Mr. Mundella, in die Zukunft. „Die Leute," schreibt er, „sind besser bezahlt, die Arbeitszeit ist kürzer, sie sind besser gekleidet, genährt, sie wohnen besser, werden besser erzogen, und ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Vergnügungen und Spiele haben sich entsprechend verändert und verfeinert. Frauen und Kinder werden besser versorgt und behandelt. Das Rad des Fortschritts rollt immer schneller vorwärts, und wir haben allen Grund, muthig und dankbar weiter zu gehen."

Diejenigen, für welche, wie hier für Mr. Mundella, der materielle Fortschritt gleichbedeutend mit dem Fortschritt überhaupt und an sich ist, werden mit besonderem Wohlgefallen den Abschnitt über die Verkehrsanstalten des Vereinigten Königreichs durchgehen. An einem Wendepunkte in der Geschichte der Entdeckungen, wie der gegenwärtige es ist, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Elektricität den Dampf ersetzen wird, gerade wie dieser die Postkutsche der dreißiger Jahre ersetzte, ziemt es sich, einen Vergleich zwischen Sonst und Jetzt anzustellen und das rastlose Geschlecht von heute an die Lebensgewohnheiten seiner bedächtigeren Vorfahren zu erinnern. Als die Großväter der gegenwärtigen englischen Babies die Großmütter nahmen und Prinz Albert um die Königin freite, gab es noch keine Telegraphen, und der Schienenweg von Großbritannien betrug kaum 200 Meilen. Vom Jahre 1837 an wurde es anders, und man begann einzusehen, daß Lord Brougham in einem argen Irrthum befangen gewesen war, als er 1830 von dem tollen Einfall sprach, „als ob jemals 700 Personen, in sieben Wagen verpackt, 15 Meilen in der Stunde zurücklegen könnten." Im Jahre 1844 wurden bereits 2000 Meilen Schienenwege befahren, und drei Jahre später betrug das Eisenbahnnetz nahezu an 6000 Meilen mit einem Capitalwerth von 200 Millionen Pfund. Das Vergnügen aber, sich der neuen Verkehrsanstalt anzuvertrauen, mußte noch längere Zeit hindurch theuer genug erkauft werden. Wer sich dazu entschlossen hatte, mußte früh aufbrechen, um einen Platz im Zug zu finden, bevor die Thore der Bahnhöfe zur Vermeidung zu großen Andranges dem Publicum verschlossen wurden. Härter noch erging es den Passagieren dritter Classe, die bei Morgengrauen aufstehen mußten, um den einzigen für sie bestimmten Zug des Tages glücklich zu erreichen. Auf der Station angekommen, wurde man um seinen Namen gefragt, der auf eine große grüne Karte geschrieben wurde, oder man erhielt eine Marke von Metall, mit einer Nummer und dem Namen der Station versehen, worauf man das Fahrgeld erlegte, das ungefähr doppelt so hoch als das heutige war, und im Bahnhofsgebäude „ein Wartezimmer mit aufgelegten Zeitungen und ein Toilettenzimmer" vorfand. Das war um so nothwendiger, als auf allen Stationen, wo Züge sich kreuzten, lange Zeit hindurch gewartet werden mußte. Das Rauchen dagegen war so streng verboten, daß auf der Linie London-Southampton eine Strafe von 10 £ den Schuldigen ereilte. Die Wagen erster Classe waren bequem eingerichtet, aber ein reicher Herr zog es dennoch vor, seinen eigenen Wagen mitbefördern zu lassen und in demselben zu reisen. Die Wagen zweiter Classe wurden meist nur des Nachts geschlossen, während man in der dritten Classe selten Dächer und niemals geschlossene Seitenwände hatte. Von London nach Liverpool reiste man zwei Tage, oder man mußte erster Classe entsprechend mehr

zahlen. Der Moment der Abfahrt war so feierlich, daß Manche den Muth nicht fanden, ihr Unternehmen zu Ende zu führen, sondern im letzten Augenblick den Zug verließen. Andere harrten zwar aus, aber mit dem Gefühl, daß sie sich unberechenbaren Zufällen und den Schrecknissen eines Abenteuers überließen. Nachdem endlich der Zug ins Rollen gebracht war, fuhr man zwischen 19 und 25 englische Meilen die Stunde, und die Reisenden hatten Zeit, sich die Gegend zu betrachten und über die Gefahren ihrer Lage nachzudenken. Fuhren sie über einen Viaduct, so schwindelte ihnen bei dem Gedanken an den Abgrund zu ihren Füßen. Verschwanden sie in einem Tunnel, so schwankte ihre Phantasie zwischen der Furcht vor einer unvermeidlichen Erkältung und dem Entsetzen vor einem lebendigen Grabe. Bei jeder Station hielt man fünf, oft auch zehn Minuten. Zuweilen kreuzte man sich mit einem anderen Zuge, was stets neugieriges Erstaunen, nicht selten aber auch gerechtfertigten Schrecken hervorrief; denn Signale hatte man nicht, und noch einige Jahre später bediente man sich auf vielen Bahnen des primitiven Mittels, eine brennende Kerze ans Fenster zu stellen oder dieselbe auszulöschen, je nachdem die Bahn frei war oder nicht. Endlich wurde das ersehnte Reiseziel erreicht, und der glücklich Beförderte konnte seine Erlebnisse, wenn nicht immer in einem Buch oder Zeitungsartikel, so doch wenigstens in Briefen an Angehörige und Freunde verwerthen.

Die Tage, wo es möglich war, um einen solchen Preis berühmt zu werden, sind vorüber. Gegenwärtig beträgt die Durchschnittszeit für Expreßzüge fünfundvierzig englische Meilen in der Stunde; doch wurden schon dreiundfünfzig englische Meilen in derselben Zeit zurückgelegt, und täglich wird England von 409 Expreßzügen durchflogen, wovon allein 42 Züge zwischen London und Manchester hin- und hergehen. Man berechnet, daß von der Gesammtstrecke des in einem Jahr in den Vereinigten Königreichen zurückgelegten Schienenwegs 148 Meilen auf jeden Einwohner kommen und die Meile sich im Durchschnitt auf $1^1/_4$ Pence berechnet. Im Verhältniß damit steht die Entwicklung der Post. Vor Einführung der Briefmarken durch Sir Rowland Hill belief sich die Zahl der 1837 z. B. bestellten Briefe auf 80 000 000. Heute sind es 1 400 000 000 und von 1840 bis 1884 haben England, Schottland und Irland 31 300 000 000 Briefmarken verbraucht. Ein Münchner, Steinheil, ist den zwei Engländern Cooke und Wheatstone und dem Amerikaner Morse in der Construirung der ersten Telegraphenlinie vorangegangen, die am 19. Juli 1837 gelang; aber praktisch anwendbar wurde die Erfindung durch die Genannten, und es bedurfte der auf telegraphische Nachricht hin erfolgten Festnehmung des Mörders Tawell, im Jahr 1845, um die öffentliche Meinung von der Tragweite eines Verkehrsmittels zu überzeugen, das wie keine andere Veränderung dazu beigetragen hat, der modernen Welt ihr Gepräge zu geben.

Von da an ist die verlorene Zeit eingebracht und sind alle großen transatlantischen Kabel von Engländern über den Meeresgrund geleitet worden. Sie vermitteln die Verbindung zwischen dem Mutterland und seinen Colonien. Auf allen Punkten der Erde haben diese ihm einen Zuwachs an Macht und Größe, aber auch an Verantwortlichkeit gebracht, die kein Staatsmann und kein Politiker von Westminister mehr von sich weisen kann. Nordamerika, Australasien, Süd-

afrika haben sich zu selbständigen Staatswesen herangebildet oder sind auf dem Weg, es zu werden; die Trennung von England aber wollen sie nicht. „Greater Britain" lautet die Losung der Zukunft.

So fesselnd es auch wäre, die Entwicklungsgeschichte dieser überseeischen Gebiete zu verfolgen, es gilt zu wählen, und der Vorrang gebührt nicht einer Colonie, sondern dem Reich, von dem Königin Victoria den Kaisertitel des Ostens führt.

II.

Die Fassung des schönsten Juwels im Länderschatz der Königin ist einer erprobten Hand anvertraut. Sir Henry Sumner Maine hat es unternommen, die Regierung von Indien während der letzten fünfzig Jahre in großen Hauptzügen zur Anschauung zu bringen. Da es Angesichts eines so überreichen Materials vor Allem sich zu beschränken galt, hat der Verfasser die militärische Frage unter anderm gar nicht berührt, und sich bei Darstellung der inneren Verhältnisse des Landes auf Probleme beschränkt, die entweder vielfach mißverstanden werden oder aller menschlichen Voraussicht nach dazu bestimmt sind, eine gewichtige Rolle in der Zukunft zu spielen.

Gleich bei Besprechung des Umfangs dieses Riesenreichs, das sich seit 1837 durch Erwerbung des Punjab, oder des Landes der fünf Flüsse im Nordwesten, und Burmah's im Südosten vergrößert hat, drängt sich dem Historiker der ältesten Gesetzgebungen der Welt die Bemerkung auf, daß von allen Versuchen, eine allgemeine Bestimmung von Indien für administrative und legislatorische Zwecke zu geben, kein anderer als derjenige gelungen sei, eine solche Definition auf historischer Grundlage herzustellen. Denn, sagt mit allem Nachdruck Sir Henry Maine, es gibt kein Land, das unter dem Namen Indien sich bezeichnen ließe, und aller Wahrscheinlichkeit nach kennt nicht eine der zahlreichen Bevölkerungen, die wir als Eingeborne Indiens bezeichnen, diese Benennung für den von uns so getauften Ländercomplex. Thatsächlich besteht er aus den nach und nach von der ostindischen Compagnie erworbenen Ländern, oder aus solchen, welche die Krone kraft der von der ostindischen Compagnie ererbten und von ihr ausgeübten Rechte an sich brachte. Diese Länder aber sind unter sich viel verschiedener als die europäischen, und durch Sprache und historische Entwicklung so vollständig von einander getrennt, daß zwischen einem Einwohner des Punjab und einem Bengalen, zwischen einem Inder aus Hindustan und einem Inder aus Malabar ebensowenig Aehnlichkeit wie zwischen einem Engländer und einem Rumänier, einem Spanier und einem Schweden besteht. Während die europäischen Nationen durch das ihnen gemeinsame Band des Christenthums, und, wenn auch in geringerem Grad, durch eine Gesetzgebung verbunden sind, die ihren Grundlagen nach römischen Ursprungs ist, war die Religion in Indien viel mehr eine zersetzende als eine vereinigende Kraft. Kein Streit zwischen christlichen Secten ist so bitter als derjenige, welcher die Mohammedaner von den vielen, unter einander oft wieder ganz verschiedenen Gemeinschaften trennt, die sich als Hindus bezeichnen und andere religiöse Gesellschaften wieder mit dem gleichen Haß verfolgen. Diesen Verhältnissen wirken als unificirende Einflüsse vornehmlich die unter den verschiedenen Zweigen desselben ziemlich übereinstimmende Organi-

sation des Brahmanenthums und das Landsystem entgegen, welches die britisch-indische Regierung in einem großen Theil des Reichs von den Mongolenkaisern eingeführt fand. Alles sonstige einheitliche Streben ist neueren, somit britischen Ursprungs. Es gibt viele Regionen in Indien, wohin ein christlicher Missionär niemals seinen Fuß gesetzt hat; allein nach Sir Henry Maine werden wenig aufmerksame Beobachter indischer Geschichte sich der Wahrnehmung verschließen, daß die moderne eingeborene Literatur in Indien sich mehr und mehr die christliche Moral aneignet, die weiter als der christliche Glaube gedrungen ist. Viel zu diesem Resultat hat die Vollendung und Durchführung der neuen Gesetzgebung beigetragen, die das ausschließliche Verdienst der Regierung Ihrer Majestät der Königin ist und damit ihrem indischen Reich die Vortheile eines codificirten Gesetzes gegeben hat, die England selbst noch immer entbehrt. Hierzu kommt noch die Ausbreitung der englischen Sprache, die als Sprache der Gebildeten allmälig zur lingua franca und zur geistigen Verkehrsstraße zu werden bestimmt scheint, durch welche die leitenden Ideen des Westens ihren Weg nehmen sollen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß noch zu Anfang der Regierung der Königin die ostindische Compagnie es war, die das durch sie erworbene weite Reich regierte. Erst das durch laute Klagen über die vielen dort herrschend gewordenen Uebelstände und Mißbräuche erweckte Gefühl der Verantwortung veranlaßte das britische Parlament zur Einsetzung der sogenannten indischen Doppelregierung. Sie bestand im Wesentlichen darin, daß die Compagnie, welche Indien in wenigstens theoretischer Unterordnung unter die Krone regiert hatte, nun unter die Controle einer besonderen Commission gestellt wurde, die selbst wieder eine Abtheilung des Ministeriums des Innern bildete. Nach wie vor wurden alle Indien betreffenden Angelegenheiten in Indien selbst besorgt, wo die Directoren der Compagnie die Initiative zu allen Regierungsmaßregeln behielten. Mit der einen großen und wichtigen Ausnahme jedoch, daß über Krieg und Frieden nicht durch sie, sondern in London entschieden wurde.

An die Stelle dieses Dualismus trat 1858, in einem ewig denkwürdigen Augenblick der englisch-indischen Geschichte, die directe Herrschaft der Krone. Dazwischen aber lagen zwei folgenschwere Ereignisse: der afghanische Krieg von 1838 und der Aufstand von 1857.

Die militärische Geschichte des Feldzugs von 1838 und somit die Schilderung der Ereignisse, die zu großen Erfolgen, dann zu Niederlagen, zur Rückeroberung, und endlich zur Wiederaufgabe der verschiedenen Gebiete führten, die heutzutage der Gesammtname Afghanistan bezeichnet, wird von Sir Henry Maine nicht weiter berührt. Das bleibende Interesse jenes Feldzugs ist ihm die Thatsache, daß es der erste Versuch war, der russischen Macht an der nordwestlichen Grenze von Indien Halt zu gebieten, und das zu einer Zeit, wo die weiten, unbesetzten Länderstrecken zwischen den beiden Mächten den Gedanken an eine mögliche, ernste Gefährdung der britischen Herrschaft über Indien durch Rußland noch so gut wie ganz ausschloß. In dieser Beziehung war den anglo-indischen Staatsmännern eine ebenso unliebsame als vollständige Enttäuschung vorbehalten. Die Gründe aber, welche ihre damalige Zuversicht veranlaßten, haben, immer nach Sir Henry Maine, die Berechtigung derselben zum Theil

wenigstens überdauert. Denn, sagt er, sie wurden durch gewisse Lücken und Schwächen der politischen englischen Bildung veranlaßt. „Engländer verstehen nicht, welche Vortheile ein despotisches Regiment gewährt. Sie unterschätzen den Werth und Einfluß der Dienstpflicht bei großen Armeen, und vor Allem sind sie immer noch in derselben Täuschung wie der jüngere Pitt befangen, der sich nie überzeugen lassen wollte, daß ein Land, welches, statt mit Gold und Silber, mit Assignaten zahlte, große Kriege führen und große Schlachten gewinnen könne. Sie verkennen die ungeheure Macht, über welche eine Regierung verfügt, die nach Belieben Papiergeld ausgeben kann, selbst wenn eine solche Macht nothwendigerweise vorübergehend und allen geschäftlichen Interessen so nachtheilig als möglich bleibt."

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Krieg gegen Afghanistan stand die Empörung und hierauf die Unterwerfung des Punjab durch britische Armeen. Aus einem tributären Militärstaat wurde das Land eine blühende und loyale Provinz des anglo-indischen Reichs. Der nun folgenden Annexion von Oudh lagen die vielen, durch die schlechte einheimische Regierung geschaffenen Mißstände zu Grunde, wie denn überhaupt einem Staat zweiten oder dritten Ranges in Indien, vom Standpunkt einer gerechteren Verwaltung und des Schutzes gegen Angriffe von Außen betrachtet, kein besseres Loos beschieden sein kann als das, unter den Schutz der Königin-Kaiserin gestellt zu werden. Ein solcher Staat entspricht, nach des Verfassers Worten, in Bezug auf Fortschritt und Entwicklung keineswegs der modernen Auffassung dieser Dinge, aber Bedrückung und Ueberbürdung sind in demselben, wenn nicht unbekannt, so doch außerordentlich selten geworden; es wird auf einer wenn auch noch etwas primitiven Form gesetzlicher Ordnung bestanden, und das Leben ist dort nach vielen Richtungen einfacher und bequemer als in den unter directer britischer Oberhoheit stehenden Provinzen.

Ueber die fürchterliche Katastrophe, welche Britisch-Indien unter die unmittelbare Autorität der Krone brachte, den Sepoy-Aufstand von 1857, gibt Sir Henry Maine Einzelheiten von größtem Werth zur Kenntniß der Verhältnisse, mit welchen die englische Herrschaft in Indien zu rechnen hat. Daß die Empörung durch religiösen Fanatismus hervorgerufen wurde, ist bekannt. Den Anlaß und Vorwand dazu gab die neue Patrone des Miniégewehrs, welche die Soldaten abzubeißen hatten und deren glänzend aussehende Hülle dem Umstand zugeschrieben wurde, sie sei mit Ochsen- oder Schweinefett bereitet. Nun gilt aber der Militärdienst den höheren Kasten in Indien als der ehrenvollste und wünschenswertheste Beruf, dem sie wenigstens einen Sohn aus jeder Familie, wenn auch nur als gemeinen Soldaten, zu bestimmen pflegen. Zugleich ist bei allen sonstigen Trennungen und Verschiedenheiten der Glaube an den Unterschied des Blutes von einer Kaste zur andern und von der unvergleichlichen Reinheit desselben in einigen dieser Kasten jedem Hindu eingeboren. Durch Genuß von Kuh- und Schweinefleisch geht diese Reinheit verloren und in Bezug auf diesen Punkt haben die Mohammedaner in Indien, die beinahe alle ursprünglich Hindus waren, den Anschauungen derselben über verbotene Speisen sich so ziemlich angeschlossen. Der Theil der eingebornen Armeen, der loyal blieb, dachte nicht anders in diesen Dingen, als die Empörer, die ihretwegen den Krieg begannen, der, wie einst der

Aufruhr der karthaginiensischen Söldner, als bellum inexpiabile in der Erinnerung fortlebt. Der Unterschied war nur der, daß diese Soldaten die Richtigkeit des Thatbestands und die Absicht der britischen Regierung, die Reinheit ihres Blutes antasten zu wollen, leugneten. Sir Henry Maine stellt nicht in Abrede, daß, nachdem der Aufruhr einmal in Flammen stand, Motive theils politischer, theils persönlicher Natur dazu kamen, um den Sepoys die Unterstützung aller Unzufriedenen zuzuwenden. Das aber erklärt er mit Bestimmtheit, daß genaue Forschungen und persönliche Erfahrung die Administration von Indien im Jahr 1857 nicht nur als die beste des Orients, womit wenig genug gesagt wäre, sondern auch als eine solche erscheinen lassen, die mancher Staat des Westens hätte beneiden dürfen. Wenn aber die Furcht vor einem, gegen das Kastenwesen gerichteten Angriff wirklich der erste und eigentliche Grund der Erhebung von 1857 war, dann ist das historische Interesse das geringste, welches sich an die damaligen Vorgänge knüpft, und die Lehre, die sie einschärfen, ist vor Allem eine praktisch-politische. Nach wie vor bleibt es Pflicht und Aufgabe der englischen Regierung, reformirend und verbessernd vorzugehen; es fragt sich nur, welcher Art und von welchen Grundsätzen geleitet diese Reformen sein sollen. „Im Westen wird es als selbstverständlich vorausgesetzt, daß jede Veränderung in der Regierung nach der demokratischen Richtung hin zu erfolgen habe. Und zwar wird Jedermann, der sich eingehend mit dem Studium der demokratischen Theorien beschäftigt, zugeben müssen, daß sie alle in der einen oder andern Weise auf dem Begriff von der Gleichheit Aller beruhen. Einer soll für Einen zählen, und nur für Einen, sagt Jeremy Bentham, der Vater der britischen Demokratie. Das Kastenwesen in Indien aber ist die Verneinung der Gleichheit. Es beruht auf dem leitenden Princip von der Ungleichheit der Menschen, und zwar von ihrer Ungleichheit in dieser Welt und in der anderen."

Somit wird der Gedanke, der aller Wahrscheinlichkeit nach dazu bestimmt ist, im Westen zur unbestrittenen Herrschaft zu gelangen, vom Osten in nicht weniger emphatischer Weise zurückgewiesen, und dieser Umstand wirft ein grelles Licht auf die Schwierigkeiten, gegen welche die indische Verwaltung zu kämpfen hat. Dagegen wird nun freilich geltend gemacht, daß der Kastengeist erschüttert zu werden beginnt, daß durch Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, unter dem Einfluß eines bessern Unterrichtswesens, auf der Reise und in den Schulen, die strenge Scheidung der Bevölkerung in Gruppen und nach Abkunft und Geburt sich nicht aufrecht erhalten lassen werde. Eine Religion, die so viele unrichtige Vorstellungen über die Natur enthalte, werde, so sagt man, in der Länge der Zeit vor den Ergebnissen streng wissenschaftlicher Untersuchung ihre Autorität einbüßen. Die Berechtigung auch dieser Anschauung stellt der Verfasser durchaus nicht in Abrede; er will nur daran erinnern, daß solche Einflüsse sich nur auf eine verschwindend kleine Minderheit des ungeheuren Ländergebiets erstrecken, die meisten Bewohner von Indien niemals einen Europäer auch nur mit Augen geschaut haben und bereits an den Thoren von Calcutta in der palmenbeschatteten Hütte, wo der Hindu den Unterhalt für sich und die Seinen gewinnt, der Name der Königin kaum, und selbst der ihres unmittelbaren Stellvertreters, des Gouverneurs von Bengalen, nur in Ausnahmsfällen bekannt ist.

Dem Sepoy-Aufstand lag von Seiten der Empörer der verhängnißvolle Irrthum zu Grunde, es genüge, die verhältnißmäßig so kleine Zahl der im Land zerstreuten Engländer niederzumetzeln, um mit geringer Mühe sich dann auch der noch in ihrem Heimathland Zurückgebliebenen zu entledigen. Als die englische Macht diese furchtbare, ihr auferlegte Probe bestanden hatte, kehrte mit vermehrter Kraft der schon vorher in Indien verbreitete Glaube wieder, daß dieser Macht etwas Geheimnißvolles, Ueberirdisches beiwohne, und alle Versuche zur Besserung künftig durch sie, nicht aber gegen sie unternommen werden müßten.

In London folgten sich 1858 und 1861, unter dem Eindruck des Geschehenen, die gesetzgeberischen Reformen, die zuerst die indische Localregierung, dann den Dualismus trafen. Statt des Präsidenten der Commission, die bis dahin die Regierung von Indien durch die ostindische Compagnie überwacht hatte, wurde ein verantwortlicher Staatssecretär für Indien ernannt. Die Directoren der Compagnie verloren alle Machtbefugnisse, die sie bis dahin besessen hatten; allein die Kenntnisse und Erfahrungen, die sie nicht nur selbst angesammelt, sondern über welche sie auch bei Andern verfügten, sollten im indischen Rath verwerthet werden, zu dessen Mitgliedern Sir Henry Maine, durch seinen vieljährigen Aufenthalt in Indien noch besonders dazu berechtigt, lange Zeit hindurch gezählt hat. Die Befugniß des Generalgouverneurs von Indien und seines Raths blieben von diesen Veränderungen so ziemlich unberührt, aber seine Exekutive wurde durch Herbeiziehung eingeborner und englischer Beamten und stimmberechtigter Laien verstärkt, ähnliche Verwaltungen in den von der Centralregierung entfernten Provinzen hergestellt und das bis dahin bestehende System eines doppelten Gerichtsverfahrens, das Sir Henry Maine an anderer Stelle eingehend geschildert hat, durch ein einheitliches ersetzt.

Die Folgen dieser Veränderungen waren ganz ungeheuer, und das Parlament hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne sich genügend davon Rechenschaft zu geben, den Anlaß zu einer Umgestaltung geboten, die von keiner Reform des Westens an Tragweite und Vollständigkeit übertroffen worden ist. Dem civilisatorischen Werk der ostindischen Compagnie hält Sir Henry Maine eine warme Lobrede, gesteigert durch das Gefühl, daß Unkenntniß und Vorurtheil ihr keineswegs gerecht geworden seien. Sie hat im Lauf ihrer Verwaltung hohe Beispiele von Muth und Bürgertugend gegeben, ein vortreffliches Beamtenthum herangebildet, das Agrarsystem im Anschluß an die mohammedanische Gesetzgebung über alle ihre Territorien ausgedehnt, den schrecklichen Brauch der Wittwenverbrennung und der Kindermorde auf wenige vereinzelte Fälle beschränkt, der Enterbung und dem Vermögensverlust wegen Religionswechsels ein Ende gemacht und das unter dem Namen Thuggee bekannte handwerksmäßige Morden aus den Sitten getilgt. Dagegen hat es der ostindischen Compagnie an „mercantilem Muth", wie Sir Henry Maine es ausdrückt, gefehlt. Er schreibt die Unterlassungssünde dem Umstand zu, daß sie an Monopolen und Privilegien festhielt, nachdem dieselben aufgehört hatten, ihr nothwendig zu sein, und ihnen auch dann noch vertraute, als sie von der ökonomischen Wissenschaft als unheilvoll bezeichnet worden waren, während sie geringe Zuversicht in die territorialen Revenüen ihrer indischen Besitzungen hegte und selbst die Möglichkeit bezweifelt zu haben scheint, die Kosten

der indischen Regierung ohne die Monopole zu decken. Die Folge davon war, daß ihre Verwaltung mehr vorsichtig und sparsam als energisch und unternehmend war. Doch hat sie die Grand Trunkbahn und den Gangescanal nahezu vollendet. Als die Autorität der Königin nach der Niederwerfung des Aufstands an ihre Stelle trat, war das Vertrauen in die Stärke und Dauer der englischen Herrschaft so gewachsen, daß der Geldmarkt ihr alle Hilfsquellen, deren sie bedurfte, zur Verfügung stellte.

Näheres über die ökonomischen und finanziellen Verhältnisse des anglo-indischen Reichs während dieses neuen Abschnitts seiner Geschichte bringt der Verfasser nach den officiellen Berichten, die im Mai eines jeden Jahres vom Staatssecretär für Indien dem Parlament vorgelegt werden, „um es über den moralischen und materiellen Fortschritt von Indien zu unterrichten". In diesen Actenstücken sprechen die Zahlen lauter als alle Commentare, denn beispielsweise betrugen im Jahr 1836—1837 die Einnahmen 22334666 £, die Ausgaben 19633968 £; das Jahr 1884—1885 dagegen hatte 70979625 £ Einnahmen und verausgabte die Summe von 71024567 £. Ein Schienenweg von 13000 Meilen, in vier große Systeme vertheilt, vermittelt den Verkehr und bedarf nur noch der Ergänzung durch Zweigbahnen, um sein Netz über das ganze, ungeheure Gebiet auszubreiten. Wichtiger noch für das materielle Wohlergehen sind die Canäle, die gegenwärtig 10000 Quadratmeilen Landes bewässern, und es läßt sich in berechenbarer Zukunft der Zeitpunkt voraussehen, wo der Fluch von Indien, die Hungersnoth, überwunden sein wird. — In Bezug auf eine Finanzquelle, welche die Controverse und mehr noch eine voreingenommene, ganz ungenügend unterrichtete Polemik so viel und oft beschäftigt hat, den Opiumhandel nämlich, gibt die vorliegende Arbeit interessante Aufschlüsse. Auf die Untersuchungen von ärztlichen Autoritäten sich berufend, erinnert sie daran, wie der Genuß des Opiums, als eines Sedativs, mit dem übermäßigen Genuß des nervenaufregenden Thees zusammenhängt und der Import von Opium aus Indien einen unbedeutenden Theil des Quantums beträgt, das in China selbst gewonnen wird. Qualitativ dagegen, wenn auch durchaus nicht quantitativ, behauptet das englische Opium unter den fremden und einheimischen Sorten denselben Rang wie etwa die französischen unter den andern Weinen. Die Erzeugung desselben unterliegt übrigens einer so hohen Besteuerung, daß sie nur unter gewissen Bedingungen von finanziellem Vortheil bleibt.

Die indische Staatsschuld ist in den letzten fünfzig Jahren von 32503295 £ auf 162360517 £, dem Stand von 1884—1885, gestiegen. Von letzterer Summe wurden dreiundneunzig Millionen in Indien, etwas über neunundsechzig Millionen in England geborgt. Von der gegenwärtigen indischen Schuld sind aber 73771332 £ abzuziehen, die zum Bau von Eisenbahnen und Bewässerungswerken verwendet wurden und dem Staatsschatz viel mehr als die Zinsen abwerfen, die für das geliehene Capital zu zahlen sind. Die eigentliche Schuld von Indien beträgt demnach 88683416 £ und enthält, wie überhaupt jede Staatsschuld, die Geschichte der Nation in ihren Ziffern mit einbegriffen. Während eines Kriegs oder einer Reihe von Kriegen wächst die Schuld in dem Maß, als die jährlichen Einkünfte zur Deckung der Kriegskosten nicht mehr genügen.

In Friedenszeiten bleibt die Schuld stationär; zuweilen auch vermindert sie sich und erscheint mit jener von andern Staaten verglichen und insofern sich auf einem solchen Gebiet überhaupt Vergleiche anstellen lassen, als an und für sich sehr gering, wogegen die Einfuhr von Indien in den genannten fünfzig Jahren sich verzehnfacht, die Ausfuhr sich versechsfacht hat, während der Aufschwung des Waarenabsatzes im Lande selbst nicht so genau nachzuweisen ist, aber jedenfalls gleichen Schritt mit der Umgestaltung der Verkehrsmittel gehalten hat.

Neben diesen Ursachen materiellen Aufschwungs und Wohlergehens findet Sir Henry Maine noch eine weitere in der Einführung und Begründung einer klaren, einfachen und einheitlichen Gesetzgebung, und hier gereicht es dem Rechtsgelehrten zur begreiflichen Genugthuung, sagen zu können, daß der Fortschritt Indiens auf diesem Gebiet etwa nur von dem des deutschen Reichs übertroffen worden ist. Nach zwei Jahrhunderten der Anarchie hat das Verfahren der englischen Gerichtshöfe Glauben und Vertrauen wieder erweckt, die Achtung vor der Magistratur wiederhergestellt. Lange Jahre hindurch war ihr wohlthätiger Einfluß dadurch gelähmt worden, daß in vielen wichtigen Fällen, in Ermangelung des Vorhandenseins einheimischer Gesetze und Ueberlieferungen, nach englischem Gesetz gerichtet werden mußte. Dieses aber ist ein System von so colossalem Umfang, daß Niemand mehr es in seiner Gesammtheit bewältigen kann, der Richter vielmehr auf die Auslegung von Experten und diese wieder auf das Vorhandensein von Bibliotheken sich angewiesen sehen, die in Indien nur spärlich existiren und dazu der eingeborenen Bevölkerung durch die Sprache verschlossen sind. Diesem Zustand wurde durch Herstellung einer Reihe von Gesetzbüchern abgeholfen, die „das Höchste geleistet haben, was in der Rechtspflege bis jetzt überhaupt erreicht wurde. Von Vollkommenheit kann auf diesem Gebiet schon deshalb nicht die Rede sein, weil der Begriff davon gleichen Schritt mit der Weiterbildung der Gesellschaft hält. Was aber die äußere Form und verständliche Klarheit betrifft, steht diese Gesetzgebung unübertroffen da. Indien gehört zu den wenigen Ländern, in welchen ein Mann von gewöhnlichen Fähigkeiten sich in irgend einem, im praktischen Leben vorkommenden Fall Rechenschaft von der Gesetzesvorschrift geben kann, die sein Verhalten zu bestimmen hat".

In Bezug auf das Erziehungswesen fand die Regierung Ihrer Majestät ein Statut des Parlaments in Kraft, das 1813, bei Gelegenheit der Erneuerung des Vertrags mit der ostindischen Compagnie, erlassen worden war. Dieses Statut bestimmte die Verwendung von jährlich 10000 £ zur Erhaltung und Förderung der Pflege von Wissenschaft und Literatur in den Collegien der Hindus und Mohammedaner. Ueber die Verwendung der Summen machten sich große Meinungsverschiedenheiten geltend, indem die Einen sie nur zur Förderung orientalischer Studien, die Andern zur Verbreitung abendländischen Wissens verwendet wissen wollten, bis ein Memorandum des im indischen Dienst stehenden Macaulay, 1835 den letztern zum Sieg verhalf und der Grund zur Organisation des höhern Unterrichtswesens in Indien gelegt wurde. Der Volksunterricht dagegen blieb verhältnißmäßig vernachlässigt, was um so mehr zu beklagen ist, als die Elementarkenntnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens dem gewöhnlichen Manne dort den einzig wirksamen Schutz gegen seine Ausnützung im täglichen Leben gewähren.

Die wachsende Vertrautheit der gebildeten Stände mit abendländischer, also vorwiegend mit englischer Literatur und Politik führte zu einem Ergebniß, das in Macaulay's Memorandum nicht berücksichtigt worden war. Es war dieses, daß man in Indien die eigenen Angelegenheiten mit dem kritischen Blick der englischen Opposition betrachten lernte, und der Wunsch nach Theilnahme an der Regierung des eigenen Landes erwachte. Immer nach Sir Henry Maine blieb dieser Wunsch nicht darauf beschränkt, die höheren Stellen des Ministers der Königin eingeborenen Kräften zugänglich gemacht zu sehen. Er scheint von der neuen politischen Philosophie des Westens beeinflußt, nach welcher der altbewährte Satz, daß die Regierung zum Besten des Gemeinwesens geführt werden müsse, durch jenen andern ersetzt werden soll, daß die Gesammtheit selbst durch die numerische Majorität zu regieren habe. An diesem Punkt angelangt, kehrt Sir Henry Maine zu Erwägungen, die ihn schon oft beschäftigt haben, zurück. Die einzigen Staaten, die in Bezug auf Ausdehnung und Bevölkerung mit dem mehr als zweihundertfünfzig Millionen umfassenden indischen Reiche verglichen werden können, sind China, dessen Bevölkerung doppelt so groß ist, und Rußland, dessen Kaiser in beiden Welttheilen 103 Millionen Unterthanen zählt. Beide Riesenreiche sind despotisch regiert. Die Vereinigten Staaten, die mit fünfzig Millionen Einwohnern den genannten am nächsten kommen, bestehen aus achtunddreißig Einzelstaaten, die durch die föderale Regierung weit mehr controlirt als in ihrer Gesetzgebung beeinflußt werden. Der größte dieser, in Bezug auf legislatorische Gewalt maßgebenden Einzelstaaten hat 5 Millionen, neunzehn der kleineren dagegen weniger als eine Million Einwohner! Besonders nach den letzten, in England als dem Vaterland der populären Regierungsform gemachten Erfahrungen läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, daß es derselben überhaupt gelingen wird, ein zahlreiches Gemeinwesen unter denselben politischen Institutionen auf die Dauer zusammenzuhalten. Vielmehr spricht die Erfahrung nach hundert Jahren wieder im Sinn von Montesquieu dafür, daß Republiken auf kleine Territorien beschränkt bleiben oder dieselben auf föderativer Basis erweitern müssen. Sollte der politische Mechanismus des Westens, in demokratischem Sinne ausgebildet, jemals in Indien zur Geltung kommen, so würde er dort nur eine bestimmte Rasse oder Kaste, die höchste und gebildetste, zur Herrschaft bringen, also eine Oligarchie, niemals aber eine Demokratie begründen. Centralisirt kann die englische Herrschaft in Indien nur insofern genannt werden, als der General-Gouverneur, im Namen der Krone und von seinem Rath umgeben, die höchste Gewalt ausübt.

Als Vorzüge dieser Centralisation der Macht in den Händen des auf fünf Jahre ernannten Proconsuls der Königin erwähnt der Verfasser die Vereinfachung der Verwaltung, besonders in Finanzsachen, und eine nachdrücklichere Förderung der Wehrkraft des Landes sowie überhaupt aller militärischen Angelegenheiten. Allein er wäre kein Engländer, wenn in Bezug auf so große, einem Einzelnen anvertraute Prärogativen nicht auch manche Bedenken ihn erfüllten. Sie sind im Wesentlichen darauf gerichtet, daß die Energie der localen Administration unter dem Umstand leidet, daß ein Mann in eben dem Maß, als er begabter und thatkräftiger ist, seinen Willen durchzusetzen versucht sein wird, und

so auch die Gefahr nahe gelegt ist, einen Mißgriff, der, auf ein kleineres Gebiet beschränkt, verhältnißmäßig harmlos sein würde, zu einem verhängnißvollen Fehler zu steigern. Im Sepoy-Aufstand mußte es geradezu als eine Rettung betrachtet werden, daß die Panik, und in Folge der Panik, die Empörung, nachdem sie die fast gleichmäßig organisirten Armeen von Bengalen und Bombay ergriffen hatte, sich am Widerstand der ganz verschieden davon organisirten Armee von Madras brach, deren Isolirung sie schützte.

Dem Blick, der auf die Zukunft des indischen Reiches gerichtet ist, zeigen sich, neben Vertrauen und Hoffnung erweckenden Zeichen wohl auch solche, die zur Klugheit und Vorsicht mahnen. An der nördlichen und nordwestlichen Grenze steht Rußland, entschlossen, das Problem, welches der unaufhaltsame Zusammenbruch des türkischen Reichs im Westen vorbereitet, durch Neutralisirung einer europäischen Großmacht im Osten sich zu erleichtern. Daß die russischen Pläne noch weiter gehen und bis auf eine Eroberung von Indien gerichtet sein sollen, ist für den Verfasser eine Eventualität, die er von seinem Standpunkt aus, und in Anbetracht der ungeheuren Opfer an Geld und Blut, die ein solches auch nur theilweise zur Ausführung gebrachtes Wagniß in sich schließen würde, vorläufig keiner näheren Erwägung unterzieht. Ihm genügt es, die Thatsache zu constatiren, daß die drohende Haltung Rußlands schon jetzt ihren Einfluß, und zwar in durchaus schädlicher Weise, auf die innere Politik von Indien, und insbesondere auf die reformatorischen Bestrebungen dieser Politik ausübt. Häufig findet sich die triviale Bemerkung wiederholt, um wie viel besser Indien regiert sein würde, wäre das Klima dort nicht gar so heiß. Was nur mit andern Worten sagen will, daß, insoweit das Regierungsamt von Engländern besorgt wird, es um so besser ginge, als die physische Pression auf ihre Nerven eine geringere wäre. Nun wird aber durch stets sich wiederholende Bedrohungen an seiner nordwestlichen Grenze nicht nur die englische, sondern auch die einheimische Bevölkerung von Indien in einem Zustand beständiger Aufregung erhalten. Größer jedoch als diese von Außen drohende Gefahr erscheint jene andere, die ebenso sicher einer guten und segensreichen Verwaltung zu folgen scheint, als gewisse Krankheitssymptome den durch einen übermäßig gesteigerten Culturproceß gehenden Pflanzen und Thieren eigen sind. In keinem andern Lande stellen die Nahrungsbedürfnisse der Bevölkerung stärkere Anforderungen an die Bodenproduction, und in keinem andern Lande sind die Lehren von Malthus vollständiger mißachtet worden. In Indien heirathet jeder Jüngling, Hindu wie Mohammedaner, sobald als nur irgend möglich; denn für den Hindu besonders ist der Cultus seiner Vorväter die eigentliche Grundlage seines ganzen religiösen Gebäudes und das wirksam ste Motiveines Glaubens, der das Schicksal des Menschen in der andern Welt von der Zahl und Größe der Opfergaben abhängig macht, die seine männlichen Nachkommen und Angehörigen bei seiner Bestattung darbringen. Wozu noch kommt, daß, Dank der britischen Gesetzgebung, nun auch die weibliche Nachkommenschaft mit sehr geringen Ausnahmen am Leben erhalten bleibt. Dieselbe Religion, die für größtmögliche Zunahme der Bevölkerung Sorge trägt, verringert im selben Verhältniß den Vorrath an Lebensmitteln, von welchen ihre Existenz abhängt, indem sie den Genuß von Fleisch in jeder

Form dem größten Theil ihrer Anhänger verbietet. Die Bevölkerung von Indien aber wandert nicht aus, betrachtet es vielmehr als Sünde oder Herabwürdigung des gesellschaftlichen Ansehens, in der Fremde gewesen zu sein.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden diese Zustände durch andere Ereignisse corrigirt und die Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Erzeugnissen des Bodens und den auf sie angewiesenen Massen von der Pest, dem Krieg und der Hungersnoth besorgt. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des indischen Klimas, daß die Krankheiten dort mit einer Heftigkeit auftreten, gegen welche die Heilkunst in vielen Fällen ihre Hülfsmittel vergebens aufbietet. Es ist ihr gelungen, der Blatternepidemie wenigstens zum großen Theil Herr zu werden; aber zur Bekämpfung der Cholera bedarf es einer Sanitätspolizei, deren heilsame Maßregeln bei den Eingeborenen mehr Widerstand als Unterstützung finden. Die Kriege dagegen, die in früheren Zeiten nie ganz aufhörten und in den meisten Fällen zu Raubzügen ausarteten, sind seltener, kürzer, und vor Allem viel weniger blutig als ehedem geworden. Es bleibt die Hungersnoth, gegen welche die Menschen bis vor hundert Jahren, und schon deßwegen, weil es in Indien keine Verkehrsstraßen gab, so gut wie machtlos waren. Auch das ist jetzt anders und die Bekämpfung der periodisch wiederkehrenden Hungersnoth Gegenstand der besonderen Fürsorge eines eigenen Verwaltungszweigs geworden, der für rechtzeitige Zufuhr von Getreide und anderen Vorräthen nach den bedrohten Districten Sorge zu tragen hat. Ebenso ist die Cultur des Bodens noch verbesserungsfähig, und am meisten trägt hierzu die Ausdehnung des Bewässerungssystems bei. Darüber jedoch darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß solche Vorkehrungen immer doch nur Palliativmittel bleiben werden. Gegen das Ueberfluthen der Bevölkerung wird nun, wo alle früheren Schranken gefallen sind, zu andern, radicaleren Maßregeln gegriffen werden müssen. Sie werden sich erfolgreich erweisen, wenn Publicum und Parlament in England ihrerseits nicht vergessen wollen, daß es schwer ist, ein Reich wie Indien zu regieren, und daß einige Monate des Aufenthalts dort, einige Gespräche mit englischredenden Hindus, philanthropische Absichten und das Studium von ein paar Blaubüchern die theuer erkauften Erfahrungen und die bewährte Sachkenntniß der englischen Verwaltung in Indien nicht zu ersetzen vermögen. Für sie ist die ungeheure Ausdehnung seines Gebietes, die Massenhaftigkeit seiner Bevölkerung, die Unzahl seiner Eigenthümlichkeiten, seiner nationalen und religiösen Vorurtheile, keine bloß theoretische Vorstellung, sondern lebendige Wirklichkeit; sie weiß, daß, wie auch immer die Dinge in Europa sich gestalten mögen, im Orient weder ein royalistischer noch ein demokratischer Weg zur Lösung der vorhandenen Probleme führt. Die Ideen des Westens haben in Indien gewisse Sympathien erweckt und einen Anhang unter den Gebildeten gewonnen. Wie groß aber ist die Zahl dieser Gebildeten? Seit 1859 gibt es in Indien Universitäten, und von 1864 bis 1883 inclusive haben nicht ganz fünftausend Hindus das Doctorexamen bestanden. Multiplicirt man die runde Summe mit fünf, so gelangt man zum Resultat, daß etwa 25 000 nach europäischen Begriffen gebildete Männer Antheil und Interesse an politischen und socialen Fragen nehmen. Aber die Zahl ist ganz bestimmt zu hoch gegriffen, und von den mehr als 250 Millionen, die In-

dien bewohnen, rechnet man, daß etwa der sechzehnte Mann seine Muttersprache nothdürftig lesen und schreiben kann. Dafür gibt es ganze Völkerschaften, wie unter andern die neun Millionen starke Einwohnerschaft von Chota-Nagpore, die wegen charakteristischer Merkmale eines in seiner Wildheit bewahrten Urtypus das besondere Interesse des Anthropologen erwecken. Im Uebrigen bietet der sociale und moralische, politische und ökonomische Zustand von Gesammtindien ein Bild, das an nichts so sehr als an das europäische Mittelalter erinnert, mit der einen wohl zu beachtenden Eigenthümlichkeit, daß Alles, was uns in diesen mittelalterlichen Einrichtungen und Begriffen am peinlichsten berührt und am meisten befremdet, dem Bewohner von Indien am theuersten ist und mit religiösen Vorstellungen und dem Eingreifen höherer Mächte in Verbindung gebracht wird. Die modernsten Gedankenströmungen des Westens erstreben Befreiung von den Fesseln menschlicher Gewöhnung und historischer Ueberlieferung. Die mächtigsten Ueberzeugungen in Indien wurzeln auf dem geheiligten Boden einer uralten Vergangenheit.

Nach einem bekannten Ausspruch wird von den britischen Gebietern Indiens verlangt, ihre Uhren nach zwei ganz verschiedenen Längegraden zu reguliren. Je nachdem diese Uhren zu langsam oder zu schnell gehen, ist die Reform oder die Sicherheit von Indien bedroht. „Die englische Herrschaft," so schließt Sir Henry Maine, „ist eine viel zu wunderbare Schöpfung, als daß pessimistische Anschauungen in Bezug auf dieselbe gerechtfertigt wären. Derjenige aber, der voraussetzen würde, daß der Versuch, diese zwei Bedingungen ihrer Macht in Einklang mit einander zu bringen, die Aufrechterhaltung dieser Macht erleichtert habe, bewiese eine sehr oberflächliche Kenntniß dessen, was die Regierung von Indien ist." In Bezug auf die innere englische Politik der letzten Jahre enthalten diese Worte eine nicht mißzuverstehende, an die demokratischen Doctrinäre gerichtete Warnung. Das Ausland wird darin nur die Aufforderung zur billigen und gerechten Würdigung dessen erkennen, was unter Königin Victoria für Indien geschehen ist.

Der goldene Reif ihres Kaiserdiadems bedeutet mehr als den verwirklichten Traum Alexander's des Großen. Er ist dem fernen, fast unermeßlichen Reich ein Symbol der Menschlichkeit, des Friedens und der Cultur. Die Gedanken des Orientalen sind beständig, und seine Weisheit ist alt. Dem Hindu insbesondere ist das Zeugniß ausgestellt worden, daß seine Geringschätzung dieser Welt, sein unerschütterlicher Glaube an eine andere, von keinem Volke und keinem religiösen Bekenntniß übertroffen worden sind[1]). An diesem vieltausendjährigen Pessimismus gehen die wechselnden Systeme und Utopien des Westens spurlos vorüber. Das Reich der Freiheit ist nach den Veda's „im dritten Himmel der Himmel, wo König Waiwasvata herrscht, wo die mächtigen Wasser rauschen und Soma unsterblich macht". Aber für ein Reich der Gerechtigkeit hinieden läßt sich der Glaube des Hindu gewinnen, — wenn der Arm, welcher der Gerechtigkeit waltet, auch stark und gefürchtet ist.

---

[1]) Max Müller, Chips from a german workshop, I, 46, 67.

III.

Einen Ueberblick des geistigen Reichs der Königin versucht der Berichterstatter über die Literatur, R. Garnett, durch das chronologische Verzeichniß der Bücher zu geben, die entweder die Grenzen der Erkenntniß erweitert, die leitenden Tendenzen der Zeit zum Ausdruck gebracht oder einen durchschlagenden Erfolg erzielt haben, so daß gegebenen Falles auch Uebersetzungen wie die des Beowulf, der Tausend und eine Nacht, Merle d'Aubigné's Reformationsgeschichte und Ranke's Geschichte der Päpste erwähnt sind.

Die Reihe der englischen Autoren eröffnet Carlyle, dessen französische Revolution 1837 erschien, demselben Jahr, das den Abschluß von Pickwick zu verzeichnen hat. Den größten Beweis von intellectueller Vitalität mit poetischer Schöpfungskraft verbunden, hat Tennyson gegeben. Denn sein erster Sang von Locksley Hall ging der Thronbesteigung der Königin, die ihm, nach dem Tod von Wordsworth, den Kranz des Poet Laureate 1850 reichte, um zehn Jahre voraus, während Locksley Hall, Sixty years after, die Jubiläumsgabe seiner Muse ist. Tennyson, wohl der größte unter den modernen Epikern, hält am Glauben seiner Jugend fest:

„One god, one law, one element,
And one far-off divine event
To which the whole creation moves."

Er hat das saeculum realisticum mit Rhythmen von so wunderbarer Melodie in poetische Träume gesungen, daß seine Kunst als „die Renaissance des Wunders" bezeichnet worden ist, und der mit den Worten: „I have led her home" beginnende Gesang von „Maud" der englischen Kritik als das Höchste gilt, was die zeitgenössische englische Dichtung geschaffen hat. Tennyson zunächst steht an Bedeutung Robert Browning, dessen tiefsinnige Interpretation Schönheit und Kunst, Liebe und Erkenntniß, Freude und Schmerz, als ebenso viele Vorbereitungen für ein künftiges Leben und Bürgschaften höherer Entwicklungsstadien begreift. Diese poetische Ethik ist schon deshalb niemals populär geworden, weil sie sich oft in künstliche, wo nicht absichtlich dunkle Formen kleidet. Dafür zählt Browning begeisterte Anhänger, die zu ihm, als zu einem Seelenarzt, aufblicken. Das lyrische Talent seiner früh verstorbenen Gattin hat den Namen des Dichters ein zweites Mal poetisch verklärt und der englischen Lyrik Perlen von bleibendem Werthe eingereiht.

Der moderne Dichter in dem Sinn, daß er, von der Krankheit der Zeit erfaßt, mit pathetischer Resignation eine Religion ohne Gott, eine Welt ohne Ziel, ein Dasein ohne Hoffnung auf Unsterblichkeit lehrt, ist Matthew Arnold. Der Rationalist, der nicht einmal Wahrscheinlichkeitsgründe für die Behauptung zu entdecken vermag, „daß Gott ein Wesen ist, welches denkt und liebt", spricht mit der Begeisterung des Gläubigen „von der Strömung außerhalb unser selbst, die nach dem Guten verlangt, von der Erlösung durch milde Vernünftigkeit, von der Auferstehung aus dem Grab eines selbstsüchtigen Herzens zum Lichte selbstloser Liebe." Es ist charakteristisch, wenn auch nicht befremdend, daß die Doctrin, die Matthew Arnold als den „Zeitgeist" feiert, verhängnißvoll für seine Dichtung wurde. Die poetische Inspiration, die in seltener Weise Gemüthstiefe mit Form-

vollendung verband, ist verstummt; nur ein Kritiker und Schriftsteller, dem es zuweilen an Einfachheit gebricht, hat den Sänger überlebt.

Vielleicht weil Swinburne mehr an fremde, und zwar an französische, als an einheimische Vorbilder erinnert, ist seiner im vorliegenden Essay nur kurz gedacht. Doch soll es ihm unvergessen bleiben, daß er der Sprache, die dichterischen Zwecken einen unerschöpflichen Reichthum zu Gebot zu stellen scheint, neue Schönheiten abgelauscht hat. Seine Sturm- und Drangzeit ist vorüber, und von seinen neuesten Productionen rühmt Dowden, daß der Dichter der Freiheit im Herzen auch der Dichter der Ordnung geworden sei [1]).

Ein bedeutendes dramatisches Werk hat England in den letzten fünfzig Jahren nicht hervorgebracht, wohl aber haben große Historiker die geschichtliche Darstellung, unvergleichliche Künstler den Roman auf die Höhe des Dramas erhoben. Der Zeit nach als der erste erscheint Dickens, der unerschöpflichste und lebensvollste von Allen. Sein Ideal steht nicht hoch genug, um ihm die Freude an der Wirklichkeit zu trüben. Mit wenigen Ausnahmen, wie in „Bleak House", ist sein Pathos weniger tragisch als sentimental, seine übersprudelnde Laune reflectirt die Typen bis zur Carricatur gesteigert; aber er richtet seine bunte Welt nicht streng, und solange sie selbst Mitleid empfindet und Nachsicht übt, soll auch mit ihr nachsichtig verfahren werden. Dickens war 1844 mit „Martin Chuzzlewit" in den Vollbesitz seines Ruhmes gelangt, als zwei Jahre später „Vanity Fair" erschien und auf den Humoristen der Satiriker folgte. Ueber Fragen des Geschmacks läßt sich nicht rechten, und populär wie Dickens ist Thackeray niemals gewesen. Er hat zu viele Masken abgerissen, zu oft unter erborgtem Flitter das Bettlergewand enthüllt. Nach ihm ist es den Komödianten, den großen wie den kleinen, ungleich schwerer geworden, ihre Rollen ernsthaft zu Ende zu spielen. Wenige aber sind bereit, in schlichter Treue, wie Esmond, und ritterlich wie er, die Probe des Lebens zu bestehen, und wohin käme die Welt, wenn Beatrix, besser als Miß Trix bekannt, ihr Spiel nicht mit ihr treiben dürfte? Wer an solchen Künsten unbetheiligt geblieben ist, wird Thackeray nicht bitter finden, wohl aber pathetisch, wie jeden Moralisten, der wie er, dem menschlichen Herzen bis auf den Grund geschaut, und die freiwillige Täuschung, als ob Alles gut darin sei, von sich abgelehnt hat.

Im Jahre 1847 überraschte Currer Bell, Pseudonym für Charlotte Brontë, die Welt mit „Jane Eyre", und heute, nach vierzig Jahren, ist die Anziehungskraft des Buches nicht geringer geworden. Gerade zehn Jahre später, als seine Verfasserin bereits nicht mehr zu den Lebenden zählte, erschienen die „Scenes of Clerical Life"; 1859 folgte „Adam Bede", und auf diesem Gebiet war die Frau den Besten ebenbürtig geworden. Die Schöpfungen von George Eliot, dem Pseudonym für Mary Evans, haben den englischen Kritiker, Professor Dowden, zu folgendem Vergleich mit denen von Miß Brontë veranlaßt: „Die moralische Bedeutung des Werks von Charlotte Brontë," schreibt er, „liegt darin, daß die gegenseitige, leidenschaftliche Liebe eines Mannes und einer Frau einen Mittelpunkt höchster Lebensentfaltung, Energie und Freudigkeit in eben der

[1]) Edward Dowden, Victorian Literature. Fortnightly Review, June 1887.

Welt erweckt, von deren Gunst, Gleichgültigkeit oder Gegnerschaft die so durch ihre Liebe Geschützten und Abgeschlossenen nunmehr auf immer befreit sind. Die so verstandenen Beziehungen zwischen Mann und Frau sind von reinster, persönlicher Art. Die moralische Bedeutung des Werkes von George Eliot ist diese, daß alle individuellen und persönlichen Beziehungen mit gewaltigen, unpersönlichen Mächten in Zusammenhang stehen, und daß unter dem Glück aller individuellen Leidenschaft die Gefahren blinder, grausamer Selbstsucht lauern. Und während Charlotte Brontë, die Leidenschaft verklärend, das höchste Gefallen an der Ueberwindung aller äußeren Schwierigkeiten findet, welche die Annäherung zweier Wesen verhindern, die, das eine durch das andere, glücklicher und vollkommener werden sollen, ist die Theilnahme von George Eliot den Prüfungen zugewendet, die Opfer, Selbstentäußerung und Pflicht dem Herzen auferlegen; sie gefällt sich darin, zwei geistig ungleiche Menschen in Beziehungen zu einander zu bringen, in welchen der eine der Geber, wo nicht der Erlöser, der andere der Empfänger, wo nicht der Zerstörer ist. Zwei menschliche Wesen, zu Glück und Liebe bestimmt, durch den Mangel gepeinigt, dann eines durch das andere gestärkt und erwärmt, bis das Leben sich zu ekstatischer Wonne verwandelt, das ist es, was Charlotte Brontë so lebendig mit dem inneren Auge schaute. George Eliot schildert das tragische Lebewohl, mit welchem eine voll und freudig angelegte Natur sich von aller Freude lossagt, mit Ausnahme der einen ernsten Freude pflichtgetreuer Entsagung“ [1]).

Zeitlich stehen sich diese beiden Frauen so nahe, daß die jüngere, Mary Evans, nur vier Jahre nach der 1816 geborenen Charlotte Brontë das Licht der Welt erblickte. Geistig sind sie durch die weite Kluft getrennt, welche die erste Hälfte der Regierung der Königin von den letzten fünfundzwanzig Jahren scheidet. Die Atmosphäre der ersten Periode ist noch verhältnißmäßig ruhig, unerschüttert, im Zusammenhang mit der Vergangenheit und voll Vertrauen in die Zukunft. Literarisch steht sie unter dem Einfluß der vorhergegangenen Generation. Scott lebte in Lockhart's Biographie wieder auf; Wordsworth, Southey, Moore, Campbell, Rogers, Landor, De Quincey sahen noch die neue Zeit. Politisch begründet dieselbe die seit 1832 angetretene Herrschaft des Mittelstandes, und die materielle Entwicklung, von socialen Reformen gefördert und begleitet, eröffnete Aussichten eines unbegrenzten Fortschritts. Als der Schriftsteller, der den Optimismus der Zeit am glänzendsten zum Ausdruck brachte, wird Macaulay genannt, dessen kunstvolle Rhetorik die liberalen Doctrinen als gute Botschaft des Heils verkündete. Als er im Mai 1851 den Krystallpalast betrat, war es ihm nicht anders zu Muthe, als da er „zum ersten Male die Schwelle von St. Peter überschritt“. Die Cäsaren, meinte er, hätten niemals etwas Größeres als ein solches Schauspiel erdacht. Der erste Mißton kam von einem unverbesserlichen Misanthropen, dem der Widerspruch Bedürfniß war und den Goethe der Verzweiflung entrissen hatte, von Thomas Carlyle. Dieser war nicht zum Geständniß zu bringen, daß Alles gut sei und stets besser werden müsse. Wenn ihm nicht bewiesen wurde, daß die Menschen besser, ernster, pflichttreuer, theilnahms-

[1]) Edward Dowden, Review of Mr. Swinburne's „Note on Charlotte Brontë“, the Academy, Sept. 8. 1877.

voller für das Unglück geworden waren, so hatten sie trotz aller Webstühle, Dampfmaschinen und Telegraphendrähte eben doch nichts gewonnen. In der Seele dieses Nachkommen puritanischer Bauern lebte ein Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, nach innerer Erhebung und Befreiung von den Fesseln irdischen Wohlseins und conventioneller Unwahrheiten. Auch wenn man nicht mit ihm sympathisirt, man kann nicht anders als die unerbittliche Energie des Mannes bewundern, der handelte, wie er sprach, Jahre lang von Hafergrütze lebte, sich selbst, eine edle Gefährtin und die englische Sprache dazu abquälte, in namenlosen Schmerzen producirte, mit zorniger Gewissenhaftigkeit die Idole um sich her zerschlug und doch niemals das bittere Bewußtsein überwand, daß, was sich mit Anspannung aller Kräfte erreichen lasse, im besten Fall nicht mehr als dieses sei: „einige Menschenherzen ein wenig fruchtbringender, besser, Gottes würdiger, männlicher, gesegneter, weniger fluchwürdig zu machen." Damit ist die Menge aufgegeben und alle Hoffnung für den Aufschwung des Geschlechts auf die Ausnahmen gerichtet. Man hat das erste große historische Werk von Carlyle, die französische Revolution, dadurch mit seinem Heroencultus in Verbindung zu bringen gesucht, daß man als den Helden desselben das Volk bezeichnet hat. Zu diesem Helden ist Carlyle niemals zurückgekehrt; eher läßt sich behaupten, daß ihm der Anblick so vieler Nieten die Nothwendigkeit der Treffer erst recht nahe gelegt habe. Der Biograph von Cromwell und Friedrich steht nicht an, zu sagen: „Gott bewahre uns Alle vor dem Wahnsinn der Popularität. Ich habe Keinen gekannt, dem sie nicht geschadet hätte. Ich kannte starke Männer, die sie umbrachte." Edmond Scherer wiederholt im „Temps" den Vorwurf gegen Carlyle, als habe er durch die Bizarrerie und die gesuchten Excentricitäten seines Styls den unheilvollsten Einfluß geübt und insbesondere einen der bedeutendsten seiner Jünger, Ruskin, dazu verleitet, ein großer Wortkünstler, statt ein großer Schriftsteller zu werden[1]). Seine Landsleute denken anders von letzterem, und ihnen gilt ein Buch wie „Die Steine Venedigs", das 1853 erschien, als ein Meisterwerk, nicht nur in Bezug auf den Inhalt, sondern auch auf die Form. Ruskin's Philosophie der Kunst gipfelt in dem Grundsatz, daß auch hier die Persönlichkeit und nicht das bloße technische Geschick entscheidet, daß Reichthum und Nützlichkeit von ganz untergeordnetem Werth dabei sind, eine Kunst ohne hohe sittliche Ideale aber nicht denkbar ist und die Seele bei dem Werk sein muß, wenn das Werk gelingen soll. Zu dieser Wahrheit, daß „die individuelle Regeneration dem socialen Fortschritt vorangehen müsse"[2]) hat sich selbst der von ganz anderen Voraussetzungen ausgehende philosophische Führer der liberalen Partei, John Stuart Mill, bekannt, dessen Theorien auf dem leitenden Grundsatz des allgemeinen Wohles als Ziel und Ende aller individuellen Arbeit beruhten. Zu einer Zeit, wo die Werke, welchen er seinen Ruhm verdankt, nur noch ein historisches Interesse beanspruchen werden, wird man noch mit lebendiger Theilnahme Mill's Autobiographie lesen und darüber staunen, wie im Schoß der christlichen Civilisation gelingen konnte, was im Bereich der Religionen des Orients wohl eine Unmöglichkeit gewesen wäre, dieses nämlich, jeden religiösen Gedanken, jede Ahnung des Außerirdischen

[1]) Edmond Scherer, Cinquante ans de règne. Temps, 19 Juillet, 1887.
[2]) Caroline Fox, Memoirs of old friends, Tauchnitz Edition, I, 287.

von einem menschlichen Wesen fernzuhalten, bis der alte Mann, dessen Hände sich als Kind niemals zum Gebet gefaltet hatten, in einer Art von Todtencultus Ersatz für den Cultus des lebendigen Gottes suchte.

Mit dieser Autobiographie ist ein Gebiet berührt, welches die Engländer mit besonderem Glück gepflegt haben, das der Memoirenliteratur, auf welchem sie unpersönlicher und deshalb auch als Beobachter verläßlicher als die Franzosen erscheinen. So erzählt, um nur einige zu erwähnen, die anmuthige Miß Berry Erlebnisse, die von den Tagen von Turgot und Horace Walpole bis zu denen von Louis Philipp und Monckton Milnes, besser als Lord Houghton bekannt, reichen. Nassau Senior hat Frankreich, Italien und das eigene Vaterland während Jahrzehnten mit unermüdlicher Aufmerksamkeit belauscht, Crabb Robinson nebst vielen anderen auch sehr interessante Dinge über Weimar am Anfang des Jahrhunderts berichtet. Die Memoiren von Greville und Croker sind unentbehrlich für die Zeitgeschichte, die Tagebücher von Livingstone und General Gordon ein Ehrentitel, nicht nur für ihre Nation, sondern für die Menschheit, die solchen Existenzen leuchtende Beispiele des Heroismus schuldet.

Von den Genannten gehört zeitlich nur der letzte, General Gordon, zur Generation, die in den fünfziger Jahren auf den Plan trat. Beinahe gleichzeitig mit der Thronbesteigung der Königin war Charles Darwin von seiner Fahrt um die Welt zurückgekehrt und hatte die Studien begonnen, die 1859 „mit dem Werk über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl die ganze biologische Welt überraschten"; „denn," fährt Huxley fort, „weder Diejenigen, die der Doctrin allmäliger Umwandlung, der Entwicklungstheorie, wie sie damals hieß, geneigt waren, noch Jene, die sie bekämpften, hatten die leiseste Ahnung davon, daß die Tendenz zur Variation in lebenden Wesen, die Alle als Thatsache anerkannten, der selective Einfluß äußerer Bedingungen, den Niemand leugnete, wenn seine Aufmerksamkeit der Evidenz zugewendet wurde, und das Vorhandensein großer, geologischer Veränderungen, das gleichfalls Thatsache war, als einzig nothwendige Postulate einer Theorie der Evolution bei Pflanzen und Thieren angewendet werden konnten, die, wenn sie auch nicht hinreichten, um alle bekannten Thatsachen der biologischen Wissenschaft zu erklären, wenigstens mit keiner derselben unverträglich waren. In Bezug auf die Biologie erhielt die Evolutionstheorie, in ihrer Anwendung auf lebende Wesen, durch das Erscheinen der „Origin of Species" zum ersten Male eine feste, wissenschaftliche Grundlage. Sie wurde zu einem Werkzeug der Untersuchung, das sich am glänzendsten in den Händen von Darwin selbst bewährte."

Im Jahr 1853 hatte Miß Martineau eine Uebertragung der „Philosophie positive" von Auguste Comte gegeben, nach dem Zeugniß des Berichterstatters über die Literatur der einzige unter allen Fremden, der den englischen Geist stark beeinflußt hat. Aber Professor Huxley nennt an einer anderen Stelle desselben Buches den Begründer der Sociologie einen durchaus unwissenschaftlichen Geist. Comte, sagt er, habe nicht einmal die nothwendige Kenntniß von den physikalischen Wissenschaften seiner eigenen Zeit gehabt. Nach Garnett muß auch Mill von der Wissenschaft abgelehnt werden, weil ihr als einziger Prüfstein der Wahrheit die Erfahrung gilt, während Mill, im Anschluß an Hume, den nachweis-

baren Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung leugnet. Vertreter der Entwicklungstheorie, als einer auf alle Erscheinungen, die geistigen wie die physischen, anwendbaren philosophischen Lehre, ist demnach Herbert Spencer, dessen Eintritt in die Literatur auf das Jahr 1842 zurückreicht. Der Ausdruck „Entwicklung" in philosophischem Sinn ist zum ersten Male von ihm, und zwar 1850, in den „Social Statics", gebraucht worden. Seine „Synthetische Philosophie" gestaltet sie zum System, das Huxley als den ersten Versuch bezeichnet, moderne wissenschaftliche Thatsachen und Speculationen nach wissenschaftlichen Principien zu behandeln. Von da an kamen in rascher Folge die Werke, welche die neue Generation mit Problemen belasteten. Drei Jahre nach der „Entstehung der Arten" erschien Lyell's „Alter des Menschen"; 1865 folgten Lubbock's „Vorhistorische Zeiten", 1871 Darwin's „Abstammung des Menschen" und gleichzeitig die „Beiträge zu der Theorie von der natürlichen Zuchtwahl" von Wallace, dessen Werke mit denen von Huxley zu dem Bedeutendsten gehören, was die Darwin'sche Theorie auf naturwissenschaftlichem Gebiet angeregt hat. Huxley ist es auch, der ein Gesammtbild der Entwicklung des weiten Reiches gibt, das die englische Sprache unter dem Namen „Science" begreift. Die Rückwirkung dieser Entwicklung auf das praktische Leben faßt er in den Worten zusammen, zwar nicht „neue Naturen" im Sinne von Bacon, wohl aber eine neue Natur sei entstanden, deren Vorhandensein von menschlicher Arbeit bedingt werde und die vom Augenblick an wieder verschwinden müßte, wo die gestaltende und leitende Hand des Menschen sich von ihr zurückziehen würde. „Jeder mechanische Kunstgriff, jede chemisch reine Substanz, welche die Manufactur verwendet, jede abnorm fruchtbare Pflanzenart oder rasch zunehmende und fettwerdende Thiergattung ist ein Theil dieser durch die Wissenschaft geschaffenen Natur. Ohne sie müßten die am dichtesten bevölkerten Regionen des modernen Europa und Amerika in ihren ursprünglichen, dürftigen Zustand zurückfallen; sie ist die Grundlage unseres Reichthums und unsere Bürgschaft der Sicherheit gegen eine zweite Ueberfluthung durch barbarische Horden; sie ist das einigende Band, das Regionen, welche die Reiche des Alterthums an Ausdehnung übertreffen, zu einem festen, politischen Gefüge verbindet; sie bewahrt uns vor den Heimsuchungen früherer Zeiten durch Pest und Hungersnoth; sie ist die Quelle von Gütern und Annehmlichkeiten, die nicht nur das Leben verschönern, sondern auch das geistige und physische Wohlergehen fördern. Während der letzten fünfzig Jahre hat diese, von der Wissenschaft den Thatsachen abgerungene, neue Natur sich täglich, ja stündlich unserer Aufmerksamkeit aufgedrungen und Wunder gewirkt, die alle unsere Lebensgewohnheiten verändert haben." Allein so werthvoll diese materiellen Güter sind, ihre Anziehungskraft war niemals stark genug und wird es niemals werden, um den Forscher für die Opfer und Anstrengungen zu entschädigen, welche der wissenschaftliche Beruf ihm auferlegt. „Was ihn begeistert," sagt wieder Huxley, „ist die Freude der Entdeckung jenes Urgrunds der Dinge, von dem die Dichter schon in alten Zeiten sangen; das Hochgefühl, das Reich der Ordnung und des Gesetzes jenen unerreichbaren Grenzen des unendlich Großen und des unendlich Kleinen näher zu bringen, zwischen welchen unsere kurze Lebensfrist verläuft. Niemals ist im Reich der Wissenschaft etwas Großes, auch von

den begabtesten Menschen, erreicht worden, wenn ihnen der göttliche Funke des Wahrheitstriebes fehlte."

Was hier so schön vom gelehrten Beruf gesagt ist, gilt von jedem andern. Denn das Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, was ist es, wenn nicht das unbestimmte Heimathsgefühl, das Bedürfniß nach ewigen Gütern, das sich in der Religion eines Volkes ausspricht? Der entschlossene Glaube an die göttliche Ordnung, dessen Verlust der Wiederhersteller des Deutschen Reiches als gleichbedeutend mit dem Verlust des Vaterlandes bezeichnet[1]), ist der englischen Race noch nicht abhanden gekommen. Für die weitaus größere Mehrzahl derselben bleibt er das höchste Interesse, die Richtschnur des Handelns und der eigentliche Inhalt des Lebens. Er adelt den Reichthum durch Entäußerungen, die in nicht seltenen Fällen bis zur freiwilligen Armuth sich erheben; er hält jeder Form des Elends die Hilfe der Nächstenliebe bereit; er stählt das Herz des Soldaten und den Muth des Entdeckers; er hat Livingstone zu seinem Werk begeistert und Gordon jene Macht über die Menschen verliehen, der anscheinend Unmögliches gelang.

Von alle dem ist im Capitel „Religion and the Churches"[2]), das sich auf äußere Thatsachen beschränken mußte, nicht viel zu lesen. Wer aber England näher kennt, weiß, was er davon zu halten hat und wie für dieses Bedürfniß nach dem Religiösen ein charakteristischer Zug unter vielen andern spricht.

Die Persönlichkeit, die englische Journale, Zeitschriften und Bücher seit fünfzig Jahren wohl am meisten besprochen haben, ist die von John Henry Newman. Aus seiner Bedeutung allein läßt sich dieses Interesse nicht erklären; denn nachdem er auf der Kanzel von St. Mary zu Oxford die Jugend durch seine Beredsamkeit hingerissen und die tiefgehendst religiöse Bewegung des Jahrhunderts eingeleitet hatte, trat er als einundvierzigjähriger Mann in die katholische Kirche, dann in den Oratorianerorden, und überließ es Andern, die Preise des Lebens zu gewinnen. Wenige seiner damaligen Freunde und Gesinnungsgenossen haben den Schritt gutgeheißen, noch Wenigere sind seinem Beispiel gefolgt. Vergessen aber hat Keiner den Mann, der zwanzig Jahre vor Darwin die Evolutionstheorie auf das theologische Gebiet übertragen, eine mustergültige Prosa geschaffen und die Reihe der Selbstbekenntnisse mit der „Apologia" bereichert hat. Im Verhältniß zur Größe seines Verzichts auf die Ehren, welche die Welt für ihn bereit hatte, ist seine Anziehungskraft für die Seelen gestiegen. Sie kommen zu ihm, als zu einer großen, beruhigenden Macht, die den Frieden nicht für sich allein errungen hat. Königin Victoria war fast noch Kind, als diese Sehnsucht nach Frieden und nach Licht ihren Ausdruck in den unvergeßlichen Worten fand, die Newman auf der Rückfahrt von Palermo 1832 niederschrieb: „Lead, kindly light, lead thou me on". Seitdem ist sein Lied weiter als die Grenzen einer Herrschaft gedrungen, deren bleibender Ruhm es sein wird, das Reich des Friedens und des Lichtes gefördert zu haben.

[1]) Dr. M. Busch, „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. I, S. 209, 211.

[2]) E. Hatch, Religion and the Churches, Reign of Queen Victoria, I, 364.

Rathsmädelgeschichten.

Von

Helene Böhlau.

Letzte Geschichte.

Das Gomelchen.

Es sind viele, viele Jahre vergangen; unsere Rathsmädel sind alte Mütterchen. Ihre lustigen Spießgesellen sind alle dahin!

Beide Schwestern sind mit einander alt geworden, Beide sind glücklich verheirathet gewesen, Beide hatten Kinder und Enkel; Marie aber ist nun auch schon heimgegangen, nur Röse erlebt es, daß ihr die Urenkel in die sonnige Stube kommen und sich bei ihr erlustigen.

Ich habe schon, da Röse und Marie noch als lustige junge Dinger in Weimar ihr Wesen trieben, in die Zeiten, in denen die goldenen Fahnen der Rathsmädel eingezogen sein würden, vorausgeschaut an dem Abend, als der junge Arthur Schopenhauer mitten in ihre Jugendpracht hinein sagte: „Hört einmal, ihr Haareulen, denkt an das alte Weib; glaubt nicht, daß es so fortgeht; werdet gütig und mitleidig; schwätzt nicht; seid fleißig und sparsam, damit es später nicht allzu übel um Euch stehe."

Ich habe auch erzählt, daß Röse vollkommen damit einverstanden war und das Benehmen des jungen, düsteren, närrischen Philosophen nicht gerade abgeschmackt fand. „Abgeschmackt" war ein Lieblingsausdruck der Rathsmädel, mit dem sie sonst recht freigiebig waren. Ist nun Schopenhauer, der viel Geschmähte, viel Verehrte und Mißverstandene, daran schuld, daß zwei so freundliche, kluge Altchen auf Erden lebten, so soll er gelobt sein — hat dies die Natur ohne sein Zureden auch zu Stande gebracht, so soll sie ebenso gelobt sein; denn sie that etwas, wofür man ihr Dank schuldig ist. Sie hat gezeigt, daß dem Alter der Stachel genommen werden kann. Sie hat gezeigt, daß es so übel mit dem Altwerden nicht ist; daß das Alter anmuthig sein kann; daß es Freunde, Heiterkeit und Lebensfreude einbringt, wie man es sonst der lieben grünen Jugend nur zutraut. Der Name „Gomelchen" ist der alten Frau, die früher das Rathsmädel war, wie eine weiche Federflocke angeflogen und an ihr haften

geblieben. Aus Großmama wurde Gomama, aus Gomama Gomo — Gomelchen. Von den Lippen ihres ältesten Enkelkindes hat sie ihn zuerst gehört, und es war beinahe das erste Wörtchen, das dies Enkelkind sprechen konnte, war Name und Schmeichelname zugleich. Und so ist er geblieben, dieser Name — ein Leben lang immer in Liebe, immer in Zärtlichkeit ausgesprochen.

Ich bleibe bei dem Namen und meine, es sei genug, zu sagen und immer wieder zu sagen, daß sie Gomelchen heißt — und vergesse ganz, daß dieser Name für Andere gar keinen Klang hat, und das nicht sagt, was er einem Jeden sagen müßte, der ihn kennt.

Mir selbst ist es, wenn ich ihn mir vorspreche, als glitte eine weiche Welle über mein Herz hin, als würde es behaglicher, wärmer im Zimmer; einen zarten Duft von Thee und schöner Sahne und Reseda und Hyacinthen meine ich zu spüren, einen Duft, der die Seele mit Wehmuth und Erinnerung erfüllt. Es legt sich mir eine leichte, wohlthuende Hand auf die Stirn, ihre Hand. Die Fremde ist nicht mehr so fremd; Thränen treten in die Augen und mein ganzes Herz will sich in Sehnsucht auflösen.

Wie lange ist es nun schon her, daß ich sie nicht sah, daß ich nicht mit ihr plauderte, wie lange! Und Gott mag es wissen, wann das Leben mich wieder zu ihr führt. Aber ich will von ihr erzählen, nicht von ihr träumen.

Ich will von ihr erzählen, darum, weil ich von den lustigen Jugendstreichen, den sonnigen Kindertagen berichtete und weil es nichts Schöneres, Erfreulicheres, Hoffnungssichereres gibt, als zu sehen, wie das Schicksal es freundlich zuläßt, daß einer glückseligen Jugend ein kräftiges, gutes Dasein und ein lebensfreudiges Alter folgen kann.

Es wäre doch wirklich schade, wenn Einer oder der Andere annehmen könnte, daß aus meinen beiden prächtigen Rathsmädeln ein paar verkümmerte oder geschwätzige oder sonst unliebenswürdige alte Weiber geworden wären — oder wenn es schöner klingt: „alte Damen". Denn wie selten stehen Jugend und Alter im Einklang. Wie oft könnte man sich entsetzen, würde man das Zukunftsbild eines hübschen Mädels voraussehen!

Um gut und würdig und schön zu altern, muß man schon Etwas an sich haben, was man genial nennt. Ich weiß, was ich damit sagen will. Man muß ein großes Theil Liebe und Güte besitzen, ein so großes Theil, daß, wenn es gemessen werden könnte, vernünftige Leute meinen müßten, es wäre ein sträflicher Aufwand vom lieben Herrgott, einen unbekannten, unberühmten Menschen, der auf der Gotteswelt nichts Besonderes gethan hat, so auszurüsten, und gar ein Weib — das wäre genug, um einen Fürsten auszustaffiren, der etwas Ordentliches, Nützliches damit hätte stiften können, Hospitäler, Besserungshäuser, Waisenhäuser, Vereine aller Art, Wittwencassen, Pensionen, Zuchthäuser, Nachtherbergen, Kaffee- und Theestuben und Armenküchen.

Um eine Dampfmaschine in Gang zu bringen, braucht man so viel Dampf, daß er einen ungeheueren Raum in Nebel hüllen könnte. So ist es auch mit der Liebe. Um ein Menschenherz ganz mit Liebe zu beleben, daß es sein Lebtag alle Schicksalsschläge, Alles, was das Dasein mit sich bringt, ohne Bitterkeit, Ungeduld und Härte über sich ergehen läßt, braucht es so viel Liebe und Güte,

daß Tausende vortrefflicher Leute, die sich mit einem Nebel von Liebe begnügen, der nichts treiben und schaffen kann, daran genug hätten.

Ein ganz guter, ganz liebevoller Mensch ist so selten wie ein großer Dichter oder Künstler, so selten wie ein großer Philosoph. Die Natur hat sich, wenn man die Legionen der Geschöpfe überschaut, die erwähnte Verschwendung nicht allzu oft zu Schulden kommen lassen, sonst würde die Welt ein anderes Ansehen haben. Ihr meint dennoch, daß es nicht in der Ordnung sei, wenn mit einer so großen Begabung an Liebe und Wohlwollen, die das so ausgezeichnete Geschöpf in die Reihe der Genies stellt, nichts weiter erreicht wird, als würdig, gut und freundlich zu altern. Das ist scheinbar sehr wenig. Und traurig ist, daß es so selten geschieht; daß die große Masse der Menschheit mit verkrüppelten, verhärteten Herzen Abschied von der Erde nimmt. Die Freundlichen, die Heiteren, die Gutes und Böses weichherzig ohne Sträuben aufnehmen, das sind die wahren Helden, nicht die, die dem Leben eckig und sparrig gegenüberstehen.

Nun kurz und gut. — Als unser Rathsmädel, die Röse, eine alte Frau geworden war, da wohnte sie und wohnt noch im Hause ihrer Tochter und hat da den oberen Stock inne. Ein Stübchen besonders, in dem sie immer sitzt, das ist so hell und freundlich, wie es wenige gibt. Durch ein großes Fenster scheint die Morgensonne herein und durch zwei Fenster die Mittagssonne. Blumen gedeihen da oben und Blatt- und Schlingpflanzen wie in einem Gewächshaus, und Jahr aus Jahr ein funkelt es durch frisches Grün auf glänzenden Blüthen und Knospen. In diesem warmen, sonnigen Nest sitzt unser Rathsmädel, das Gomelchen, seit das Alter über sie gekommen ist, und wenn man sie sitzen sieht, ist nichts als Heiterkeit und Behagen zu spüren. Und was eigentlich heißt alt sein, sehr alt sein? Es heißt in tausend und millionen Fällen wohl folgendes: Müde und mürbe gerüttelt vom Leben, abgestumpft von den tausendfachen Schmerzen, gewöhnt an die Eingriffe des Todes, gewöhnt an Alles und Jedes. Die Schauspiele, die hier auf Erden dargestellt werden, sind für die Alten gar zu oft gegeben worden; die jammervollsten rühren nicht mehr, die heiteren erfreuen nicht mehr, die komischen machen nicht mehr lachen. Und die Alten denken wohl Alle wie Jener, der kurz vor seinem Tode sagte: „Es wäre nun Zeit, daß die Welt unterginge!“

Sehr alt sein heißt, ganz vereinsamt sein, ganz in der Fremde leben. Alle guten Freunde, die von uns wußten, wie schön, wie jung, wie lebensvoll wir waren, die von uns wußten, wie wir litten und was uns Gutes geschah, sind abgefallen, ins Grab gesunken. Es ist Niemand mehr da, der uns wirklich kennt; was haben die jungen, leichtsinnigen Geschlechter mit uns zu thun? — Sie meinen, die vor ihnen waren, die gälten nichts, die bedeuteten so viel wie Schatten und Träume. Ach, sie sehen ja nicht, was war, was gewesen! — Das sieht der Alte ganz allein — ganz allein, wie Einer einen Geist erblickt, den die Uebrigen nicht gewahr werden.

Der Alte ist vereinsamt und bleibt vereinsamt; in seinem Herzen sitzt Sehnsucht und Wehmuth. Was lohnt es sich zu reden, denkt er; es versteht Dich doch Keiner, sie sind mit sich und ihrer Zeit vollauf beschäftigt. Nur im Traume sieht er seine Zeitgenossen, — lauter Verstorbene. Es ist ein schwerer Stand, das hohe Alter.

Körperliches Leiden und körperlicher Verfall, Stumpfsinn und Bitterkeit bedrücken die Lebenskräfte; Verschlossenheit und Uebellaunigkeit bringt es ein, und die Kluft, die den Alten von den neuen Geschlechtern trennt, wird immer weiter und weiter.

Von all' dem aber, was hier steht und was ganz natürlich und unvermeidlich zu sein scheint wie das Alter selbst und der Tod, ist bei dem Gomelchen, wie ich schon sagte, nichts zu finden.

Sie hat es nicht einmal zu dem gebracht, was man „Würde" nennen möchte, die zusammengesetzt ist aus etwas vornehmer Steifheit, Unnahbarkeit, aus dem Unvermögen, sich lebendig zu rühren, aus dem Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit, der reich gesammelten Erfahrung; nicht einmal zu der Würde hat sie es gebracht, die wie eine weich gepolsterte, schwerfällige Kutsche für die alten Leute bereit steht, in der sie sich bequem niederlassen und umherfahren können, und auf der zuvorderst ein kleiner Postillon sitzt und in sein Hörnchen bläst: „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und das Alter ehren." Nicht einmal dazu hat sie es gebracht. Wenn im Haus Etwas fehlt, ist sie die Erste, die bereit ist, es zu schaffen.

„Laßt das nur, laßt das nur, das besorge ich; ich springe hinüber und bringe es in Ordnung!" Dabei schaut sie nicht nach Wind und Wetter aus, langt nach ihrem Schlüsselbund, der unzertrennlich von ihr ist und mit dem sie wie mit einem Glockenspiel zu klingen versteht, — ehe man ihr Kommen merkt, hört man ihre Glöckchen schon — hat sie den Schlüsselbund, so schlägt sie ein Tuch um die Schulter, nicht etwa einen schönen Pelzsammetmantel, wie es eigentlich einer Frau Geheimräthin ziemte, den läßt sie hängen, wo er hängt — und macht so im Mützchen und Umschlagetuch ihre Verhandlung bei irgend einem Herrn Nachbar.

Sie ist eben immer noch das Rathsmädel; so wenig es der jungen lustigen Röse in den Kopf gekommen wäre, eine Sammetmantille umzuhängen, um zu Madame Ortelli, die Bürgermeisters schräg gegenüber wohnte, zu laufen, so wenig fällt dies auch dem Gomelchen ein. Bis in die Fingerspitzen pulsirt Leben in ihr; wie sie ein Kommodenfach zuschiebt, wie sie näht und häkelt, wie sie die Hand gibt und Einem über Wangen und Stirn streicht, und wie sie die Treppen hinabläuft, das ist Alles so lebendig, so leicht, so beweglich. Niemand auf Erden, glaube ich, versteht es so zu bewillkommnen wie sie.

Wenn wir Kinder verreist waren und zurückkamen und der Wagen unten vor der Thüre hielt, da schaute von oben aus dem zweiten Stock ihr Kopf heraus, mit einem Spitzenhäubchen umgeben und bräunlich blonden aufgesteckten Locken an den Seiten. Im Nu war der Kopf verschwunden, und ehe wir aus dem Wagen gestiegen und zur Hausthüre eingetreten waren, da stand das Gomelchen schon auf dem untersten Treppenabsatz mit ausgebreiteten Armen, als wenn sie zwei Flügel hätte und damit flatterte — so blieb sie stehen, und solche liebevoll glückselige Küsse und zärtliches Streicheln haben wenig Menschen im Leben gespürt, wie die, die da oben auf dem Treppenabsatz bewillkommt wurden.

Wenn ich daran denke, daß ich wieder so von ihr empfangen werden könnte, so wird es mir, als freute ich mich auf einen ganz bestimmten, wunderschönen

Frühlingstag. So viel ich weiß, habe ich sie nie mißlaunig, nie unbereit zu helfen gesehen, und immer fleißig und beschäftigt. Ich weiß auch nicht, daß sie je müde und angegriffen sich gezeigt hätte. Krank war sie manchesmal, schwer krank; aber kaum, daß die Krankheit gehoben, so kam sie auch wieder zu voller Lebensfreudigkeit und Anspruchslosigkeit.

Das Gomelchen ist die Jüngste im Haus, so heißt es immer. Sie ist es, die alle Augenblicke Etwas vor hat. Bald geht sie ins Theater und thut es beinahe so begeistert und eifrig wie zu ihrer Rathsmädelzeit. Einschleichen freilich, das geht nicht mehr; dafür ist sie jetzt abonnirt, vergißt aber regelmäßig, ihr Billet mitzunehmen, jedenfalls in Erinnerung an jene Zeiten, wo sie die Herrlichkeiten auch ohne Billet zu genießen verstand. — Ist es das Theater nicht, so geht sie zu guten Freunden oder sieht gute Freunde bei sich, oder geht ein wenig über Land, um ihren Kaffee auswärts zu trinken. Gar oft spaziert sie so ganz allein und bringt dann immer Etwas mit heim, einen Büschel schönes Gras, einen Strauß Feldblumen oder einen herbstlich bunten Zweig. Wie manchmal hat sie einer Enkelin solch' einen selbstgepflückten Blumenschmuck in das Zimmer gestellt!

Wenn man hört, ein altes Mütterchen macht einen Gang in die Felder hinaus, spürt dort allerlei schönen Dingen nach und kommt mit Mohn und Kornblumen ganz beladen nach Hause, so scheint das absonderlich und erstaunlich zu sein. Bei dem Gomelchen aber ist dies ganz natürlich, es fällt Niemandem auf, es wundert sich Niemand darüber. Wenn sie Einen mit ihren frischen, freundlichen Augen anschaut, vergißt man, daß sie eine alte Frau ist, daß sie alles Leiden, das auf der Menschheit liegt, wie andere alte Leute auch durchkostet hat, daß sie alle theuern Zeitgenossen verloren und jetzt vereinsamt mit ihren Erinnerungen dasteht.

Und das Geheimniß, weshalb sie nicht gealtert ist wie die meisten Sterblichen, mag wohl folgendes sein, daß sie von jeher weit über ihr eigenes Interesse hinaus Herz für Menschen und Dinge hatte.

Der Freund, der am treuesten mit ihr im Leben ausgehalten, der sie erst vor kurzer Zeit verlassen hat, war ihr guter alter Budang, ihr allererster Freund. Er, dem die Jungfer Concordia die beiden wilden Creaturen anempfohlen, hat seine Rathsmädel nie aus den Augen verloren.

Uns Kindern war es immer ein wahres Fest, wenn der alte Herr Medicinalrath, den sie früher auf Weimars Gassen „Budang" nannten, zu der Gomel heraufkam. „Das weiß der liebe Gott," sagte das Gomelchen, als ich, wie oft, bei ihr saß und die Thüre sich sachte aufthat und ein weißlockiger Kopf hereinschaute, ein prächtiger Kopf mit lebendigen Augen, die Locken wie aus Silber und wie Wölkchen aufgeplustert. „Das weiß der liebe Gott, gerade so, wie er mit seinem blonden Ruschelkopf in der Wünschengasse bei uns hereinschaute, ob die Luft auch rein und der Vater fort sei, so schaut der Alte auch jetzt durch den Thürspalt. Da red' mir Einer davon, daß die Menschen sich ändern!"

Der Alte aber blieb mit dem Kopf zwischen der Thüre stecken und declamirte eine Stelle aus Shakespeare, die mit der augenblicklichen Situation in keinerlei Verbindung stand, den Monolog des Hamlet. Er sprach ihn englisch

und das mit solcher Weihe und Hingebung, daß es einem wunderlich zu Muthe wurde. Während er mitten noch darin war, trat er ein und ging dabei im Zimmer auf und nieder, der feste, kleine, zierliche Mann, der so sauber und frisch aussah wie aus dem Ei geschält. Er sah und hörte nicht, bis er seinen Monolog zu Ende gebracht hatte.

Darauf blieb er vor dem Gomelchen stehen und sagte: „Das ist groß! Das ist göttlich! — Siehst Du, Röse, weshalb bist Du so träg gewesen und hast nichts gelernt. Nun hast Du nichts davon verstanden. Meine Schuld ist es nicht; aber was für ein Leben hättest Du führen können, wär' etwas mehr in Deinen Kopf hineingegangen. Hier" — damit wies er auf mich, „die Kinder lernten doch hoffentlich, was Du nicht zu Stande hast bringen können?"

Das Gomelchen strich der Enkelin zärtlich über den Kopf, sah ihren strengen Freund befangen lächelnd an und sagte: „So viel ich weiß, sollen sie es auch nicht besonders weit gebracht haben. Die hier hat ihre Schularbeiten meistens bei mir gemacht und hat erschrecklich dabei gestöhnt."

„Bei Dir?" frug der Medicinalrath frappirt, setzte sich nieder, stemmte beide kleinen Hände auf die Knie: „Da mögt Ihr etwas Schönes miteinander zu Stande gebracht haben! . . . Röse, die Kinder hier im Haus hast Du trotz der Erzieherin auf dem Gewissen," sagte er. „Ich habe es mir immer gedacht, daß es bei den Enkeln wieder durchbrechen müßte. Ich würde Dich geheirathet haben, aber ich hatte Respect vor Euch!"

„Geh, schwätz nicht!" sagte das Gomelchen lächelnd, „wir hätten Dich gar nicht genommen."

„Uebrigens," fuhr der Medicinalrath fort, „ich komme eigentlich heute, um Dir etwas zu sagen: Gestern bist Du vor mir hergegangen und hast Dich erschrecklich krumm gehalten, hast einen ordentlichen Buckel gemacht. Thu das nicht. Ich denke noch, wer ist denn die Alte da? Wo bist Du denn gewesen? Was hast Du denn gedacht? So nachlässige Haltung macht frühzeitig alt; ich habe es von jeher nicht leiden können, wenn Du Dich schlecht hieltest. Kummer braucht Unsereins nicht mehr niederzudrücken, Gott Lob," sagte er heiter. „Wir wissen aus Erfahrung, daß auf die ganze Geschichte hier kein Verlaß ist; es kommt und geht und kommt und geht ohne Ende, und damit Basta! Wer das oft mit angesehen, wie wir, den läßt es ruhig."

„Bleib' mir vom Hals, Du alter Philosoph, das ist ja Dein Ernst nicht — Du machst doch sonst keine Redensarten. So lang' man ein Herz im Leibe hat, so lang' bleibt Alles neu, als geschähe es zum ersten Male, das ist meine Meinung," sagte das Gomelchen freundlich und behaglich. „Mir war es damals zu unserer jungen Zeit wohl, und ich finde mich auch in der neuen Zeit zurecht. Eins ist schade jetzt für die Jungen; die Leute, dächt' ich, machten mehr Wesens aus allen Dingen als früher, das junge Volk thut mir leid; oder kommt mir's nur so vor, daß sie es so nicht mehr haben, wie wir es hatten? Herr, mein Gott, wenn ich an unsere lustigen Tage denke, wie wir Dich in Mädchenkleider gesteckt haben; wie wir miteinander Schlitten gefahren sind; wie kein Tag verging, an dem wir nicht Etwas ausheckten — und sag' doch selbst, ist da irgend Etwas geschehen, an das wir nicht mit aller Ruhe und Freude zurück-

denken könnten? — Doch gewiß Nichts! Und wenn ich mir vorstelle, einen einzigen unserer Streiche, die wir miteinander verübten, ließe sich hier ein Mädel aus der höchsten Töchterschule zu schulden kommen, ich glaube die alten Jungfern, die ihnen die Weisheit einfüllen und ihre Wege überwachen, schickten auf den Stadtkirchenthurm, um Sturm läuten zu lassen; der Director beriefe ein Ehrengericht ein, und das Mädel würde gebrandmarkt fürs Leben, weil sie rittlings auf der Käsehütsche den Bibliotheksberg heruntergerutscht ist. Siehst Du, Budang, ich habe ein warmes Herz für alle Welt; aber es gibt keine irdische Strafe, die ich einem Lehrer nicht gönnte. Und sie sind schlimmer geworden seit unserer Zeit. Wohin es noch kommen wird, ich weiß es nicht! Die Kinder heute werden vor lauter Weisheit und Furcht dumm und blöde."

„Da hast Du Recht, Röse," sagte der Medicinalrath. „Seitdem die Welt steht, hat sich eine tüchtige Portion von Bosheit und Dummheit abgelagert. Es gibt schreckliche Dinge in der Geschichte, Christenverfolgungen, Judenverfolgungen, Hexenprocesse, Autos da Fés; aber schlimmer war das nicht, als was die Leute heutzutage mit Erziehung und Bildung bei Mann und Weib anrichten."

„Du bist ein lieber, guter Mensch!" rief das Gomelchen ganz bewegt und klopfte dem alten Freund auf die Schulter. „Siehst Du, das ist mir aus der Seele gesprochen. Herr Gott, kommt denn nicht einmal ein vernünftiger Mensch, der dem Unwesen ein Ende macht!"

„Nun," sagte der Medicinalrath, „vielleicht einmal aus Deiner Verwandtschaft und Nachkommenschaft, wer kann's wissen."

„Na, mir sollte das recht sein, wenn ordentlich aufgeräumt würde. Das ist's ja, die Leute jetzt wissen es gar nicht, wie schlecht es um sie steht; denn wer kann vergleichen? Hier sitzen so ein paar Alte, die es noch können. Und sag' einmal selbst, was sind denn das für vertrocknete Ehrenmännchen und junge alte Jüngferchen jetzt? Jeder unschuldige Backfisch hat die ernstesten Ideen über seine Versorgung und arbeitet auf seinen Lebensabend hin — weißt Du, Budang, das gefällt mir nicht, das dauert mich." Frau Gomelchen's Stimme wurde ganz bewegt.

„Laß das, Röse," sagte der Medicinalrath. „Du sollst nicht immer gleich oben hinaus und nirgends an sein. Was meinst Du denn, und wenn sie jetzt Alle freigelassen und, wie Du es Dir früher auszumalen liebtest, alle Lehrer gehangen oder verbannt würden, so versichere ich Dich, solche Schwesterpärchen, wie Ihr eins wart, würden doch nicht zu Dutzenden umherlaufen. Ja, ja," sagte er und schaute die Enkelin mit seinen lebendigen Augen an: „Euer Gomelchen ist eine große Rarität — Gott behüt' sie."

Oft stundenlang unterhielten sich die Beiden von verflossenen Zeiten, lachten über Personen, die einst ihr Wesen in Weimar getrieben, nun aber längst zu Staub zerfallen waren. Was für sonderbare, liebenswerthe, närrische und vortreffliche Leute tauchten da aus der Vergessenheit auf und kamen auf ein paar Augenblicke wieder zu einem Schimmer von Leben und Wirkung.

Die Zuhörerin, welche die guten Freunde oft bei ihren Unterhaltungen und Erzählungen hatten, war immer ganz Theilnahme. Es schien ihr dann, als

sehne sich das Gomelchen nach der Vergangenheit. Das rührte und ergriff sie so tief, daß sie nicht wußte, was sie dem guten Altchen Liebes anthun sollte.

Einmal, nach einem Abend, als sie den Erinnerungen der beiden treuen Kameraden gefolgt war, hatte sie einen wunderlichen, aber hübschen Traum. Sie sah das Gomelchen in einem ihr wohlbekannten Zimmer. Die Thüre, die in den Garten führte, stand mit beiden Flügeln weit offen. Sommerluft, Sonne und ein weicher Reseda- und Levkoyenduft drangen ein. Da mit einem Male kam ein wunderschönes, blondes Mädchen vom Garten in das Zimmer gesprungen, ein Mädchen ganz von Sommerluft und Sonne durchwärmt, belebt und rosig übergossen. Das war das Rathsmädel, die Röse, das Gomelchen, als es noch jung war! Und das schöne, glückliche Mädchen lief auf die alte Frau zu, schloß sie in die Arme, drückte sie an sich, dem ungestümen Geschöpf glitt still der breiträndrige Hut vom Kopfe. Das Gomelchen aber machte sich die Arme frei, hielt das Mädel von sich ab, nickte lächelnd mit dem Kopf, ganz in Nachdenken versunken, schaute sie von oben bis unten an und rief mit einer ganz unbeschreiblich zaubervollen Stimme, in der alle Wehmuth eines lebensfreudigen, sehnsüchtigen Herzens zitterte: „Ach, was waren das doch für herrliche Zeiten!“

An einem Frühlingstage verlor das Gomelchen ihren alten treuen Freund. Sie empfing die Nachricht mit aller Ruhe. Seit Wochen schon hatte sie seinen Töchtern bei der Pflege mit beigestanden und hatte gewußt, daß es mit ihm zu Ende gehen mußte. Seine Töchter erzählten, daß die alte Frau oft stundenlang bis in die Nacht hinein am Bette des sterbenden Freundes gesessen, daß sie lange, lange die Hand des Kranken in der ihrigen gehalten und daß auf beiden Gesichtern dann eine wunderschöne Ruhe gelegen habe.

Noch bis zum letzten Tage, wenn es irgend anging, haben sie sich wohlgelaunt unterhalten, verständnißvoll und wehmüthig, wie es nur zwei so gute alte Freunde miteinander thun können.

Als er gestorben war, hat sie bis zu seinem Begräbniß sein Haus nicht verlassen, hat seine Töchter getröstet und aufrecht erhalten, hat überall nach dem Rechten gesehen und ist des Tags wieder und wieder in das stille Zimmer getreten, in dem ihr treuer Freund lag, hat sich ihn immer wieder angeschaut, und ihr Herz mag wohl einen ergreifenden Abschied genommen haben.

Nach dem Begräbniß holte eine Enkelin sie aus dem Hause ihres guten Freundes Budang ab.

Frau Gomel nahm von den Töchtern Abschied. Die wollten sie gar nicht gehen lassen und waren ganz aufgelöst in Schmerz um ihren alten Vater, der der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen. Sie hätten die, die es so gut mit ihnen meinte, gar zu gern bei sich behalten. „Ihr müßt nicht so außer Euch sein,“ sagte das Gomelchen. „Gönnt ihm seine Ruhe, wie Ihr ihm sein Leben gönntet — das Eine wie das Andere muß sein. Schaut Euch die Welt mit seinen Augen an, dann habt Ihr ihn in Euch. — Vergeßt auch nicht, heute Abend hinunter in den Park zu gehen. Jetzt schlagen die Amseln, da hat er es nie versäumt, zu gehen, so lange er gesund war. — — Geht nur — das

wird Euch wohl thun. — Zu unserer Zeit sind wir gar oft zum Amselschlag miteinander gegangen. Thuts nur heut' Abend und nehmt Euch hübsch zusammen. Ihr habt es ja immer gut mit ihm gemacht und könnt Euch zurückrufen, wie dankbar er war bis zum letzten Augenblick. Das ist ein Trost, den haben wenig Menschen. Den Meisten mögen die bitteren Stunden, die sie einen Heimgegangenen leiden ließen, mitten in den ersten Schmerz hinein in die Erinnerung kommen. Bei Euch braucht das nicht der Fall zu sein, Gott Lob. Lebt wohl, Ihr guten Mädchen," sagte das Gomelchen und schloß eine jede in die Arme. „Lebt wohl und seid recht gelassen, so wie er es gern sehen würde. Die Blätter fallen nun einmal im Herbste."

Und immer wieder nahm das Gomelchen Abschied von den Töchtern ihres alten Freundes. Es war, als wenn sie versuchte, ob nicht das rechte Trostwort sich vielleicht doch einstellen würde. Auf dem Heimweg war sie ganz schweigsam. Als sie aber ihre Treppe langsam und matt hinaufstieg, sagte sie: „Siehst Du, nun ist Alles abgethan. Nun lebt von meinen Guten keiner mehr! Mit dem Letzten, der sie kannte und liebte, sind sie mir Alle noch einmal gestorben." Enkelin und Großmutter gingen miteinander in das sonnige Stübchen. Da legte sie sich nieder und schaute mit einem so geduldigen, freundlichen Ausdruck vor sich hin, der tief ergriff. „Die alte, alte Sonne, die scheint unentwegt," sagte sie und schaute auf das Lichtgefunkel, das auf den Blättern und Blüthen und auf dem Teppich in Flecken und Ringen spielte. Kein Laut war im Zimmer zu hören. So blieben sie Beide schweigsam.

„Hör' einmal," sagte Frau Gomelchen freundlich, „zieh' doch das oberste Kommodenfach auf und gib mir einmal das Packet, das rechts liegt, heraus."

Die Enkelin that so.

Frau Gomelchen nahm es, öffnete es, da lagen zarte, gelbliche Spitzen in der Papierhülle. „Die hab' ich Dir dieser Tage gekauft, Du hast ja so Etwas gern," sagte sie liebevoll und faßte die Hand der Enkelin und sah sie an, so wehmüthig, beinahe wie hilfesuchend.

Da schlang diese die Arme um sie, und das Gomelchen frug freundlich: „Wenn Du irgend Etwas für mich zu thun hast, das gib nur her, mein Herz, und sag' mir nur Alles, was Du vorhast und was Du denkst. Das ist mir die allergrößte Freude."

„Ach, mein Gomelchen!" flüsterte ihre gute Kameradin unter Thränen und hatte ganz die rührende, freundliche Seele verstanden.

„Und Ihr seid, der Budang und Du, immer gute Freunde gewesen, von damals an, als er Euch bei der Eselsgeschichte erwischte, immer gute Freunde und nie getrennt?" frug die Enkelin zaghaft nach einer Weile.

„Immer gute Freunde und nie getrennt, heut' zum ersten Male getrennt" — wiederholte das Gomelchen. „Als Student war er ein paar Jahr auswärts; einen Katzensprung weit, in Jena; aber da kam er alle Nasenlang. Es hat ihn nie in die Fremde gezogen. „Ich reise erst nach meinem Tode," sagte er immer, „wenn das Gepäck leichter ist — und ich glaube," fügte Frau Gomelchen lächelnd hinzu, „er reist jetzt, — denn er hat stets durchgesetzt, was er wollte. Er war ein närrischer Kerl, ein ganz närrischer Kerl." Versunken in Erinnerung

schaute sie vor sich hin. „Ein guter Jugendfreund, der Einem durchs ganze Leben treu war, ist das Beste, was es gibt. Da bleibt das Dasein uns immer heimisch; der weiß Alles, kannte Alles, hat Alles mit erlebt; Du kannst Dir gar nicht denken, was für ein Trost es alten Leuten ist, wenn sie einen guten Freund fragen können: Weißt Du denn auch noch, wie damals der und der, und die und die aussah — und was sie sagten und was sie thaten — und weißt Du denn auch noch, als die Häuser an der Ackerwand noch nicht standen, und unten der ganze Park Feld und Gestrüpp war, und wie sie in der Esplanade unter Linden die Wäsche trockneten, und wo jetzt, auch in der Esplanade, der Goldschmidt wohnt, als da noch der uralte Thurm stand, in dem der Hufschmidt steckte? Und erinnerst Du Dich noch an Mamsell Muskulussen ihren Veilchenhut, und an das großgeblümte Kleid der Kummerfelden und an Adele Schopenhauer's Gesicht, wenn der Geist über sie kam, und an den Brunnenkopf, den alten Löwen, der ihr so ähnelte? — Gott gebe Dir," sagte das Gomelchen, „daß Du einen guten Freund, ein gutes Herz Dein Lebelang Dir nahe hast — dann ist das Altwerden so schlimm nicht".

„Habt Ihr Euch denn nie mit einander verzürnt und habt nie Streit mit einander gehabt?" frug die Enkelin.

„Das ich nicht wüßte," erwiderte das Gomelchen treuherzig. „Von dem Tage bei der Jungfer Concordia an, wo wir ihn zuerst länger sprachen, haben wir ihn, Marie und ich, immer ästimirt und voller Respect behandelt. Zu Streit und Aerger hatte es mit ihm nie kommen können. Das ging Alles so ruhig hin, man wußte nicht wie".

„Und hat er denn nicht einmal zu einer von den Rathsmädeln eine wirkliche Liebe gefaßt?" frug die Enkelin.

„I gar!" antwortete das Gomelchen, genau in dem Ton, als sagte dies die junge Röse. — „Er ist immer unser guter Freund geblieben; als wir uns verlobten, war er zwar nicht sehr erbaut davon, aber nur aus dem Grund nicht, weil er uns noch für erschrecklich dumm hielt und weil er meinte, wir hätten noch mit dem „Unsinn" warten können. Mein Mann und er sind dann ganz gute Freunde geworden, so daß der Budang oft sagte: Siehst Du, Röse, nun bin ich doch für die viele Mühe, die ich mir mit Euch gab, belohnt worden. Er wäre für meinen Mann ins Feuer gegangen!" —

Da leuchteten Gomelchen's Augen von Liebe und Stolz auf.

„Und hat denn der Budang nie eine Dummheit gemacht, ist denn sonst nie Etwas zwischen Euch gekommen?"

„Das mag schon sein — ich werde mich schon manchmal über ihn geärgert haben; aber das vergißt sich — und ich habe immer über Freundschaft meine eigenen Gedanken gehabt und die will ich Dir sagen, die kannst Du Dir merken. Siehst Du, man muß gegen einen Freund zu allererst wohlwollend sein, wohlwollend in jeder Hinsicht — Aerger darf gar nicht Platz greifen. — Wenn Du Dir vorstellst, Jemand, den Du lieb hast, habe irgend eine Angewohnheit, die Dir nicht recht ist, und Du stellst Dir vor, daß er auf lange Zeit todtkrank wird, Du fürchtest ihn zu verlieren, — — da aber mit einem Mal ist die Gefahr vorüber — er wird gesund und Du hörst ihn zum ersten Male wieder

so recht nach Herzenslust schnaufen, oder was er gerade für eine Art, die Leute zu ärgern, an sich hat — Du aber fühlst nur: Gott sei Dank, er schnauft wieder! und da hast Du auch keine Spur von Aerger darüber. So muß es sein. Du mußt, wenn Du Jemanden liebst, immer im vollen Bewußtsein Deiner Liebe und der Sorge ihn zu verlieren leben, dann läßest Du nichts in Dir aufkommen, was Aerger und Unwille und Ungerechtigkeit ist."

„Ach, Du liebes Gomelchen, wer ist noch so gut wie Du!" rief die Enkelin und küßte ihr die Hände. „Das ist wahr, in Deiner Liebe zu den Menschen ist auch nicht ein Fünkchen Aerger mit hineingemischt; da ist wohl kein Schlingel schlimm genug, der nicht bei Dir Trost fände, wenn er zu Dir käme. Ich habe oft gedacht: Bei Dir gibt es Gute und Böse gar nicht, sondern nur Leute, mit denen man freundlich und hilfreich sein muß. Bist Du denn immer so gewesen, auch früher so gut?"

„Hör einmal, Du," sagte das Gomelchen, „Du bist eine rechte Schmeichelkatze, was hast Du denn mit Deiner Alten? Von der ist überhaupt nicht zu reden. Was machst Du denn für ein Aufhebens! Wenn ein altes Weib nicht so lieben dürfte, wie sie die Leute lieben will, — wer möchte da ein altes Weib sein! ich gewiß nicht!" sagte das Gomelchen. „Wir Alten, Gott Lob, können lieben, wie wir wollen. Wir suchen auf Erden nichts mehr, glaub' mir, keine Wichtigkeit mehr — auch keine Gerechtigkeit, nichts — gar nichts. Glaubst Du, der liebe Herr Gott oben, weiß etwas von Gerechtigkeit, von Härte, von Liebe, von Liebloſigkeit, von Würde oder von Vortrefflichkeit? Bei ihm da oben hört das dumme Zeug auf, der ganze Wirrwarr, alles Gezerre, aller Streit. Da ist ewige Ruhe und Stille. Und die Seele kommt zu ihm ganz unschuldig wie der Wind und der Blitz. Nicht wahr, der Blitz ist doch unschuldig, wenn er in einen Baum gefahren ist, und der Wind ist unschuldig, wenn er im Meere gewirthschaftet hat? Oder ist er ein böser Blitz oder ein ungerechter Blitz — oder irgend etwas dergleichen? Wenn Alles, was menschlich ist, von der Seele zurückgelassen, ist auch Alles, was man so oder so nennt, fort, Alles, was böse oder gut ist. Siehst Du, und wir alten Leute haben schon das Meiste zurückgelassen. Die Seele ist schon freier in uns — das ist's — und hin und wieder fühlt man's auch ganz klar, in glückseligen oder schmerzlichen Augenblicken. Ach mein Herzenskind," sagte das Gomelchen, „die ganze Welt steckt so voller Ungerechtigkeit, voller Zank und Streit, voller Wichtigthun und Widerstand, voller Verwirrung und Irrthum und Mißverständniß, daß ein armer Mensch bei seinem Freunde, zu dem er in Liebe und Vertrauen kommt, nichts finden soll, als eine weiche Ruhe und Stille, wie die Seele sie bei ihrem Gotte findet, bei dem das nicht ist, was wir gut und böse nennen — Frieden — Frieden. Nicht dasselbe Spiel, das überall getrieben wird, soll dem Armen auch bei dem Freund bereitet sein — auch nicht ein klein wenig davon. Mein Liebling, merke Dir das, denke nie, nimm Dir nie vor, daß Du Deinen guten Freund durch Deine Weisheit und Vortrefflichkeit bessern oder beeinflussen willst. — Laß das den Lehrmeistern, den Gouvernanten, und wie all' die ernsten Leute heißen; sei Du klüger. Das Leben macht seine Sache ganz ohne Dein Zuthun. Freunde sind nur da, um

das, was das Leben anrichtet, vergessen zu lassen. Gott gebe Dir, daß Du verstehst, beglückend zu lieben".

Da faßte das Gomelchen den Kopf der Enkelin mit beiden Händen und zog sie zu sich nieder und in den Augen glänzten ihr helle Thränen: „Lieben, geliebt werden, mein Herz, ist das einzige Glück auf Erden. Meine selige Mutter wußte wohl, was sie meinte, als sie sagte: „Liebt das Schöne mehr als das Gute." Sie konnte die würdigen Leute nicht leiden. „Alle vortrefflichen Leute wissen, daß sie vortrefflich sind, und sind deshalb hart und hochfahrend und bösartig, weil sie glauben, die ganze Welt strafen zu müssen," sagte sie; „sei Du klüger." Meine Mutter hatte recht, anmuthig die Thorheiten thun, die man nun einmal im Leben thun muß, ist besser, als daß man sie würdig und vortrefflich thut. Anmuth läßt keine Herzensbosheit, keine Wuth, kein Wichtigthun aufkommen. Gott behüte Dich, mein Kind". . . „Weißt Du," sagte Frau Gomelchen, „Du könntest heute den Thee bei mir trinken — mir ist so vereinsamt zu Muthe. Herr, mein Gott, ich weiß gar nicht, ob ich Dir es wünschen soll, alt zu werden. Das Abschiednehmen von den theuern Lieben, Einer geht — und wieder Einer geht — und wieder Einer — und wieder Einer — und der Letzte geht — 's ist gar zu jämmerlich. — Mir ist's gerad, als wäre ich die Hausherrin, die Wirthin; alle meine lieben Gäste, die so heiter waren, empfehlen sich — und ich bleib' allein im Haus — und die Lichter gehen aus — und es wird öde und Nacht — und still". —

„Mein Gomelchen," rief die Enkelin bewegt. „Wir sind bei Dir — ich bin bei Dir — mit mir rede von alten Zeiten".

„Ja freilich, mein Herz," sagte das Gomelchen und lächelte unter Thränen, „ich bin ein recht undankbares, altes Weib; aber es ist doch so; es wird zu viel im Leben dem Herzen wieder abgefordert — gar zu viel. Gottlob, daß es Freuden und Freunde gibt, die sich unmerklich vergessen. Das Leben ist eigentlich für unbegabtere, gefühllosere Geschöpfe, als wir sind, berechnet, oder für göttliche Geschöpfe, die über Allem stehen, über dem Dasein selbst, über Tod und Abschied, über jeder Noth und Qual — für solche mag es ein gutes Leben sein — aber die arme Mittelsorte! für solche Leutchen wie Du und ich, für die ist's schlimm, die haben mehr als die Einen und weniger als die Anderen — und wissen sich nicht zu helfen, wenn's auch so ausschaut, als wüßten sie's. — Nun geh' nur und laß es unten sagen, daß Du Deinen Thee bei mir trinken wirst, und komme auch gleich wieder."

Und wie gern kam die Enkelin! Eine Theestunde bei Frau Gomelchen hat die Eigenschaft, Sorgen und Trauer weich mit Behagen zu überdecken. Zu dieser Stunde wagt sich kein Leid der Welt in das blumenduftende, hübsche Zimmer herein, in dem der Theekessel summt und in dem das freundlichste Herz seine Gäste bewillkommnet, ein Herz, das jeden Schmerz, bis in das hohe Alter hinein, wie ein Kind ohne Bitterkeit überwinden kann, nicht düster, nicht verschlossen, ein Herz, das bis in das hohe Alter die Augen im selben Augenblick weinen und lächeln läßt.

Als die Enkelin wieder hereintrat, fand sie die liebe Frau gelassen, doch mit zitternder Hand damit beschäftigt, den Theetisch für sich und ihren Gast zu

ordnen. Aus einer Büchse nahm sie Eingemachtes und füllte es in eine kleine Krystallschale, die sie der Enkelin vor ihren Platz stellte mit einer Miene, der man es ansah, wie gerne sie Jemandem etwas zu Gute that.

Die Enkelin schaute ihr zu, fiel ihr um den Hals und flüsterte: „Wollte Gott, es gäbe viele Rathsmädel und viele Gomelchen auf der Welt, dann würden die Leute, wenn sie jung wären, mehr lustige Streiche machen, und wenn sie alt geworden, da wäre es erst recht hübsch; da hätten sie solche wundervolle Blumenstübchen wie Du, und alle Welt liebte sie, und sie hätten so gemüthliche Theetische, und jede Freude sähe bei ihnen doppelt wie Freude aus, und jeder Schmerz machte sie so unbeschreiblich rührend und liebenswerth, wie er Dich macht, mein liebes, liebes Gomelchen" — und die Enkelin hielt sie noch immer umfaßt. In beider Augen schimmerten Thränen, und sie setzten sich mit einander ganz einverständlich und voller Liebe zu einander hinter die summende Theemaschine, das Gomelchen in ihren weichen, gemüthlichen Lehnstuhl. Die Lampe leuchtete unter dem großen rosa Schirm, und die Enkelin sagte: „Ich verstehe Dich, mein Gomelchen, das Einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, ist: Gut mit einander zu sein."

Heinrich Laube über Heinrich Heine.

Ein ungedruckter Aufsatz Laube's.

Mitgetheilt

von

Gustav Karpeles.

Als ich vor zwei Jahren eine eingehende und höchst anerkennende, bis dahin noch nicht gedruckte Correspondenz Heinrich Heine's über Heinrich Laube zu veröffentlichen in der Lage war, dachte ich nicht daran, daß es mir so bald nachher beschieden sein würde, eine Grabrede Laube's auf Heine publiciren zu können, die alles Liebe und Gute, was Heine seinem Freunde zugeschrieben, überreichlich erwidert. Ich meine, diese posthumen Freundschaftserklärungen zweier so hervorragenden Geister haben etwas überaus Sympathisches und geradezu Rührendes in sich; es ist Etwas in ihnen von jener Botschaft, die in dieser Grabrede erwähnt wird, und die, in einer phantastischen Stunde, Einer dem Andern „aus der Welt hinter dem menschlichen Tode zu schicken" versprochen hatte.

Zur Vorgeschichte dieses Aufsatzes, den Laube selbst eine Grabrede auf Heine nannte, habe ich Folgendes zu bemerken. Es war im Juli 1846, als Heine von den Aerzten in das Pyrenäenbad Barèges geschickt wurde. Seine Krankheit hatte eine so bedenkliche Wendung genommen, daß man damals schon das Schlimmste befürchtete. Etwas von diesen Gerüchten drang auch nach Deutschland und steigerte sich dort zu einer Nachricht von dem Tode Heine's, die ihre Bestätigung zu finden schien in einer Pariser Correspondenz der Brockhaus'schen „Deutschen Allgemeinen Zeitung". In dieser hieß es, Heine sei am 31. Juli im Glockenthale bei Thun im Canton Bern, wohin ihn die Aerzte geschickt hätten, in Folge eines Schlaganfalls seinen Leiden erlegen.

„Heine ist todt! Mit diesen Worten stürzte mein Schwager Aurelio ins Zimmer, wo ich eben meiner Frau einen Zeitungsartikel Heine's aus Paris in der „Allgemeinen" vorlas! Wenn der Blitz neben uns eingeschlagen hätte, wir wären Beide nicht mehr erschrocken als bei diesen Worten. Es hat ein paar Stunden gedauert, bis ich's überwunden hatte. Dann setzte ich mich hin und schrieb einen Artikel für die „Augsburgerin" über Heine."

So erzählte mir Heinrich Laube nach sechsunddreißig Jahren den Eindruck jener Todesbotschaft, der sich aber bald wieder verwischte, als die „Augsburger Allgemeine" Abends anlangte und einen Artikel Heine's aus Barèges brachte, der das gründlichste Dementi der über ihn verbreiteten falschen Gerüchte bildete. Aber Laube hatte seinen Aufsatz unter dem ersten Impulse des Schmerzes schon geschrieben und abgeschickt. Glücklicher Weise besitze ich auch den Brief, mit welchem er seine Einsendung an

Dr. Gustav Kolb, den Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", begleitete[1]). Er hat folgenden Wortlaut:

Leipzig, den 7. August 1846.

„Anbei, verehrter Freund, ein Grabartikel „Heinrich Heine", der Ihnen hoffentlich zu sofortigem Abdruck willkommen sein wird. Wie ein Donnerschlag hat uns hier die Nachricht getroffen, und ich bin noch ganz außer mir.

„Helfen Sie mir Ihren langjährigen Mitarbeiter schützen und verherrlichen gegen die Mächte der Mittelmäßigkeit, die nun über den todten Panther herfallen werden. Sie kennen seine Schwächen und Fehler, aber Sie wissen auch, daß seine Vorzüge ihres Gleichen nicht hatten und daß wir unser größtes Dichtergenie verloren haben.

„Die von mir vorgeschlagene Redactionsunterschrift bitte ich Sie im Wesentlichen anzunehmen. Möge es Ihnen wohlgehen! Das wünscht mit tausend Grüßen

Ihr ergebenster Laube."

Als dieser Brief nebst dem darin erwähnten Artikel in Augsburg eintraf, hatte Kolb, nachdem er am angeblichen Todestage Heine's eine Correspondenz von diesem erhalten, bereits einen zweiten Brief des Dichters, in dem dieser sich über die Machinationen seiner Feinde beklagte, welche die falsche Nachricht ausgesprengt hätten. Kolb nahm nun natürlich den Aufsatz Laube's nicht auf, sondern legte ihn zu den übrigen Manuscripten, denen ein gleiches Schicksal beschieden war.

Dort blieb er, obwohl Laube noch oft seinen Artikel sich zurückerbeten. Ich selbst besitze zwei seiner diesbezüglichen Briefe. In dem einen, vom 24. September 1846, heißt es: „Vergessen Sie nicht, verehrter Freund, mir den Heine-Epilog heim zu adressiren." In dem zweiten, vom 11. März 1847, dankt Laube für die Rücksendung einzelner Manuscripte und fährt dann fort: „Den Heine'schen Nekrolog haben Sie doch wohl nicht gefunden; er war nicht dabei. Leider wird er wahrscheinlich in umgearbeiteter Gestalt bald nöthig werden: ich habe eben Briefe aus Paris, in denen sein Zustand als hoffnungslos bezeichnet wird. Ich eile nun deshalb zu ihm, um ihn jedenfalls noch am Leben zu finden."

In der That hatte der Vorgang auf Heine sehr ungünstig gewirkt. Kaum aus dem Bade zurückgekehrt, schreibt er am 1. September jenes Jahres an seinen Verleger: „Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, so daß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschrecke . . . . Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet." Und auf den freundschaftlichen Brief, in dem ihm Laube, am 10. October, zu dem neugewonnenen und nach dem Sprüchwort nun doppelt langen Leben gratulirte, erwidert Heine erst acht Tage später aus Paris: „Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine solche Freude, ihren eignen Nekrolog zu lesen, wird selten den Sterblichen geboten. Die falsche Todesnachricht hat mich jedoch sehr verstimmt, und es thut mir leid, daß auch meine Freunde dadurch afficirt wurden; zum Glück kam die rectificirende Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, schnell hinterdrein. Sie wundern sich, daß so viele falsche Nachrichten über mich in Umlauf, und sagen, daß ich complet mythisch werde. Ich könnte leicht den Schlüssel zu diesen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all' die mehr oder minder albernen, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen."

---

[1]) Der Vollständigkeit halber bemerke ich, daß ich die Briefe Laube's sowie den ungedruckten Nekrolog bei der Autographen-Auction erstanden habe, die der bekannte Berliner Buchhändler Albert Cohn aus dem Nachlasse des verstorbenen Factors der Cotta'schen Buchdruckerei in Augsburg, Friedrich Roeth, veranstaltet hat.

Wiederholt bat Heine noch in späteren Briefen Laube, ihm seinen Nekrolog zu schicken, den er gar zu gern gelesen hätte; wiederholt bat Laube Kolb um Rücksendung des Manuscripts — vergeblich. Eher bekanntlich erhält man von dem säumigsten Schuldner eine geliehene Summe zurück, als von dem Redacteur eines großen Blattes ein nicht abgedrucktes Manuscript! „Wo ist der Nekrolog?" Mit diesen Worten empfing Heine seinen alten Freund Ende März des darauffolgenden Jahres in seiner Wohnung zu Paris. — „In Kolb's Papierkorb!" war die lakonische Antwort Laube's. Dann erst erfolgte die herzliche Begrüßung beider Freunde.

„Und in diesem Papierkorb ist er wohl untergegangen," so schloß Laube seine Erzählung von den Schicksalen des Heine-Nekrologs, als ich ihn in den ersten Januartagen 1882 zum letzten Male sah.

Es ist ein wunderbares Spiel des Zufalls, daß dieser so lang gesuchte und so schwer vermißte Aufsatz nun doch endlich ans Licht der Sonne gekommen ist. Ein eifriger Autographensammler fügte das Manuscript seinen übrigen Schätzen hinzu, und unter ihnen hat es, bis zu seinem eigenen Tode, fast vierzig Jahre lang, gelegen. Und so gelangt es nun, nach manchem Horazischen Neunjahr, an dieser Stelle zur ersten Veröffentlichung.

Ueber den Werth der Arbeit selbst und ihre Bedeutung zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Aber ich meine, um es kurz zu sagen, daß dieser Aufsatz das Beste, jedenfalls aber das Wahrste ist, was je über Heine geschrieben worden ist; daß er ferner zu dem Besten, jedenfalls aber zu dem Innigstempfundenen gehört, was Laube je geschrieben hat; daß er schließlich durch die interessanten Mittheilungen aus Heine's Leben, durch die feine Charakteristik des Freundes, durch die treffliche Zusammenfassung aller seiner Fehler und Vorzüge zu einem einzigen Bilde großen biographischen und literarhistorischen Werth besitzt.

Heinrich Heine.

Leipzig, den 6. August 1846.

So eben lese ich in hiesiger Zeitung die Nachricht, daß Heinrich Heine im Glockenthale bei Thun im Canton Bern an einem wiederholten Schlaganfalle verschieden ist, und diese Nachricht trifft mich wie ein Blitzstrahl. Wohl wußte ich von seiner Krankheit, die schon im vorigen Jahre ihn mit Blindheit bedrohte, wohl hatte ich aus Journalen bald diese, bald jene traurige Kunde aus neuester Zeit über ihn erfahren, aber theils widersprachen sich diese Notizen in wichtigen Punkten, theils ist leider neuerdings die verwerfliche Manier eingerissen in den belletristischen Journalen, auffallende Nachrichten zu erfinden und hinterher als Puffs zu belachen, theils war ich einer directen Benachrichtigung durch Heine selbst gewärtig, sobald er sich im Leben selbst bedroht fühlen sollte. Das hatte er mir versprochen und sein letzter, allerdings schon vor längerer Zeit geschriebener Brief ließ durchaus nicht solch' ein Aeußerstes befürchten, wenn er auch traurig genug klang. „Ich hätte Ihnen, liebster Laube," hieß es darin, „längst gedankt, aber der Zustand meiner Augen erlaubt mir wenig nur zu schreiben, und ich bin überhaupt seitdem sehr unpäßlich gewesen. Mein Uebel ist eigentlich eine Paralysie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar nichts, kann keine sechs Zeilen hintereinander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn ist gesund. Meine Familienangelegenheiten sind jetzt so halb und halb in Ordnung, und wären sie es nicht, so würde ich mich doch in einem Augenblicke, wo ich körperlich so bedenklich angegriffen, wenig drum bekümmern. Meine Stimmung ist eine heitere, ja eine lebenslustige; es fehlt mir nicht an Proviant, ja sogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hundsföttisch schlecht! — Meine Frau läßt Sie und Madame Laube recht freundschaftlich grüßen; ich habe versprochen, diese Grüße neben den meinigen zu besorgen. Wann sehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie sich jetzt so viel mit der Bühne beschäftigen, gäbe Ihnen Paris ja gewiß bessere Ausbeute als in

früherer Zeit. — Grüßen Sie mir Freund Kuranda; ich werde ihm schreiben, sobald meine Augen nur ein Leidliches sich bessern. — Ich lebe hier ganz isolirt; was dort vorgeht, weiß ich nicht, selten meldet mir Campe etwas, und ich bitte Sie daher, mich in Kenntniß zu setzen, wenn sich bei Euch etwas ereignet, was für mich von persönlichem Interesse. — Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; persönlich ist er mir wenig bekannt. Er macht hier Furor neben Tom Pouce und den Eisenbahnactien. Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menschen, die ich in Deutschland liebe. Ihr Heinrich Heine."

Ich schrieb sogleich, und da Monat auf Monat verging, ohne daß ich eine Antwort erhielt, und ich ihn doch dringend gebeten, mir Nachricht geben zu lassen, falls sich etwa sein Zustand verschlimmern sollte, damit ich im Falle ernstlicher Gefahr zu ihm eilen könne, so meinte ich, es sei nicht übler geworden, und seine große Empfindlichkeit bei körperlichen Gebrechen, welche ihm seine Umgebung gern vorwarf, werde nicht schweigen bei wirklicher Gefahr. Da gibt auf einmal die Zeitung in drei kargen Zeilen so fürchterliche Antwort: Heine ist todt! Die Thränen stürzen mir aus den Augen, indem ich solchen unersetzlichen Verlust niederschreibe, und da ich wohl einer der Wenigen bin, welche heiße Thränen weinen über diesen Verlust, denn er hatte Millionen Bewunderer, aber wenig Freunde, so fühle ich mich berufen, sogleich öffentlich meinen Schmerz auszudrücken, und sogleich vor das Grab zu treten, an welchem vielleicht kein einziger deutscher Freund gestanden, als sie die zerstörte Hülle eines wundervollen Geistes verscharrten, und sogleich Blumen und Thränen zu bringen von einem Landsmanne, der ihn herzlich und treu geliebt hat und herzlich und treu lieben wird, solange er lieben kann, was auch die Feinde des Verstorbenen gegen ihn sagen und mit gutem Grunde gegen ihn sagen mögen. Ich wollte, sie hätten tausendmal Recht, Du aber lebtest noch! Ich wollte, sie schrieen zu Tausenden: „Philister über dir!" Du aber lebtest noch! Um den Sieg wäre mir nicht bange, denn Dein Geist war unüberwindlich, weil unerschöpflich. Nun aber liegst Du im Grabe, und unüberwindliche Erde bedeckt und erstickt Deinen mit Schwertern bewaffneten feinen Mund, Dein mit Pfeilen bewehrtes schalkhaftes Auge, und uns kleinem Häuflein, die Dich nicht bloß bewunderten, sondern auch liebten, uns bleibt nichts übrig als die eintönige Todtenklage und die einfarbige Aussicht in eine Zukunft, welche nicht mehr überrascht werden kann durch Deine blitzende und donnernde Geistererscheinung. —

Unwiederbringlich dahin! Unersetzlich! — Fürchterliches Wort für uns, die wir zurückblicken und hungern und dürsten nach einem Genius. Tragt Eigenschaften herbei von links und rechts, und setzt sie zusammen zu einem Koloß und sacht ihm Leben ein mit allen Hilfsmitteln, wo nehmt Ihr die Flamme her, welche Genie heißt und unmittelbar aus der Hand des Gottes gefallen ist, und in die Hand des Gottes zurück fliegt, bis sich ihm nach Jahrhunderten wieder einmal die Gelegenheit bietet, unter die Menschen herab zu schlüpfen! Unersetzlich!

Kläglich nimmt es sich aus neben solchem Verluste, wenn ich nun mit ein paar äußerlichen Bezeichnungen an Deinem Grabe schildern soll, wie Du persönlich gewesen. Mein Auge ist trübe und unterscheidet keine deutlichen Umrisse von Deiner, ohnedies für das klarste Auge so schwer zu fassenden Gestalt. Ich versuch' es nur, um sogleich und öffentlich zu sagen, daß auch Dein persönliches Interesse vertreten sein soll durch Deine Freunde, und daß ich unter diesen jeden Augenblick bereit bin, für Deines bürgerlichen Namens Werth mit allen Kräften einzustehen, wenn die Widersacher ihn antasten wollten — für Deinen Dichternamen braucht es keines Testamentsvollstreckers; keine Macht der Erde lischt ihn aus der goldenen Tafel der Geschichte, welche die Namen großer Dichter verewigt. Du hast unsre Welt verherrlicht; wie Wenige können dies sich nachsagen lassen ohne Furcht vor Widerspruch! Und Dein Dichtername hat keinen gegründeten Widerspruch zu fürchten.

Es ist bekannt, daß Heine 1797 in Düsseldorf geboren ist[1]) und dort seine Kinderjahre verlebte, dann aber durch Uebersiedelung der Seinigen Hamburg zur Heimath erhalten hat, daß er in Göttingen und Berlin studirt und bei allen Reisen und Ortsveränderungen bis zum Jahre 1830 immer Hamburg als seine specielle Heimath bewohnt und betrachtet hat. Nach der Julirevolution erwählte er sich Paris zum Wohnorte, und dort hat er, über fünfzehn Jahre lang, die zweite wichtige Hälfte seines literarischen Lebens, im babylonischen Exile, wie er zu sagen pflegte, zugebracht. Gegen Ende des Jahres 1843 kam er zum ersten Male wieder nach Deutschland, um noch einmal seine Mutter in Hamburg zu sehen, an welcher er mit großer Zärtlichkeit hing, und die, so viel ich weiß, jetzt den Schmerz hat, ihn zu überleben. In seiner jugendlichen schmächtigen Erscheinung vor dem Pariser Aufenthalte habe ich ihn nicht gekannt. Die Abbildungen, welche in Deutschland von ihm grassiren, gleichen ihm nicht, und er rechnete diese Entstellungen zu seinem deutschen Unglück. Uebrigens war er mit seinen wechselvollen kleinen Zügen schwer zu treffen. Eine Lithographie nach Jules Giere stellt ihn recht gut und jedenfalls am besten dar. Als ich ihn 1839 das erste Mal sah, war er ein wohlgenährter, beinahe feister Mann von kleiner Mittelgröße, mit einem Antlitz der feinsten Züge, äußerst schelmischen Augen und fein geschnittenem Munde. Er trug das Haupt leicht vorgebeugt, und da er die kleinen Augen gewöhnlich zur Hälfte zudeckte mit den Augenlidern, so hatte das ganze Gesicht etwas Verschleiertes, welches ungemein interessant war und mit dem schönen Teint unter braunem Haar, mit dem fleischigen Körper und der weißen kleinen Hand an die jungen Abbé's im vorigen Jahrhundert erinnerte. Sein Sprachorgan war weich und angenehm. Er litt oft an den Kopfnerven, war aber übrigens ein kerngesunder Mensch, und selbst nach einleitender, fast stereotyper Klage über den Kopf verrieth er keine Spur mehr von Unwohlsein, sobald sein Geist angeregt wurde. „Ihr Kopfübel," pflegten wir ihm zu sagen, „ist die Furcht vor Langerweile." Diese Furcht war denn auch allmälig zu einer unangenehmen Manierirtheit ausgeartet, welche ihn für alle Fremden und für alle Menschen, die ihn nicht interessirten, unleidlich machte. Wo er Anregung fand oder auch nur voraussetzte, verschwand diese Manierirtheit vollständig, und derselbe Mann, welcher soeben Augen und Mund kaum geöffnet hatte, blitzte sogleich und sprudelte Geist, wenn der Bann seiner Stimmung gelöst war durch Entfernung eines Menschen oder durch eine Wendung des Gespräches. Demgemäß sprach er auch auffallend ungleich. Oft dergestalt stockend, als ob er keinen Satz bilden, keinen Gedanken finden könne und im Handumkehren ergiebig, nach allen Seiten überraschend ergiebig, fließend, bezaubernd. Er war eben ein Poet, welcher den leisesten Stockungen oder Schwingungen seiner Nerven gehorchte, und es war sein eigenthümliches Schicksal, daß er mit lauter poetischen Eigenschaften in einer durchaus politischen Gesellschaft auftrat. Diese verlangte mit Recht politische Folge in den Aeußerungen und schalt über poetische Sprünge; er selbst aber wollte und konnte sich diese nicht nehmen lassen, denn sie waren sein eigentliches Leben, und Politik war ihm nur ein Thema wie irgend ein anderes. Er war eine Künstlernatur, die unter Anderem auch den Tribun spielte, und die politische Welt sagte entrüstet: Du sollst nicht bloß spielen, Du sollst sein, was Du vorstellst, und Du sollst nicht unter Anderem Tribun sein, Du sollst nur Tribun sein! Das hätte er gar nicht gekonnt, auch wenn er gewollt hätte. Aus diesem Mißverständnisse und Mißverhältnisse erwuchsen ihm Legionen von Feinden, und besonders bei der Entstehung seines unglücklichsten Buches, des Buches über Ludwig Börne, habe ich das ganze innere Geflecht dieses Schicksals in der Nähe betrachten können[2]). Er schrieb dies Buch in der zweiten Hälfte des

[1]) Daß Laube das Jahr 1797 als das Geburtsjahr Heine's als „bekannt" voraussetzt, ist von großem Interesse. Gegenwärtig stehen die Chancen für 1799 allerdings besser, seitdem ich in meiner biographischen Einleitung zu der 1884 erschienenen Volksausgabe von Heine's Werken das authentische Zeugniß der Schwester des Dichters für dieses Jahr anführen konnte.

[2]) In seinen „Erinnerungen" erzählt Laube das folgende Gespräch mit Heine etwas abweichend und viel kürzer. Die obige, bedeutend ausführlichere und verständlichere Darstellung

Jahres 1839, und ich habe das Manuscript Wochen lang in Händen gehabt, und täglich und oft Stunden lang hab' ich in ihn hineingeredet: er solle es in solcher Gestalt nicht herausgeben, er thue Börne und thue sich Unrecht, und all' das Schöne darin könne nur richtig erscheinen und wirken, wenn er die persönlichen und politischen Fragen sondre und scheide von der Frage des höchsten Gesichtspunktes. Umsonst! Eben weil er Poet war, konnte er nur dichten, nicht sondern und scheiden und konnte er die Fragen nur als verschlungenes Gewächs bringen, welchem leider die befangene Zuschauerwelt die getrennten Wurzeln nicht ansehen konnte. Es war denn auch wie auf jeden eigensinnigen Poeten kein Einfluß auszuüben auf ihn. Der eigne Sinn ist ja die Kraft des Poeten! Wenn ich ihm die gefährlichsten Stellen des Buches vorlas, und die Gefahr derselben auseinandersetzte, so lächelte er, hörte offenbar nur mit halbem Ohre zu, und sagte endlich bloß: „Aber ist's nicht schön ausgedrückt?" — Mag sein, und doch ist's am falschen Orte! — „Und ist's nicht wahr?" — Nein, in diesem Zusammenhange ist's nicht wahr! — „Ah, pardon, in meinem Zusammenhange ist es gründlich wahr; ich kann nicht schreiben, wie die Dinge in Ihnen zusammenhängen, ich kann nicht Ihre Bücher schreiben!"

Man sieht, hier war nicht die geringste Aenderung durchzusetzen. Nur in einem Punkte gab er scheinbar nach. Ich behauptete — und die Folge hat meine Behauptung nur zu sehr bestätigt! — das Buch werde mit all' seinem Geist und Witz nur den Eindruck persönlicher Feindschaft und verletzender Impietät gegen einen von der ganzen Nation geliebten Todten machen — „der aber mein Feind war," unterbrach er mich, „und Feind dessen, was das Beste in mir ist, Feind meiner größeren Weltanschauung!" — „Mag sein," entgegnete ich, „so muß das Buch seinen Höhepunkt darin zeigen, daß Sie im Gegensatze zu Börne's bloß politischen Gedanken Ihre höhere Weltanschauung nachdrücklich und schwungvoll entwickeln. Können Sie die persönliche Feindschaft nicht unterdrücken, so müssen Sie einen Berg in dem Buche errichten, neben welchem die persönliche Feindschaft nicht nur in den Schatten tritt, sondern von welchem sie als ein Schatten, als eine Consequenz erscheint. Dieser Berg allein erfüllt die Form des Buches, und bringt das, was jetzt grell erscheint und verletzt, in ein besseres Licht." — „Darin können Sie Recht haben," sagte er nach einer Pause, und seinen Hut nehmend, setzte er hinzu: „Ich werde den Berg errichten!" Und nun sagte er täglich, wenn er in der Dämmerungsstunde vor dem Diner zu uns kam, oder wenn wir auf den Boulevards einhergingen im Abendnebel, den er so liebte in der Vergoldung durch Gasflammen, täglich wiederholte er: „Ich baue am Berge!" Und das war sein letztes Wort am Postwagen. Er wollte äußerlich nachgeben, aber nur äußerlich, denn ganz richtig hatte er einmal gesagt: „Wenn der Berg ein wirklicher Berg werden soll, so muß er ein Buch werden, größer als das, in welches er jetzt verlegt werden soll." — Allerdings! — „Ich bin aber froh, daß ich mit dem einen Buche fertig bin, ich will ein Lustspiel schreiben." — Kurz, aus Malice sendete er mir mit dem Postwagen einen ganzen Ballen des neuen Buches, und der Berg bestand aus nichts Weiterem als den „Briefen aus Helgoland", welche er in das Manuscript hineingeschoben hatte. Sie bildeten aber weit eher ein Thal als einen Berg, denn sie ließen recht geflissentlich die Gedanken in die Julirevolution hinablaufen, und gerade über diese und deren Gedankenwelt hatte er sich neben Börne erheben sollen. Das wußte er so gut und besser als ich. Er spottete meines Rathes, wohl wissend, daß ich ihm treu bleiben würde, auch wenn die ganze Welt Zeter schrie. Letzteres geschah, und doch schrieb er mir nie in einer Silbe, daß ich richtig prophezeiht, und daß ihm dies eine Buch drei Viertheile seiner Verehrer in zornige Widersacher umgewandelt; ja endlich schrieb er einmal in seiner großartigen „Süffisanz": „Die Klügeren wissen jetzt schon, daß ich in diesem Buche Recht habe mit meinen „Göttern der Zukunft", welche ich auf meinem Schiffe zu retten hatte, und die Anderen werden es später einsehen, falls sie ebenfalls

---

dessen, was damals kaum sechs Jahre zurücklag, hat aber wohl größeren Anspruch auf Authenticität als das vierzig Jahre später aus dem Gedächtniß Aufgeschriebene.

klüger werden." — Jene „Süffisanz" hat ihm so viele Menschenherzen entwendet, und es wird immer die Mehrzahl davon beleidigt werden, wenn Jemand einfach von sich sagt: Ich bin ein großer Dichter! Ist es denn ein Fehler, so was zu wissen? „Nein, es ist eine Eigenschaft," erwidert er lächelnd. „Warum hat man's Goethe nicht übel genommen, wenn er herabsehend von Tieck sagt, daß sich dieser damit abgequält, es ihm (dem Goethe) gleich zu thun und es doch nicht zu Stande gebracht! Und wenn Goethe hinzusetzt: ich kann das von mir sagen, denn ich habe mich ja nicht gemacht! Warum hat man's ihm nicht übel genommen?" — Man hat es auch übel genommen! — „Aber wer?" — Heine besaß eine olympische Sicherheit in Betreff seiner Schriften, und er wußte genau, was das Beste darin sei, mochte auch gerade dies am Aergsten bestritten oder bespöttelt worden sein. Diesen aristokratischen Zug der Ueberlegenheit verlor er nie, auch nicht in den Stunden tiefster Niedergeschlagenheit. Man durfte ihn nur an solch' ein Wort, ein Bild, einen Gedankengang erinnern, und auf einen Augenblick erheiterte sich sein Antlitz, und er hatte Freude daran, als ob er es zum ersten Male entdeckte. Wäre dies gewöhnliche Eitelkeit? O bewahre! Dieselbe Heiterkeit entstand auf seinem Antlitze, wenn ein großer Zug von einem andern Autor, namentlich von Goethe, erwähnt wurde. Er wußte nur eben bestimmt, felsenfest, was er wußte und liebte, und gegenüber dem tödtlichen Hasse, dessen er fähig war, webte eine reizende Kindlichkeit in ihm, eine Kindlichkeit, welche sich an dem selbsterfundenen Spielwerk ausgelassen freuen konnte. Diese Kindlichkeit war am Ausführlichsten zu beobachten in seinem Verkehr mit seiner Frau. Diese Französin hatte nicht den mindesten Bezug zu dem Schriftsteller und Dichter Heine; von dessen Werken und Kämpfen wußte sie gar nichts, sie hatte also auch nicht ein Sterbenswörtchen der Theilnahme oder des Lobes für den berühmten Autor. Und das war seine größte Freude. Sie spielten wie die Kinder zusammen, und er lehrte ihr die Namen phönizischer Könige und warnte sie vor der beunruhigenden Literatur Europa's und vor dem Lesen überhaupt und liebte sie ganz und gar unliterarisch auf das Zärtlichste.

Es gehört wohl auch zu seinem Schicksale, daß ich da im verwirrenden Schmerz über den Verlust lauter Züge und Dinge berühre, welche nicht geeignet sind, ihn den regelmäßigen Forderungen des großen Publicums zu empfehlen. Er wollte freilich auch nicht empfohlen sein, er wollte treffen. Dennoch fehlt es für den geschickteren Biographen keineswegs an Heine'schen Zügen, in deren Schilderung der eigensinnige Dichter auch abgeneigten Landsleuten wohlgefällig erscheinen würde. Er war zum Beispiele seinen Freunden treu wie Gold. Er, welcher den Wechsel so zu lieben schien, war von unerschütterlicher Gleichmäßigkeit in wohlwollender Theilnahme, wenn er einmal diese Theilnahme Jemand zugewendet hatte. So furchtbar treu er in Feindschaft war, so liebenswürdig treu war er in Freundschaft. Jahrelanges Stillschweigen störte das Verhältniß zu ihm nicht im Mindesten; nach jahrelanger Pause konnte man ohne ein erklärendes Wort des Ueberganges da fortfahren, wo das Verhältniß stehen geblieben war und konnte sogleich und ohne Weiteres einen Dienst, einen großen Dienst, ja ein Opfer von ihm fordern — er war augenblicks und hierbei stets unter den liebenswürdigsten Formen bereit, und er war ebenso bereit — für das edlere Verständniß sei dies gesagt als Steigerung — Dienste des Freundes in Anspruch zu nehmen ohne Hehl und Affectation. Was er in seinem Jargon, welchen der stete Aufenthalt im Auslande mit sich brachte, „honett" zu nennen pflegte, das war er selbst im schönsten Grade. Um nur das Trivialste anzuführen, wir haben nie miteinander gerechnet, und der Himmel mag wissen, wer für den Andern mehr ausgelegt hat, ob er an Pariser Auslagen für mich, ob ich an deutschen Auslagen für ihn. In solchen und ähnlichen Dingen des bürgerlichen Lebens war er von großem Stil, und für jeden Bedürftigen war er nicht nur wohlwollend, sondern auch wohlthätig in demselben Stile. Was hat er, stets des Undankes gewärtig, der denn auch reichlich über ihn ergangen ist, was hat er an flüchtige und arme Landsleute hingegeben! — Will man überhaupt Heine nur freundlich und wohlgefällig abgespiegelt sehen, so muß man sich an die Notabilitäten der Franzosen, unter denen er fünfzehn Jahre gelebt, wenden. Sie respectirten

ihn wie einen der vornehmsten Pairs in dem literarischen Parlamente Europa's, und derselbe Heine, an welchem sich bei uns jeder dürftige und sein bischen Handwerkzeug aus Heine'scher Domaine beziehende Journalist reiben zu dürfen, über welchen Spaß und Elster abgeschmackt piepen zu dürfen glaubt, derselbe Heine gilt dort für einen der größten Dichter und geistreichsten Autoren Europa's. Ich weiß dies nicht von Hörensagen; ich hab' es gesehen und erfahren an seiner Seite. Ihm öffneten sich alle Pforten, ich möchte sagen: alle Arme; er gehörte ganz und gar und ohne Vorbehalt zu der glänzenden Familie von französischen Notabilitäten, welche sonst gegen den Ausländer so kühl und so höflich sind. Und nicht etwa bloß, weil sie ihn und seinen Geist fürchteten, obwohl auch dies kein verächtliches Symptom wäre, o nein, in der Würdigung literarischer Größe herrscht bei den Franzosen ein viel tieferer Conservatismus als bei uns. Wer einmal die Literatur durch etwas Ausgezeichnetes bereichert hat, den berührt die nagende Kritik nicht mehr an der Wurzel, wenn sie ihm noch so viel Blätter abreißen sollte, was ebenfalls nicht leicht geschieht. Man ehrt dort sich und seine Nation in treuer Werthschätzung dessen, was jemals die Nation ausgezeichnet hat, und in demselben Geiste betrachteten dort George Sand, Hugo, Lamartine, Thiers, Mignet, Balzac, Dumas, und wie sie weiter heißen, den deutschen Autor Heine, von dem sie nur Bruchstücke kannten; an der Kralle erkannten sie den Löwen, und es war ihnen immerdar zweifellos, daß er eine geistige Macht ersten Ranges und als solche zu behandeln und zu achten sei. Ich schweige davon, daß Viele, und darunter George Sand, seinem Geiste innige Liebe widmeten, ich erwähne den ganzen Spiegel fremder Welt auch nur beiläufig, weil ich mich in so schmerzlichem Augenblicke jener Scenen erinnere, in denen gerade Heine mächtiger als irgend eine deutsche Macht die Schlagfertigkeit unseres Vaterlandes mitten unter den begabtesten Franzosen zur Geltung brachte. Konnte es für einen Deutschen etwas Erquickenderes geben als die Theilnahme an solchen Gefechten, in denen die Franzosen immer den Sieg in Anspruch nehmen für ihr Talent der Rede und des Esprits, und in denen nun plötzlich ein Deutscher als Deutscher links und rechts ein Vorpostentreffen begann, und allein, ganz allein, allmälig die ganze Linie der Gegner auf sich zog und mit Hieb und Stoß und Schuß beschäftigte, und nicht nur beschäftigte, sondern bedrohte und, wie oft! vollständig aus dem Felde schlug? Ja, die er in deutscher Sprache oft so bitterlich verspottete, indem er nur den Zopf derselben, den dicken und steifen und langen, ins Auge faßte, deutsche Wissenschaft und Kunst und Sitte vertrat er, ein gefürchteter Gladiator, gegen jedes herausfordernde Lächeln der Franzosen, vertrat er wie eine Herzensangelegenheit mit jenem blitzenden Geiste, welcher nur ihm eigen war, und in welchem ihm selbst jene begabten Franzosen die eigenthümlichste Ueberlegenheit einräumen mußten. Nie vielleicht ist deutsches Interesse so eigenthümlich und so schmetternd vertheidigt worden als von Heine in solchen Kämpfen; ich sage, so eigenthümlich, denn die Franzosen wissen heute noch nicht, welch' eine nationale Form des Geistes aus diesem Manne wetterte, den sie doch so gern für einen adoptirten Franzosen ausgaben. Die tiefer Blickenden erkannten gar wohl, daß hier nicht bloß von angeeignetem französischen Esprit die Rede sein könne, und daß es sich vielmehr um eine Verbindung von Eigenschaften handle, die nicht in ihrer, nicht in unsrer Nation ausschließlich zu finden sei, und Heine selbst ließ ihnen, wie höflich er auch sonst war, er ließ ihnen bei solchen Gelegenheiten nicht den geringsten Zweifel übrig, daß er kein Franzose, sondern ein im letzten Grunde vollkommen deutsches Menschenkind sei.

Nur in Erinnerung solcher Scenen erwähne ich beiläufig, wie tief ihn die Franzosen anzuerkennen, wie hoch sie ihn zu schätzen wußten; ich erwähne es keineswegs, um uns dadurch zur Anerkennung zu spornen. Wir wissen ohne Franzosen, was wir an Heine haben, und, ach, nun leider in Aussicht auf neue Schöpfungen verloren haben! Und die es verleugnen, weil sie der Gewitterwolke Hagel und Platzregen nicht verzeihen mögen, und die es wirklich noch nicht wissen, sie werden zum Bekenntniß und zur Erkenntniß gezwungen werden durch die Entfernung, in welche Heine durch den Tod gerückt worden ist. Mitten in dem Walde, zu dem er gehört, wird die Höhe des

Baumes viel schwerer gewürdigt. Aber entfernt Euch nur auf Stunden und Meilen Weges von dem Walde und seht dann zurück und erkennet mit Staunen, wie alle andern Bäume in eine Masse zusammengeschrumpft sind, und nur er allein deutlich erkennbar sich abzeichnet am Horizonte. Dann werdet Ihr auch begreiflicher finden, daß die Wucht der Stürme und jegliche Unbill der Witterung ihn ärger, wenigstens deutlicher beschädigen konnten als die so viel niedrigeren Nachbarn.

Wenn man Literaturgeschichte schreiben wird in Zukunft, bei welchem Namen hinter Goethe und Schiller wird man denn genöthigt sein anzuhalten und auszurufen: Hier, ja hier kommt eine wirklich neue Originalität, ein neues und starkes Gedicht, hier beginnt eine Epoche in deutscher Schrift! Bei welchem Namen sonst, wenn nicht bei dem Namen Heine's? Geht doch einige Jahre in die Zukunft voraus und stellt Euch vor, was dann im Gedächtniß geblieben sein wird vom Verdienste seiner zeitgenössischen Nebenbuhler in der literarischen Rennbahn! Welche Bücher wird man citiren z. B. von Demjenigen, der uns so werth und theuer ist wegen seines Charakters und seines reizenden Stils, von Börne? Man wird gar keine citiren. Sie werden zusammengeschlossen sein in den Begriff Artikel und Briefe. Man wird von einem anregenden, ja musterhaften Prosaiker sprechen, welcher sich durch kleine Aufsätze zu einem merkwürdigen literarisch-politischen Charakterbilde erhoben, eine überdauernde literarische Schöpfung aber nicht hinterlassen habe. Das ist eben der Unterschied zwischen dem bloß förderlichen und dem schöpferischen Geiste. Alle Förderung wird überfluthet, alle Schöpfung ragt empor über die Gewässer der Jahrhunderte. Heine's „Buch der Lieder" wird emporragen in unserm Jahrhunderte wie „die Leiden des jungen Werther", wie „die Räuber" emporragen im vorigen Jahrhundert.

Ach, das Alles war ihm, war uns gewiß, und brauchte nicht durch einen frühen Tod erkauft zu werden! Nicht funfzig Jahre ist er alt geworden. Das seit Jahren nagende Geschwätz, er habe nichts mehr zu sagen und zu bringen, war ja eben nur das Geschwätz der Mittelmäßigkeit, welche eine Befriedigung darin sucht, die Großmacht zu sich herabzuziehen in die allgemeine Gewöhnlichkeit. Gerade die Anlage seines ganzen Wesens war im Gegentheile wundervoll ausgerüstet zu unbegrenzter Wirkung. Er steckte in keinem System; er hatte hundert Augen und unter diesen das unergründliche Auge der Poesie, das Auge der ewigen Verwandelung, welches in jedem Wechsel die neue Stetigkeit, in jeder Stetigkeit den neuen Wechsel mit einem Blicke erkennt. Er brauchte nichts als einige Atome mehr von jener gleichgültigen physischen Gesundheit, welche der Gedankenlosigkeit so gern zu Diensten ist, um noch Jahrzehnte lang die schönsten Scenen an jener menschlichen Komödie zu schreiben, welche ihm als großes Kunstwerk vorschwebte. Wahrlich, sein letztes Buch „Neuer Gedichte" mit dem wild duftenden Blumen- und Dornenstrauße des Wintermärchens „Deutschland" hat Freunden und Feinden zu Staunen und Schrecken dargethan, daß der alte Pan in ihm nicht gestorben, sondern noch in grimmiger Fülle lebendig sei. Alles umsonst! Der gebrechliche irdische Stoff ist vorzeitig zusammengebrochen über den lebensvollen Geist, und wir wissen es nicht, wohin dieser göttliche Quell sich ergossen. Wir wissen es nicht; die Kunde ist uns versagt, versagt sei der Geist, welcher verschüttet wird, noch so mächtig. In diesem Punkte hat auch der verwegene Geist Heine's nicht Wort halten können. Einst haben wir uns bei nächtlicher Weile auf dem Concordienplatze, der so weit und lieblich schauerlich ist im magischen Flimmern der Gaslichter, fest versprochen: Der Gestorbene wolle dem Ueberlebenden eine Kunde bringen aus der Welt hinter dem menschlichen Tode — die verwegene Seele Heine's hat nichts vermocht über den Bann der Elemente; nicht die leiseste Kunde oder Erscheinung ist zu mir gekommen vom Thuner See, an dessen Ufern er verschied; prosaisch und alltäglich im trägen Postenlauf hat mir die Zeitung erst Nachricht gebracht, nachdem er schon sechs Tage aus unserm Menschenleben verschwunden war. Vielleicht bin ich eben deshalb doppelt erschrocken, weil es eine doppelte Erinnerung an unsre Ohnmacht war, weil ich mir eingebildet hatte, der geliebte Freund könne nicht von hinnen gehen, ohne mir persönlich Ade zu sagen.

Kein Ade nach so langen und schönen Jahren des Genusses und der Liebe! Grell durchschneidendes Ende auch für ihn, welchen der ewige Geist so begünstigt. Nur die poetische Decoration, welche Heine's Kindersinn so liebte, ist ihm noch gestattet worden. Gegen alles Vermuthen ist er auf deutscher Erde gestorben und ruht im Angesichte jenes höchsten deutschen Oberlandes, das er so liebte, im Angesichte der schneeweißen Alpen und des prachtvollen Sees, mit dessen Nixen er so gerne sein Spiel getrieben. Seiner Familie, derer Namen er verherrlicht hat mit der demantenen Dichterkrone, hat er es leicht gemacht, einen Denkstein zu setzen, den die Wanderer aus der ganzen Welt sinnend betrachten können. Noch mehr der äußeren Zeichen, mit denen er so lieblich Bilder zu malen wußte: An seinem Todestage ward eine freie Verfassung fast mit Einstimmigkeit im ganzen Berner Lande angenommen, und als seine Seele aus dem Körper floh, entzündeten sich ringsum die Höhen, und die Freudenfeuer einer neuen Freiheit loderten empor zu den Sternen.

Ach, ich wollte, Du lebtest noch und es brauchte keiner Decorationen zu Deiner Feier! Mir ist, als hielte ich Dich noch in unsrer Nähe, so lange ich an dieser Grabrede spreche, und doch muß es geschieden sein; der Tod hat kein Erbarmen, und der drückende Sonnenschein dieses Sommers, welcher Deinen Leib erstickt hat, saugt mein thränenvolles Ade gleichgültig auf ins große All, welches Dich verschlungen hat auf Nimmerwiedersehen für unseres Leibes Auge; es muß geschlossen sein mit dem trostlosen Worte: Heinrich Heine ist todt! — Heinrich Laube[1]).

---

[1]) Laube bittet uns, gleichzeitig mit diesem Aufsatze bekannt zu machen, daß er eine Lebensgeschichte Heine's herausgeben werde, und daß alle Freunde und Bekannte des Verstorbenen gebeten sind, Briefe und sonstige Beiträge an ihn nach Leipzig zu senden. Es sollen alle Originalpapiere Heine's, welche man dem Biographen anvertraut, gewissenhaft an die Eigenthümer zurückgesandt werden, sobald sie eingesehen und benutzt worden sind.

Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung".

Wie aus dem Schluß des in der Einleitung mitgetheilten Begleitbriefes hervorgeht, rührt auch diese Redactionsnote, die uns mit der interessanten Thatsache bekannt macht, daß Laube eine Biographie Heine's schreiben wollte, von Heinrich Laube selbst her. G. K.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Mit freudiger Genugthuung sind im gesammten deutschen Vaterlande die Nachrichten über die Zusammenkunft unseres Kaisers mit dem Kaiser von Oesterreich, die am 6. August in Gastein erfolgte, aufgenommen worden. Durfte es als ein glückliches Ereigniß mit hoher Befriedigung begrüßt werden, daß Kaiser Wilhelm, der inzwischen am 12. August in Babelsberg eingetroffen ist, sich in der stärkenden Gebirgsluft von seinem letzten Leiden erholt hat, so verbürgte zugleich die Begegnung der beiden Monarchen, deren Völker durch eine innige Bundesgenossenschaft mit einander verknüpft sind, von neuem den europäischen Frieden. Ueberall im Auslande, wo Anwandelungen verspürt werden sollten, Störungen dieses Friedens herbeizuführen, wird die Symbolik der Begrüßung des Kaisers von Oesterreich und unseres Kaisers wohl verstanden werden, nachdem sich die Allianz der beiden Reiche bereits eine Reihe von Jahren hindurch als festes Bollwerk für die Erhaltung des Friedens in vollem Maße bewährt hat.

Wie die Kaiser-Zusammenkunft von Gastein für die hohe Politik eine gar nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, war die gleichzeitige hundertfünfzigjährige Jubelfeier der Universität Göttingen für die wissenschaftliche Welt nicht minder ein Friedensfest, an welchem außer den Gästen auch alle diejenigen im Geiste theilnahmen, welche in der deutschen Hochschule einen der wichtigsten Factoren der Größe und Stärke des Vaterlandes erblicken. Knüpft sich an die Entwicklung der Universität Göttingen ein gut Theil deutscher Culturgeschichte, verdanken jener große Dichter und Denker, hervorragende Männer der Wissenschaft und der Politik viel von ihrer geistigen Ausbildung, so muß bei einer Gedenkfeier der Georgia Augusta zugleich auf das Siebengestirn hingewiesen werden, das nicht bloß am Himmel der Wissenschaft glänzt, sondern auch denjenigen voranleuchtet, welche unter Anderem in der Festigkeit des Charakters und in der männlichen Gesinnung nothwendige Erfordernisse wahrer Geistesgröße erkennen. Wilhelm und Jakob Grimm, Dahlmann, Gervinus, Albrecht, Ewald und Weber, welche die von ihnen geforderte Erklärung, ihren Eid auf die Verfassung für unverbindlich zu erachten, mit Entrüstung zurückwiesen, indem sie lieber ihre ganze Existenz aufs Spiel setzten, werden allezeit mit Ehren genannt werden, wenn von deutscher Ueberzeugungstreue und Freimüthigkeit die Rede ist.

Völlig verschieden von der Welt- und Lebensanschauung der „Göttinger Sieben" erscheint uns die in den jüngsten vatikanischen Kundgebungen enthaltene. Als vor einiger Zeit die ersten Gerüchte von einer angeblich geplanten Versöhnung zwischen dem Vatikan und dem Quirinal auftauchten, durfte man im Hinblick auf die öffentliche Meinung in Italien ohne Weiteres annehmen, daß die Parteigänger des Vatikans in irgend welcher Form die am 20. September 1870 mit dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia thatsächlich gelöste „römische Frage" wieder zur Erörterung gebracht sehen wollten. Der neue Cardinal-Staatssecretär Rampolla richtete dann am 22. Juni eine Note an die Nuntien, in welcher er allen Ernstes versicherte, daß der Papst bei der hohen Würde, mit der er bekleidet, seine

päpstliche Macht über mehr als zweihundert Millionen Unterthanen aller Racen und Classen nicht mit dem nothwendigen Erfolg und Ansehen ausüben könnte, falls er nicht mit jenem äußeren Glanze umgeben wäre, den ihm die Vorsehung verlieh, als die verschiedenen Nationen und Königreiche aus dem Schoße der Christenheit auf den Ruinen des römischen Reiches hervorgingen. Sei es nun, daß dieser Note des Cardinal-Staatssecretärs ein größerer Nachdruck gegeben werden sollte, sei es, daß Papst Leo XIII. das volle geistige Eigenthum an dem jüngsten Programm der römischen Curie beanspruchte, thatsächlich gelangte nach der Note Rampolla's der volle Wortlaut des päpstlichen Schreibens zur Veröffentlichung, auf Grund dessen das Circular an die Nuntien verfaßt worden war. Leo XIII. beschränkt sich in dem vom 15. Juni d. J. datirten Actenstücke keineswegs auf eine Darstellung seines Verhältnisses zur italienischen Regierung; vielmehr läßt er fast sämmtliche Staaten Revue passiren, indem er Lob und Tadel austheilt, als ob die päpstliche Gewalt noch die höchste auf Erden wäre. In diesem Zusammenhange darf daran erinnert werden, daß es gerade katholische Länder wie Italien und Frankreich sind, in denen die Achtung vor dem Papstthume unzweifelhaft stark gesunken ist, während Deutschland, als es Leo XIII. mit dem Schiedsspruche in der Carolinen-Angelegenheit betraute, wesentlich den äußeren Anlaß zu einer Erhöhung des „prestige" des Vatikans gab. Dies darf uns jedoch nicht verhindern, auf die zahlreichen Seltsamkeiten des päpstlichen Schreibens hinzuweisen, welches keineswegs bloß in Italien entschiedenen Widerspruch herausfordern muß. Nachdem Oesterreich-Ungarn sowie dessen kaiserliche Familie eine gute Note erhalten hat, weil die besten Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und der habsburgischen Monarchie bestehen, wird Frankreich, „die geliebte Tochter der Kirche", einer minder wohlwollenden Kritik unterworfen, insbesondere leiht der Papst seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß sich dort mancherlei vollziehe, wodurch Religion und Kirche geschädigt werden. Mit Rücksicht auf die in Frankreich sich mehrfach geltend machende Strömung, die als eine dem Concordate feindliche bezeichnet werden darf, betont Leo XIII. den Wunsch, daß dem Uebel gesteuert werde, und nach Entfernung des Mißtrauens volle Eintracht unter Beobachtung der feierlich geschlossenen Verträge dem Buchstaben und dem Geiste nach herrschen könne. Die französischen Radicalen werden allerdings auf derartige Wünsche wenig Gewicht legen; haben doch die Berathungen der Deputirtenkammer über das Cultusbudget zu wiederholten Malen gezeigt, daß, sobald erst der Senat eine entsprechende Zusammensetzung aufweisen sollte, das Concordat ernsthaft gefährdet werden könnte. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß seit der letzten Ministerkrisis in Frankreich, welche zum Sturze des Generals Boulanger sowie zum Siege der Opportunisten führte, die Aussichten der Radicalen auf maßgebenden Einfluß in der Regierung wesentlich verringert worden sind.

Spanien, die Bevölkerungen Süd-Amerika's und Portugal erhalten in dem päpstlichen Schreiben eine vortreffliche Censur, während in dem auf Belgien bezüglichen Passus darüber hinweggeglitten wird, daß das clericale Ministerium keineswegs dem Wunsche des Königs entsprochen hat, als es bei der Berathung der Militärvorlage nur ganz lau für die allgemeine Dienstpflicht eintrat, wohl in dem Bewußtsein, daß die ultramontane Mehrheit der Repräsentantenkammer in ihrer Fürsorge für die katholischen Seminaristen einer solchen Reform doch nicht zustimmen würde. Was die Beziehungen des Vatikans zur preußischen Regierung betrifft, so sollen auch in Zukunft die Bemühungen zur weiteren Besserung der Lage der katholischen Kirche fortgesetzt werden. Zugleich wird auf Befriedigung der „gerechten Wünsche" der katholischen Bevölkerung gehofft, „welche sich durch ihre Entschlossenheit und ihr standhaftes Ausharren so hoch um die Religion verdient gemacht hat." Die Centrumspartei wird nicht ermangeln, das hier ertheilte Lob für sich in Anspruch zu nehmen, wie denn auch hervorgehoben werden muß, daß die Zweideutigkeit, welche dem päpstlichen Actenstücke an vielen Stellen anhaftet, zwar den Gepflogenheiten der vatikanischen Diplomatie entsprechen mag, jedoch wenig im Einklange mit einer freimüthigen, alle kleinen Mittel verschmähenden Versöhnungspolitik steht.

Als pièce de résistance des päpstlichen Schreibens, und zwar nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach darf unzweifelhaft derjenige Theil gelten, welcher dem „unheilvollen Zwiespalte" zwischen dem Papstthume und Italien gewidmet ist. Hatte Leo XIII. in der Allocution vom 23. Mai d. J. als Grundlage des Friedens zwischen Vatikan und Quirinal die Würde des päpstlichen Stuhles bezeichnet und einen Stand der Dinge gefordert, in welchem er Niemandem unterworfen wäre und eine volle, nicht bloß scheinbare Freiheit genießen könnte, so wird dies nunmehr dahin authentisch interpretirt, daß die unbedingte Voraussetzung der Schaffung des Friedens in Italien die Wiederherstellung einer wahren Souveränetät des Papstes sei. „Denn bei dem gegenwärtigen Zustande," heißt es, „befinden wir uns offenbar nicht sowohl in unserer eigenen Gewalt wie in der Gewalt Anderer, von deren Mitteln es abhängt, selbst die Bedingungen unserer Existenz nach dem Wechsel der Personen und Umstände zu ändern, wann und wie es ihnen beliebt. Wir sind mehr in fremder Gewalt als in unserer eigenen: das haben wir mehr als einmal wiederholt. Deshalb haben wir im Verlaufe unseres Pontificates stets unserer Pflicht gemäß eine wirkliche Souveränetät für den römischen Papst zurückgefordert, nicht aus Ehrgeiz, nicht auf irdische Größe abzielend, sondern als wahre und wirksame Bürgschaft seiner Unabhängigkeit und Freiheit."

Auf die „historische" Begründung der weltlichen Macht des Papstes brauchen wir um so weniger einzugehen, als in der vorliegenden Darstellung Geschichte und Legende in der üblichen Weise mit einander verwechselt werden. Bezeichnend für die im Vatikan herrschende geschichtliche Auffassung ist unter Anderem der Hinweis, daß das alte Rom und sein Reich für das christliche Rom errichtet worden seien. Diese Teleologie ist zu eigenartig, als daß sie einer besonderen Kritik bedürfte. Nicht minder anfechtbar ist die Versicherung, das einzige Mittel, dessen die Vorsehung sich zum Schutze der Freiheit des Papstes bedient habe, sei dessen weltliche Macht gewesen, da, wenn dieser Schutz fehlte, die Päpste entweder verfolgt, ihrer Freiheit beraubt und in die Verbannung getrieben oder fremder Gewalt unterworfen worden seien. Sollte aber im Vatikan wirklich die Vorstellung herrschen, daß der Papst in der Zeit, in welcher französische Truppen den Kirchenstaat besetzt hielten, volle Freiheit und Unabhängigkeit genoß? Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, unmittelbar nachdem die Chassepots bei Mentana „Wunder gewirkt hatten", in Rom lebte, weiß aus eigener Erfahrung, daß damals die Franzosen thatsächlich die Herren im Kirchenstaate waren.

Man braucht sich nur die Situation einigermaßen klar zu machen, welche sich nach der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes ergeben würde, um die Unmöglichkeit einer solchen Umgestaltung sogleich auf den ersten Blick zu erkennen. Abgesehen davon, daß mit dem ersten Tage die patriotischen Bestrebungen der Italiener, welche Rom als Hauptstadt forderten, wieder ins Leben gerufen würden, wären dann internationale Conflicte aller Art unvermeidlich. Würde selbst zugegeben, daß Leo XIII. eine versöhnliche Gesinnung bewährte, so ist doch aus der Geschichte der Päpste sehr wohl bekannt, daß auf einen friedliebenden Papst ein von ganz anderen Absichten beseelter gefolgt ist. Unfähig, aus eigener Kraft den neuen Kirchenstaat zu schützen, würde er in dem von ihm heraufbeschworenen Conflicte wieder die Hilfe des Auslandes anrufen, so daß Italien von Neuem allen Wechselfällen preisgegeben wäre, unter denen es Jahrhunderte hindurch schwer gelitten hat.

Auch an Lockrufen mangelt es in dem päpstlichen Schreiben nicht. Wird doch allen Ernstes versichert, daß diejenigen, welche nicht in alten Vorurtheilen befangen, nicht von einem irreligiösen Geiste beseelt seien, vielmehr die Lehren der Geschichte sowie der italienischen Tradition ehrlich aufnehmen und die Liebe zur Kirche von der Vaterlandsliebe nicht trennen, mit dem Papste sehen würden, daß die Einigung mit dem Papstthume gerade für Italien die beste Grundlage seines Glückes und seiner Größe wäre. Italien soll dann nämlich segensreichen Antheil an Allem nehmen, was den wahren Ruhm und das Glück eines Volkes bilde oder den Namen der Civilisation verdiene. Die italienischen Patrioten, welche den Einheitsgedanken verwirklichen halfen,

werden allerdings mit Recht in Bezug auf die Begriffsbestimmung dieser Civilisation ganz anderer Ansicht sein als die Anhänger Leo's XIII. Dieser kann sich selbst nicht verhehlen, daß die Italiener bei der Wiederherstellung der päpstlichen Souveränetät glauben würden, auf große Vortheile zu verzichten, indem den modernen Fortschritten keine Rechnung getragen, vielmehr bis zum Mittelalter zurückgewichen würde. Italien soll es jedoch als einen besonderen Ruhm betrachten, daß die Vorsehung den Sitz des Papstthums ihm zugetheilt hat. Man braucht sich nur in die Seele der Italiener zu versetzen, um das weitere Argument in seiner ganzen Seltsamkeit würdigen zu können, daß nämlich, selbst wenn die Einheit des Staates einen Stoß erleiden sollte, die Frage aufgeworfen werden könnte, ob dieser Zustand der Einheit für die Völker ein so absolutes Gut wäre, daß es ohne dieses weder Gedeihen noch Größe gäbe, oder ob es ein höheres Gut gäbe, welches jedem anderen vorgehen müßte. Um die Gegner der päpstlichen Souveränetät, welche sich auf Civilisation und Fortschritt berufen, vollständig zu widerlegen, wird darauf hingewiesen, daß nur dasjenige für den Menschen einen wirklichen Fortschritt darstellen könne, was zur geistigen und moralischen Vervollkommnung führe oder ihr doch nicht widerstrebe, so daß es keine ergiebigere Quelle dieser Art von Civilisation gebe als die Kirche. Das päpstliche Schreiben versichert, daß Alles, was Wissenschaften, Künste und Industrie Neues zum Nutzen und für die Bedürfnisse des Lebens erfunden haben, Alles, was nicht Willkür, sondern wahre und würdige Freiheit des Menschen sei, von der Kirche gesegnet und im weltlichen Fürstenthume der Päpste einen weiten Spielraum besitzen würde.

Ein Hinweis, daß die Inquisition in dem neuen Kirchenstaat abgeschafft werden soll, findet sich in dem päpstlichen Schreiben nicht vor, während man doch nur an Namen wie Galilei und Giordano Bruno zu erinnern braucht, um zu zeigen, was die römische Curie unter Civilisation und Fortschritt versteht. Leo XIII. macht überdies kein Hehl aus seiner Vorliebe für das Mittelalter, dem er nachrühmt, daß, wenn es wie alle Epochen seine Fehler und tadelnswerthen Gebräuche besaß, es doch besondere Vorzüge hatte, deren Verkennung eine wahre Ungerechtigkeit wäre. Giordano Bruno ist allerdings erst im Jahre 1600 als Ketzer auf dem Campo di Fiori zu Rom verbrannt worden, so daß das Mittelalter für dieses Blutopfer nicht verantwortlich gemacht werden kann. Wer möchte jedoch leugnen, daß das Papstthum in der Art, wie es die „ketzerische" Wissenschaft bekämpfte, allezeit denselben Grundsätzen huldigte? In dieser Hinsicht erscheint charakteristisch, daß der überwiegend aus Clericalen bestehende römische Gemeinderath heute noch die Errichtung eines Denkmals für Giordano Bruno auf demselben Platze, wo er als Märtyrer der Wissenschaft starb, mit allen Mitteln zu verhindern sucht, gerade wie es sehr geraumer Zeit bedurfte, ehe Galilei in Santa Croce zu Florenz, dem Pantheon der Italiener, seine Ruhestätte fand. Wie pomphaft auch das päpstliche Schreiben von den clericalen Organen als Haupt- und Staatsaction verkündet wurde, wird es doch lediglich das Schicksal aller früheren Proteste theilen und einfach ad acta gelegt werden. In Italien selbst denkt kein ernsthafter Politiker daran, daß Rom jemals wieder aufhören könnte, die Hauptstadt des geeinten Königreiches zu sein. „Ci sono, ci sto!" „Hier bin ich, hier bleibe ich!" so lautete der denkwürdige Ausspruch des Königs Victor Emanuel, als er von Rom Besitz ergriffen hatte; König Humbert aber wird sicherlich das Vermächtniß des Re galantuomo treu erfüllen, zumal da es ihm auch nach dem Hinscheiden Agostino Depretis' nicht an vortrefflichen Rathgebern fehlt, unter denen insbesondere der neue Ministerpräsident Crispi als ein energischer Widersacher aller Uebergriffe der Hierarchie gilt. Freilich ist der Tod des bisherigen Conseilpräsidenten ein schwerer Verlust für die italienische Monarchie; war es doch Depretis, der eine ganze Reihe segensreicher Reformen verwirklichte. Mag immerhin die Colonialpolitik, welche italienische Truppen nach Massowah führte, Bedenken hervorrufen, so ist doch andererseits der Anschluß Italiens an das deutsch-österreichische Bündniß nicht nur eine Bürgschaft für den europäischen Frieden, sondern für das Land selbst eine politische Nothwendigkeit. Wacht Italien mit Recht eifersüchtig darüber, daß seine

Stellung am Mittelländischen Meere nicht beeinträchtigt werde, so wird durch die innigen Beziehungen zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn der sicherste Schutz gegen ein eigenmächtiges Vorgehen Frankreichs geboten. Letzteres darf sich aber nicht verhehlen, daß, falls es einmal leichtfertig den von den Chauvinisten geschürten Krieg gegen Deutschland unternehmen sollte, der Vorrang unter den lateinischen Nationen auf das in der auswärtigen Politik besonnene, in der inneren seine wirthschaftlichen Kräfte sorgfältig zusammenhaltende Italien übergehen könnte. Wenn Paul Déroulède und Genossen mit Rücksicht darauf, daß Deutschland kein Interesse hätte, weitere französische Gebietstheile einzuverleiben, zum Kriege drängen, so vergessen sie, daß Nizza und Savoyen früher zu Italien gehörten, und daß auch Tunesien ehemals in dessen Machtsphäre fiel. Frankreich würde also, ganz abgesehen von der Gefahr einer verhängnißvollen materiellen Schwächung, durch den Revanchekrieg den Italienern mancherlei Chancen bieten, welche von diesen sicherlich nicht aus den Augen verloren werden. Hierzu kommt, daß die italienische Nation im Gegensatze zur französischen in stark progressivem Wachsthum begriffen ist. Wird aber auf das finanzielle Uebergewicht Frankreichs hingewiesen, so darf nicht übersehen werden, daß unter Anderem die trotz allen Hindernissen durchgeführte Beseitigung des Zwangscourses auf gesunde wirthschaftliche Reformen jenseits der Alpen schließen läßt.

Während Italien in Depretis einen seiner besten Patrioten verloren hat, beklagen die Panslawisten Rußlands den Tod Katkow's als einen der schwersten Schläge, von denen ihre Sache getroffen werden konnte. Wie feindselig der Leiter der „Moskauer Zeitung" sich auch Deutschland gegenüber in den letzten Jahren erwies, darf doch nicht in Abrede gestellt werden, daß er die Größe seines Vaterlandes als das Ziel seines Lebens betrachtete; nur daß er einen durchaus verfehlten Weg einschlug. Obgleich er in jungen Jahren eine deutsche Bildung genossen hatte und später lange Zeit als ein aufrichtiger Freund Deutschlands galt, wandte er sich dann doch von letzterem ab, so daß die Franzosen in ihm bei seinem Tode gewissermaßen einen Bundesgenossen erblicken konnten. War es die Enttäuschung der Panslawisten wegen der geringen Resultate des russisch-türkischen Krieges, wodurch Katkow am meisten verstimmt wurde, weil er mit vielen seiner Landsleute die völlig irrige Auffassung hegte, daß Deutschland auf dem Berliner Congresse die Ansprüche Rußlands zu wenig berücksichtigte? War es die Verblendung der Panslawisten im Allgemeinen, welche den Kampf gegen die germanischen und lateinischen Nationen aus Princip führen zu müssen glauben, wäre es auch zunächst nur in Wort und Schrift, um die eigene Hegemonie vorzubereiten? Jedenfalls mußte es seltsam berühren, als die französischen Radicalen unmittelbar nach dem Tode Katkow's in ihm den Gesinnungsgenossen priesen, während doch die politischen Ansichten Lockroy's und Floquet's gar keinen heftigeren Widersacher finden konnten. Ueberdies hätte die Stellung, welche der russische Publizist in der polnischen Frage einnahm, die radicalen Parteiführer in Frankreich belehren müssen, welchen Werth die Devise: Liberté, égalité, fraternité in den Augen Katkow's hatte. Die Franzosen täuschen sich auch, wenn sie glauben, daß der nunmehr gestorbene Leiter der „Moskauer Zeitung" in Rußland allgemein beliebt war. Wohl gehörte er zu den bekanntesten Persönlichkeiten seines Landes; er verdankte diese Popularität dem rücksichtslosen Freimuth, den er selbst dem allmächtigen Zaren gegenüber nicht verleugnete. Die an Grausamkeit streifende Heftigkeit, mit welcher er nicht bloß Polen und Nihilisten, sondern auch alle Gegner der von ihm als Ideal gepriesenen Autokratie bekämpfte, war jedoch keineswegs geeignet, dem Fanatiker außerhalb des eigenen Feldlagers zahlreiche Freunde zu gewinnen. Beinahe klingt es wie Ironie, daß derselbe Mann, welcher eine starre nationale Ausschließlichkeit anstrebte und durchaus nicht als begeisterter Anhänger der Humanität gelten konnte, auf die classischen, die humanistischen Studien als hauptsächliches Bildungsmittel für die russische Jugend den größten Werth legte. So darf denn auch gehofft werden, daß in nicht zu ferner Zukunft die freie Menschlichkeit im Gegensatze zu einer culturfeindlichen Beschränktheit in den gebildeten Classen Rußlands

das Uebergewicht erlangen werde. Vielleicht wird dann Katkow unter denjenigen genannt, welche wider ihren Wunsch und Willen durch die Pflege der alten Schriftsteller eine neue Epoche der Geistesbildung in Rußland vorbereiteten, gerade wie in Deutschland und anderwärts durch Renaissance und Humanismus ein völliger Umschwung angebahnt wurde.

Hatte Katkow insbesondere auch geglaubt, daß Rußland in Bulgarien den Hebel ansetzen müsse, um auf der Balkan-Halbinsel den ihm gebührenden Einfluß wiederzuerlangen, so darf man mit besonderem Interesse dem Verhalten entgegensehen, welches die russische Regierung im Hinblick auf die neueste Phase der orientalischen Frage: die Reise des von der großen Sobranje zum Fürsten gewählten Prinzen Ferdinand von Coburg beobachten wird. Die Vorschrift des Berliner Vertrages, nach welcher der Fürst von Bulgarien „unter Bestätigung durch die Pforte und mit Zustimmung der Mächte" von der Bevölkerung frei gewählt sein muß, hat den Prinzen nicht gehindert, dem „Rufe seines Volkes" Folge zu leisten. Es entsteht nur die Frage, ob er sich alle die Schwierigkeiten vollkommen klar gemacht hat, die er nunmehr überwinden muß. Ohne auf die Unterstützung Oesterreichs und Deutschlands im geringsten zählen zu können, darf Prinz Ferdinand zunächst an der Feindseligkeit Rußlands nicht zweifeln, während der Sultan dem von der großen Sobranje gewählten Fürsten entschieden abrathen ließ, ohne die positive Zustimmung der Mächte den bulgarischen Thron zu besteigen. Andererseits stehen dem Nachfolger des Fürsten Alexander in Bulgarien selbst zwei Parteien gegenüber, von denen die eine zu Rußland neigend, bei der Wahl ihrer Kampfmittel, wie die „Entführung des Battenbergers" zeigte, wenig wählerisch, die andere dem früheren Fürsten treu ergeben geblieben ist. Muß es doch dem Prinzen Ferdinand von Coburg schwer fallen, seinen Vorgänger, welcher heldenmüthig die Unabhängigkeit Bulgariens zum Abschlusse brachte, aus der Gunst seiner Anhänger zu verdrängen, zumal da ein Theil derselben immer noch hofft, durch eine glückliche Fügung den Fürsten Alexander auf den bulgarischen Thron zurückgeführt zu sehen. Prinz Ferdinand hat inzwischen am 14. August in Tirnowa den Eid auf die bulgarische Verfassung geleistet und an demselben Tage an die Sobranje eine Proclamation gerichtet, in welcher er versichert, daß die heroischen Bemühungen, welche das bulgarische Volk machte, um seine Rechte, seine Ehre und seine Interessen zu wahren, dem Lande die Sympathien der gesammten civilisirten Welt verschafften und Allen den Glauben an seine Lebenskraft sowie die Gewißheit einflößten, daß das Volk in seiner Entwicklung einer glänzenderen und glücklicheren Zukunft würdig wäre. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat jedoch im Hinblick auf das Verhalten und die Kundgebungen des Prinzen Ferdinand mit Recht hervorgehoben, daß dadurch ein verstärkter Bruch des bestehenden Vertragsrechts constatirt würde, welchen die deutsche Politik nicht gutheißen könnte. Trotzdem darf nach wie vor die Erwartung gehegt werden, daß gemäß der von Lord Salisbury in seiner Banketrede im Mansion House ertheilten Versicherungen der europäische Friede keine Störung erleiden wird.

Literarische Rundschau.

Ueber Literatur-Studium als Mittel der Erziehung.

On the Study of Literature. The annual address to the students of the London Society for the extension of University teaching. Delivered at the Mansion House, February 26, 1887. By John Morley. London, Macmillan and Co. 1887.

Der Zweck der Gesellschaft, bei deren jüngster Jahresversammlung Mr. Morley diese Rede hielt, besteht darin, höhere wissenschaftliche Bildung in diejenigen Schichten des Volkes zu bringen, welche durch Geburt, Herkommen und Lebensstellung den Universitäten fern stehen. Vier Preise, wie wir dem Berichte des Redners entnehmen, wurden während des vergangenen Winters unter der Grubenbevölkerung von Northumberland vertheilt und setzten deren Empfänger in den Stand, einen Monat in Cambridge zu verbringen, welchen sie zur Arbeit in den dortigen Laboratorien und Museen anwandten. Die Bewegung, welche vor elf Jahren begann, hat seitdem beständig an Umfang zugenommen und erstreckt sich gegenwärtig über England und Schottland mit einunddreißig localen Centren und sechzig Lehrcursen. Mr. Morley, eines von den Häuptern des Radicalismus und einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller des gegenwärtigen Englands, Mitglied des letzten Gladstone-Ministeriums, erblickt in dieser Bewegung eine der wichtigsten Aeußerungen eines demokratischen Zeitalters: Nichts könne mehr als sie darauf berechnet sein, Mängel zu heilen, welche der Demokratie noch anhaften oder sie selber auf jene Höhe zu heben, welche von älteren Formen der Regierung und älteren Ordnungen der Gesellschaft niemals erreicht worden. „Keine Bewegung kann auf vernünftigere Weise demokratisch sein, als eine, welche dem Grubenarbeiter des Nordens oder dem Londoner Handwerker Kenntnisse zu geben sucht, so gut und so genau, wenn er auch nicht so viel davon haben mag, als ob er ein Student in Oxford oder Cambridge wäre." Solche Bildung, fährt er fort, verringert nicht das Maß praktischer Befähigung oder politischer Tüchtigkeit, der höchsten Form aller praktischen Energie. Für Ersteres führt er das Beispiel der Athener und das Wort des Perikles an: „Wir pflegen den Geist, ohne dadurch an Männlichkeit zu verlieren." Die Bürger von Athen freilich hatten es leicht in dieser Beziehung; denn sie ließen die niedere Quälerei des Lebens von Solchen verrichten, welche keinen Theil an seinen höchsten Gütern hatten. „Mit uns ist es," sagt Morley, „glücklicherweise ganz anders. Wir sind alle, mehr oder weniger, gleich. Unser Bestreben ist — und das erhebt uns, nach meiner Ansicht, unendlich über das Niveau der Athener — die Perikleischen Ideen von Schönheit und Einfachheit und Bildung des Geistes innerhalb des Bereiches Derer zu bringen, denen die Plage, der Dienst und die rauhe Arbeit der Welt zugefallen ist." Nur zu sehr sei man geneigt, sagt er, Jeden, der sich mit Literatur beschäftigt, einen Träumer und Doctrinär zu nennen, und doch säßen in dem gegenwärtigen Ministerium

wenigstens drei Männer, welche, wenn sie wollten, ihr Brot als Schriftsteller verdienen könnten, ebenso wie, den Premier eingeschlossen, in dem vorigen drei Schriftsteller gesessen hätten (Mr. Morley, wie bemerkt, war einer davon).

Wie nun, so frägt er, stellt sich das Studium der Literatur zu diesem allgemeinen Lehrplan? Es wundert ihn nicht, nach eingeholter Information, constatiren zu müssen, daß Literatur als Lehrgegenstand nicht sehr begehrt sei. Von siebenundfünfzig Cursen in Cambridge waren nur zehn und von einunddreißig in London nur sieben der Literatur gewidmet. Ein gewisses Verlangen nach Unterricht in der Geschichte mit einem leisen Anflug von zeitgenössischer Politik sei das Einzige, was sich allenfalls einem Geschmack für Literatur genähert habe. Darüber hinaus zeige man sich abgeneigt, Literatur um ihrer selbst willen oder sonst Etwas zu studiren, was nicht einen sichtbaren und directen Einfluß auf die Tagesarbeit des Lebens habe. Nach der Härte, mit welcher die Naturwissenschaft so lange Zeit von der Literatur behandelt worden, sieht Morley darin einen Proceß der Wiedervergeltung, daß die Naturwissenschaft gegenwärtig die Literatur auf den niedereren Platz herabdrückt. Aber er billigt darum keineswegs die übertriebenen Ansprüche, welche heutzutage vielfach für die Naturwissenschaft als das Eins und Alles der Erziehung erhoben werden. Er verkennt nicht die Wichtigkeit der technischen und commerciellen Erziehung. „Wissen ist hier Geschäft," sagt er, „und wir werden niemals unseren industriellen Vorrang, mit Allem, was daran hängt, behaupten, wenn wir nicht mit aller Macht jene Erziehung fördern." „Aber," setzt er hinzu, „es gibt eine dritte Art von Wissen, welche gleichfalls Geschäft ist: die Pflege der Sympathien und Einbildungskraft, die Verfeinerung des moralischen Sinns und Erweiterung des moralischen Gesichtskreises. Was der modernen Cultur, welche wissenschaftlich in der Methode, rationalistisch im Geist und utilitarisch im Endziel ist, vor Allem Noth thut, das ist, irgend eine wirksame Kraft zu finden, welche das Ideal in uns pflegt — und das ist, nach meiner Auffassung, das Geschäft und der Beruf der Literatur." Literatur allein macht keinen guten Bürger, sie macht keinen guten Menschen und ist kein Substitut für das Leben und die That. Zwang und Beschränkung, Beispiele der Tugend und Gerechtigkeit erziehen, nach Burke's Worten, die Welt, nicht ein Haufen Bücher. Aber der Haufen Bücher, fügt Morley hinzu, wenn gut gewählt, versöhnt uns mit jener Zucht, erklärt uns jene Tugend und Gerechtigkeit, erweckt, was göttlich ist in unserem Geist, und erhebt uns zum Bewußtsein dessen, was in Anderen und uns selbst das Beste.

Zwar ist es nicht ermuthigend für die Freunde der Literatur, zu sehen, was am meisten gelesen wird — es sind, auch in England, die Romane: von dem gesammten Lesestoff entfallen auf sie zwischen 67 und 82 Procent. Nicht als ob Morley grundsätzlich ein Gegner dieser Art von Lectüre; vielmehr sagt er von sich selbst, daß er ein eifriger Romanleser, „a voracious reader of fiction" sei. Was er behauptet, und worin er sicher Recht hat, ist nur, daß das Verhältniß ein abnormes, und sein bescheidener Wunsch geht einzig dahin, daß der Procentsatz der Belletristik auf 40 sinke, der der allgemeinen Literatur von 13 auf 25 sich hebe. Man weiß, daß in England, selbst in den niederen Classen, ein Bücherschrank und in den höheren ein Bücherzimmer, eine Bibliothek zu den Requisiten des Hauses gehört, und es gilt dort als Regel, daß ein Mann mit — sagen wir nach unserem Gelde — 20 000 M. Einkommen 1000 davon zur Bestreitung seines literarischen Bedürfnisses gebraucht. Wir wollen hier keine Parallelen ziehen, die nicht zu Gunsten Deutschlands ausfallen würden. Aber freilich, es ist ein Ding, Bücher besitzen und ein anderes, Bücher lesen: auch dazu muß man erzogen werden oder sich selbst erziehen. Die Gewohnheit und Kraft, mit Nachdenken, richtiger Auffassung und lebhaftem, immer wachem Gedächtniß zu lesen, kommt dem natürlichen Menschen so wenig von selbst, wie irgend eine andere seiner vornehmsten Tugenden. Aber Jeder, sagt Morley, kann aus einem noch so beschäftigten Tag eine halbe Stunde herausbekommen für eine Lectüre, die gut und „uninteressirt" ist, d. h. keinen Nebenzweck hat. In einer halben Stunde kann man fünfzehn bis zwanzig Seiten eines Prosaikers, oder zwei- bis dreihundert Verse eines Dichters lesen.

Nun multiplicire man diese halbe Stunde mit 365 und berechne, welche Schätze man am Ende des Jahres aufgespeichert haben kann; wie viel Glück, Weisheit und Stärke sie für eine Lebenszeit zu gewähren vermögen!

Derjenige, der mit Nutzen lesen will, wird meistens nicht anders lesen, als mit Feder oder Bleistift in der Hand. Fast jedes Buch, welches werth ist, einmal gelesen zu werden, ist werth, zweimal gelesen zu werden und — was das Wichtigste von Allem — die Meisterwerke der Literatur sind werth, tausendmal gelesen zu werden. Nach dem Beispiel Locke's empfiehlt Morley, sich ein Excerptenbuch (common-place book) anzulegen, in welchem, unter verschiedenen Titeln, Alles verzeichnet wird, was uns überraschend, interessant und anregend erscheint.

Auch auf die Listen der „hundert besten Bücher", über welche wir früher bereits an dieser Stelle (Deutsche Rundschau 1886, Bd. XLVIII S. 473) berichtet haben, kommt Morley zu sprechen: aber, mit aller Hochachtung vor den Männern, welche sie zusammengestellt, billigt er sie doch nicht. Es kann nicht Zweck der Lectüre sein, einen Mann mit hundert Fetzen einer unzusammenhängenden Masse zu füllen. Nicht jedes Buch, welches in der Geschichte der Bücher oder des Gedankens einen großen Namen hat, ist darum schon werth, gelesen zu werden. Es verdankt seinen Ruhm vielleicht dem Umstande, daß es Etwas that, was zu seiner Zeit gethan werden mußte: mit der erfüllten Aufgabe schwindet seine Kraft. Man liest nicht, um sich oberflächliche Kenntniß von alle Dem zu verschaffen, was selbst weise Männer jemals geschrieben haben: das erziehende Moment in der Beschäftigung mit Literatur erklärt Cardinal Newman dahin, daß sie den Geist öffne, corrigire, verfeinere, daß sie denselben in den Stand setze, sein Wissen zu bereichern und zu verdauen, daß sie ihm Macht über seine eigenen Fähigkeiten gebe.

Die Frage wird oft aufgeworfen, wie man bei der Lectüre verfahren, ob man den Gegenstand, den Autor oder das Buch studiren solle? Morley's Antwort ist, daß, gleichviel ob man aus Interesse für den Autor oder das Buch lese, der Gewinn nur ein halber sei, wenn man nicht zugleich neue Gedanken und klareres Licht über den Mann und die Sache gewinnt. Hiermit zusammen hängt, wenn weiter gefragt wird, ob ein fester Plan unerläßlich, oder ob es erlaubt sei, nach Gefallen dies und jenes Buch zu lesen; und auch hier ist Morley für ein Compromiß. Wenn man einmal den Grund einer methodischen und systematischen Gewöhnung richtig gelegt hat, dann wird Alles, was man liest, seinen rechten Platz finden. Wenn der Intellect in guter Ordnung ist, wird man überall Etwas finden, um es sich anzueignen; Etwas, das nährende Kraft besitzt.

Und nun am Ende der Rede die Frage, welche wir vielleicht am Anfang derselben erwartet hätten: was ist Literatur? Morley hält es für ein unfruchtbares Bemühen, nach einer zugleich kurzen und erschöpfenden Definition zu suchen. Denn Literatur besteht aus einer ganzen Körperschaft von Classikern, und ein Classiker ist, wie Ste.-Beuve ihn erklärt, ein Autor, „welcher eine unzweideutige, moralische Wahrheit entdeckt oder irgend eine ewige Leidenschaft ergründet hat in dem Menschenherzen, in welchem scheinbar Alles bekannt und erforscht war; . . . welcher zu Allen in einem Stile gesprochen hat, der sein eigen, und dennoch in dem Stil eines Jeden sich wiederfindet — in einem Stile, der zugleich neu und alt und der Zeitgenosse jedes Jahrhunderts ist." Dichter, Dramatiker, Humoristen, Satiriker, Meister des Romans, die großen Prediger, die Verfasser von Charakterstudien und Maximen, die großen politischen Redner — sie alle sind Literatur insofern, als sie uns den Menschen und die menschliche Natur kennen lehren. Bücher sind nicht Erzeugnisse des Zufalls und der Laune:

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn,"

hat Goethe gesagt, und wer ein Buch verstehen will, muß das Zeitalter kennen, dessen Gedanken, Geschmack, Empfindung, Einbildungskraft, Humor und Erfindung, aus denen es hervorgegangen ist, ebenso wie der Naturforscher die Vertheilung der Pflanzen und

Thiere über den Erdball, ihre Anwesenheit oder Abwesenheit aus den großen geologischen, klimatischen und oceanischen Veränderungen erklärt. Indem wir das Studium der Literatur pflegen, pflegen wir eine der wichtigsten Seiten der Geschichte: sie gibt uns den weiten Blick und die weite Sympathie für Alles, was menschlich ist, befestigt uns in unserer nationalen Eigenart und hilft uns, deren edelsten Ausdruck, unsere Muttersprache bewahren in ihrer Reinheit und Würde. Dem großen Staatenlenker und Feldherrn zunächst stellt Milton den Mann, „welcher bestrebt ist, in Grundsätzen und Regeln die von einem guten Zeitalter der Nation überkommene Gewohnheit und Methode des Sprechens und Schreibens zu sichern"; und er schließt mit den schönen Worten: „Wir haben niemals von einem Reich, einem Staate gehört, welches sich nicht wenigstens in einem mittleren Zustande der Blüthe befand, so lange sein eigenes Wohlgefallen an seiner Sprache und seine Sorge für dieselbe währte." So betrachtet, wird das Studium der Literatur zu einem Erziehungsmittel der Nation — und zu einem der mächtigsten; es bildet den Charakter, fördert die Humanität, vertieft die Vaterlandsliebe, lehrt uns wägen und erwägen und gibt uns, mehr als jedes andere Studium, in der steten Begleitung weiser Gedanken und rechter Gefühle die sicherste Bürgschaft inneren Glücks. J. R.

„Einheitlichkeit des Naturerkennens".

Wir werden um folgende Richtigstellung ersucht. In dem Aufsatz „Einheitlichkeit des Naturerkennens" im vorigen Hefte citirt Herr B. Carneri (S. 254 Z. 10 v. u.) einen Satz aus Preyer's „Elementen der allgemeinen Physiologie" mit den Worten, daß „der endliche Reizerfolg selbst keine Bewegung, sondern die Hemmung einer solchen oder Empfindung ist." Der Satz aber lautet: „In allen Fällen ist die Application des Reizes auf den erregbaren Theil, d. h. der Vorgang der Reizung, verbunden mit der Uebertragung actueller Energie auf denselben, auch wenn die Endwirkung, der endliche Reizerfolg selbst keine Bewegung, sondern die Hemmung einer solchen oder Empfindung ist." Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

εν. **Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807—1815.** Von Alfred Stern. Leipzig, Duncker und Humblot. 1885.

Unter diesem Titel hat Alfred Stern, der sich seit Jahren mit der Erforschung der preußischen Geschichte von 1807—1815 eifrig und erfolgreich beschäftigt, eine Anzahl von Abhandlungen und Actenstücken vereinigt, die nur zum Theil bereits in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht waren. Bei seiner gründlichen Kenntniß des gedruckten und ungedruckten Materials würde Stern wie Wenige berufen sein, eine zusammenhängende Darstellung der Reformzeit Preußens wagen zu können; allein eben als ein vortrefflicher Kenner jener Zeit, fühlt er auch mehr als ein Anderer die Lücken unseres Wissens und bescheidet sich vorerst nur, einzelne Ereignisse theils in hübsch abgerundeter Erzählung darzustellen, theils durch Veröffentlichung bisher unbekannter Actenstücke zu erläutern und aufzuklären. Unter den Abhandlungen verdient ohne Zweifel den ersten Platz die „Geschichte der preußischen Verfassungsfrage von 1807 bis 1815", in welcher Stern die Entwickelung des constitutionellen Gedankens in dem genannten Zeitraume, die Stellung der einzelnen Persönlichkeiten namentlich Stein's und Hardenberg's zu der Frage der Einführung von Reichsständen in Preußen, die Verhandlungen der interimistischen National-Repräsentation von 1812—1815, kurz die ersten Anfänge von Verfassung und Volksvertretung in Preußen dargestellt hat. Von den übrigen Abhandlungen erwähnen wir nur noch die über den „Sturz des Freiherrn vom Stein im Jahre 1808 und den Tugendbund". Nach der überzeugenden Ausführung des Verfassers war es freilich zuerst und hauptsächlich die Einwirkung Napoleon's, die den Rücktritt Stein's erzwang, daneben aber fehlte es doch nicht an Intriguen politischer Gegner, welche die Stellung des großen Reform-Ministers nicht ohne Erfolg zu erschüttern suchten. Unter den Actenstücken, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, sind an Umfang wie an Inhalt bei weitem die wichtigsten die Auszüge aus dem im Ministerium des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Schriftwechsel der französischen Regierung mit ihrer Gesandtschaft in Berlin in den Jahren 1809 bis 1813. Namentlich die — meist wörtlich mitgetheilten — Berichte über Unterredungen mit König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, über den Kronprinzen Friedrich Wilhelm u. A., verdienen aufmerksame Beachtung. Weitere Einzelheiten anzuführen, müssen wir verzichten; das Buch im Ganzen ist, Dank den eindringenden Forschungen und der besonnenen Kritik des Verfassers, einer der wichtigsten Beiträge zur neueren Geschichte Preußens.

ξ. **Briefe an und von Hegel.** Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Theilen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1887.

Zugleich neunzehnter Band der „von einem Verein von Freunden" herausgegebenen Schriften Hegel's. Von diesen Freunden allen lebt heute nur noch, in hohem Alter, Michelet. Hegel starb 1831. Vor zwanzig oder dreißig Jahren hätte das Buch noch aus der Fülle eigner Erinnerungen heraus besprochen werden können. Heute liegen die Jahre, in denen diese Briefe geschrieben und ihr Inhalt erlebt wurde, weit zurück und müssen historisch construirt werden. Es war nicht die Absicht des Herausgebers — wenn wir diese recht interpretiren — Hegel als Philosophen und Gelehrten erscheinen zu lassen, sondern ihn im menschlichen Durchschnittsverkehre zu zeigen. Reisebriefe aus Wien oder Paris, oder Zwischenstationen, an Frau und Kinder nehmen breiten Raum ein. Man hat das angenehme Gefühl einer frischen, gesunden Atmosphäre bei der Lectüre. Für Theater, Oper, Galerien und Sehenswürdigkeiten hat Hegel viel übrig und gibt lebendig und angeregt von den empfangenen Eindrücken Rechenschaft. Auch eine Anzahl brieflicher Aeußerungen Goethe's fehlen nicht. All diese Briefschaften aber geben nur fragmentarischen Einblick in Hegel's Existenz, den Verkehr mit Cousin ausgenommen, dem Hegel bei ganz besonderem Anlasse näher getreten war und mit dem er eine dauernde Freundschaft geschlossen hatte. Wie liebenswürdig und leicht stechen Cousin's Briefe gegen den übrigen Inhalt des Buches ab. Ihm ging das persönliche Verhältniß über das wissenschaftliche. Sein im Anhange mitgetheilter Brief an Schelling, mit dem Cousin ebenfalls befreundet war und der ihn quasi zwingen wollte, zwischen ihm und Hegel öffentlich zu wählen, ist ein Meisterstück.

γρ. **Grübeleien eines Malers über seine Kunst.** Von Otto Knille. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Neuer Abdruck der bereits in der „Deutschen Rundschau" mitgetheilten kunsthistorischen Betrachtungen des Meisters, welche einen neuen Beweis für den Satz liefern, daß die über Kunst und Künstler im Publicum umlaufenden Anschauungen in den Aeußerungen der Künstler selbst den Boden finden, der sie emporkommen läßt. Daß dem so sei, ist auch ganz in der Ordnung. Von jeher haben Dichter und Musiker über ihre Kunst in eignen und fremden Leistungen philosophirt, von jeher auch die Maler und Bildhauer ein Gleiches gethan, es kann also auch heute, wenn dieser Stand der Dinge als ein natürlicher anerkannt wird, Schriftstellern dieser Art damit weder ein Vorwurf gemacht, noch Schriftstellerei dieser Art für unberechtigt erklärt werden. Knille sucht das Seinige dazu beizutragen, die großen herrschenden Gegensätze des Realismus und Idealismus zu erklären und in ihrer Bethätigung zu verfolgen, ohne seinerseits, wie es scheint, zu wissen, was aus beiden werden solle. Der Gegensatz aber hat immer bestanden und pflegt dann stets zu Besorgnissen Anlaß zu geben, wenn durch eine Laune der Vorsehung die Vertreter der einen und anderen Richtung einander nicht die Wage halten, sondern eine von ihnen fast ausschließlich in ausgezeichneten Talenten hervorragt. Die Geschichte aber zeigt, daß diese Spaltung der Weltanschauung, die in Plato und Aristoteles ihre ältesten glänzenden Repräsentanten hatte, und die alle Jahrhunderte mit ihren Streitigkeiten in Bewegung hielt, im Wesen der Menschheit tief begründet liege, und daß der Wechsel in der Obergewalt hier wahrscheinlich ein ebenso dauernder sein werde als auf dem Gebiete des gesammten geistigen Lebens überhaupt.

ϱ. **Schiller's Jungfrau von Orleans,** neu erklärt von Dr. Georg Friedrich Eysell, Königl. Gymnasialdirector a. D. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1886.

Ein verdienter Schulmann, der ein langes rühmliches Leben praktischer Thätigkeit hinter sich hat, legt in dieser Schrift die Resultate vieljähriger, tief eindringender Untersuchungen über Schiller's Meisterwerk nieder. Wir erinnern uns aus früherer Zeit einer Studie desselben Verf. über Goethe's Tasso, welche das Verständniß der edlen Dichtung in weiten Kreisen nicht wenig förderte. Von beiden Aufgaben aber war die erstere die weitaus schwierigere, weil kaum in einem zweiten Trauerspiel die tragische Schuld so ganz aus dem Bereich des sichtbaren Geschehens weg in den psychologischen Vorgang verlegt worden ist, welcher, wenn nicht richtig erfaßt, jeden Erklärungsversuch als ungenügend erscheinen lassen muß. Gerade hier setzt Eysell ein, und seine Interpretation hat etwas durchaus Ueberzeugendes. Die Durchführung von Johannens Beruf ist auf zwei Bedingungen gestellt: auf das Bewahren der reinen Jungfräulichkeit und das Tödten alles Lebenden, welches der Himmel ihr entgegenschicken wird. Diesen unbedingt sichern, indirect von der Gottheit ihr bezeichneten Weg schlägt sie nicht ein, oder vielmehr sie verläßt ihn. Bereits in Domremy hegt sie den Glauben, von der weiblichen Liebesschwachheit frei und im Stande zu sein, jeder Versuchung aus eignem Vermögen zu widerstehen. Wie dieses Selbstvertrauen sich allmälig zur Selbstgewißheit und Selbstüberhebung, zum Hochmuth steigert, ist durch alle Stufen der Entwicklung hindurch von Eysell vortrefflich nachgewiesen worden. Aus Johanna's Hochmuth, der Liebe gegenüber sicher zu sein, geht ihr Hochmuth in allem Vollbringen hervor und gipfelt in den Worten: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn, und käm' die Hölle selber in die Schranken, mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken". Dieser schuldvollen Ueberhebung folgt unmittelbar der Fall in der Begegnung mit Lionel — sie tödtet ihn nicht, sie kann ihn nicht tödten — sie liebt ihn! Sehr feinsinnig ist der Beweis geführt, daß wir in der Erscheinung des schwarzen Ritters den Geist Talbot's zu sehen haben, als Warner der Jungfrau geschickt, den sie gleichfalls nicht tödten kann und mag, weil er kein Lebender ist. Doch diese Mahnung zur Demuth geht an ihr vorüber, und sie verfällt ihrem Geschick. Nicht minder anziehend wird alsdann der Kampf zwischen Liebe und Schuldbewußtsein, die Buße, Erneuerung und Wiederannahme Johanna's zum Werkzeug Gottes, die Vollendung ihrer Sendung und Person behandelt, und bereichert werden wir zu der Lectüre von Schiller's Drama selbst zurückkehren, wenn wir diesen Commentar gelesen haben, der in ernster, aber geschmackvoller Darstellung die Hoheit und Schönheit der Dichtung auf ihre letzten, ästhetischen sowohl als philosophischen Gründe zurückführt.

λ. **Gesammtausgabe von Heinrich Heine's Werken.** Mit einer Biographie des Dichters und Einleitungen von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Hermann Dürselen.

Nachdem drei Jahrzehnte seit dem Tode des Dichters des „Buches der Lieder" verflossen und das Verlagsrecht seiner Werke erloschen ist, sprießen allerorten die verschiedensten Heine-Ausgaben zu allen nur möglichen Preisen und in jeder Art von Formaten hervor. Die obige Ausgabe darf zu den besseren gezählt werden; sie erscheint in zwanzig Heften und bietet sehr guten klaren Druck auf starkem, holzfreiem Papier. Der Text ist nach der bekannten Strodtmann'schen Ausgabe, jedoch ohne deren Varianten, hergestellt; die kurze Biographie Heine's sowie die knappen orientirenden Einleitungen zu jedem der einzelnen Werke rühren von Wilhelm Bölsche her. Was uns an ihnen gefällt, ist die Aufrichtigkeit ihres Verfassers, der seine eigene und nicht die landläufige Meinung äußert und das Bild des Dichters mit all' seinem Licht und Schatten sieht und wiederzugeben sucht. Wir finden dies namentlich in der biographischen Skizze, die, so kurz sie ist, dennoch eine treffliche Uebersicht über das Leben Heine's und seine Zeit bietet und in ihrer Art als musterhaft bezeichnet werden kann.

ϰ. **The Statesman's Year-Book,** edited by J. Scott Keltie. Twenty-fourth annual publication. London, Macmillan & Co. 1887.

Von den drei Jahrbüchern, welche für Jeden, der an der Regelung des politischen oder wirthschaftlichen Lebens der Völker Antheil nehmen will, unentbehrlich sind, ist das vorliegende neben seinen Genossen: unserm deutschen „Gothaischen Kalender", der bereits zum 124. Male erschien und dem 43jährigen „Annuaire de l'économie politique" das jüngste, in jeder andren Hinsicht aber den beiden vorgenannten ebenbürtig. Am Gothaischen Kalender ist vor Allem bewundernswerth, welche Fülle des Materials er aus allen Gebieten der Staatswissenschaften auf knappstem Raum, unbeschadet der Uebersichtlichkeit, zusammenzudrängen versteht. Der Altmeister Maurice Block beschränkt sich in seinem Annuaire wesentlich auf Volks- und Staatswirthschaft und betont vor Allem die bezüglichen französischen Verhältnisse. Das englische „Jahrbuch des Staatsmanns" ist das breitest angelegte: ebenso umfassend in seinen Mittheilungen wie der Gothaische Kalender, vertieft er dieselben für alle Länder in der Art, wie Block in seinem Annuaire Frankreich speciell behandelt, wobei die Literaturangaben für jedes Land besonders dankenswerth sind. Keltie, der Herausgeber des Year-Book, ist trotz der bereits erreichten Ausführlichkeit desselben immer bemüht, einerseits neue Materialmassen zu weiterem Ausbau seines vorzüglichen Unternehmens heranzuholen: in dem vorliegenden Jahrgang erscheint z. B. zum ersten Male eine besondere Rubrik für Agriculturstatistik. Anderseits wird den jeweiligen politischen Veränderungen auf unsrem Erdball Rechnung getragen: so wird Ober-Birma bereits als ein Theil von Indien behandelt, während Corea umgekehrt als selbständiges Gebiet neben China erscheint. Vor Allem aber werden das deutsche Publicum die vielen lehrreichen Notizen, die in sorgfältiger Auswahl unsre Colonial-Ansätze betreffen, interessiren.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alvino. — J. Calendari per Francesco Alvino. Firenze, Coppini e Bocconi. 1887.

Aus der Wilhelm-Straße. Erinnerungen eines Officiösen. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger. (Hammer & Runge).

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes. 114—117. 121. 124—125. Halle a. S., Otto Hendel.

Briefe von Goethe's Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyer's und Portraits. Straßburg, Carl J. Trübner. 1887.

Büchner. — Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1887.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausg. von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrg. Hft. 4: Der gerichtliche Zweikampf und das heutige Duell. Von Conrad Thümmel. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernh. Seuffert. Bd. 26: Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften. Heilbronn, Geb. Henninger. 1887.

Dilke. — L'Europe en 1887. Par Sir Charles Wentworth Dilke. Paris, Maison Quantin. 1887.

Duchiron. — Les juifs et la légalité par E. Duchiron. Paris, L. Guerin et Cie. 1887.

Dyes. — Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmuth. Deren Entstehung, Wesen und gründliche Heilung von Dr. August Dyes. Berlin, A. Zimmer. 1887.

Er schlägt sich nicht. Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien, K. Löwit. 1887.

Finck. — Romantic love and personal, beauty, their development, causal relations, historic and national peculiarities. By Henry T. Finck. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1887.

Fuchs. — Goerbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Golowin. — Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes von Iwan von Golowin. Leipzig, Fedor Reinboth.

Gorel. — Der deutsche Professor in der Politik. Von Ludwig Gorel. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger. (Hammer & Runge). 1887.

Gregorow. — Die Sazo-Saxonen. Roman von Samar Gregorow. 20. Auflage. Berlin. Rich. Eckstein Nachfolger. (Hammer & Runge). 1887.

Grove. — A Dictionary of Music and Musicians. Edited by Sir George Grove. Vol. IV. London, Macmillan and Co. 1887.

Günther. — Der Ambergau. Von F. Günther. Zweite Abtheilg. Hannover, Carl Meyer. (Gustav Prior). 1887.

Gurlitt. — Geschichte des Barockstiles, des Rococo und des Klassicismus von Cornelius Gurlitt. 9—12 Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. (Paul Neff). 1887.

Hertz. — Voltaire und die französische Strafrechtspflege im achtzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des Aufklärungszeitalters von Eduard Hertz. Stuttgart. Ferdin. Enke. 1887.

Hilder. — Unsere Offiziere a. D. Ein Schattenbild aus dem socialen Leben von G. O. Hilder. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger. (Hammer & Runge.) 1887.

Kirchbach. — Waiblinger. Ein Trauerspiel unserer Zeit. Von Wolfgang Kirchbach. Zweite, verbesserte Aufl. München, Otto Heinrichs. 1887.

Krause. — Friedrich List und die erste große Eisenbahn Deutschlands. Ein Beitrag zur Eisenbahngeschichte. Von Robert Krause. Leipzig, Eduard Strauch. 1887.

Kühnast. — Kritik moderner Rechtsphilosophie von L. Kühnast. Berlin, Hermann Bahr. 1887.

Lazarus. — Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum von Prof. Dr. M. Lazarus. Leipzig, C. F. Winter. 1887.

Lingg. — Die Bregrenzer Klause. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Lingg. München, Theodor Ackermann. 1887.

Lolling. — Die Quadratur des Zirkels. Sichere Lösung einer bislang als Problem betrachteten wissenschaftlichen Frage. Von W. F. Lolling. Hamburg, G. Kramer. 1887.

Maurice. — La réforme agraire et la misère en France. Par Fernand Maurice. Paris, Aux bureaux du Journal: La terre aux paysans.

Meyer. — The Monk's Wedding. A Novel by Conrad Ferdinand Meyer. Translated from the German by S. H. Adams. Boston, Cupples and Hurd. 1887.

Paetel. — Catalog der Conchylien-Sammlung von Fr. Paetel. (Vierte Bearbeitung.) Mit Hinzufügung der bis jetzt publicirten recenten Arten, sowie der ermittelten Synonyma. 1—2 Lfg. Berlin Gebrüder Paetel. 1887.

Philosophische Studien, herausgegeben von Wilhelm Wundt. IV. Bd. 3. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887.

Oeffentliche Vorträge. IX. Band. 5. Heft: Der Koran. Von Prof. K. Steck. 6. Heft: Charles Dickens, der Humorist. Von A. Zollinger. Basel, Benno Schwabe. 1887.

Rahmer. — Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper. Populär dargestellt von Dr. S. Rahmer. 1—2 Lfg. Stuttgart, Otto Weisert. 1887.

Romundt. — Die drei Fragen Kant's von Dr. H. Romundt. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. (R. Stricker.) 1887.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft. 5: Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. Von P. Treutlein. Hft. 6: der Elephant in Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Colonien. Von Dr. Heinrich Bolau. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Schottmüller. — Der Untergang des Templer-Ordens mit urkundlichen und kritischen Beiträgen von Dr. Konrad Schottmüller. 2 Bde. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1887.

Steiner — Kurz gefaßtes Deutsch-Pasilingua-Wörterbuch mit Regeln der Wortbildung und Wortbiegung. Von P. Steiner. Neuwied a. Rh., Heuser's Verlag.

Triglaw-Bismarck. Eine Sage im vierten Jahrtausend. Berlin, Eugen Grosser. 1887.

Wiesner. — Beiträge zur Geschichte Rußlands. Nach bisher unbenutzten russischen Original-Quellen von A. C. Wiesner. Leipzig, Reinh. Werther. 1887.

Wild-Queisner. — Lieutenants Lieben und Leiden. Von Rob. Wild-Queisner. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger. (Hammer & Runge). 1887.

Ziegler. — Monte Carlo. Ein Spielroman von Ernst Ziegler. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.52

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY